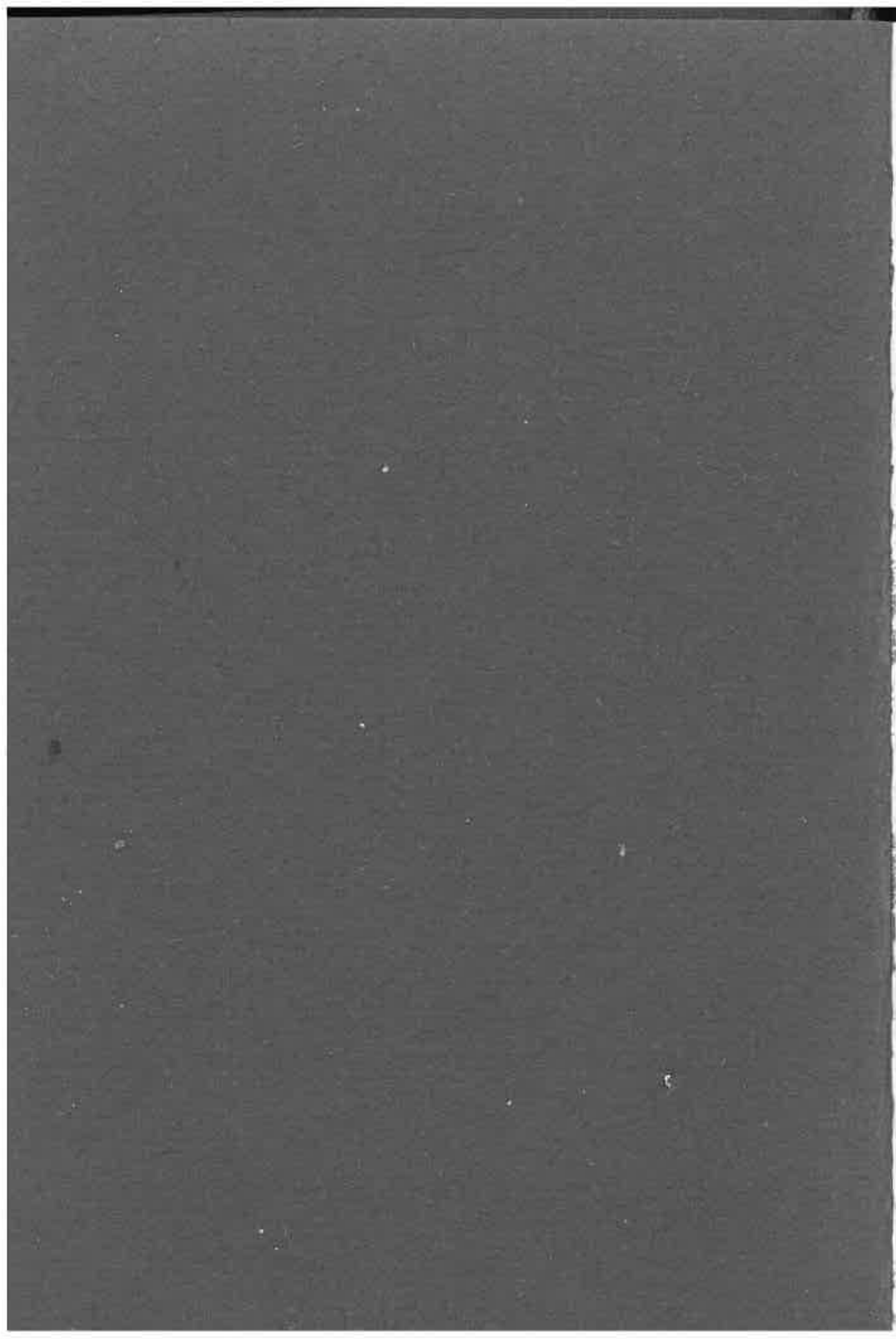



J. DOSE




VON JOHANNES DOSE



# Ein Bonapartefeind

## Abenteuer und Amouren, Fahrten und Fährlichkeiten des Oberstleutenant von Wahren

von

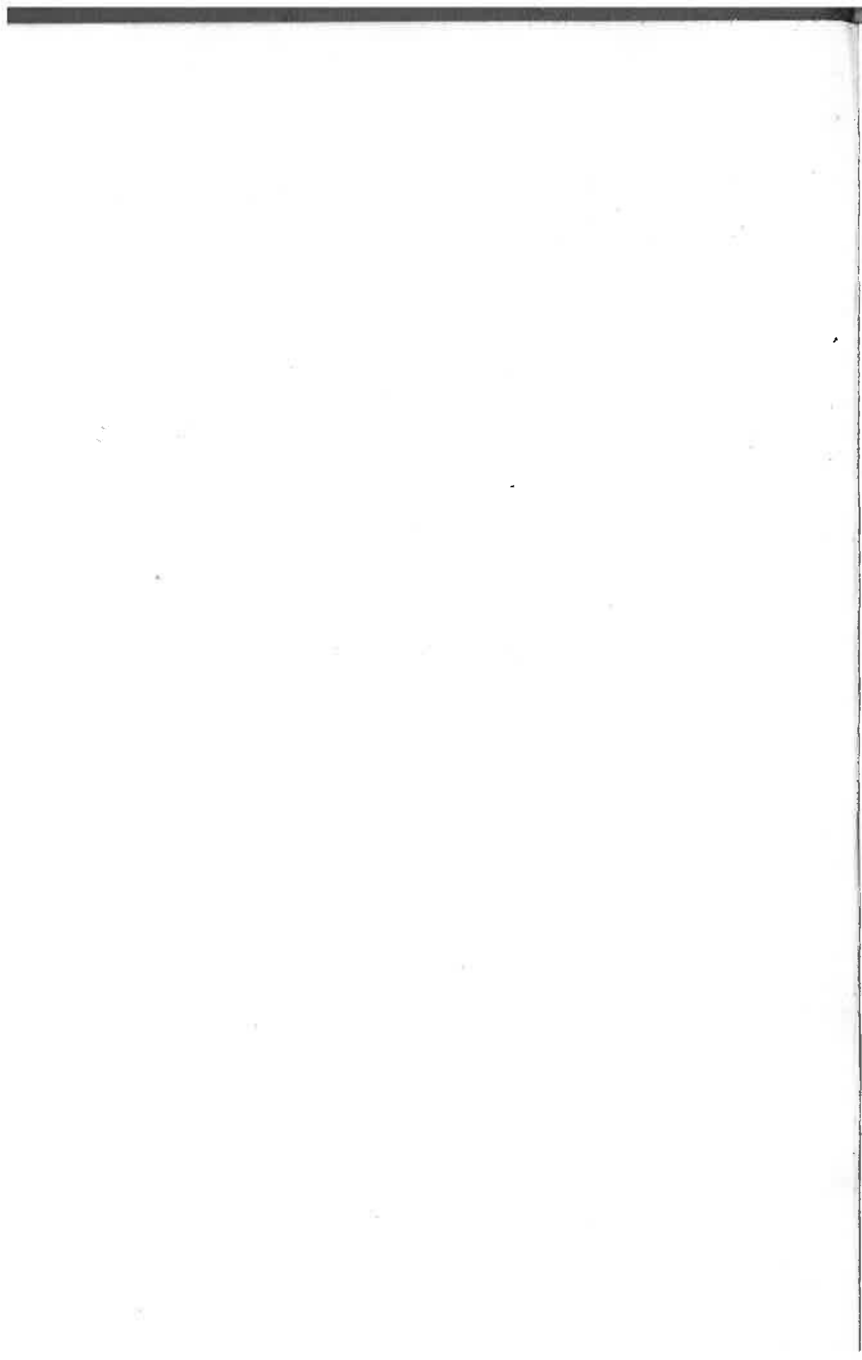
Johannes Dose



Leipzig

Verlag von E. Ungleich

1911



Erster Abschnitt.

# Ein ins Haus geflogener Schatz.

Als ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren im deutschen Klein-Paris, in der urgemütlichen, urgelehrten und -geliebten Stadt des deutschen Büchermarkts und der Leipziger Ostermesse, die so heiß ersehnt, so schön und schicksalsschwanger ist für deutsche Dichter und Verleger, studienhalber weilte, der weltlichen Wissenschaft und der Gottesgelehrsamkeit mich widmete, — vor fünfundzwanzig Jahren, als ich noch kein Buch verbrochen hatte, sondern ein frohes, freies, um die Messe und noch mehr Dinge unbesorgtes Bürschlein war und die Nase fleißig in dicke, modrig riechende Scharteken, aber auch in lieblich duftende Bier- und Gosekrüge steckte, habe ich nicht nur, wie manche Studenten jener Zeit, alle Wirtshäuser und Fechtböden und etliche Hörsäle, sondern die ganze, wackre Stadt und ihre weite, flache Umgebung gründlich kennen, aber auch gründlich schätzen gelernt. Fast an allen regenfreien Sonntagen, die der liebe Himmel dem Sachsenlande schenkte, habe ich, mit dem Stabe in der Hand, ein paar Butterbröten in der Tasche und einigen Groschen Zehrgeld im Beutel, das ganze Umland der Pleißestadt in einem Radius von anderthalb Meilen durchwandert und alle Dörfer gen Osten und Westen, Norden und Süden besucht und beschaut.

Das Blachfeld um Leipzig herum war und ist als höchst langweilig verschrien, durfte mit seinen vielen häßlichen, wie Backsteinpilze emporschießenden Riesendörfern auf Anmut gewißlich keinen Anspruch erheben und schien, mit

Ausnahme des traulichen Rosentals, dem schönheitsdurstigen Auge wenig oder nichts zu bieten. Aber mich hat's gefreut und oft aufs tiefste ergriffen. Schon die üppige Fruchtbarkeit, das schwere Ährengold, das satte Grasgrün und Kleerot der Leipziger Ebene hat meinem Agrarierauge und meinem rustikalen Herzen viel Genuß bereitet.

Und hier, allüberall, wohin mein Fuß tritt, mein Blick schweift, ist heiliger Boden, wo Helden den ewigen Schlummer schlafen und wir in Ehrfurcht die Schuhe ausziehen, hier ist Germaniens unsterbliche Wahlstatt! Auf diesem Blachfelde stehen die großen Toten im dankbaren Gedächtnis auf, auf Schritt und Tritt umschweben uns die gewaltigen Erinnerungen an Deutschlands edelste Zeit.

Oft habe ich in jenem Studienjahre Gohlis und Möckern, Probstheida und Wachau und alle die Orte, die nach Jahrhunderten noch auf den Tafeln unsrer Geschichte stehen, besucht, und bin ich an freien Sonntagen über die Schlachtgefilde gewandert, um die in den Oktobertagen 1813 so hart und heiß, so blutig und erbittert gerungen wurde. Da ging mir das Herz weit, weit auf, ja die Augen gingen fast vor Bewegung mir über, und diese Wallfahrt nach den heiligen Stätten der Leipziger Schlacht ist mir und meiner Seele ein sonntäglicher und erbaulicher Gottesdienst gewesen.

Ich war dazumal ein recht einsamer Wanderer und Wallfahrer, denn die andren akademischen Bürger Leipzigs hatten zumeist andre Sonntagspassionen. Selten oder nie ist es meiner Überredung gelungen, einen Wandergenossen zu gewinnen oder einen Studenten zu bewegen, die denkwürdigen Dörfer mit mir zu besichtigen. Das Laufen in dem Lehm von Möckern, in dem einst die Tapfren des Marschall Vorwärts unentwegt vordrangen, war den deutschen Jünglingen meiner Zeit eine zu langweilige Sache. Es hat mich oft konsterniert zu hören, wie die berühmten Stätten der Völkerschlacht diesen unverfrorenen Herren — besonders Medizinern und Juristen —, welche die Zukunft deutscher Wissenschaft mit sehr viel Selbstbewußtsein repräsentierten, völlig unbekannte und böhmische Dörfer waren; und mehr als ihre unverzeihliche Ignoranz hat ihre

blasierte, banausische Teilnahmlosigkeit beim Anblick einer kugeldurchlöcherten Gartenmauer mein deutsches Gemüt empört.

Der glorreiche Freiheitskampf um Leipzig her schien bei der gelehrten Jugend Germaniens kein Verständnis zu finden, ja in tiefe Vergessenheit geraten zu sein, Gott sei's geklagt. Das ist in unsern Tagen, gottlob, anders und besser geworden. Doch vor 25 Jahren, als ich einsam das Feld von Möckern durchpilgerte, an der Hand der Karte strategische Studien machte und ein Bild des Blücherkampfes zu gewinnen suchte, wurde in Leipzig selbst blitzwenig von der Leipziger Schlacht geredet, gesagt und gesungen, während das Sedanfest mit viel Lust und Lärm gefeiert wurde; es wollte bedünken, als wenn die schönen Siege von Anno 70 die Großtaten der Großväter, die Märsche und Mühen des Jahres 1813 in Schatten und Dunkel gestellt hätten. Auch die Generation, die in den Dörfern aufwuchs, wußte wenig von vergangenen Tagen; die Bauern, die den heiligen Boden beackerten, hatten sehr spärliche Erinnerungen und konnten zu meinem Bedauern keinen Aufschluß mir geben, und auf den denkwürdigen Stätten stand kein hochragendes Denkmal, das von weither den Weg mir wies.

Wohl habe ich, wenn ich schauend und sinnend über die blutgedüngten Gefilde schritt, hier und da, oft im Korn versteckt, einen Bautastein gefunden. Doch wie schlicht und bescheiden waren diese Denkmäler der großen Toten! So ungeheuer das Ringen der fünfhunderttausend Helden der tosenden, erderschütternden Völkerschlacht gewesen, so unbedeutend und aus vergänglichem Stoff waren ihre Zeugen in Stein und Erz. Und dennoch haben die Gedenksteine und -steinlein der Leipziger Schlacht in all ihrer Einfachheit und Schlichtheit mir manche Träne der Rührung entlockt. Sie legten nicht nur Zeugnis ab von der Schlacht, sondern auch von dem Sinn ihrer Erbauer, denn anspruchslos und schlicht, voll Innigkeit und Treue waren sie wie die Biedermeierzeit, die sie erbaute, wie jene gute, alte und arme Zeit, die nicht prunkte noch pompte, sondern mit geringen Mitteln hauszuhalten verstand.

Dazumal und jetzt! Ist die deutsche Welt umgewechselt und umgewandelt worden? Welch ein Gegensatz gegen heute, wo Germanien reich und wohllebig, prunkhaft und protzig geworden; wie ganz anders und leider ins Extrem ausgeartet ist das in unsren Tagen! Allerorten sind stolze Denkmäler emporgeschossen, auf allen Märkten und freien Plätzen stehen in Erz und Stein die unzähligen Standbilder der Kaiser und Könige, der wahrhaft Großen und der Gernegrößen unsres Volkes, alle Höhen in unsren Gauen sind mit Gedächtnistürmen und =obelisken besäet, als wenn unser Jahrhundert so viele unsterbliche Männer erzeugt und so viele unvergängliche Taten getan hätte, wie das Jahr Tage zählt. Es ist, als wenn eine Sucht und Seuche, die Denkmalsetzsucht, das deutsche Volk ergriffen hätte. Haben wir selbst nur ein Werk vollbracht, — denn noch errichtet man dem Reichtum keine Ruhmeszeichen — das einer Statue und eines Steines wert und würdig wäre? Oder setzen wir darum den unsterblichen Verdiensten der Väter Erz= und Marmorbilder auf allen Märkten und Hügeln, weil wir selbst so arm, so hungerarm sind an unvergänglichen Werken? Ach, auch nichtige Dinge, Gemeinplätze, Kleintaten und Durchschnittsmänner erhalten heute zu oft ihren unverdienten Bautastein. Das Ausland lacht und verlacht, der blasierte Deutsche verzieht die spöttischen Lippen, und die wahren Patrioten machen ein tiefernstes Gesicht, das immer verdrossener und trauriger wird.

Wenn ich auch die eitle Selbstverkennung, die, eigner Verdienste bar, im Glorienglanz der Ahnen sich spreizen will, und die lächerliche Sucht, jeder Talmigröße, jeder Bagatelle der Geschichte ein Denkmal zu setzen, laut schelte, will ich noch viel lieber, noch viel lauter reden und rühmen von der wahren Dankbarkeit der Enkel, die in edlem Herzensdrange ihrer Groß= und Urgroßväter Siegestat und Friedenssegnung in Marmor und Bronze ritzt. In Dank und Bewunderung der zahllosen Helden von Anno 13 und Anno 70 zu gedenken und jedem wahren Verdienst frischen Lorbeer zu winden, das bewahrt vor falscher Selbstbewertung und Selbstberäucherung, das begeistert den Nachfahr und Enkel

zu edlem Streben und tapfrem Sterben für das herrliche Vaterland und die höchsten Güter. Wo die hehren Gestalten unsrer Walhalla auf uns herabschauen, da geht von ihren steinernen Bildern eine Kraft aus und Geist von ihrem Geist in unsre Seele; und im Aufblick zu den großen Männern der Geschichte werden die neuen Helden unsres Volks geboren. Ja, ein würdiges Denkmal predigt mit seiner Lapidarschrift laut und tönend Germaniens Geschichte. Alle Tage leuchtet mein Auge hellauf, wenn es auf der Elbhöhe die Reckengestalt des einzigen Otto erblickt, wie dieser treue Roland seines Volks auf der Wacht steht am deutschen Meere, auf dem die Zukunftsgröße seines Reichs gewonnen wird.

Und was ich bei meinen Wallfahrten auf der Leipziger Ebene vergebens suchte, ein wahrhaft erhebendes Denkmal der Völkerschlacht, das in grandioser Wucht den gewaltigen Kampf verewige und die Pyramiden überdaure, das wächst jetzt auf der Höhe hinter Reudnitz zu seiner Riesengröße empor, wird ein Titane unter seinesgleichen sein und alle deutschen Siegessäulen überragen. Dieses Denkmal, das ich als Jüngling im Traum hinbaute, werde ich als Mann mit Jubel begrüßen, denn, wenn ein Tag unsrer Geschichte Mal und Marmor verdient hat, so haben es die Oktobertage der Leipziger Schlacht, wo um des Vaterlandes Sein oder Nichtsein die Würfel fielen.

Vor 25 Jahren war die Schlacht fast in Vergessenheit geraten; man hatte keinen rechten Sinn für ihre Größe, kein Gedächtnis für ihre Helden. Heute ist, Gott sei Dank, das Gegenteil eingetreten. Alles, was in den schicksalsreichen Jahren von 1800 bis 1814 sich ereignete, die großen Freiheitsschlachten und die kleinsten Blücherschnurren, jedes kecke Reiterstück und jedes Dorf, wo der Franzmann floh, weckt heute die innigste Teilnahme. Jede Aufzeichnung, jede Nachricht aus jenen Tagen wird aus verstäubten Schränken und Truhen hervorgeholt, mit Ehrfurcht betrachtet, und selbst die vergilbten Stammbuchblätter, die ein Urgroßvater und längst vergessener Ahne der Familie mit verschnörkelter Handschrift und mit schöngeistigen Reimen beschrieb,

werden pietätvoll angefaßt und wie ein Heiligtum aufgehoben.

Leider hat keiner meiner Vorfahren, die in dem äußersten Thule Germaniens, an den nördlichsten Grenzen des Reichs wohnten und mit einem andern Feinde, mit dem Dänen, hart um ihr Deutschtum rangen, an dem Befreiungskampfe der zornigen, ihre Korsenketten zerbrechenden Söhne Teuts teilgenommen. Oft habe ich als Kind bedauert und wie einen Ahnenmangel und -makel es gefühlt, daß von dem edlen Blut der Freiheitshelden kein Tropfen in meinen Adern rollt. Trotzdem mir nicht die Ehre beschieden war, ein Nachfahr jener Recken von Anno 13 zu sein, hat kein Zeitraum des ewigen Wechsels, den wir Weltgeschichte nennen, mein Denken so viel und freudig beschäftigt, wie das Jahrzehnt der deutschen Schmach und deutschen Ehre. Die Freiheitskämpfe und -helden von 1809—14, wo Größe den gemeinen Krieger umkleidete, sind die ganze Liebe meines Herzens und das hohe Lied meines Mundes.

Wenn ich auch in meinen Kisten und Truhen aus der Urgroßväterzeit nichts fand, habe ich doch mit Eifer geforscht, mit Fleiß nach persönlichen Erlebnissen und Aufzeichnungen in öffentlichen Büchereien und privaten Schreibtischen herumgestöbert und viel Staub aufgewirbelt. Aber erfolglos verlief die Pirsch nach alten Handschriften, vergeblich war die mühsame Suche nach vergilbten Schätzen. Die launenhafte Frau Fortuna, die mir mehr als einmal hold gewesen, führte mich nicht, wie eifrig ich auch in modrigen Manuskripten wühlte, zu irgendwelchem wertvollen Funde.

Nichts, nur einen Haufen von recht faden und kraß gefühlsseligen Stammbuchblättern, die — geschrieben im Jahre von Jena! — keinen Zornschrei, keinen Racheschwur enthielten, sondern von süßlicher Freundschaft förmlich trieften, habe ich mit Verdruß gefunden, und hinter mir meinte ich das leise Gekicher der mokanten Glücksdame zu hören.

Wenn meine Freunde mich ermunterten, jene gewaltige

Zeit mit den paar Tönen meiner Leier zu besingen, schüttelte ich das hoffnungslose Haupt; entmutigt hatte ich die Jagd nach Urkunden und Chroniken aufgegeben und sogar mit dem Gedanken, mein Pegasuslein preiswert zu verkaufen, mich vertraut gemacht.

Da hat Frau Fortuna noch einmal sehr lieb und freundlich mir gelächelt, da ist an einem gesegneten Lenztage der gesuchte Schatz, plötzlich wie das Glück, mir ins Haus geflogen. Der brave Postbote brachte mir ein Paket, in dem nicht nur eine, sondern sogar zwei Handschriften, auf graues Papier mit dem Gänsekiel geschrieben, verheißungsvoll lagen.

Dem Herrn Dr. B. in H., der die Manuskripte aus dem Nachlaß seiner Ahnen mir lieh und die schöne Rolle der Glücksgöttin dem vergeblich suchenden Autor gegenüber übernahm, will ich hier meinen herzlichen und hübsch dauerhaft gedruckten Dank abstatten.

Obwohl die Schrift der Manuskripte manche Mühe machte, blieb ich Tag und Nacht vor dem Schatze sitzen. An meinen weit offenen Augen zogen die denkwürdigen Jahre vorüber, die schmachvolle Panik nach dem Jenenser Zusammenbruch, der tollkühne Ritt einer kleinen Heldenschar mitten durch das Westfalenreich des Königs Lustik, die Fahrt nach dem fernen Hispanien, die Niederlage des Todfeindes aller Deutschen bis zum letzten verzweifelten Ringen des gallischen Titanen unter den Mauern von Brüssel. Das alles, von einem Augenzeugen gesehen, flog an meinem Geiste vorüber, als wenn ich, in jene große Zeit entrückt, mit eignen Augen es schaue.

Die Handschriften, die jener Freund meiner Schriften mir sandte, sind tagebuchartige Aufzeichnungen, in denen ein wackrer Kriegsmann jener Zeit die wichtigsten und merkwürdigsten Ereignisse seines wechselvollen Lebens schlicht und wahr aufgezeichnet hat, und die den — wie es dazumal üblich war — sehr umständlichen Titel tragen:

„Amouren und Abenteuer, Schicksale und Schlachten, Fahrten und Fährlichkeiten des weiland Oberstleutenants William von Wahren.“

Der Herr von Wahren, der mit großer Behendigkeit und

Bravour die Soldatenklinge zu schwingen verstand, aber mit recht unbeholfener Hand den Gänsekiel führte und die Zunft der Federfuchser bemitleidete oder gar vermaledeite, ist in seinen alten Tagen, wo er nach seinen eignen Worten das hannöversche Gnadenbrot fraß und als alter Krippenbeißer den kargen Hafer der Offiziere a. D. bekam, aber ein eignes, sehr großes Vermögen besaß, selbst ein Skribifax, ein Tintenklexer und Memoirenschreiber geworden. In einem kuriosen, jedoch kernigen Kauderwelsch, das aus den Sprachen aller Kriegslager und Herrenländer, aus Blücherdeutsch, englischen Redensarten und französischen Brocken zusammengesetzt ist, erzählt er mit viel Wahrhaftigkeit und etwas Witz, mit einem deutschen Herzen und einem starken Bonapartehaß die wechselvollen Schicksale, die mannigfaltigen Aventüren und Amouren seines reich bewegten und romantischen Lebens.

Es ist nicht ein erdichteter, sondern ein erlebter Roman aus der abenteuerlichsten Zeit der ganzen Welthistorie, wo der Artillerieleutnant Buonaparte, der größte Abenteurer aller Zeiten, die Weltgeschichte nach seinem despotischen Willen lenkt. Erst mit 70 Jahren, als alter, inkapabler, unnützer Pensionär und Podagrist, wie er sagt, und auf dringendes Anraten seiner gescheiten Gattin hat der weiland Oberstleutnant von Wahren die Feder in die unsichre, aber energische Hand genommen, um nach den bösen Anfällen und üblen Affekten des höllenverfl...., vom Erzteufel erfundenen Zipperleins den arg gesunkenen und geschundenen Lebensgeist abzulenken und aufzumuntern und in den agreablen Erinnerungen einer lustigen und podagralosen Jugend Erheiterung und Erholung zu finden.

Weil aber ganze Stücke des Manuskripts nur mit trocknen Daten und Namen, mit langweiligen Märschen und Quartiermühseligkeiten angefüllt sind, habe ich den trefflichen Memoirenschreiber nicht selbst berichten und reden lassen; sondern ich habe seinen etwas schwerfälligen Gänsekiel durch die mehr gefällige Feder ersetzt, die Form der Erzählung gewählt und, wo der Stoff allzu trivial wurde, meinem Pegasus die Flügel und meiner Phantasie die Schwingen gelassen.

Zweiter Abschnitt.

## Ahnenstolz und Erbgrind.

In der Gewitternacht des 15. August 1789, unter Blitz und Donner und beim Schein dreier Kerzenlichter hat William von Wahren zuerst diese wunderliche Welt, die der Mensch mit Geweine und Geschrei begrüßt und mit einem greinenden Gesicht verläßt, erblickt und betrachtet. Nach der oft wiederholten Aussage seiner Großmutter soll er jedoch bei diesem großen Ereignis seines Welteintritts kein Mäulchen gemacht und keine Miene verzogen haben; sondern er habe eine bei Neugeborenen ungewöhnliche Seelenruhe bewahrt und mit seltsam großen, frühklugen Augen die echauffierten Weibsleute und das impertinente Frauenzimmer — womit die weise Frau gemeint war — angeäugt und angeguckt. Deshalb prophezeite die Ahnmutter, die gern Ahnungen hatte und Zeichen deutete, daß der neue Weltbürger ein ungemein begabtes Kind und zu großen Dingen prädestiniert sein werde. Sobald er auf ihrem Schoße hocken und die Sprache der Mutterliebe verstehen konnte, hörte er oft geheimnisvolle Andeutungen der Großmutter, als wenn über seiner Geburt ein besonderer Glücksstern gestanden und die Vorsehung die Pflicht und Absicht habe, ihn zu einem berühmten Manne zu machen. Es war kein Wunder, daß er schon als Vierjähriger phantastische Träume spann und, wenn die Frauen im gedämpften, ehrfurchtsvollen Ton von der großbritannischen Majestät des Königs Georg und von den Guelfenprinzen miteinander redeten, als Guelfenkönig sich träumte und als solcher in

Herrenhausen eigenhändig die Fontänen — die waren ihm der Hauptspaß und das größte Weltwunder — springen ließ und in einer Karosse von purem Gold mit sechs Isabellen, die er eigenhändig kutschierte, spazieren fuhr.

Die prächtige Aussicht von den Fenstern der mütterlichen Wohnung, die London Schenke, dem vornehmsten Gasthofe der Stadt, gegenüber belegen war, gab diesen kindlichen Phantasien vom welfischen Kutscherkönig immer neue Nahrung. Stundenlang lag der Knabe mit der Nase am Fensterglase und die großen Augen aufgerissen, wenn reiche Handelsherren im Biberpelz und modische Probenreuter mit riesigen Jabots im eignen Reisewagen ankamen und von dem Obermarkör mit einem Katzenbuckel empfangen wurden. Aber auch hohe Herren, Adlige und Gutsbesitzer aus dem Lande Hannover, ja englische Offiziere in roten Röcken und Diplomaten aus London, sogar richtige Grafen fuhren in eignen Equipagen mit einem reich galonnierten Diener vor und hatten in London Schenke ihr Absteigequartier.

Das war dem Kinde ein tägliches Theater, ein die Phantasie anregendes Schauspiel. Für die Mutter war der Buckel des Obermarkörs und der Winkel seines Rückens ein Barometer, das den mehr oder weniger hohen Stand der Herrschaften angab. An einem Samstage aber krümmte sich der Oberganymed so unheimlich tief, daß sein Haarbeutel vornüber fiel, und stand auch der wohlbeleibte, würdevolle Wirt neben dem schönen Läufer, der bis zur Gosse im Straßenschmutze lag, um seine Reverenz zu machen.

Ein Zeichen, daß ein Ereignis in London Schenke und im Kurfürstentum Hannover sich ereignete! Links und rechts standen zahllose Gaffer. Drüben im Fenster lag Willy mit plattgedrückter Nase; hinter der Gardine, als wenn sie nicht gesehen werden wolle, lugte die Mutter, und die Großmutter schniefte leise.

Ein englisch-hannöverscher Prinz, der Herzog von Cornwall, ein Bruder oder Vetter des Herzogs von Cambridge, wenn auch nicht die großbritannische Majestät selber, so doch ein Guelfenfürst, eine wirkliche Königliche Hoheit

hielt in London Schenke Einkehr! Mit Vorreiter und vier Isabellen! Zwar nicht in purgoldener, aber doch in prunkstrotzender Karosse! Vorne ein Leibkutscher, hinten livrierte Diener, die wie leibhaftige Fürsten aussahen!

Der Prinz, ein Dreißiger mit einem vornehm kalten Gesicht, war im grauen Überrock der schlichteste von allen und im Nu, stolz und steif an den vielen Buckeln vorbeischreitend, im Hause verschwunden. Willy war ganz Auge und weidete sich an dem Pomp des Gefolges, an der Pracht der Kutschen. Erst nach einer Weile hatte er Ohren, hörte er ein verhaltenes Schluchzen der Mutter, die ihr Taschentuch vor die Augen hielt. War sie als gute Hannoveranerin so ergriffen vom Anblick der Königlichen Hoheit? Nein, der Instinkt des Knaben, der den Rock der Mutter umschlang, merkte wohl, daß es wirkliche Schmerzenstränen seien, und, als wenn er ein Unrecht rächen solle, sagte er böse: „Wer hat dir weh getan? Den will Willy schlagen!"

„Mon Dieu, mon Dieu! Der Junge! Der Junge!" Die Grandmama, die ein tragisches Gesicht machte, nahm ihn schnell auf den Schoß, während die Mutter in das Schlafzimmer eilte und ihr Gesicht wusch.

Der Knabe fragte hartnäckig, warum die Mutter weine.

Die Ahne fertigte ihn ab. „Das verstehst du nicht ... du armes Kind."

Nein, er begriff das nicht und am allerwenigsten, warum er arm sei, jetzt wo er sich in seinen Träumen am allerreichsten fühlte und gesehen hatte, wie ein wirklicher Prinz fahre, gehe und sich geriere.

Der Knabe stolzierte in der Stube auf und ab, den raschen, prinzlichen Schritt nachahmend, und hatte dann bald den Vorgang vergessen.

Wenn aber die allzu besorgte Großmutter, die mehr als gewissenhaft die Gesundheit des Kindes überwachte, alle Morgen seine Zunge besah, seinen Puls zählte, seinen Stuhl kontrollierte, zärtlich ihn fragte, was er werden wolle, zögerte der Knirps nicht mit der Antwort, sondern fraglos und fest wie der Welfenthron stand seine Überzeugung, daß er ein König mit der Krone werden wolle.

Als die Mutter, um die Hirngespinste aus dem krausen Kopf herauszutreiben, ihn auslachte, wiederholte er mit kreischender Stimme und nachdrücklich mit dem Fuße stampfend, daß er König werden wolle. Die pädagogische Mutter schüttelte ihn wegen der ungehörigen Fußgeräusche.

Willy, welcher meinen mochte, daß er zum Verzicht auf die Krone gezwungen werden solle, erklärte maulend und trotzig: „Ich will doch König werden — oder Kutscher."

Der Leibkutscher im goldbordierten Tressenrock, der die Riesenpeitsche schwang, schien ihm nächst der Majestät der beneidenswerteste und größte Mann im Kurfürstentum Hannover.

Die Mutter, die mehr an wehleidigen als an lachlustigen Stimmungen litt, lachte herzhaft. Der Knirps, der ein starkes Ehrgefühl besaß und lieber sich schütteln als sich auslachen ließ, machte ein grollendes Gesicht.

Da nahm die Ahne ihren gekränkten Enkel liebevoll auf den Schoß, und die alte Dame, die auf ihren alten, mit 14 Ahnen ausgestatteten Adel sehr stolz war, erzählte ihm allerlei, das für ihn und sein Ehrgefühl und ihr eigenes Herz erbaulich zu hören war.

„Ich bin eine geborene Freiin von Münchhausen und leider aus Liebe durch meine Heirat eine schlichte von Wahren geworden ... aber die Wahrens haben beglaubigtermaßen 8, wahrscheinlich 10 Ahnen. Du, mein Willy, bedenke es stets, du bist ein Geborner, durch deine Geburt ein Herr von Wahren. Der Adel ist die Tür zu allem Hohen und Großen in der Welt, der Geburtsadel ist das Patent für die angesehenen Stellungen im Heer und in der Verwaltung. Du kannst als ein von Wahren alles werden, mein Sohn ... wenn auch nicht ein König — und wer weiß, was in dieser wunderlichen Zeit passieren könnte — so kannst du doch eine glänzende Karriere machen, zum hohen Offizier, zum Kammerrat avancieren ... du kannst um deiner Verdienste oder deines Glückes willen gefreiherrt, gegraft, ja, wenn Fortuna dir hold ist, gefürstet werden."

„Ich will aber König werden," sagte der blutjunge und eigensinnige Herr von Wahren.

„Ach Gott, setz' doch dem Burschen keine Extravaganzen in den Kopf!“ rief eine schwermütige Stimme aus dem Hintergrunde und setzte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Das arme Kind, das arme Kind!“

„Sind wir arm?“ fragte Willy über die Maßen erstaunt, da er doch kürzlich eine Rolle von 10 Louisdor, die bedächtig gezählt wurde, auf dem Tisch gesehen hatte und die Mutter demgemäß für eine Crösa hielt.

Diese erwiderte wehleidig: „Ach, wir haben unser knappes Auskommen ... du mußt bald auf eignen Füßen stehen und auf eigne Faust durch die Welt dich schlagen.“

„Ma chère, ma chère, halte doch die deplaisanten Dinge von dem unschuldigen Kinde fern!“ hauchte die alte Dame.

Die Bedeutung jenes deplaisanten Worts ist dem Verstande des Vierjährigen verborgen geblieben.

Der junge Weltbürger hatte täglich neue Reflexionen und verlebte eine lange Reihe von heiteren, verhätschelten Tagen. Besuch kam selten oder nie, und die befremdliche Tatsache, daß mit der edlen Verwandtschaft keine Verbindung bestand, kam ihm nicht zum Bewußtsein. Nur Boten-, Milch-, Grünkramfrauen, Fleischerburschen und fliegende Händler betraten das stille Haus. Von der großen Welt sah er nur die, welche in London Schenke aus und ein ging. Das gab oft einen Augenschmaus. Würdevolle Herren mit dem altmodischen Haarbeutel, in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, aber auch pariserisch geschniegelte Stutzer in lächerlichen Pantalons und zuweilen alte, ehrbare Damen, die noch ein Schönheitspflästerchen trugen, trippelten auf stelzenhohen Schuhen aus der Reisekutsche. Doch auch Sensationen, als ein Pseudograf von der löblichen Polizei verhaftet wurde, und Ärgernisse für die Frau von Wahren gab es, wenn nämlich nach der neuen französischen Mode gekleidete, mit griechischen, wallenden, möglichst dünnen und durchsichtigen Gewändern leicht behangene Damen vor dem Gasthof ihre Schönheit zeigten. Dann kreischte sie: „Fi donc, das impudente Frauenzimmer! Nimm das unschuldige Kind vom Fenster fort!“

Die Mutter selbst blieb freilich stehen, um an der lockren

Tracht aus dem Sündenbabel sittlich sich zu entrüsten. Kein Wunder, daß Willy sich sträubte und nur der höheren Gewalt brüllend wich: „Ich will sehen, ich will das Fidonc-Frauenzimmer sehen!“

Es geschahen überall unbegreifliche Dinge, so daß die ruhigen Menschen des 18. ausgehenden Jahrhunderts die Hände über dem Haupte zusammenschlugen. Sie wußten ja nicht, daß die gute, alte, gemächliche Zeit mit ihrem Laisseraller und Schlendrian am Sterben sei und die neue, bewegliche, vorurteilslose und freche Zeit unter furchtbaren Wehen und Umwälzungen just geboren wurde. Drüben im frivolen Frankreich war die Welt und Weltordnung auf den Kopf gestellt worden. Die Köpfe der Herren von Geburt und von Gottes Gnaden flogen wie abgesichelte Disteln unter dem Messer des Fallbeils, und der schmutzige Pöbel saß auf dem Thron. Von dem wilden Geschrei und Höllenbreughel des kopfabschlagenden Karnevals, der an der Seine getobt hatte, von der thronzerkrachenden Revolution waren gedämpfte Geräusche und erschreckliche Geschichten über den Rhein und nach dem Kurfürstentum gedrungen. In der Zeitung hatten neben den Anpreisungen des Hofgärtners, der seine Bohnen anbot, und der Madame de Durieux, die ihre französischen Tanzstunden und Menuetts empfahl, dürftige Berichte von den ungeheuren Begebenheiten — die Erklärung der Menschenrechte, der Mord der Königsfamilie, die Greuel der Guillotine — gestanden, und man hatte in dem Gefühl, daß man in dem lieben Kurfürstentum unter des mächtigen Englands Protektion gut wohne, seinem Gott gedankt und angenehm sich gegruselt. Im übrigen hatte man, unberührt von dem gottlosen Umsturz, in der alten, aufregungslosen Weise mit wenig Eile, viel Weile und etwas Langeweile in seinem Hannoverlande weiter gelebt. Alles ging in den bisherigen Geleisen der gemütlich-selbstgenügsamen Kleinstaaterei und Kleinstädterei. Wenngleich Hannover eine Haupt- und Residenzstadt war, so war es doch zum Leidwesen der Leute eine Hauptstadt ohne Haupt und Herrn und eine stille Stadt, die von früherem Glanz und einstiger Größe träumte,

seitdem der Welfenfürst aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg neben dem Kurhute eine Königskrone bekommen hatte und großbritannische Majestät geworden war. Allen Welfenfürsten, auch dem gegenwärtigen geliebten Georg, war die Krone die liebste Kopfbedeckung. Er zog es vor, in dem reichen England zu weilen; und das Kurfürstentum fühlte sich als Stiefkind, obgleich Georg es sein Stammland und Herzenskind nannte und großmütig einen von den Prinzen des Welfenhauses, einen Herzog von Cambridge oder Cumberland, nach dem Festlande schickte, damit er den König repräsentiere, in Herrenhausen residiere, Hofkour, Hofredouten halte und freigebig-freundlich Guelfenkreuze verteile. Dafür machten die großen Einkünfte aus den kurfürstlichen Domänen die umgekehrte Reise über den Kanal.

Herrenhausen mit seinem Park und seiner Pracht war für den kleinen Willy das Märchenschloß seiner Träume, darin er einst als König thronen wollte. An seinem Geburtstage, der auf den 15. August fiel, wurde dorthin eine Ausfahrt gemacht in gemieteter Chaise. Das war ein Ereignis im gleichförmigen Dasein, da sah er die Wunder der Palmen, Statuen und Kaskaden.

Dort hat er aber auch seine erste böse Tat begangen. Plötzlich war er verschwunden, mit Schmerzen suchten die Frauen ihr Kind. Sie fanden ihn im Gewächshause, wo er eben eine äußerst seltene Amaryllis abgerissen hatte und beroch. In der Sekunde hatte die Mutter das corpus delicti, das, wenn der Obergärtner es gewahrte, mit hoher Brüche hätte bezahlt werden müssen, ihm weggeschnappt und unter der Mantille sorgsam versteckt. Mit vorsichtig gedämpfter Entrüstung schalt sie ihren Sohn: „Du kleiner Filou! Pfui, du bist ein Dieb!“

Willy schielte nach der Mantille, fühlte sich vor Schlägen sicher und sagte: „Mama ist Filou und hat die Blume.“

Die edle Frau von Wahren hatte schamrot brennende Wangen und mußte mit moralischem Abscheu das Diebsgut verstecken und forttragen. Vor dem Parktore schleuderte sie die kostbare Amaryllis in den Schmutzgraben, und

der kleine Bösewicht wurde geschüttelt. Nur der Geburtstag und die Großmutter haben ihn vor der sogenannten Bastonade mit der Rute bewahrt.

Willy von Wahren, dem schon mit fünf Jahren die hohen Vorrechte, aber auch die hohen Pflichten des Geburtsadels eingeschärft wurden, war ein etwas eigenwilliger Knabe, der oft aus Opposition das Gegenteil tat, gern in Wasser und Erde wühlte und am allerliebsten mit den Buben der Gasse gespielt und in der Gosse nach Kupferstücken gefischt hätte. An einem schwülen Hundstage, als die Frauen mit dem Battisttuch ihr Gesicht bedeckten und ein langes Schläfchen hielten, schlüpfte Willy auf die Gasse. Die Straßenbuben waren sehr freundlich und jovial gegen das feine Herrlein im grünen Rockelor. Einer schlug ihm sofort einen Handel vor, wollte für Willys Federhütlein seine Mütze und noch dazu Bindfaden und rostige Nägel in Tausch geben. Der junge Wahren ließ sich die Gelegenheit zu einem guten Tauschgeschäft nicht entgehen. Der lange Peter mit der langen Nase schlug allen vor, der Hitze wegen die Röcke auszuziehen und in Hemdsärmeln Ball zu schlagen. Willy warf mit dem Eifer eines olympischen Diskuswerfers eine Stunde lang und merkte nicht, daß der lange Peter sich absentierte.

Auch das schöne, grasgrüne Rockelor war verschwunden. Willy mußte den schmutzigen Kittel mit den zerrissenen Taschen, in denen seine Bindfäden und rostige Nägel sich nicht befanden, anziehen und vollzog kleinlaut unter dem boshaften Gelächter der Buben die unangenehme Metamorphose. Da stürzte die Domestikin aus dem mütterlichen Hause, schrie bei seinem Anblick laut auf und zerrte ihn von der Gasse.

Mit der fettigen, fürchterlichen Mütze bedeckt, in dem gräßlich schmutzigen Kittel stand er wie eine Vogelscheuche vor den beiden Frauen. Die Grandmama wäre in Ohnmacht gefallen, wenn die Domestikin ihr nicht das Riechfläschchen vor die Nase gehalten hätte.

Die Mutter kreischte: „Ciel, ciel! O mon enfant terrible! Die plebejischen Gassenjungen haben dein teures Habit ge-

stohlen! O du Imbecile, du kleiner Idiot! O, Puh... pous... pous! Ungeziefer... des pous... Läu — se werden darin sein.“ Mit ihren adligen Händen riß sie ihm die Mütze und den Kittel vom Leibe. „Puh, der Armeleutegeruch! Annette!“ — so hieß die Magd, — „Annette, verbrenne die Lumpen!“ In dreimal gewechseltem Wasser wusch sie sich die Hände.

Die Magd machte ein Autodafe und behauptete nachher: „Gnädige Madame, es hat in der ganzen Küche nach Armeleuten gestunken.“

Im Wohnzimmer wurde unter Geheul eine gründliche Bastonade dem unedelsten Körperteile des edlen Herrn von Wahren verabfolgt.

Von der Lust, mit Gassenbuben zu verkehren, war Willy kuriert, aber den köstlichen Wohlgeschmack der verbotenen Früchte hatte er gekostet. Obgleich ihm jeder intime Verkehr mit der Domestikin untersagt war, schlich er sich während des Mittagsschlafs in die Küche, denn die halbalte Person wußte die abenteuerlichsten Historien voll von Ritter- und Räuberromantik mit Emphase vorzutragen. Mit jener Liebe, welche die Magd stets mehr zu den Knaben als zu den Mädchen des Hauses hinzieht, hing Annette an dem kecken Bürschlein, und trotzdem er ein abgesagter Feind der Abküsserei war, durfte sie zum Lohn ihn herzen und hätscheln. Die schönsten Stunden, die höchste geistige Anregung verdankte er nicht den Müttern, sondern der Magd.

Ach, die herrliche Zeit auf dem Schoße der Küchenfee nahm ein böses Ende, die ersten Leiden beschatteten das Leben des jungen Weltbürgers, der mit seinen krausen Locken ein sehr artiges — im uneigentlichen Sinne — Kind genannt wurde.

Plötzlich, wie über Nacht, stellte sich ein übler Kopfausschlag ein. Das war der vornehmen Frau von Wahren eine plebejische und darum schimpflich schreckliche Krankheit, die sie energisch zu kurieren suchte. Da hieß es sofort, daß Willy, der einen äußerst gesegneten Appetit entwickelte, durch zu reichliches Essen und zu viele Näschereien ungesunde Säfte bekommen habe. Mit absichtlichem Spott

vexierte man den armen Knaben, daß er ein Eindarm sei und die große Waschschüssel als Teller und Tischgerät haben müsse, um so die Eßlust ihm zu verleiden. Willy mußte strenge Diät halten, was schon ein schweres Herzeleid war. Doch vergebens, der böse Ausschlag, der die Mutter mit Degout erfüllte, griff immer weiter um sich, so daß die hübschen Locken unter Schmerzgeheul der Schere anheimfielen. Jetzt wurde der alte Medikus gerufen, der ein sehr gelehrtes und bedenkliches Gesicht schnitt und die Diagnose stellte, daß es der bösartige, von selbst oder durch Infektion erworbene, sogenannte Erbgrind sei. Die adligen Damen weinten vor Schreck und Scham in ihr Battisttüchlein hinein, der Knabe, von Grauen befallen, brüllte laut. Er sollte noch manche bittre Träne vergießen, denn der Medikus verordnete Abrasieren bis auf die Haut, Abwaschungen mit beißenden Laugen, was eine qualvolle Prozedur war, verschrieb Kräutertee und Pillen und, als der hartnäckige Ausschlag blieb, Pulver, Purganzen, Latwergen und Salben.

Wenn Willy schrie, schalt die Mama: „Glaubst du, wir wollen den gemeinen Erbgrind im Hause haben?"

Aber alles war ohne Wirkung. Das arme, gehungerte, gemarterte Kind wäre beinahe von dem Erbgrind, dem Medikus und der degoutierten Mutter umgebracht worden.

Frau von Wahrens Verzweiflung suchte ein Opfer. Die alte Domestikin wurde aus dem Hause gejagt, weil sie trotz des Verbots das Kind gehätschelt und mit ihren Händen den Erbgrind ins Haus getragen habe.

Viel wahrscheinlicher war Willys Tauschhandel die Ursache und die Mütze des Gassenbuben der Träger der Infektion gewesen.

Auch der alte Medikus wurde entlassen, und der böse Erbgrind blieb.

In der Not ließ die Großmutter eine kluge Frau, die klügste in der Stadt Hannover, rufen und um Rat fragen. Diese besichtigte den Schopf und erklärte aufs bestimmteste, daß der Grind ohne Pechhaube nicht kuriert werden könne. Der gequälte Patient wimmerte voll Grauen um Gnade. Umsonst! Die Großmutter füllte ihm das Mäulchen mit

Bonbons, die kluge Frau beklebte ihm den Kopf mit Pechpflastern und riß nach acht Tagen alle infizierten Haare mit der Pinzette heraus, was der letzte und gräßlichste Schmerz des Märtyrers war.

Das Übel war beseitigt, die radikale Kunst der klugen Frau hatte ihn von dem Erbgrind befreit.

Bald vergaß Willy sein erstes Leid und Grauen, seine Tage waren Scherz und Spiel, von den Mahlzeiten angenehm unterbrochen. Wenn es auch oft nur ein Gericht gab, so nannte man es doch das Diner, das man standesgemäß am silbergedeckten Tische um 5 Uhr zu sich nahm.

Die Grandmama war, trotzdem sie früh ihrem Enkel ein starkes Standesbewußtsein, aber auch einen Abscheu vor dem Gemeinen und dem ordinären Sichgehenlassen einzuflößen suchte, eine freundliche, gute Frau, die kein noch so geringes Menschenkind verachtete, aber, je weniger die Mittel zu einem adligen Auftreten vorhanden waren, desto mehr an ihrer Ahnentafel und den Geburtsvorrechten sich erbaute. Sie, eine geborene Münchhausen, erklärte ihrem Enkel den weitverzweigten Stammbaum derer von Münchhausen. Einem Apfelbaum hätte der Knabe mehr Teilnahme geschenkt.

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß die Mutter seinem Herzen nicht so nahe stand, wie die Großmutter. Er sah nichts von den still vergossenen Tränen der Frau von Wahren, und was wußte er von den mit großen Siegeln versehenen Briefen, die je und dann ankamen und in dem Schreibsekretär verschlossen wurden!

Madame von Wahren war noch eine hübsche, junge Frau, die eine nachdenkliche Falte zwischen den Brauen und etwas herbe Lippen, aber selten ein Lächeln hatte. Mit ziemlich kalten, pessimistischen Augen betrachtete sie die Welt, mit jenem Hochmut, hinter den ein stolzes, gekränktes Herz gegen hartes Leid sich verschanzt, verachtete sie die gemeine Menge, aber aus ihrem mokanten Munde fielen auch recht abfällige Urteile über die Herren und Damen der hohen Kreise, über die Klatsch- und Ränkesucht der Menschen aus guter Familie, ja von den Menschlichkeiten und Kleinlich-

keiten der höchsten Herrschaften und der Höflinge in Herrenhausen konnte sie mit beißendem Sarkasmus reden. War das der ordinäre Neid, weil sie nicht zur Cour geladen wurde und die Kreise ihr verschlossen schienen? Nein, alles Niedrige war ihrer vornehmen Natur verhaßt, wie die Berührung eines unsauberen Gegenstandes. Nie, ohne die Hände mit alten Handschuhen zu schützen, faßte sie die Geräte der Küche oder den Staubwedel mit einem Finger an.

Die charmanten Züge dieser jungen Frau schienen von einem widrigen Geschick beschattet zu sein. Waren es die nur mäßigen Mittel und die dadurch hervorgerufene Enge der Lebensführung, die der jungen Madame aus altem hannöverschen Adel den Mund verherbt und das Herz vergrämt hatte? Nein, eine Frau von Wahren besaß zu viel Adel der Seele, um die relative Armut nicht mit Würde zu ertragen und mit Takt und Anstand vor der Welt zu verbergen. Ein heimlicher Gram zehrte an dem stolzen Charakter. — — — —

Es geschah an einem sommerwarmen zweiten Ostertage, daß Willy mit beiden Füßen stampfte und energisch schrie: „Ich will nicht zur Demoiselle, ich wil—l—l nicht, ich wil—l—l nicht!"

Die Grandmama versuchte ihn am Ehrgefühl zu fassen. „Bedenke, daß du ein Geborner, ein von Wahren bist, deren Wahlspruch lautet: Officium meum laetitia mea. Meine Pflicht meine Freude! Jetzt, wo die Pflichten des Lebens zum erstenmal an dich herantreten, weigerst du dich mit Gebrüll, wie ein Gassenbube."

„Ich wil—l—l nicht," kam es stiller, aber starrsinnig.

Die Mutter schüttelte den Stampfer und zauste das neue lange Haar.

„Es ist höchste Zeit, daß du in eine andre Zucht kommst, wir sind zu schwach, und die Großmutter verzieht dich . . ."

„Ich? Darf ich mir diese Reproche verbitten," protestierte die alte Dame. Sie war sich bewußt, daß sie mit Hilfe der Bonbonniere, aber mit völlig negativem Erfolge sich bemüht hatte, dem Enkel die Uranfänge der Wissenschaft, die

Buchstaben, beizubringen; der Unband hatte alle Bonbons, aber keinen Buchstaben verspeist und verdaut.

Als Willy vernahm, daß man ihn zu den Abc-Schützen der Demoiselle Langfuhr bringen möchte, hatte er halb-erfreut aufgehorcht, doch sobald ihm klar wurde, daß dieses Schützenfest nicht im Freien mit Bogen und Pfeil, sondern auf den Bänken mit der Fibel und viel Fleiß gefeiert werde, hatte er trotzigen Einspruch erhoben, denn ihm schwante instinktiv, daß die allgemeine Schulpflicht eine schlimme Freiheitsberaubung und eine böse Vergewaltigung des freien Willens bedeute.

Während Willy am Fenster maulte, besprachen die Damen die wichtige Angelegenheit. Demoiselle Langfuhr habe ja das vornehmste Institut für kleine Mädchen und Knaben, das exklusiv sei und nur die Kinder aus den besten Familien aufnehme. Aber das Schulgeld sei dementsprechend exklusiv bemessen, um plebejische Elemente fernzuhalten. Die junge Frau zuckte mißmutig die pessimistischen Lippen: „Il est impossible."

„Ma chère, ma chère, willst du deinen Sohn zu den Proletenkindern der Gumperfeldtin geben, die vielleicht im Haare des pous oder Grind oder Krätze haben? Horriblement!"

„Ma mère, rede keine Sottisen! Wohlgestellte Bürger, Kammersekretäre, auch einige Hofbeamte ..."

„Sehr subalterne!"

„... Senden ihre Kinder in die Gumperfeldtsche Schule, sogar ein Sohn des Premierleutnant von Lauingen ist in der Abc-Klasse."

Das war der alten gnädigen Frau eine Beruhigung. „Ja, das ist einwandfreier hannöverscher Adel, die Lauingens sind leider etwas derangiert, der Vater hat das Gut verjeut!"

Sie ermahnte Willy: „Halte dich in der Schule stets von den Söhnen der Krämer und subalternen Menschen möglichst fern und schließe dich an den jungen von Lauingen an!"

Der Knabe fügte sich dem Beschluß mit einer gewissen Ruhe, denn er machte in seinem Kindskopfe den voreiligen

Schluß, daß eine Schule, die billiger sei und weniger Schulgeld verlange, auch weniger die Willensfreiheit beschränke und an Sitzfleisch und Fleiß geringere Anforderungen stelle.

Also kam er in die Schule der Pädagogin, die ohne Titulatur nur die Gumperfeldtin hieß.

An dem Morgen, wo des Lebens Pflicht begann, redete die Mutter ernste, eindringliche Worte: „Tue stets deine Schuldigkeit, nur durch treue Arbeit und gute Lebensart erreicht der Mann seine Ziele. Sei gegen jedermann und besonders gegen die kleinen Mädchen ein Gentle- und Edelmann! Ich habe nur wenig Geld und kann wenig für dich tun, du mußt frühe auf eigenen Füßen stehen. Darum sei deine Pflicht deine Freude.“

Die Großmutter beweinte und bewunderte ihren hübschen Enkel, dem sie ein auffallendes Husarenhabit hatte machen lassen, um ihn durch den Schnürenrock aus der Masse herauszuheben und seine exzeptionelle Stellung unter den bürgerlichen Kindern kundzutun.

Der erste Gang zur Schule ist für den Menschen der Eintritt in eine neue Lebensepoche.

Dritter Abschnitt.

# Die infame Relegation des Abc-Schülers.

Die Gumperfeldtin war eine wohlbeleibte Person, die mit der souveränen Haltung einer Katharina II. auf dem Katheder thronte, unter dem Haartoupet fleischige Wangen, aber große, glotzende Augen und einen tiefen Befehlshaberbaß hatte. Den meisten neuen Abc-Schützen und -Schützinnen, die nichts Gutes erwarteten, erschien sie wie eine Gefahr.

William von Wahren aber stapfte keck in die Klasse hinein, machte ein tadelloses Kompliment und setzte sich mit Selbstbewußtsein auf den ersten Platz, wo die erstaunt glotzende Gumperfeldtin ihn auch sitzen ließ. Er fand keine Gelegenheit sich hervorzutun, denn heute war der Unterricht mehr ein Spiel.

Jedoch die Wohltat der Großmutter wurde ihm zum Weh. Es liebt die Welt, das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. So wenig wie die großen Menschen, so und noch viel weniger dulden die kleinen und kleinsten Kinder es, daß einer von ihresgleichen exzeptionell sein will. Sechsjährige Stifte, die kürzlich stubenrein geworden, schnatterten hinter dem jungen von Wahren: „Geck, Gimpel!" Ein naseweises Mädchen fragte: „Bist du das Kind der Komödianten in der Eilenriede?" Andre zupften am Husarenhabit, die schlimmsten Bälge, die noch keinen Buchstaben schreiben konnten, malten ihm mit Kreide Kringel auf den Rücken. Er mußte mit der force majeure seiner Fäuste sich wehren und klagte nach der Pause seine Not. Da donnerte der Baß der dicken Katharina ein Ver-

bot, irgendeinen Mitschüler zu raillieren. Beim allgemeinen Mittagsauszuge raunte und rief es vor und hinter ihm: „Klatschpeter, Klatschwilly!“

So kühn Willy die Klasse betreten, so kleinlaut kam er nach Hause. Das Husarenhabit war ihm der verhaßteste Gegenstand auf Erden. Energisch riß er sich den Schnürenrock vom Leibe; jedoch die Mutter sagte noch energischer: „Du wirst dem pöbelhaften Neide der plebejischen Kinder keine Konzessionen machen.“

Tagelang hat Willy das Kleidungsstück wie ein Kreuz getragen. Schließlich gelang es der Großmutter, ihn zu erlösen. Das graue, allereinfachste Habit hat er mit Freuden getragen, und das war der erste erzieherische Erfolg der Schule.

Die Großmutter ließ ihn Buchstaben lesen und fragte während einer Pause: „Ich hoffe, daß der kleine von Lauingen dein ami intime, dein bester Freund ist.“

„O nein, er ist mein bester Feind, er hat mir eine Schnur losgerissen, und ich hab' ihn zu Mus gehauen.“

„Pfui, Willychen, er ist doch der einzige, der von Geburt und Familie ist. Mein Herzenskind, versprich mir, die gute Gesellschaft des Lauingen zu suchen!“

„Nein, das verspreche ich nicht, den Fax foppe ich am liebsten ... Karl Biese ist mein Freund.“

„Der Biese, der Sohn des Fleischermeisters? Fi donc, fi donc! N'oublie pas mon petit-fils! Du bist ein von Wahren, ein Urenkel des zelebren Generalleutnants von Wahren, der bei Malplaquet den linken Arm verlor und die englische Lordschaft gewann. Wie kann ein Wahren mit einem Fleischersohn sich alliieren! Es ist eine Escapade deines guten Herzens. Du bist noch zu klein, um zu begreifen, wie die bürgerliche Kanaille im schönen Frankreich zum bête geworden ist. Willy! Je mehr ein Mensch aus sich macht, desto höher wird er estimiert, je exklusiver du bist, desto größeren Respekt werden deine Mitschüler haben. Nur Georg von Lauingen ist für dich à peu près ein ebenbürtiger Kamerad, wenn auch unser Adel älter ist, er ist ein feiner Knabe aus vornehmer Familie.“

„Nein, er ist der größte Schmierfink in der Klasse, und manchmal muß Madame Gumperfeldt die Nase ihm putzen ... aber eins kann er, die famosesten Schimpfwörter kann er ... willst du mal hören? Die ochsendickköpfige-elefantenfellige Kamelkanaille ..."

Die Großmutter rang echauffiert die Hände und rüttelte den Burschen, bis die Schimpfmaschine stille stand.

„Das hat er wohl von seinem Vater, dem Leutenant." Die junge Frau von Wahren öffnete die etwas blasierten Lippen. „Nach 15 Jahren wird der Biese vielleicht ein Mann von 100 000 Talern und unser Willy Kammersekretär mit 600 Talern Salair sein ... werden dann die Herren Offiziere lieber mit dem Herrn von Wahren oder mit dem Sohne des Fleischers verkehren? Mama, die neue Zeit ist gekommen, wo das Geld der Adel ist."

Die Großmutter schüttelte das graue, sorgfältig frisierte Haupt. „Ja, der Adel wird abgeschafft, der König guillotiniert, die Welt wird verrückt ... gut, daß ich das Tollhaus dieser Erde bald verlasse." —

Eines Nachmittags standen die beiden Frauen am Fenster, auf den Sohn wartend, in tausend Ängsten. Sonst war er bei den Mahlzeiten der Pünktlichste.

Da kam er verschwitzt in die Stube gepoltert.

Die Grandmama hob den Finger. „Wie geht man zum Diner? Eine adrette Contenance und ein korrektes Kompliment!"

Willy küßte ihr die Fingerspitzen und erzählte keuchend sein Erlebnis. Mit Vorreiter und vier Isabellen, mit Leibkutscher und Leibdiener sei ein Prinz im roten Rock der englischen Offiziere und mit Generalsepauletten, ein Herzog von Cornwall, durch die Stadt und nach dem Welfenschloß gefahren; alle Buben seien mit der Kutsche um die Wette gelaufen und hätten die Mützen in die Luft geworfen. Da habe der Prinz gelacht und der Offizier neben ihm Geldstücke, deutsche Groschen und englische Pennys auf die Straße geworfen ... o, das sei ein Hallodri, ein Kapeisterschießen und Katzbalgen gewesen. Stolz zeigte Willy den Sixpence, den er ergattert, sein erstes, ehrlich

verdientes Geld. „Werfen die Könige das Geld mit vollen Händen fort?“

Die Großmutter weinte fast. „Du, ein Wahren, wälzst dich im Straßenkot um ein paar Pfennige! Wie entehrst du dich und uns! Quelle infamie!“

Die Mutter war auffallend bitter. „Das Kind ist entschuldbar ... die Infamie begehen die hohen, generösen Herren, die durch ihren Adjutanten den Leuten eine Handvoll Geld hinwerfen.“

Sie nahm bei Tisch kaum einen Bissen zu sich, strich sich über Stirn und Augen, als wenn sie schweren Gedanken nachhinge.

Nach drei Tagen wurde nach sehr langer Pause ein Brief avisiert und von der offenbar sehr aufgeregten Mutter noch kurz vor Schalterschluß auf dem Postkontor abgeholt, ein Brief mit geheimnisvollen Siegeln, der in Affekt und Eile und darum in Willys Gegenwart aufgeschnitten wurde — und zehn englische Banknoten enthielt. Die Mutter las das Schriftstück, die kurze Begleitnotiz eines Londoner Bankhauses, und ließ, wie in tiefer, trostloser Enttäuschung, die Hände sinken.

War es nicht die Summe, die sie erwartet hatte? Wohl doch, denn die Großmutter zählte umständlich mit zittrigen Fingern die Banknoten, rechnete die Sovereigns in hannöversches Geld um und sagte befriedigt: „Voilà, das ist ein honetter Betrag.“

Die stumme Andacht des Knaben wurde zur unnützen Neugier, er griff nach einem Greenback und hielt ihn, wie die prüfende Großmutter es machte, gegen das Licht und schwatzte glücklich: „Nun sind wir sehr reich, nicht wahr, Mama?“

Wie kontrastierte zu dem kindlichen Ausruf die bittre, ja bissige Antwort: „O, das ist auch nur eine Handvoll Geld, großmütig in die Gosse geworfen ... o cette perfidie, o cette canaille!“

Plötzlich ein entsetztes Kreischen der Frauen, ein Schlagen mit den Battisttüchern! Der spielende Knabe war mit dem Wertpapier der Bank von England dem Kerzenlicht

zu nahe gekommen. Man rettete den halb verbrannten Greenback — und zum Glück war die Nummer der Note wohl erhalten.

Frau von Wahren nahm die nicht kleine Summe ohne Dank, ja mit Erbitterung hin. War ihr ein Familienerbe vorenthalten worden? Und wer war die Familie?" — —

Der junge Held lernte die Anfangsgründe aller Wissenschaft nicht besser und nicht schlechter, nicht fauler und nicht fleißiger als die meisten Menschenkinder. Die Gumperfeldtin, die mit viel Scharfsinn auf etwaige geniale Anlagen ihrer Schüler achtete und, wo sie ein musikalisches oder literarisches Zukunftstalent unter den Abcschützen entdeckte, gewissenhaft den Eltern Mitteilung machte, hielt Willy nicht für genial veranlagt, sondern für eine gute Mediokrität und Durchschnittsintelligenz. In sein Zeugnis schrieb sie ihm, daß er tüchtig im Lesen, ziemlich sauber im Schreiben, gut im Rechnen, auch seine Konduite lobenswert und sein Charakter fest und furchtlos sei, wenngleich er ein eigenwilliges, ja bisweilen störrisches Wesen zeige und durch Schwatzhaftigkeit die Stille der Klasse störe.

Die Schulmadame, die von fast allen Eltern eine Extragratifikation erhielt, zählte die Wahrens, die nur das Schulgeld pünktlich entrichteten, nicht zu den vornehmsten Familien der Stadt.

Als das zweite und dritte Schulzeugnis nicht anders lautete und ein leises Bedenken durchschimmern ließ, sprach die Mutter eine böse Drohung aus: „Wir sind zu schwache Frauen, um ein so eigensinniges Kind zu erziehen. Du sollst jetzt einen Vormund haben, mein Sohn."

Willy schlug sich verzweifelt die Hände ins Haar und schrie, daß er keinen Vormund haben wolle.

An einem schönen Ferientage um die Mittagsstunde fand er zu seinem Erstaunen einen fremden Herrn im Wohnzimmer vor; um so perplexer war sein Ausdruck, als dieses der erste Herrenbesuch war, den er erlebte. Willy beguckte den Fremdling vom etwas haardünnen Scheitel bis zu den blitzblank polierten Schuhen. Es war ein sehr elegant gekleideter Dreißiger mit einem angeblaßten

Bureaugesicht und der stolzen, etwas steifen Haltung eines Bureaukraten. Er trug sich nach neuester Mode und einen Rock mit riesenhohem Kragen, von dem kolossalen Vorhemd und Halstuche war der Hals so eingezwängt und ausgereckt, daß der Kopf auf einem weißen Tabourett thronte und mit großer Mühe sich bewegte. Dies schwache Abbild eines Pariser Inkroyable in der guten Stadt Hannover war für den Knaben ein so drolliger Anblick, daß er leise kichern mußte. Die Großmutter kneipte seinen Arm, und seine Lustigkeit wandelte sich in Grauen; denn der Herr suchte mit zwei Fingern sein Kinn zu tätscheln und sagte mit süßlicher Freundlichkeit: „Äh, ich bin der Kammersekretär von Hinüber und dir als Vormund bestellt worden . . . hoffe, daß wir . . . äh . . . daß wir, mein Sohn, gute Freunde sein werden.“

Willy hielt den Menschen für seinen vom Schicksal bestellten Todfeind und hegte vom ersten Augenblick an eine große Antipathie gegen einen in Wahrheit recht braven und wohlmeinenden Mann.

Am nächsten Sonntag hielt eine der besten Mietskutschen vor der Haustür, der Kammersekretär holte die Damen und den Knaben zu einer Spazierfahrt durch die Eilenriede ab. Das war ein Fest.

Der Achtjährige fing an, sich innerlich mit dem Vormund zu versöhnen, und fragte leise die Großmutter, ob es zu den Obliegenheiten desselben gehöre, ihn dann und wann spazieren zu fahren.

„Wohl kaum,“ war die Antwort, „es ist eine große Galanterie.“

Die Mutter unterhielt sich lebhaft mit dem komplaisanten Herrn, der mit manchem eingeflickten Äh hübsche Komplimente und eine angenehme Konversation machte. Als vollendeter Gentleman wandte er sich oft mit einer höflichen Phrase an die Großmutter, die er durch seine minutiösen Kenntnisse in der Genealogie und Heraldik in Entzücken versetzte. War er doch über jeden Prinz und jede Prinzessin des Guelfenhauses, über jedes Wappen des hannöverschen Uradels genau orientiert, und die Geschichte

der Münchhausens schien der merveillöse Mann studiert zu haben. Der charmante Herr suchte auch den Knaben für sich zu gewinnen und holte eine Tüte mit Bonbons aus der Tasche.

Das besänftigte nicht Willys Antipathie gegen Herrn von Hinüber; sah er doch, wie die Mutter, die sonst seine Fragen beantwortet hatte, heute froh lächelte und mit einem andern vorzüglich sich unterhielt, ihn aber völlig links sitzen ließ. War er, der Liebling der Mutter, nicht mit einem Mal an die zweite Stelle gerückt, eine unbeachtete und unbedeutende Person geworden? Neid und Groll füllte seine Seele.

Als der Knabe abends im Bett lag, schluchzte er, nachdem die Großmutter mit ihm gebetet hatte, in die Kissen und betete freihändig und feurig: „Lieber Gott, schaff' den ekelhaften Vormund aus dem Hause!"

Was sein Leid war, bereitete den Frauen höchst agreable Stunden. Die junge schmucke Frau verlor etwas den pessimistischen Ausdruck, sogar die Grandmama machte täglich große Toilette und Frisur. Immer häufiger wurden die Besuche des gewissenhaften Vormunds, der stets einen Strauß überreichte und zu einem kleinen Traktement en famille geladen wurde.

Dieses sogenannte bescheidene Traktement war ein üppiges Mahl mit Wein, Austern und Pasteten, das vorher viel Überlegung und Kopfschmerzen kostete und nachher bei der Bezahlung viel Sorge bereitete.

Der Knabe, der bisher der Mittelpunkt des Hauses gewesen, um den alle Sorgen und Interessen sich bewegt hatten, erkannte mit frühreifem Verstande, daß ihm ein gefährlicher Rival entstanden sei. Stolz wollte er seine Gefühle verschließen, aber allzu deutlich wird ein Kind seine Animosität verraten.

Die Mutter, die seine feindseligen Blicke bemerkte, lachte belustigt: „Ihr werdet noch die besten Freunde werden ... Herr von Hinüber hat Konnexionen bei Hofe, wird Karriere machen und bald Kammerrat werden."

Willy pfiff auf alle Kammerräte und Karrieremacher.

Der diplomatische Vormund wollte durch kleine Aufmerksamkeiten ein besseres Verhältnis herstellen; und der Knabe griff nach dem Stehaufmännchen, nach dem Pferde, dessen Schwanz eine Flöte war, aber er nahm das alles wie einen selbstverständlichen Tribut hin, ohne seine Gefühle zu verändern.

Eines Tages, als der Besucher in der guten Stube saß, mit seinem Berloque spielte und lebhaft konversierte und karessierte, hatte man Willy mit dem neuesten Tribut, einem Brummkreisel, in die Schlafstube deportiert, um dort Lärm zu machen. Nachdem er genug gekreiselt, lauschte er im Flur. Es war so verdächtig still im Hause, als wenn sie ohne ihn fortgegangen seien oder etwas leise besprächen, das er nicht wissen solle. Darum schlich er sich durch zwei Türen, durch die Wohnstube, wo die Großmutter auf dem Fensterthrone schlummerte.

Plötzlich trat er in die beste Stube, wo es so lautlos war. Dort saßen sie auf dem Kanapee, Schulter an Schulter, beinahe tête à tête, und der galante Kammersekretär küßte intensiv die Hand der Frau von Wahren.

Warum wurden sie bestürzt und ihre Positur so lächerlich steif? Willy war hinlänglich aufgeweckt, um allerlei zu denken und zu ahnen, besonders da die Mutter echauffiert ihn ausschalt: „Was schleichst du im Hause herum, du mauvais enfant? Willst du die Bastonade haben?“

Vorwurfsvoll blickte er die Mutter an, als wenn er das Recht zu schelten habe, und hegte gegen den wohlgesitteten Herrn eine feindselige Gesinnung, eine erbitterte Eifersucht. Durfte dieses wildfremde Individuum das Lächeln und die Liebkosung der Mutter ihm rauben? Nein, nein! Er hätte kalten Bluts den Herrn von Hinüber umbringen können.

Die gute Grandmama, die des Kindes Not verstehen mochte, nahm ihn, den schweren Buben, auf den Schoß und hätschelte ihn mit verdoppelter Zärtlichkeit. „Willst du noch immer König oder Leibkutscher werden, mon coeur?“

Nein, das seien Sottisen, er wolle nicht einmal Prinz, sondern Soldat und Offizier werden, ja Offizier wolle er

werden und mit dem Kammersekretär auf Pistolen sich duellieren.

Die Großmutter dämpfte die schreckliche Rede, küßte ihn und schluchzte: „Mon pauvre enfant, mein armes Kind, mon pauvre enfant!"

Das begriff er nicht. War er arm, jetzt wo englische Banknoten und nach seinen Begriffen Reichtum im Hause war und man sogar eine Wagenfahrt, ein Amüsement sich erlauben konnte? — — —

Nach der Unterrichtsmethode der Gumperfeldtin sollte die Kunst des Lesens und Schreibens als ein halbes Spiel gelernt und die erste Kindheit nicht verkümmert werden. Infolgedessen lernten nur die Kinder, mit denen zu Hause gearbeitet wurde, etwas Rechtes, die andren blieben Buchstabierer oder gar Analphabeten. Aber die Weltkenntnis und Erweiterung des Gesichtskreises wurde bei allen in der Schule und besonders in den Schulpausen gefördert. Darin war der kleine Lauingen nicht der Ultimus der Schützen.

Die andern Knaben erzählten von ihren Brüdern und Schwestern, mit denen sie sich gebalgt hätten, und sie fragten Willy, wie sein Bruder und seine Schwester hieße. Er mußte bekennen, daß er weder das eine noch das andre habe. Da machten die Dreikäsehoch ihr Fifi und verlachten ihn.

Der Mangel eines Bruders fiel ihm wie ein Fehler der Familie schwer aufs Herz.

Zu Hause, wo der Herr Kammersekretär just Visite machte, sagte er gleich nach seinem Eintritt, ohne Einleitung und mit Energie zu seiner Mutter, daß er, wie die andern Buben, einen Bruder haben wolle.

Frau von Wahren wurde sehr rot und rief indigniert: „O cet enfant terrible!" Herr von Hinüber benutzte geräuschvoll sein Taschentuch.

Am Samstag nachmittag bat Willy um die Erlaubnis, Georg von Lauingen zu besuchen. Das hörte die Grandmama, die Geborne von Münchhausen, mit Freude, es war ihr ein erfreuliches Symptom, daß in ihrem Enkel endlich die adlige Gesinnung erwache.

Georg, viel sich selbst und den Dienstboten überlassen, war untüchtig in der Schule, aber im Umgang mit Domestiken und Offiziersburschen ein naseweiser und nasewitziger Bursche geworden, der von Dingen, die ein Kind wissen muß, sehr wenig wußte, von vielen Dingen aber, die ein Kind nicht wissen soll, Kenntnis hatte und mit Kraftworten und Korporalsflüchen um sich warf. Gerade das hat Willy veranlaßt, den Verkehr des jungen adligen Herrn zu suchen und zu schätzen.

Georg lud den Gast ein, im Garten den Pflaumenbaum zu schütteln, was streng verboten war, und erzählte, manchen Kern mit verschluckend, daß er gestern die Spalierbirnen geplündert und einen ganzen Scheffel gegessen habe; als der Vater herangeschlichen sei, habe er natürlich mit dem Scheffel im Leibe nicht laufen können und darum auf Gnade sich ergeben.

„Fritz, der Malefizbursche, mußte die Reitpeitsche holen und die Exekution machen, der Hundsfott grinste vergnügt, steckte mir den Kopf zwischen die Beine und zog mir die Hosen stramm. Deubel! Das klatschte, der Vater zählte die Hiebe, und ich brüllte. Da hab' ich das Sauluder ins Bein gebissen, ich sage dir, festgebissen hab' ich mich am Schenkel, wie ein Hund am Keiler, und der Bursche blökte, ich sage dir, brüllte, hüpfte auf einem Beine und schrie: Au, mei Been, mei Been! Der Vater hat gelacht, daß er sich den Bauch hielt, und ließ mich laufen."

In Willys Bewunderung mischte sich ein Bedenken. „Du bekommst noch die Bastonade mit der Peitsche? Ist das nicht schimpflich?"

„Kriegst du nicht auch Hiebe von deinem Vater?"

„Va—ter? Ich, ich habe ja keinen Vater."

„Jung, du hast keinen Vater," lachte Georg ohne eigentlichen und andern Grund als den der Lach- und Necklust.

Der andre aber hörte einen Mangel, ein Manko heraus. Da war es ihm zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen, daß er nicht, wie alle andern Knaben, einen Vater und nie von einem solchen gehört habe.

Als die Buben am Stalle, wo die Burschen Maulaffen

feilhielten, vorbeigingen, rief Georg, nur um zu spotten: „Er hat keinen Vater, wie andre anständige Menschen."

Die Stallburschen grinsten und gaben ihre Meinung von sich: „Ja, datt is menschlich und manch enen passiert."

Willy ging nachdenklich heim, legte die Hände auf den Rücken und ließ es sich durch den Kopf gehen. Kaum hatte er seinen Fuß ins Haus gesetzt, als die Frage aus seinem Munde schoß: „Mama, warum habe ich keinen Vater?"

Frau von Wahren schnellte den Kopf zur Seite, ihre Worte stolperten und überstürzten sich. „Wie ... was ... w—wer ... hat jemand dich danach gefragt? Dein ... dein Vater ist doch gestorben, als du in der Wiege lagst."

Die großen Augen des Kindes, das eine so bedeutsame, sein Leben bestimmende Tatsache jetzt erfuhr, hingen aufrichtig an ihren Lippen.

Frau von Wahren wandte sich von ihm ab, warf einen hilflos suchenden Blick durchs Zimmer, sah Staub auf der Konsole und schrillte nach der Magd.

Er blieb grübelnd stehen und betrachtete seine Finger, die ziemlich schmutzig waren.

„Marsch — marsch, du Ferkel, und wasche dich!"

Die Mutter hatte nicht mehr das lebensfrohe Gesicht der letzten Zeit, sondern den alten pessimistischen Zug am Munde. War es ihr unangenehm, an den verstorbenen Gatten erinnert zu werden?

Die Großmutter drückte den gewaschenen Enkel an ihr Herz. „Mon coeur, mon coeur, ich will dir den Vater ersetzen, ich habe dich sehr lieb."

„Ist es eine Schande, keinen Vater zu haben?" fragte er.

„Nein, ein Unglück! Als du noch ganz klein warst, ist dein Vater abgerufen worden. Wenn du aber von ihm redest, wird die Mutter sehr traurig, und das wollen wir vermeiden, n'est-ce pas, mein Willy?" Sie verließ das Thema und erkundigte sich. „Was lernst du jetzt in der Schule?"

„Ich lerne nichts mehr, das bißchen Lesen kann ich längst, und das Einmaleins weiß ich." Der junge Herr hatte viel Arroganz, aber nicht ganz unrecht.

Um der schwachen Abcschützen willen ließ die Gumperfeldtin endlos die Lesestücke wiederholen, und da auch viel andres ein Wiederkäuen war, langweilten sich die hellen Köpfe. Die Langeweile aber ist die Mutter der Allotria.

An einem schönen Vormittage hatte die Schule ein angenehm aufregendes Ereignis. Urplötzlich und ohne sichtbaren Grund sprang die korpulente Madame, am ganzen Leibe fliegend, vom Stuhle empor und kreischte himmelhoch, so daß Willy seinem Nachbar zuraunte: „Paß auf, sie kriegt die Krämpfe."

Mit einer Geschwindigkeit, die man der 170 pfündigen Person nicht zugetraut, voltigierte die Gumperfeldtin auf den Stuhl, wo sie laut schreiend die Röcke bis zu den Knien emporhob. Ein höchst lächerliches, lebendes Bild!

Vorne riefen sehr vergnügte Kinderstimmen: „Eine Maus, eine Maus!"

Das verirrte Mäuslein huschte hin und her und konnte in seiner kopflosen Furcht das Mauseloch nicht finden; auch stellten beherzte Knaben mit der Tafel und dem Lineal dem Tiere nach. Willy jagte von der einen, Georg von der andern Seite. Ein gräßlicher Tumult! Das gehetzte Mäuslein sprang die Kathederstufen empor. Da kletterte die Madame mit hochgerafften Röcken auf das Pult, wo sie in grotesker Größe und Dicke stand und nach Luft schnappte. „Ruft die Magd, die Magd!"

Willy, für den die Jagd ein ungeheures Gaudium war, sah zu dem lebenden Bilde empor und lachte laut.

Endlich erschien die Magd, die mit dem Besen mutig die Maus vertrieb.

Kraftlos setzte sich die Gumperfeldtin; in menschlicher Schwäche hatte die Schulherrin sich der Klasse gezeigt, sich durch ihre Angst und Komik kompromittiert. Darum riß sie der Magd den Besen aus der Hand, drohte damit allen und besonders dem jungen Wahren. „Du willst aus guter Familie sein, du mit deiner miserablen Edukation und deinen mauvaisen Manieren! Dein freches Lachen will ich dir gedenken und aufschreiben."

Im nächsten Schulzeugnis hat Madame es ihm gehörig

aufgeschrieben. In der Konduite hieß es kurz und bündig: Sehr mäßig! Was aber ausführlich dahin erläutert wurde, daß er nicht nur schwatzhaft sei, sondern auch durch dreistes und direkt unartiges Betragen Tadel verdient habe.

Willy machte ein trotziges Mäulchen. Das war kein gerechtes Urteil. Die Mutter war sehr erzürnt, drohte mit der Bastonade und schalt: „Du beträgst dich wie ein plebejischer Junge. Die schlechte Konduite des Sohnes ist die Schande der Mutter. Habe ich dich zum Schlingel erzogen?"

„Nein, nein!" beteuerte er heulend.

„Ich sehe jetzt ein, wir Frauen sind zu schwach, um einen so eigenwilligen, zu schlechter Gesellschaft hinneigenden Knaben richtig zu erziehen, ich sehe ein, daß du einer festeren Hand übergeben werden mußt."

Willy ahnte noch nicht die ganze Tragweite dieser mütterlichen Prophezeiung und glaubte, daß mit der festeren Hand der Lehrer der Lateinschule gemeint sei.

Von Stund' an haßte der kleine Trotzkopf zwei Menschen, die ekelhafte Gumperfeldtin, wie er sie nannte, und den würdevoll freundlichen Herrn von Hinüber. Er haßte die Schulmadame, der er zu gern einen Schabernack gespielt, eine Maus in die Tasche gesteckt hätte. — —

Nach einer langen Visite empfahl sich der Kammersekretär; beim Abschied wandte er sich wohlwollend an den Knaben. „En passant ... äh, als Vormund muß ich dich fragen, möchtest du nicht aus der Abcschule heraus?"

„Ja, das weiß Gott!"

„Möchtest du nicht Latein lernen und ein Gelehrter werden? Äh, wenn du bei einem tüchtigen Pädagogen gründlich studiertest ... was meinst du, mein Sohn?"

„Ich bin nicht Ihr Sohn, und ich will Offizier werden." Willy lehnte die Vertraulichkeit ab. Man lachte gezwungen.

An dem Tage ließ die Großmutter auch ein Wort, eine Weissagung fallen, daß wahrscheinlich ein Evenement dem Hause bevorstünde.

Sogar zwei Ereignisse, ein freudiges und ein furchtbares, schwebten bereits über dem Hause und sollten

das Leben des jungen Weltbürgers in neue Bahnen lenken.

Nachdem die junge Frau den Rest der Banknoten überzählt und eine Kalkulation gemacht hatte, wurde beschlossen, nicht ein kleines, sondern ein großes Traktement zu geben, zu dem acht Tage vorher acht Gäste geladen wurden, und das acht Tage lang vorbereitet wurde.

Die Speisekammer stand voll von Leckerbissen. Hatten die Mäuse das gerochen? Jedenfalls hatten die unliebsamen Nager und Nascher sich eingestellt und Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen. Annette, wie die Magd stets gerufen wurde, räucherte die Falle aus und legte frischen Speck hinein. Alle Morgen saß ein Mäuslein hinter dem Gitter, wurde von der Magd ertränkt und vor der Exekution grausam verhöhnt. „Du Racker, man ruhig, ick do di nichts, du schallst blot versupen."

Der blutige Hohn empörte den Knaben, der voll Mitleid mit dem Tiere frühmorgens vor der Magd aufstand, die Falle mit dem Mäuslein in den Hof trug und den Todeskandidaten laufen ließ.

Annette schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Ja, dann können wir in Ewigkeit Mäuse fangen, die schlauen Rackers klettern wieder ins Haus, um sich fangen und mit schönem Speck füttern zu lassen . . . du bist ein kleiner Dumrian."

Trotz des Spottes erhob sich Willy den vierten Frühmorgen, vom guten Geist des Erbarmens geweckt, und trug die Falle leise die Treppe hinunter. Ein feister Mausevater kauerte still ergeben in einer Ecke. Da ist plötzlich ein böser Geist der Rachsucht, ein boshaft witziger Gedanke in die Seele des Knaben gefahren.

Er flötete verschmitzt, holte ein Kästchen, in dem zuletzt Maikäfer gehaust hatten, haschte behutsam die Maus und setzte sie in das Kästchen, das mit einem Bindfaden verschnürt wurde.

Unter dem Habit wurde der Kasten nach der Schützenschule getragen.

Da drinnen krabbelte und piepste es. Die Mädchen

fürchteten sich, die Knaben wollten mal gucken. Georg von Lauingen steckte kühn die Nase zwischen die Trallen und schrie entzückt: „Eine Maus, eine Maus! Die lassen wir laufen, wenn Madame sich aufs Katheder gesetzt hat und zu beten anfängt. Das gibt einen Knall ... aber nichts sagen! Die Gören gehen auf ihre Plätze.“ Mit dem Kasten graulte er die kleinen Mädchen fort.

Die sogenannten unschuldigen Kinder können sehr grausam und niederträchtig gegen ihre Mitmenschen sein. Willy hatte einen noch raffinierteren Plan und instruierte die andern. Der junge Lauingen fing die Maus und hielt sie so fest, daß sie quietschte, bis Willy den Bindfaden am Schwanze befestigt und das andre Ende desselben unter dem Pultdeckel um die Bibel, die dort lag, geschlungen und geknotet hatte. Dann setzte man die gefesselte Maus oben auf den Deckel, das geängstigte Tier lief an seinem Schwanztüder hin und her, um vergebliche Befreiungsversuche zu machen.

Das waren gar lustige Kapriolen; und der beste Spaß und Spektakel sollte noch kommen.

„Nichts sagen! Wer etwas verrät, wird tot geprügelt,“ drohte Georg.

„Pst, pst!“ Jedes Prusten verstummte. Alle saßen mäuschenstill und hielten vorschriftsmäßig die Händchen gefaltet, als Madame gravitätischen Schrittes auf das Katheder emportrat, majestätisch der Klasse zunickte und salbungsvoll den üblichen Anfang machte. „Meine lieben Kinder, lasset uns ...“

Statt eines Gebets ein gellender Schrei! Eine Maus war ihr über die fetten Hände gesprungen und flüchtete sich in kopfloser Angst an den breiten Busen der Gumperfeldtin, die vor Ekel wie gelähmt war. Wohin sollte sie hüpfen oder klettern vor dem kleinen Ungeheuer an ihrer Brust? Ein Uh — uh des Entsetzens entrang sich ihren weißen Lippen. Die Arme fielen schlaff herunter in halber Ohnmacht. Bei dem Ruck flog die gefesselte Maus nach unten und baumelte am Schwanze in der Luft.

Der Anblick der Madame erregte Grauen. „Sie ist tot,

tot!" Die kleinen Mädchen kreischten, die meisten Buben machten ein Gemeine oder Gebrüll, sogar die starkherzigen, wie Willy und Georg, wurden still und starr und fühlten eine starke Magenbeklemmung dort, wo das Gewissen saß.

Der ohrbetäubende Tumult drang auf die Gasse hinaus. Leute stürzten ins Haus, rissen den Brandeimer, der stets im Flur hing, herunter und drangen in die Schützenschule. Wo das Feuer ausgebrochen sei?

Sie rochen überall und spürten nichts. Dann sahen sie das lebende Bild auf dem Katheder, das mehr einer Toten ähnelte.

„Herrje, herrje, hat Madamken enen Schlaganfall gekriegt?"

Man schöpfte mit der Hand aus dem Brandeimer und spritzte ihr Wasser ins Gesicht.

Die Gumperfeldtin öffnete die Augen und Lippen und stöhnte: „Ma—us, Ma—us!"

Ein Schuster zog das Messer aus dem Schurz, durchschnitt den Bindfaden und trug im Triumph die am Schwanze baumelnde Maus auf die Straße, wo er sie guillotinierte. „Siehste, so wird's in Frankreich gemacht."

Die Tragikomödie der Gumperfeldtin, wie man diese kurzweilig-böswillige Schulmär hernach in der ganzen Stadt nannte, war zu Ende. Madame wankte in ihr Zimmer, sandte die Magd als Substitutin und trank ein verschwiegenes Schnäpschen des heiligen Benedikt gegen die Alteration, bis allgemach ihr Grausen in Grimm sich verwandelt hatte.

Eines Verhörs bedurfte es nicht. Kinder verraten alles. Zwölf kleine Denunziantinnen meldeten sich von selbst und zeigten mit Fingern auf die Übeltäter.

Madame erhob ihre Stimme zur schrillsten Höhe. „Georg ist der Mitschuldige, aber du, Willy von Wahren, bist der Hauptsünder und Schurke, der das Tier mitgebracht hat, du bist der Verführer, der ein rohes Attentat auf meine Gesundheit, mein Leben gemacht hat, denn ich hätte die Apoplexie und den Tod mir holen können. Meine renommierte Schule ist durch deine Schlechtigkeit zum Gespött geworden. Welche Eltern wollen ihre Kinder mit bösen

Buben auf einer Bank sitzen lassen? Georg, du bist ein Bube, du aber, Willy, du bist ein Bösewicht. Du wirst noch im Stockhause enden."

Willy saß trotzig-finster auf seiner Bank und wurde nicht mehr beachtet.

Heute hat er ein extraordinäres Zeugnis in Gestalt eines versiegelten Briefes mit nach Hause gebracht und voll banger Ahnung an die — Großmutter abgeliefert.

Schon stand die Tafel für das Traktement gedeckt, und das ganze Haus war in Aufregung. Die Grandmama temperierte den Wein und arrangierte geschickt den teuren Konfekt und die ökonomisch gekauften Blumen, damit es nach möglichst viel aussehe. Die Mutter brannte die Haare und beaufsichtigte gleichzeitig die langsame Magd und die langfingrige Kochfrau.

Mitten in diese Aufregung trat der Sohn mit dem Extrazeugnis. Die Großmutter weinte und wiederholte: „C'est horrible, c'est terrible!" Sie konnte den Kummer nicht allein tragen und teilte der Tochter das Ungeheuerliche mit.

Frau von Wahren riß das Ohr des Delinquenten und war sehr aufgebracht. „Du Taugenichts! Die Gumperfeldtin schreibt, daß sie genötigt sei, den Schüler, der eine Gefahr für die Kindermoralität, aus der Schule zu exmittieren. Mit neun Jahren aus der Abcschule mit Schimpf relegiert! Du Schlingel kannst es noch zu etwas bringen. Wir sind zu schwach, du mußt in festere, härtere Hände."

Willy fühlte ein Grauen vor sich selber und seiner Schlechtigkeit und fing zu flennen an. Wenn genügend Zeit gewesen wäre, hätte der Sünder die ganze große Bastonade bekommen. „Ciel, es klingelt schon!"

Er wurde ins Bett befohlen und sollte bis zum nächsten Morgen hungern.

Die Damen parfümierten sich und machten mit liebenswürdigem Lächeln die Honneurs. Das Traktement fing sehr abgemessen an und endete überaus herzlich. Aber irgendein Evenement ist, obgleich mancher Gast im Blick eine diskrete Frage hatte, nicht eingetreten.

Willy lag hellwach in bußfertiger Stimmung. Da schlich

sich die Domestikin in sein Schlafgemach und steckte ihm eine behäbige Tüte zu. „Tu es unter die Bettdecke, mein Jung! Der dicken Gumperfeldtin gönne ich es . . . jetzt, wo ihre Weisheit zu Ende und du sowieso in eine reelle Schule solltest, jetzt, wo nichts mehr von uns zu holen ist, jagt sie dich fort . . . du bist ein gediegener Kerl."

Die Worte waren ein Trostbalsam für das arme Kinderherz.

In der Tüte hatte sich von Braten, Kompott und Torte eine kuriose Pastete gebildet, die er mit Behagen verschmauste.

Als die Gäste sich verabschiedeten, blieb der Kammersekretär von Hinüber, und es wurde bis Mitternacht Familienrat gehalten. Der Vormund hatte schon einen Edukationsplan entworfen und mit einem renommierten Pädagogen verhandelt. Wollte er sein Mündel aus dem Hause und den schwachen Frauenhänden entfernen?

Die alte Frau von Wahren wehrte sich und weinte. Aber die Mutter stimmte zu, und über das Schicksal des Kindes wurde entschieden.

Starr wie ein Verurteilter, vernahm Willy am Morgen, daß er von der Mutter und Großmutter fort und fern von Hannover in Pension gegeben werden solle. War das das Stockhaus?

Die liebe Grandmama überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten.

Da sagte das Kind vorwurfsvoll: „Ich sollte ja mit Georg von Lauingen standesgemäß verkehren."

Die Frauen wechselten einen hilflosen Blick und hatten keine Antwort.

---

Vierter Abschnitt.

# Die drei Pflanzen und Früchte des modifizierten Basedow.

Annette wischte sich mit der Küchenschürze im Gesicht herum und seufzte: „Gnädige Madame, ich höre noch immer im Hausflur das herzbrechende Geschrei des Jungen, o Gottegott!"

Frau von Wahren verwies ihr das vorlaute Reden. Sie hatte ja selber ähnliche, entsetzliche Halluzinationen.

In der Postkutsche saß ein Knabe mit traurigen, trocknen Augen. Sein Kindskopf konnte das Furchtbare nicht fassen, die Trennung war ihm schauerlich wie der Tod.

Der Herr Kammersekretär brachte sein Mündel nach der Stadt, wo das Stockhaus ist, aber von Celle nach Bostel. Hier in einem alten, romantischen, mäuse- und rattenreichen Landhause wohnte der Doctor utriusque juris Reuter, der seine Advokatenpraxis niedergelegt hatte und aus Liebhaberei Pädagoge sein wollte.

Es war ein alter, grämlicher Herr in Schlafrock und schlurfenden Pantoffeln, der eine viel jüngere Frau und einen einzigen Sohn und Spätling besaß. Zur Miterziehung desselben hatte er einen gleichaltrigen Schüler aus guter Familie für billiges Kostgeld gesucht und sehr bald in Williams Person gefunden. Die Billigkeit hatte den Ausschlag gegeben.

Der junge Held der Abenteuer und Amouren verlebte hier ein langes Jahr, und es war keine gute Zeit; von keiner einzigen angenehmen Erinnerung wissen seine Memoiren zu melden. Der kleine Reuter zeigte sich als ein verzogenes,

rechthaberisches Nesthähnchen und als übler Kamerad. Lesen, Schreiben, Rechnen wurde, ganz wie bei der Gumperfeldtin, getrieben, vorausgesetzt, daß der Doktor dazu Zeit hatte und keiner andern Beschäftigung nachhing. Für geregelten Unterricht, für eine gründliche moralische Erziehung, wie verheißen war, wurde in keiner Weise gesorgt, die Kinder waren sich und den Dienstboten viel überlassen.

Kurz vor Pfingsten, nach eingegangener Briefpost, ließ Dr. Reuter seinen Zögling zu sich rufen, hüstelte trocken, als wenn ihm ein Lachen in der Kehle sitze, und hub an: „Ich habe dir eine hochfreudige Mitteilung zu machen, der Herr Kammersekretär von Hinüber hat sich mit deiner Mutter verlobt ... jetzt wirst du einen Vater bekommen, einen netten, schmucken, modischen Vater ... freust du dich nicht, mein Sohn? Hahahaha!“ Der alte Advokat war ein etwas hämischer, saloper Herr, der die allzu propren, geschniegelten Leute nicht leiden mochte.

Willy hatte alles andre als freudige Gefühle und eine verstärkte Antipathie gegen den Vormund, der ihm die Mutter raubte. Frühzeitig in den Daseinskampf gestellt, wurde er frühreif für seine Jahre. In seiner Kindesseele erwachte das erste tiefe Mißtrauen, und immer wieder warf er die Frage auf: Ob er um des Herrn von Hinüber willen aus dem Hause getan worden sei? Da zeigte er noch mehr das verschlossene Wesen, wozu er neigte, und ein Kummer zehrte an seinem Herzen.

Zu dem großen, verschwiegenen Leid gesellten sich kleine, tägliche Leiden. Frau Reuter litt oft an Magenindigestionen und ließ ihre häufigen Verstimmungen nicht an dem eignen Kinde, um so mehr aber an dem Pflegling aus, der keine Elternliebe erfuhr, und das, trotzdem der Doktor beider Rechte nach Hannover geschrieben hatte, daß ein Kind heilige Rechte habe und er seinen Pensionären ein gütiger und gerechter Vater sei. Die Güte fehlte immer, die Gerechtigkeit oft. Wenn es eine Näscherei gab, so ging das Pfleg- und Stiefkind leer aus und mußte zusehen, wie der schmächtige Freßsack, der immer blässer wurde, lukullisch schmauste. Das ist für ein Kind, dem die Natur eine gute

Portion Egoismus und Neid mitgab, kein kleines Kreuz. Und der Doktor war taktlos genug, die Sache zu verteidigen und sarkastisch zu sagen: „So viel Kostgeld zahlst du wahrlich nicht, daß du auf Dessert Anspruch machen kannst.“

Satt bekam Willy ja zu essen. Aber ihn heißhungerte doch. Der von zwei Müttern behütet und gehegt worden war, bekam keinen Kosenamen, keinen Kuß, keine Liebkosung. Darum war das Jahr in Bostel eine Marterschule, obgleich kein Backenstreich verabfolgt wurde.

Der Unterricht, der nach der Bequemlichkeit des Doktors und der Kränklichkeit oder Trägheit des Sohnes sich richtete, war sehr mäßig. Willy konnte nur abschreiben und lernte nicht, eigne Gedanken zu Papier zu bringen. Manchmal meinte sein Mißtrauen, daß er absichtlich in solcher Ignoranz gehalten werde. War er doch nicht imstande, einen Brief nach Hause zu schreiben, völlig unvermögend, der Großmutter seine schlimme Lage, die Mangelhaftigkeit des Unterrichts zu schildern und die Bitte, ihn fortzunehmen, schriftlich auszusprechen. Das war abends, wenn das Heimweh ihn peinigte, seine zweite Not. Einmal wandte er sich voll schlauer Lernbegierde an den Doktor, ob er nicht in Briefstellerei und Korrespondenz unterrichtet werden solle. Doch der lachte ihn aus und fragte, ob er nicht lieber zugleich über Spinoza eine Abhandlung schreiben und mit Logarithmen rechnen wolle.

Der Doktor beider Rechte konnte selber nur ein sehr schlechtes und geschraubtes Juristendeutsch schreiben.

Ein stilles, verschlossenes Kind, das einen festen und etwas eigenwilligen Willen bekam, wuchs aus dem zehnten ins elfte Jahr. Als volle zwölf Monate verstrichen waren und das Osterfest eingeläutet wurde, holte die Mutter ihren Sohn zu einem Ferienaufenthalte in Hannover ab.

War das ihr keckes Willychen, dachte sie. Genau so fragte sich der Knabe, ob diese elegante Dame seine Mutter sei.

Während der Fahrt wurde Willy munterer und gesprächiger. Kindlich freute er sich, als er die lustigen Lämmer der Heidschnucken und den ernsten Schäferspitz sah, ja er klatschte in die Hände, wenn die Hüterbuben neben der Post-

kutsche auf dem Kopfe standen oder ein Rad im Sande schlugen, um dann die Münze im Fluge zu greifen.

Hannover war die unveränderte, korrekte Residenzstadt. Er sprang aus der Kutsche und machte ein steifes Kompliment vor dem Kammersekretär. Die Großmutter war dieselbe weißhaarige, liebe, gute Frau, die ihn an ihr goldtreues Herz drückte, und die er immerzu küßte.

Bei seinen späteren Amouren hat er inniger und zärtlicher kein Weib geküßt. Jetzt erst war er daheim, daheim!

In die Wonne fiel ein Wermutstropfen. Man befahl ihm nämlich, den Herrn Vormund Herr Vater zu titulieren; doch hat er es nur ein paarmal auf Kommando getan und jede Anrede geschickt vermieden. Der neue Hausherr war klug genug, keine väterliche Autorität geltend zu machen, sondern mit dem jungen Stiefsohn wie mit einem verständigen Menschen zu verkehren.

Willy fing bald an, den Seinen zu beweisen, daß der Unterricht im Reuterschen Hause völlig ungenügend sei. Die Mutter schüttelte ablehnend das Haupt; es sei einem Menschen gut, das Joch in der Jugend zu tragen, und auch ein konvenables Kostgeld.

Da spielte Willy seinen letzten und stärksten Trumpf aus. Als einmal Gäste im Doktorhause logierten, habe er mehrere Nächte bei der Domestikin schlafen und das Bett mit ihr teilen müssen, wovon er einige Flöhe als Andenken bekommen und wahrscheinlich mit nach Hannover gebracht habe.

„C'est horrible, très horrible!" schrie die Grandmama. Herr von Hinüber zog die Stirn in juristische Falten. Das sei ein legaler Grund, einseitig von dem Abkommen zurückzutreten. Jetzt war auch die Mutter empört. Ihren Sohn, einen von Wahren, bei dem Dienstmädchen schlafen zu lassen, das sei eine Scheußlichkeit, eine Infamie.

Willys heißer Wunsch, in Hannover zu bleiben, wurde freilich nicht erfüllt. In die Zeitung wurde eine Annonce mit Abbreviaturen gesetzt. Die Großmutter wollte selbst die Korrespondenz führen, lange Briefe gingen hin und her, um schriftliche Garantien für Erfüllung der Pflichten

zu bekommen. Sie entschied sich für ein Pfarrhaus, weil die Pfarrer doch hinsichtlich Behandlung, Pädagogik und Pensionspreis christlich verfahren würden.

Kurz vor Pfingsten unterzog sich die alte Frau von Wahren der langen, beschwerlichen Reise im Postwagen, um ihren Enkel in das Pastorat zu Hasselhausen zu bringen. Auch deponierte sie bei dem Pastor eine größere Summe, denn insgeheim zahlte sie aus ihrer Tasche, von ihren Spargroschen, einen Teil des Kostgeldes, das sonst den Eltern zu unerschwinglich erschienen wäre. O die Edle, die auf der Rückreise eine schwere Erkältung und den Keim zu ihrer langen Krankheit und ihrem Tode sich holte!

Ganz im Süden des Kurfürstentums lag das große Kirchdorf Hasselhausen, in dem Pastor Baring, ein Mann von 32 Jahren, amtierte und mit seiner jungen, fleißigen Frau redlich sich bemühte, aus der mäßig dotierten Stelle möglichst große Erträge zu gewinnen. Er war früher Schulmann und Rektor gewesen. Um seine pädagogische Gabe zu verwerten oder seine ökonomische Lage zu verbessern, wollte er zwei bis drei Knaben zur Erziehung in sein Haus nehmen und, wie er in seinen Briefen betonte, nach der berühmten Basedowschen Methode unterrichten.

Im sanften Taleinschnitt, wie eine trauliche Friedensstätte, lag das Dorf mit seinem schnatternden Geflügel und den kläffenden Hunden, mit der massigplumpen Kirche mitten drin und den hohen Dorflinden, die den Friedhof und dahinter den freien Platz mit dem Brandteiche umstanden. Zwar war die Gasse holperig, wenig sauber und voll von Kuh- und Gänsehinterlassenschaften. Vor allen Häusern lagen die Misthaufen, und die Jauche lief über den Weg.

„Das gehört zum ländlichen Idyll,“ sagte Frau von Wahren, die Nase rümpfend.

„Voilà, auch die Romantik fehlt nicht.“

Ein uraltes, mächtiges Gebäude, daran ein Turm, ein Bergfried, angebackt war, das sogenannte, arg verfallene Schloß von Hasselhausen, das der Krone gehörte, eine halbe Ruine und vor 40 Jahren von dem Amtmann der nahen

Domäne verlassen war, war des Dorfes verblichener Glanz, Vergangenheit und Historie, auch der Ort aller Spinnstubenromane und der Schauplatz einer gut verbürgten Gespenstergeschichte.

Links vom Friedhof lag die Pfarre, ein altes, gemütliches, epheuumranktes, strohgedecktes Pfarrhaus, von zwei altersschwachen Scheunen flankiert — und vor dem Giebelende der einen prangte ebenfalls ein mächtiger Düngerhaufen, welcher der Frau von Wahren ein Fi donc entlockte, aber der Stolz und die Freude des Pastors war, der selbst die Ökonomie hatte und den Pfarracker bewirtschaftete.

„Hier werden viele Mäuse sein," blinzelte die alte Frau, „mache nur keine Mäuseextravaganzen . . . wachse hier zum Manne, womöglich zum Gentle- und Edelmanne heran!" Das war die ganze Ermahnung der guten Großmutter, die kein Freund von langen Moralpredigten war.

Ein Mann in Lodenjoppe und derben Schmierstiefeln stand in der Stalltür, wo er einer Kalbkuh das entzündete Euter mit Salbe schmierte, richtete das blonde, gesunde, gebräunte und intelligente Gesicht bei dem Geklapper der Kutsche empor, näherte sich sogleich dem Schlage, nahm die Bauernpfeife aus dem Munde und die Mütze vom Kopfe.

„Sind Sie der Herr Inspektor?"

Der in der Joppe machte eine kurze Reverenz. „Ich bin der Pastor Baring."

Er konnte mit seiner fettigen Hand der Dame beim Aussteigen nicht behilflich sein und sagte gleich familiär zu dem Knaben: „Kriech' drüben heraus, du mußt der Kavalier sein."

Der freundlich formlose Empfang, die joviale, gar nicht pädagogenhafte oder pedantische Erscheinung des Erziehers machte einen günstigen Eindruck auf Willy, dessen Sympathie und Zutrauen dieser Pastor vom ersten Augenblick an gewann.

Bei der gnädigen alten Frau hatte die rustikale Gestalt allerdings einige Bedenken erregt, und sie erklärte bald, daß ihr Enkel nicht Landwirt werden und nicht verbauern solle, worauf Pastor Baring die Prinzipien seiner Methode

so philosophisch und psychologisch entwickelte, daß ihr Kopf verwirrt und ihr Gemüt beruhigt wurde.

Als die Ankömmlinge die Wohnstube betraten, saß dort eine junge, blondhaarige, blühende und vielfältig beschäftigte Frau, die mit dem rechten Fuß einen Säugling in der Wiege sanft schaukelte, mit dem linken Bein die zwischen den Knien gehaltene Schüssel festklemmte und mit beiden Händen einen Quirl blitzschnell bewegte. Die mit allen Gliedmaßen tätige Frau war die Pastorin. Am Fenster studierte ein größerer Knabe, der durch sein fremd- und südländisches Exterieur auffiel, gleichzeitig in zwei Büchern. Alle Leute im Pfarrhause schienen von einem Bienenfleiß besessen.

Bei Tisch erklärte der Hausherr, der jetzt im propren Tuchrock und in pastoraler Halsbinde erschien, das Fundament seiner Methode, daß der Fleiß die Mutter aller Tugenden und die Ursache alles irdischen und ewigen Glücks sei. Er schloß mit einem Seitenblick: „Wenn mein neuer Zögling zu diesem Prinzip sich bekennt, werden wir gute Freunde werden und bleiben."

Der Pastor verstand durch einen Blick Autorität auszuüben, war ein wohlmeinender, wackrer und rechtlicher Mann, der auch einige Schrullen besaß, aber wahr und aufrichtig, gesund im Urteil und immer ein Mann und Ehrenmann blieb.

Der Abschied von der Großmutter wurde Willy sehr schwer; aber keine Stimme sagte ihm, daß er das milde, weißhaarige Gesicht dieser seiner eigentlichen, innig geliebten Mutter nicht wiedersehen werde.

Er vergaß den Kummer bald, denn er hatte zu viele neue Eindrücke zu verarbeiten und fand schon einen Zögling im Hause vor. Der Knabe, der zugleich in zwei Büchern, im gallischen Kriege Cäsars und in einer deutschen Übersetzung desselben gelesen hatte, um so Latein zu lernen, war ein sehr schlanker, auffallend schöner, schwarzhaariger und schwarzäugiger Junge. Mit seinem brünetten Teint, seinem feurigen Blick, seiner lebhaft elastischen Bewegung entstammte er offenbar nicht dem schwerfälligen hannöverschen Schlage, sondern einer andern Menschenrasse, und die

Frage des neuen und neugierigen Kameraden, dem er alle erlaubten und verpönten Gebiete zeigen sollte, ob er ein Sohn des Südens, ein Franzose oder Spanier sei, war nur zu berechtigt.

Der Südländer antwortete hochmütig: „Pah, ich bin kein Tedesco, kein dummer Deutscher, sondern ein Italiano ... ich heiße Vittore de Lisignolo ... kannst du das richtig aussprechen, du Grünfink, kriegst du — eine Ohrfeige von mir."

So ein Frechbold! Willy fühlte sich in seinem Patriotismus verletzt und erwiderte die Injurie durch die höchst beleidigende Frage: „Bist du bei den Zigeunern gewesen? Oder sind deine Eltern Komödianten?" Nur bei dem fahrenden Volk hatte er so fremdländische Gesichtstypen gesehen, und sein Irrtum war entschuldbar.

Wurde aber sehr übel genommen und sollte durch eine Realinjurie gesühnt werden. „Spucke hin, wo du liegen willst, du Grasaffe! Du Malefizlümmel!"

Willy war sich keiner Bosheit bewußt und guckte so unschuldig den Kampfhahn an, daß dieser großmütig sagte: „Du bist ein Tedesco, ein Dummkopf ... ehe du kamst, hat der Pastor dich meinem Schutze empfohlen ... komm, Kleiner! Ich will dir die Erdbeerenbeete zeigen, die wir nicht betreten sollen."

Volle, verlockende Früchte hingen an den Stauden. Viktors Augen funkelten lüstern. „Du, hole mir die große!"

„Das ist doch verboten."

„Ja, das Betreten ... hm, wenn ich aber ..." Der Bursche warf sich nieder, kroch auf Händen und Füßen in die Erdbeeren hinein und schmauste gierig. „Wenn ich die Beete bekrieche, habe ich sie nicht betreten."

Willy wollte Näheres über diesen interessanten Knaben erfahren. „Bist du aus Italien gekommen? Wie weit ist das?"

„Wie weit? Tausend Meilen, genau 989 Meilen! Mein Vater war aus Mailand, ein Lisignolo, von ganz altem Adel."

Der Hannoveraner ließ wissen, daß er auch aus guter

Familie sei. „Wir gehören zum Uradel Hannovers, die Wahrens haben acht Ahnen . . .“

„Acht? Die Lisignolos haben achtzig, mein Sohn, und sind vor 2000 Jahren von dem allerersten Papst, von St. Petrus selber, geadelt worden. Ich bin kein Tedesco, sondern ein Italiener und jetzt, da Mailand französisch geworden ist, ein Franzose.“ Das war ein Früchtchen.

„Ist dein Vater in Mailand?“

„Nein, der ist auf dem Kirchhofe.“

„Und deine Mutter?“

„Meine Mutter wohnt doch in Kassel.“

Viktor wurde einsilbiger, mit Kassel hörte seine Renommage auf. Der brave de Lisignolo aus Mailand, aus einem längst verarmten Nobiligeschlecht, war vor 15 Jahren aus Mailand emigriert, hatte ein ehrliches Gewerbe gelernt, in Kassel eine renommierte Konditorei besessen und einen bedeutenden Wohlstand erworben, dessen Zinsen die Witwe mit Behagen und nicht allein verzehrte.

Willy fühlte eine herzliche Teilnahme für den bisher unsympathischen Kameraden, der auch keinen Vater hatte, und stellte die Frage: „Warum bist du nicht bei deiner Mutter?“

Bissig und giftig wurde der Italiener. „Die ist nicht gescheit, die hat sich mit dem Affen, dem Apotheker, dem Giftmischer verheiratet . . . darum bin ich hier in Hasselhausen in Gras gegeben worden . . . lauf, lauf, sonst haue ich dir eine herunter, so wild werde ich dann.“

Willy schlug einen Seitenpfad ein, um nachzudenken. War das nicht ein Abbild seines Geschicks? Ja, darum habe er auch das mütterliche Haus verlassen müssen, weil die Mutter heiraten wollte und geheiratet habe. Dieser Tausendsasa war ein Opfer des Stiefvaters geworden, so wie er selbst. Und das Pfarrhaus war am Ende eine Anstalt, ein Stockhaus für arme Knaben, deren Mutter sich verehelicht habe . . . ?

Seine Reflexionen wurden immer phantastischer. — — —

Nach den Basedowschen Prinzipien wurde vom Wasser ein verschwenderischer Gebrauch gemacht; in einem Riesen-

bottich mußten die Knaben den ganzen Oberkörper baden. Nach dem Grundsatz von der mens sana in corpore sano wurden fleißig Leibesbewegungen und gymnastische Übungen gemacht. Das Auswendiglernen und Einbläuen des Stoffs war unmodern und unhuman geworden. Nach der Basedowschen Methode durfte der Geist nicht mit Gedächtnisballast vollgestopft werden, sondern durch das Lesen der Autoren, durch Gespräche zwischen Lehrern und Schülern und in angenehmer Unterhaltung sollten alle Kenntnisse, auch die grammatikalischen, erworben werden. Das gelang vielleicht bei sehr begabten jungen Leuten, was die meisten Schüler leider nicht sind.

Der Pastor als praktischer Mann konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß dieser Unterricht zu einem halben und oberflächlichen Wissen führe, und hat auf eigne Faust den berühmten Basedow modifiziert und in sogenannten Einpaukstunden das alte, öde Auswendiglernen wieder eingeführt.

Baring war Pfarrer, Lehrer und Landmann in einer Person. Seine Tätigkeit als Ökonom galt ihm freilich nicht als Arbeit, sondern als Erholung. Wenn er seinen Agrarierstab, den er nach eigner Idee hatte anfertigen lassen und der unten als breites Messer mit einem Knopf darüber endete, wenn er diesen Stock und großen Spargelstecher in die Hand nahm, um über die Felder zu schreiten, dann leuchtete ein heller Schein der Zufriedenheit auf seinem Antlitz. Jede freche Distel, jeder harmlos blühende Hederich, jedwedes Unkraut, das in der Nähe seiner Wanderung wuchs, wurde möglichst tief ausgestochen. Er war ein Todfeind des Unkrauts und aller Schädlinge. Auf dem Felde besichtigte er die Saat, als wenn sein Auge über jedem Kornhalm wache, und mit dem Zollstock maß er die Tiefen der Furche nach, die der Pflüger nach Vorschrift zog.

Als Pastor hielt Baring nie eine Predigt, die er nicht sorgfältig ausgearbeitet hätte. Seine Kanzelsermone waren mehr praktisch als poetisch. Am Samstage tat er bei Tisch, in Gegenwart aller, auch der Schüler, die offenherzig kaustische Äußerung: Früher habe er jahrelang redlich ver-

sucht, durch seine Predigten die Bauern zu erbauen, aber seine Erweckungen hätten nur wie ein Wiegenlied gewirkt und Schlaf erzeugt; jetzo gebe er praktische Winke und nützliche Lehren für das tägliche Leben, welche zwar meistens nicht beherzigt würden, aber doch die Aufmerksamkeit erregten und den Schlaf verhüteten.

Am Sonntage predigte er eindringlich über den täglichen Kampf der Menschen gegen den bösen — Hederich oder Ackersenf. Eine Woche später lautete das Thema der Kanzelrede: Wie bei kleinen Kindern der Keuchhusten zu behandeln und zu verhüten sei.

Bei seinem dreifachen Berufe konnte der Pastor nur einige Stunden täglich dem Unterrichte widmen. Während der Stunden aber wußte er mit sokratischem Geschick den Geist der Schüler zu eignem Denken anzuregen, so daß Willy leicht die Anfangsgründe der Sprachwissenschaft erlernte. In der übrigen Arbeitszeit mußten die Knaben selbständig — neben dem lateinischen Autor lag die deutsche Übersetzung — Vor- und Nachstudien machen, wobei die vielbeschäftigte Pastorin oft die Aufsicht führte, damit die studia nicht in allotria ausarteten.

Dann sah man ein Familienidyll: Die Knaben am Fenstertisch vor dem Nepos; neben der Küchentür, um mit dem einen Ohr auf das Treiben der Mägde zu achten, die junge Frau, die den Säugling schaukelte oder, was oft und in ländlicher Unschuld geschah, ihn stillte, die mit den Händen Erbsen palte, mit einem Auge auf die Schüler Acht hatte und mit dem andern in den Hof, wo die Waschfrau Wäsche klopfte, hinausblickte. In Wahrheit eine mit allen Gliedern und Sinnen tätige Frau!

Der junge Wahren lernte regelmäßiges Arbeiten in diesem Hause, nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit den Händen. Kleine landwirtschaftliche Handreichungen wurden ihm, wie zum Spiele, übertragen: Er fütterte die Glucken, jagte die Enten aus dem Korn und trieb am liebsten mit der langen Peitsche die Kühe nach und von der Weide.

Ein Ereignis unterbrach die arbeitsreiche Stille des Pfarrhauses. Eine Halbchaise mit zwei Passagieren, einem

älteren Fräulein und einem sehr jungen Jüngling, hielt vor der Tür. Der männliche Insasse machte ein sehr gottergebenes Gesicht, als ob er durch das Tor einer Strafanstalt schritte, und stieß die Dame heftig an: „Tante Malchen, heul' doch nicht immerzu, man geniert sich ja!"

Der Jüngling, ein langer, schmächtiger Bursche in der Blüte der Flegeljahre mit einem pickligen, schläfrigen Gesicht, in dem nur die grauen Augen grellwach waren, sollte als Zögling in das Basedow-Baringsche Pädagogium eintreten und wurde von der altjüngferlichen Tante Malchen unter vielen Tränen abgeliefert.

Sie sah den Hausherrn flehend an. „Seien Sie human, seien Sie nachsichtig gegen meinen armen Neffen ... ach Gott, der arme Junge ist 13 Jahre alt, dreizehn! Steht mitten in der Unglückszahl und dem Unglücksalter, wo die kleinen Unarten sich einstellen ..."

„Die werden wir schon austreiben," sagte der Pastor mit olympischer Ruhe. „Mein Sohn, höre Er! Hat Er einen Buckel und eine Gänsebrust? Ei nein ... ein gerader, gesunder, aber salopper Mensch! Brust heraus, Bauch herein, Schultern zurück!"

Der Jüngling hatte Respekt vor diesem Manne und stand besensteif, wie ein täppischer Rekrut.

„Wie heißt Er denn?"

„Friedsam Fürchtegott von Dachenhausen."

Viktor — wie der Kasseler Italiener im Hause gerufen wurde — machte eine Grimasse und raunte Willy zu: „Hat der aber gottesfürchtige Namen ... paß auf, das ist ein ganz gottloser Strick."

Tante Malchen nahm einen schmerzensreichen Abschied, der Neffe aber bewahrte eine erstaunliche Fassung.

Der neue Zögling durfte sich in Hof und Garten umsehen und mit den neuen Kameraden Bekanntschaft machen.

Viktor maß die Körperlänge und -kraft des Neuen und sagte dreist: „Du, Frischling, warum gehst du nicht zu den Wiedertäufern?"

„Was soll ich da?"

„Ich meine nur, um einen menschlichen und menschenwürdigen Namen zu bekommen.“

„Ach, wäre ich nach Frankreich gelaufen und bei der Armee des großen Bonaparte Tambour geworden!“

Viktor und Willy horchten und fingen an zu hochachten. Die Knaben sprachen von dem General, von dem alle Welt redete, von dem Buonaparte, bei dem jeder Musketier ein Held sei, Oberst und zuletzt Marschall werde. Die Idee, durch die Lappen zu gehen und als Tambour anzufangen, wurde ernstlich erwogen und nur vertagt.

Willy trug sich mit einer Frage, die er stellen mußte. „Du! Sag' mal, bist du hier aufs Gras gesetzt worden, weil deine Mutter sich verheiraten wollte?“

Der mit dem christlich kuriosen Namen erwiderte schläfrig: „Ich hoffe doch, daß meine Mutter verheiratet ist mit meinem Vater.“

„Ach, dein Vater lebt?“

„Ja, wenn er nicht lebendig wäre, würde ich nicht hier leben müssen.“

Viktor knipste. „Na, Frischling, du wirst nette Sottisen gemacht haben.“

„Nein, nein!“ beteuerte Friedsam Fürchtegott in tiefer Unschuld.

„Warum bist du denn hier?“ fragte Willy.

„Weil ... weil meine Mutter verrückt ist.“

Zwei entsetzte Gesichter! „Ist sie im Narrenhause?“

„Nein, noch nicht, aber sie wird vor Frömmigkeit noch überschnappen ... vor jeder Mahlzeit mußte ich neben ihr knien, dreimal täglich hat sie eine geschlagene Stunde mit mir gebetet. Welcher vernünftige Mensch kann das aushalten, ohne konfus im Kopfe zu werden! Um nicht konfus und melancholisch zu werden, mußte ich durch kleine Pläsiers mich zerstreuen ... ich kehrte in der Roten Traube ein, wo lauter honette Herren ihren Schoppen trinken ... ich habe einmal den Ball der dienstbaren Damen besucht. War das eine Sünde, wie meine Mutter lamentierte? Darum hat der Vater meine Deportation nach Hasselhausen beschlossen; o er ist ein hartherziger Mann, und Tante Malchen brachte

mich nach hier. Unterwegs hat sie mir vier Taler zum Troste zugesteckt, die hebe ich mir für den Notfall auf, wenn ich desertieren muß."

„Ich nehme meine Mütze vor dir ab, du bist ein ganz großer Filou!" rief Viktor hochachtungsvoll.

Der Tatbestand war freilich ein andrer, wenn man die Antezedentien des Friedsam Fürchtegott von Dachenhausen, die im Schreibtisch des Pastors lagen, las. Frau von Dachenhausen hatte in jungen Jahren an einem kleinen deutschen Hofe ein lustiges, fröhlich-frivoles Leben geführt, den Amüsements und Amouren sich gewidmet, bis sie als alterndes Fräulein Buße tat und eine plötzliche Bekehrung durchmachte. Obgleich sie durch Vermittelung des Fürsten den Herrn von Dachenhausen, einen Offizier a. D., heiratete, widmete sie ihr ferneres Leben einer extremen Religiösität, ohne alle Heuchelei, aber nicht ohne hysterische Extravaganz; sie schwelgte in einer gefühlsseligen, mystischen Frömmigkeit, die zu dem trocknen, kühlherzigen Gatten wie die Faust aufs Auge paßte.

Unharmonisch war die Ehe. Als die Frau ihren ersten und einzigen Sohn unter dem Herzen trug, betete sie bei Tag und Nacht in krampfhafter Exaltation, daß ihr Kind ein auserwähltes Gotteskind, ein Nasiräer werden möge. Auch um einen besonderen, erwählten Namen flehte sie zu Gott; in der Nacht vor der Niederkunft wollte sie eine Stimme gehört haben, welche befahl: „Du sollst ihn Friedsam Fürchtegott taufen!"

Alle Proteste des Gatten fruchteten nichts, auch der Säugling schrie wacker und wehrhaft bei der Taufe, mußte sich aber den christlichen Namen gefallen lassen. Um ihn frühzeitig zum Nasiräer zu machen und äußerlich als solchen kundzutun, ließ die Mutter dem kleinen Friedsam die Locken lang wachsen, und von seinem vierten Jahre an wurden mit dem Kinde Gebetsübungen und Bekehrungsversuche gemacht. Es ist begreiflich, daß dem Knaben die Religion und alles Beten verleidet und zum Greuel wurde. Nebenher wurde er von der Mutter tüchtig verzogen und von der Tante, die im Hause wohnte, unverantwortlich verhätschelt.

Wollte der Vater mal notwendige Zucht ausüben, nahm er die Rekrutenkarbatsche, bis die kreischenden Frauen die Roheit verboten.

Der kleine Nasiräer wuchs mächtig ins Kraut und wurde eine unnütze Pflanze. Als er in die Periode der dummen und lockren Streiche hineintrat, wollte die weinende Mutter, die jede Unart eine Todsünde schalt, durch Gebete den bösen Geist exorzieren, und Friedsam mußte stundenlang neben ihr knien und Bußpsalmen nachsprechen.

Man kann verstehen, daß der Knabe andre und leider nicht die beste Gesellschaft suchte und mit den Domestiken intime Freundschaft schloß. Dieser Verkehr ließ allerlei üble Instinkte früh reifen; hörte er doch in Stall und Küche die robusten Lieder, welche die Dienstboten zum Lobe des Weins und Branntweins und der Venus sangen.

Friedsam trat als Herrlein auf und lieh sich die nötigen Mittel von einer törichten Magd, die seine Gönnerin war und ihre Groschen hergab. Das wurde zum Verhängnis.

In einer Sonntagnacht war die Magd nach dem Balle durch das Fenster ins Haus gestiegen und wurde sie durch die Haustür aus dem Hause geworfen. Da forderte sie ihr Darlehn zurück und drohte mit Denunziation. In dieser Not sah Friedsam die Börse der Mutter auf dem Brodiertische liegen und machte eine Zwangsanleihe. Das war die schlimme, die schlechte und schreckliche Tat, die ans Licht kam. Seine Mutter wehklagte, das habe nicht ihr Fleisch und Blut, sondern der böse Satanas getan, und wollte die ganze Nacht mit Friedsam beten und den Teufel austreiben.

Aber der Vater fluchte und sagte: „Soll er ein Spitzbube werden?“ Kraft seiner väterlichen Gewalt hat Herr von Dachenhausen die Deportation beschlossen.

Nach diesen Antezedentien mußte der neue Zögling mit fester Hand erzogen werden. Darum eröffnete Pastor Baring die erste Stunde, an der Friedsam teilnahm, mit einer besonderen, feierlichen Zeremonie. Er legte einen funkelnagelneuen Rohrstock auf den Tisch, hielt einen Brief in der Hand, zeigte auf den dräuenden Bakel und hielt folgende Rede: „Kraft dieses elterlichen Briefes ist mir volle

väterliche Gewalt zur Vollstreckung der etwa erforderlichen, körperlichen Züchtigungen übertragen worden. Ich tue also kund und zu wissen, zum ersten, daß der Fleiß der Vater aller Tugenden, die Faulheit die Mutter aller Laster ist, zum andern, daß ich einen trägen oder frechen Diszipulus kräftiglich und körperlich züchtigen werde, zum dritten und letzten, daß ich jeden fleißigen und moralischen Schüler wie einen leiblichen Sohn halten will."

Nach diesem gestrengen Exordium wurde das Jupitergesicht des Pädagogen freundlich, und er richtete an die Knaben der Reihe nach die joviale Frage: „Was willst du am liebsten lernen?"

Friedsam machte ein mopsiges Gesicht und schwieg. Das verdroß den Lehrer. „Also nichts, rein und pure nichts und nihil möchte der junge Herr von Dachenhausen lernen!"

Willy antwortete, ohne sich zu besinnen. Briefschreiben möchte er lernen. Das war seit der bösen Zeit bei dem Doktor beider Rechte sein heißes Verlangen, das jetzt erfüllt wurde. Lächelnd gab der Pastor ihm kurze Anweisungen und einen Briefsteller als Lehrbuch. An der Hand desselben lernte Willy Familien-, Freundschafts- und Geschäftsbriefe verfassen. Er übte sich im kaufmännischen und familiären, im Beamten- und Juristen-, im kollegialen und kurialen, im prosaischen und ästhetischen Briefstil. Die diffizilen Unterschiede der Titulatur vom gewöhnlichen Handwerksbeflissenen, dem kein Herr und nur ein Er zukam, bis zur allerdurchlauchtigsten Durchlaucht, die feinen Nuancen des bescheidenen, freundlichen, herzlichen, hochachtungsvollen und tief ergebenen Grußes, die genaue Klassifizierung der Menschen in solche, die gar nicht geboren, wohlgeboren, hochwohlgeboren und hochgeboren waren, die submissen, submissesten und allersubmissesten Schlußformeln wurden ihm geläufig. Man lache nicht! Das war dazumal in der Tat ein Fonds fürs Leben, der ihm später sehr oft nützlich wurde.

Der Knabe schrieb seinen allerersten realen Brief, der mit der Thurn- und Taxisschen Post befördert wurde und drei Groschen Porto kostete. Der Brief war mit

pochendem Herzen geschrieben und an die Großmutter gerichtet.

Nach zehn Tagen kam die Antwort, die von der Mutter geschrieben und eine schreckliche, niederschmetternde Todesnachricht war. Die gute Grandmama habe seit der Rückfahrt gekränkelt, ein perniziöses Fieber sei dazugetreten, und ein Lungenschlag habe das teure Leben geendet. Frau von Hinüber schloß mit den Worten: „Weine mit uns, du hast eine treue, zärtliche Mutter verloren. Dir zum Troste kann ich melden, daß die Selige über deinen ersten Brief und deinen beau style große Freude bekundet und denselben auf ihrem letzten Lager immer wieder gelesen hat. Als wir ihr die Augen zudrückten, fanden wir deinen Brief unter dem Kopfkissen der Toten. Wir haben ihr denselben auf die Brust gelegt und mit in die Gruft gegeben."

Das war tief rührend. Die Frau Pastorin stand hinter Willy und schluchzte laut. Aber der Knabe war starr und versteinert. Wie konnte die Großmutter, die beste, gütigste, edelste von allen Menschen, sterben? War es nicht eine böse, grausame Macht, die seine einzige Großmutter plötzlich getötet hatte? Um das arme Kinderherz legte sich eine Bängnis, als ob es alles verloren, keine Mutter und keine Liebe mehr habe.

Der Knabe verlor alles kindische Wesen und reifte unter dem Leide. — — — — — — — — —

Der modifizierte Basedowsche Unterricht nahm seinen regelmäßigen Fortgang; strikt war die Arbeit eingeteilt und der Sonntag ein gesegneter Tag.

Viktor war ein heller, aber flüchtiger, flusiger Kopf, Friedsam hatte eine leichte Fassungsgabe, aber einen trägen Körper und einen noch trägeren Geist. Er war des Lehrers Kreuz. Willy dagegen hatte guten Willen und mancherlei Gabe; zwar besaß er kein Sprachtalent, und das Latein ging ihm hart in den Kopf, aber in Zeichnen und Rechnen, Geographie und Historie leistete er um so mehr.

Die Wissenschaft ist der Jugend mehr oder weniger ein notwendiges Übel. Hingegen die gymnastischen Künste, Springen, Klettern und Klimmzüge, wurden — Friedsam

ausgenommen — gern getrieben. Weniger jedoch an den Geräten, an Reck, Bock und Barren, sondern viel lieber und lustiger in Zäunen und Bäumen, auf Scheunenbalken und Leiterwagen.

Da ließ der Pastor verlauten: Solches sei unnütze Kraftverschwendung, hingegen die Leibesbewegung, die auf dem Felde, in Stall und Garten mit Forke und Spaten, mit Hacke und Harke gemacht werde, die gesündeste und nützlichste Gymnastik.

Willy war derjenige, der am fleißigsten die Feld- und Stallgymnastik trieb, und der Pastor wurde ihm immer gewogener und nickte ihm gnädig zu: „Der Schweiß ist der Schmuck des gottähnlichen Menschen.“ Weshalb der Neidhart Friedsam den Belobten einen Nepoten und Augendiener schalt.

Jedoch in diesen selbst ist eines Tages — als er in den Ferien nach Hause wollte, welcher Traum sich aber nicht erfüllte — der Fleiß hineingefahren. Oben auf dem Dunghaufen stand er mit der Mistforke, spuckte in die Hände und belud den lieblich duftenden Wagen. Sobald der Pastor dieses Bildes ansichtig wurde, blieb er eine ganze Weile stumm stehen und brach dann in die gerührten Worte aus: „Friedsam, Friedsam, das ist die erste, echte, ungetrübte Freude, die du deinem Lehrer bereitet hast.“ —

In viel Tätigkeit und doch in großer Stille spann das Leben im Dorfe fern von dem großen Webstuhl der Zeit seinen gleichmäßigen Faden, die wichtigen Dorfbegebenheiten, die alle Lippen in Bewegung setzten, der Jahrmarkt, des Kurfürsten Geburtstag, waren die Einschläge. Wenn ein kroatischer Bärenführer mit der Dudelsackpfeife und dem mürrischen Meister Petz bettelnd durch die Gasse zog, der Durchzug des Göttinger Regiments ins Manöver, besonders aber die arme Magd und Kindsmörderin, die ins Stockhaus kam, waren die Ereignisse des Dorfes. Mit hannöverschem Patriotismus und viel Pomp wurde der Geburtstag des Königs Georg, der großbritannische Majestät und Kurfürst war, gefeiert.

Seit Urzeiten war der Pastor loci erblicher Festredner.

Baring führte heuer eine Neuerung ein und bestimmte, daß der fleißigste seiner Schüler auch von der Rednertribüne aus eine kleine Ansprache halten solle.

Willy von Wahren traf die Auszeichnung, die atembeklemmende. Auf dem Marktplatz, wo die Linden im Brandteich sich spiegelten, war eine grüne Kanzel gebaut. Dort oben stand der schwindlige, ärger als beim Mistforken schwitzende Jüngling und haspelte die Rede herunter, die ein Lobgesang des guten, großmächtigen, großmütigen Königs war, der sein Stammland tief ins edle Welfenherz geschlossen habe und unter dessen Regiment das Kurfürstentum des Friedens Segnungen in Ruhe genieße.

Baring lobte die oratorische Leistung und wiegte den Kopf. „Wie lange werden wir noch Frieden haben? Hinter dem Rhein brodelt es gewaltig, der General Bonaparte ist ein verwegener Marssohn, der als neuer Alexander Magnus die Welt erobern möchte." — —

Ein bedeutsames Ereignis im Pfarrhause war Friedsams und Viktors Konfirmation zu Palmarum Anno 1802. Der Apotheker aus Kassel, Herr und Frau von Dachenhausen erschienen zu dem Fest und saßen in der Kirche auf Roßhaarstühlen vor dem Altar. In Willys Erinnerung blieb von der Feier ein grotesker Vorfall lebenslang haften. Nach der Einsegnung, als alle sich zum Festmahl versammelten und der Pfarrer das Tischgebet stehend sprechen wollte, rief die exzentrisch fromme Frau von Dachenhausen plötzlich: „Herr Pastor, wollen wir nicht vor unserm Herrn die Knie beugen? O lasset uns niederknien und beten!"

Es war seltsam, wie alle ihrem Beispiel folgten und sich niederwarfen und auch der Pastor zögernd zum Kniefall sich bequemte. Frau von Dachenhausen flehte zum Heiland mit schreiender Stimme, betete für ihren Sohn und das ganze Haus, daß der rechte Geist der Buße und der Gottesgemeinschaft darüber ausgegossen werde; sie betete zuletzt und am längsten für den Pfarrherrn, daß er sich zu Jesu bekehren und als guter Hirte die fleischlich-stumpfe Herde Hasselhausens in Demut weiden und ins Gottesreich treiben möge.

Baring war so verblüfft und überrumpelt, daß er die ärgerliche Fürbitte über sein Haupt ergehen ließ und ein donnerndes Taceat mulier in ecclesia zu rufen vergaß.

Später nannte er die gnädige Frau ein besessenes Weib.

Willy kaute an einem Rätsel und konnte es nicht reimen. Für die Bekehrung des Pastors war brünstig gebetet worden — war denn nicht der Pastor der beste und bekehrteste von allen Christen?

Friedsam glaubte jetzt ein erwachsener Mensch zu sein, den die Eltern mit nach Hause nehmen würden. Jedoch der Vater erklärte trocken: „Du mußt erst ein Charakter werden, mein Sohn.“ Und die Mutter, an die er sich hängte, himmelte wie eine Heilige: Der heilige Geist habe ihr noch nicht befohlen, ihr Kind aus der Zucht Gottes zu nehmen.

Aber für Viktor de Lisignolo, der nach Kassel zurückkehrte, schlug die Trennungsstunde. Als die Kameraden einige Betrübnis äußerten, lachte er sie aus. „Ihr Affen, ich freue mich doch riesig, aus diesem Kaffernkral fort und unter Menschen und Mitteleuropäer zu kommen.“ — — —

In weiter Ferne klang das Gerassel der Kanonenlafetten, der Taktschritt marschierender Kolonnen. Während auf dem Welttheater die Ereignisse sich überstürzten, rann in Hasselhausen die Zeit ruhig dahin in Winter und Sommer, in Saat und Ernte, in Unterricht und Feldgymnastik. Die Knaben kamen in die Jahre, wo das Bewußtsein der Männlichkeit mit jedem Tage erstarkt und die Jungenhaftigkeit noch in allen ungelenken Gliedern steckt. Mit Vorliebe pirschten sie in der großen kurfürstlichen Forst, wo sie — was streng verboten war — das Wild aufstörten und ohne Flinte jagten. Am liebsten jedoch stöberten sie in dem verfallenen Schloß herum, denn sie wußten, wo der riesige Schlüssel hing, den der Pastor in Verwahrung hatte. In der Dämmerung war es schön gruselig in den leeren Räumen, wo es nach Moder roch und das Echo hallte, wo die zerfetzten Tapeten herunterhingen und die Eulen auf dem Boden uhuten. Einzelne verstaubte Gemälde hingen noch an den dicken Wänden, in einem Gemache stand noch das von Holzwürmern durchwühlte Himmelbett des sogenannten

Grafen von Hasselhausen. Die zwei Kameraden erzählten sich in diesem mittelalterlichen Milieu romantische Geschichten vom Raubritter, der sein Silber mit Scheffeln maß, und von der eingemauerten Gräfin.

Das Schloß hatte sein Gespenst. Glaubwürdige Leute hatten Licht hinter den halbblinden Fenstern gesehen. Ein Knecht, der vom Trinkgelage kam, hatte im Übermut den Kopf durch eine zerbrochene Scheibe gesteckt, war aber von einer unsichtbaren Geisterfaust in dieser höchst unbequemen Stellung festgehalten worden und behielt tagelang das sogenannte Angstfieber und einen steifen Nacken.

Willy hörte oft, was man in der Leutestube erzählte. Jener Graf von Hasselhausen hatte als Sechziger die achtzehnjährige, liebreizende Tochter seines Forstmeisters, deren Wangen wie Kirschenblüte prangten, deren Wunderhaar wie ein goldiger Mantel bis zu den Knien wallte, gesehen und sofort im heißen Johannistriebe leidenschaftlich geliebt, obgleich es eine Mesalliance war und das Kind aus solcher Ehe nur ein Herr von Halbhasselhausen geworden wäre. Trotzdem Sieglinde mit einem Grünrock ihres Vaters verlobt war und vor dem Altare ein lautes Nein zu schreien gelobte, zwang der Graf seinen Untergebenen und der Untergebene seine Tochter. Vor der Trauung wurde ihr gewaltsam eine Fessel um den Mund und ein seidenes Kinntuch darüber gebunden, so daß nur die angstvollen Augen hervorstarrten und ihre Lippen kaum einen Ton hervorbrachten. Als der Priester seine Frage stellte, hörte man ein ersticktes Röcheln und das zweimalige Ja des Grafen, der an ihrer Statt antwortete.

Nach der Eheschließung verweigerte sie dem Gatten jedes Gattenrecht, und, obgleich von den Argusaugen des verliebten Greises bewacht, brach die Listige die Treue, denn sie liebte mit Ungestüm ihren Jäger. Dieser kam als Frau verkleidet, mit ausgestopfter Brust und langem, falschem Haar, ins Schloß und wurde von der Gräfin als Kammerfrau gedungen. Im verschwiegenen Frauenheimlichen strählte er der schönen Sieglinde das Goldhaar, ergötzte er sich an ihren Reizen und heißen Küssen. Es war

ein Glücks- und Liebestaumel, aber eine sündhafte Minne. Die männliche Kammerzofe trippelte und lispelte wie ein Weiblein und machte geschickt die freche Mummerei. Wer aber mit der Gefahr zu vertraut und befreundet wird, der wird vermessen und vergißt der Vorsicht. Eines Morgens rasierte sich die Zofe das Kinn, das am ehesten zum Verräter werden konnte. Darüber kam der Graf herzu, wollte erst laut lachen und fluchte dann fürchterlich. „Was? Hat das Weibsbild einen Bart? Alle Wetter! Deine Weiblichkeit wollen wir untersuchen!“ Im grausig wilden Argwohn der Eifersucht riß der Graf dem Pseudoweibe die Gewänder vom Leibe. Der Herr von Hasselhausen brüllte wie ein Wahnsinniger, wütete wie ein Raubtier, ließ den armen Jäger auf einen Sechzehnender binden und den Hirsch mitsamt dem Reuter zu Tode hetzen. In der dicksten Mauer befahl er ein 3 Ellen hohes und 1½ Ellen breites Loch zu schlagen. Mit seiner rechten Hand schleppte er sein untreues Weib am Wunderhaar durch die Zimmer, stieß es in das enge Verließ und hieß brüllend, Stein auf Stein, Mörtel auf Mörtel tun. Die Unselige, die bei lebendigem Leibe vermauert wurde, lehnte wie ein steinernes Bild und reckte bittend, als nur noch ein kleines Loch war, die weiße Hand heraus, daß man ihr einen Kruzifixus als letzten Todestrost reiche. Aber der grausige Unmensch schrie: „Nein, gleichwie ich jetzo in der Hölle lebe, sollst du in die höllische Unseligkeit hinfahren!“

Die letzten Steine wurden vermauert, aus der lebendigen Gruft klang eine schauerliche Stimme: „Fluch, Fluch dir! In Ewigkeit sollst du ruhelos wandern, nach einem Kruzifixe lechzen und um Erlösung wimmern.“

Willy und Friedsam hatten oft mit Scheu das schlichthölzerne Kruzifix, das viel mit Händen angefaßt, abgenutzt und verschlissen aussah und hinter dem Himmelbette hing, betrachtet. Das durfte beileibe nicht von seiner Stätte entfernt werden, dann erhob sich nächtlicherweile ein grauslicher Spektakel im alten Gebäude, und ein Unglück passierte im Dorfe. Vor 50 Jahren sollte ein vorwitziger, aufgeklärter Domänenpächter den Versuch gemacht und

lachend das Kruzifix fortgenommen haben. Andern Tages sei sein Sohn im Walde vom gefällten Baum erschlagen worden; am dritten Tage hatte er bußfertig und schleunig das Kreuz wieder an seinen Ort gebracht.

In dem Schlosse zu Hasselhausen spukte der schreckliche Graf, der in der Hölle keine Ruhe fand, sondern zur Mitternacht das Kruzifix von der Wand nahm, es in händeringender Verzweiflung himmelwärts hob und stöhnend durch die Zimmer wanderte.

---

Fünfter Abschnitt.

# Ein nächtliches Liebesmahl, eine schimpfliche Krankheit und eine sekrete Geburt.

Pastor Baring war auf das Intelligenzblatt abonniert, weil jetzt die Erde in Sprüngen sich um die Sonne zu bewegen scheine und die Ruhe des Weltalls durch die hitzköpfigen Citoyens in Paris allzuoft gestört werde. Nach dem einfachen Abendessen, das aus Tee — der nicht von Java kam — und unbelegten Butterbröten bestand, wenn die Tonpfeife brannte, las er in dem schmalen, dürftigen Blättchen von 6—8 Quartseiten, das bald in kurzen Nachrichten weltbewegende Weltgeschichte bringen sollte.

Die wichtigsten politischen Ereignisse gab er laut zum besten, denn er wollte nicht, daß seine Zöglinge in der Politik Ignoranten wären. An der Wand hing eine bunte Karte des entschlafenden Reichs und der europäischen Staaten. Mit der Pfeifenspitze hier- und dorthin tupfend, erläuterte er mit Sachkenntnis und gern den Propheten spielend die gegenwärtige Konstellation und seine politischen Kombinationen.

An einem Aprilabend 1803 ließ Baring das Intelligenzblatt fallen, so heftig stieß die Pfeifenspitze auf, daß sie abbrach, und heftige Rede entströmte dem maßvollen Pädagogenmunde. „Wer eine Börse stiehlt, den hängt man, wer ein Reich raubt, den honoriert und krönt man. Dieser ci-devant Konsul der sogenannten französischen Republik, dieser Monsieur Bonaparte, der dem Senat einen Fußtritt gibt und vor dem freien, gleichen, brüderlichen Volk

die Rockschöße aufhebt, ist eine rechte korsische Räubernatur, ein brutaler, tyrannischer Mensch, der sich zum König der Franzosen macht und Europa was erleben läßt."

Willy wagte zu fragen: „Ist er nicht der größte General unsrer Zeit?"

Baring nahm eine Prise Spaniol zur Beruhigung. „Der tolle Ehrgeiz dieses Cäsaren ist eine Gefahr für Europa, eine Gefahr für Hannover geworden. Ich will euch die politische Situation demonstrieren. Frau und Gattin, schlafe nicht! Nächstens wird der Bonaparte bei dir einquartiert."

„Gütiger Gott!" rief die Aufgeschreckte.

„Unser guter Kurfürst Georg — God save him! — ist als König von Großbritannien bis zu dem letztlich geschlossenen Frieden von Amiens mit Frankreich in Krieg gewesen. Unsre kurfürstliche Regierung war in einer höchst heiklen Lage, konnte ohne Zustimmung ihres Herrn, der nur als König Krieg führte, nicht mit Frankreich Frieden schließen. Unsre hochweise Regierung in Hannover hat in dem Dilemma, ohne förmlichen Vertrag, sich dem Basler Frieden acquisziert, d. h. im Friedenszustande sich gehalten. Gott sei gepriesen! Seit dem Traktat von Amiens, wo England und Frankreich Frieden machten, erfreut sich unser teures Kurfürstentum des vollen, verbürgten Friedens."

„Dann ist es ja gut, Väterchen, was graulst du einen!" sagte die Pastorin.

„Es ist nicht gut! Wir Hannoveraner glaubten uns geborgen unter Gottes und unsres Welfenfürsten Obhut. Ach, das Intelligenzblatt bringt eine Nachricht, die mich schwer alteriert und aigriert hat. England hat sich geweigert, eine ausdrückliche Bedingung des Traktats von Amiens zu erfüllen. England will die okkupierte Insel Malta, was Bonaparte sich ausbedungen hat, nicht räumen."

„Das ist ja eine Unredlichkeit, und der Bonaparte hat Ursache, ungehalten zu sein." Die Pastorin gab ihrer politischen Ansicht deutlichen Ausdruck.

Der Pastor hob einen Finger an die Nase und nieste. „Es ist nicht zu billigen, aber nur zu begreiflich, daß Groß-

britannien die Insel mit dem trefflichen Hafen, den fast uneinnehmbaren Bastionen, die im Mittelmeer ein starkes Bollwerk gegen Frankreich bildet, nicht aus der Hand lassen will. Mein Blatt meldet nun nach englischen Zeitungen, Bonaparte sei sehr empört und habe eine zornige Note nach London gesandt, des Inhalts, daß er unbedingt auf Maltas Räumung bestehen müsse. Diesem Ultimatum habe er die eignen, brüsken, echt bonapartischen Worte hinzugefügt: ‚Ich will lieber die Engländer auf dem Montmartre und in der Vorstadt St. Antoine als im Besitz von Malta sehen.'"

„Was ist ein Ultimatum?" fragte Friedsam, „ist das die letzte Drohung, ehe man zuhaut?"

„Eine sehr gute Definition! Es steht schlimm, teure Gattin. Die Londoner Zeitungen schreiben, ein fremder Ambassadeur habe eine private Unterredung mit dem Machthaber gehabt und den Inhalt des Gesprächs in einem sekreten Briefe dem Herzog von Cumberland mitgeteilt. Wörtlich wird der Schlußpassus des Briefes zitiert: Le consul y a ajouté verbalement, que la France ne tarderait pas d'occuper l'Electorat d'Hanovre. Der Konsul habe wörtlich gesagt, daß Frankreich nicht zögern würde, das Kurfürstentum Hannover zu besetzen."

Baring ging wie ein düstrer Prophet auf und ab und führte bittre, besorgte Reden: „Die Verbindung mit dem hochmütigen England ist das Unglück unsres teuren Hannoverlandes. Albion hat sich den Henker um Hannover gequält, hat sich der sogenannten Verbrüderung mit dem Kurfürstentum immer nur dann erinnert, wenn man schleunig hannöversche Hilfstruppen haben mußte oder seine Krämerwaren sicher nach Deutschland bringen wollte. Wenn der Bonaparte seine Drohung ausführt, sein Heer marschieren läßt, uns überfällt und das Elektorat d'Hanovre ohne Umstände annektiert und okkupiert, dann wird das stolze Britannien, dem wir allein unser Unglück verdanken, uns unsrem Schicksal überlassen, die Hände in die Taschen stecken und die Schultern zucken: I cannot help it. Man möchte fluchen: Goddam!"

Die Jünglinge rissen die Augen und Ohren auf. So

hatten sie den Pastor nie reden, geschweige denn fluchen hören.

Er fuhr fort zu politisieren und zu prophezeien: „Der Elefant kann dem Walfisch nichts anhaben, Bonaparte steht knirschend am Strande und kann das mächtige Inselreich in seiner Meerburg nicht angreifen noch demütigen, aber seine Rachsucht wird sich an dem schuldlosen Hannover schadlos halten, für den König Georg muß der Kurfürst Georg büßen. Unser armes Land muß für das reiche England die Zeche zahlen, wir werden mit Kontributionen, Konskriptionen und Steuern maltraitiert, bis aufs Hemd ausgeplündert und ausgepowert von der Rach- und Habsucht der Franzosen."

Die Pastorin sagte greinerlich: „Laß doch das schreckliche Jaulen und die Jeremiaden! Man kann ja kein Auge mehr zutun."

„Jawohl, wie der Vogel Strauß in Afrika und die Staatsmänner in Herrenhausen den Kopf in den Sand stecken, um das aufziehende Unwetter nur nicht zu sehen! Nichts ist vorbereitet, um mit Ehre der Haut sich zu wehren, die der Franzmann uns abziehen will, wir haben einen fast siebzigjährigen Feldherrn, und dieser Feldmarschall von Wallmoden hat keine 10 000 Mann, die erst gedrillt werden müssen, unsre Festung Hameln ist unbestückt und unverproviantiert, nichts ist fertig."

Die tiefe Stille des sorgenvollen Schweigens und Sinnens trat ein.

Frau Baring dachte an die volle Räucherkammer und den vollen Keller, wenn die vielfresserischen Franzosen ihn leerten. Der Pastor fürchtete für die Kirchenkasse und Kirchengeräte und das schöne Korn und beschloß, baldigst den Roggen auf dem Boden für Bargeld, das sich besser verbergen ließ, zu verkaufen. Nur die Knaben gingen sorglos der Zukunft entgegen und freuten sich insgeheim auf den Krieg, wo es Neues und Sehenswertes, Schönes und Schreckliches, Soldaten und Schlachten zu schauen gibt. —

Schwerlich hat ein Land in so kurzer Frist einen jäheren Umsturz all seiner Zustände erfahren, als das Kurfürsten-

tum Anno 1803; denn im März des Jahres genoß es noch einer ungestörten Ruhe, im Juni war es hilflos in die Gewalt des Feindes und der Fremdherrschaft gegeben. Als die Osterglocken läuteten, lag das Land im tiefsten Frieden. Der Herzog von Cambridge, der den König repräsentierte, gab den letzten Hofball in Herrenhausen und hielt lange, leutselige Cour.

Pastor Baring las mit Eifer sein Blatt und brachte an einem Apriltage die alarmierende Nachricht, eine Mineur- und Sappeurkompagnie sei gebildet, die Inundation der Festung Hameln vollzogen, d. h. die Gräben seien voll Wasser gelaufen.

Im Mai marschierten Einberufene durchs Dorf. Die Garnisonen wurden verstärkt.

In den Kreisen, die gute Konnexionen hatten, ging ein Gerücht, daß die Kammer vertraulich den Grafen Wallmoden angewiesen habe, ohne Aufsehen alle Regimenter zu komplettieren und einzuziehen. Das schrieb Frau von Hinüber an ihren Sohn.

Der Pastor rannte alle Morgen zum Postmeister, um selbst das Intelligenzblatt zu holen und auf dem Wege durchzulaufen, steckte auch wohl den Kopf durch das Fenster des Dorfkruges mit der Frage, ob Reisende Neuigkeiten gebracht hätten.

Kurz vor Mittag, als er eine rhetorische Stelle des Cicero lateinisch deklamieren ließ, blieb er mitten im Satz stecken — auf der Gasse war ein Gepolter, daß das alte Pfarrhaus schütterte —, stürzte er, den Cicero in der Hand, aus dem Hause. Die Schüler machten in der Tür lange Hälse. Frau Baring lugte, den letzten Säugling an der Brust, hinter der Gardine hervor.

Sechs schwere Geschütze rasselten durch das Dorf.

Der Pastor steckte sich eine mächtige Prise Spaniol in die Nase, in seiner Geistesabwesenheit bot er dem jungen Friedsam, der noch nicht schnupfen durfte, die Tabatiere. „Ecce vestigia belli!“ rief er und riß die Dose zurück, „man wird ganz konfus im Kopfe, wenn man plötzlich die dräuenden Kriegsinstrumente erblickt. Mein armes Hannover-

land! Blutige Schlachten werden deine Gefilde zerstampfen, die wilden Marssöhne sind böse Gäste. Hab' ich es nicht vorhergesagt?" Die Zuverlässigkeit seiner Prophetengabe war in der eignen und Landesnot ein kleiner Trost.

Die Pastorin trat herzu. „Wollen wir nicht die Jeremiaden lassen und lieber an unsre Silbersachen denken und an das gute Linnen und das schöne Pökelfleisch und die Schinken . . . .?"

„Ja, und den Hafer, die Altargeräte und das liebe Vieh, die Pferde und unser kleines Weinlager und den Altarwein! Na, den Bomster mögen sie aussaufen, denn etwas muß gefunden werden."

Als methodischer Mann zeichnete er einen genauen Plan, wo und wie er sein bißchen Habe und irdischen Mammon vor Marssöhnen und Marodeuren verbergen und bestimmt wiederfinden könne.

Der Mai war lenzschön wie selten. Ein Sprossen und Blühen, ein Zirpen und Schlagen allüberall, unter dem blauen Himmel träumte das Dorf wie ein Idyll. Jedes Wesen ging seinem Gewerbe nach, der Bauer hackte, der Storch klapperte, die Bienen summten. So still und wonnig war die Welt, als wenn kein Daseinskampf sei und keinem Wurm ein Leid zugefügt werde.

An einem der ersten Junitage trieb Willy zur Leibesbewegung eine Leichtgymnastik, die von der Pastorin gern gesehen wurde. Mit dem linken Fuße schaukelte er die Wiege mit dem Säugling drin — alle Jahre brachte der Storch dem Pfarrhaus einen neuen Weltbürger, und dies war der vierte. Willys rechte Hand lag auf dem Tische und schrieb an einem Briefe an die Mutter.

Friedsam, der ein höheres Kostgeld zahlte und diese Leichtgymnastik ablehnte, guckte dem Schreiber über die Schulter. „Fein gesagt . . . in geziemender Weise dich davon in Kenntnis zu setzen . . . hm, könntest du mir nicht zeigen, wie man einen — Liebesbrief aufsetzt . . . das möchte ich so recht galant und gründlich lernen."

Doch das waren dem Briefschreiber böhmische Wälder

und die Liebe ihm ein unbekanntes Gebiet, das seine Phantasie und Unschuld noch nicht betreten hatte.

Der andere grinste. „Du bist in jedem Briefstil ein Meister, aber in dem erotischen ein Ignorant . . . du mußt den Pastor bitten, dir Anleitung zu geben, wie man einer Demoiselle Karessen macht, eine Herzensaffäre in die Wege leitet, einer Dame seine Amour gesteht, einer schönen Domestikin ein billet doux zusteckt."

Willy knurrte. „Bitte du ihn um den erotischen Unterricht! Was soll die raillerie! Störe mich nicht!"

Der frühreife Friedsam, der schon ein Auge für Frauenreize hatte, schlenderte durch Hof und Stall, wo die Magd die Kälber tränkte. Er faßte nach der drallen Backe — da schlenkerte sie ihm den Rest des Eimers ins Gesicht.

Der junge Wahren schaukelte die Wiege und schrieb mit den artigen Phrasen des gehorsamen Sohnes an die Mutter in Hannover. In geziemender Weise setzte er sie davon in Kenntnis, daß sein Mitzögling 30 Gulden mehr zahle und Pastor Baring, Wohlehrwürden, ein höheres Kostgeld, als das in Banknoten am 1. hujus aus Hannover übersandte, beanspruche. Ihr sei die edle Handlung der seligen Großmutter, die eine Summe von 100 Gulden als Erziehungsbeihilfe in die Hände von Wohlehrwürden deponiert habe, voraussichtlich nicht verborgen geblieben. Jetzo sei dieses Depositum in jährlichen Zuschüssen gänzlich konsumiert. Der Herr Pastor habe erklärt, daß er bei der gegenwärtigen Teuerung ein erhöhtes Kostgeld billigerweise verlangen und keinesfalls des bisherigen Zuschusses entraten könne. Als gehorsamer Sohn sei er bemüht, durch kleine Dienstleistungen sich nützlich zu machen, was die Frau Pastorin veranlaßt habe, Wäsche, Seife und Extraspesen nicht in Rechnung zu stellen; daher bitte er, geneigtest den Zuschuß zum Kostgelde zu bewilligen.

Um vorzugreifen — Frau von Hinüber hat beim Empfang die Brauen hochgezogen. Von der geheimen Großmut der Grandmama, die ihren Enkel nur in gute Hände geben wollte, hatte sie keine Ahnung gehabt. Das war ja sehr rührend, jetzt aber eine sehr unangenehme Überraschung.

Der Kammersekretär, der kürzlich Kammerrat geworden war, schüttelte den Kopf, soweit die Halsbinde solches zuließ. „Das würde den Etat aus der Balance bringen.“ Er hatte nämlich ein Hausbudget und buchte alles. Frau von Hinüber wollte an den Pastor schreiben und die Sachlage schildern.

Als Willy den Brief adressierte, brüllte im Hofe eine Stimme: „Die Franzosen kommen, die Franzosen kommen!“ Er ließ die Wiege stehen und lief. Hans Ebel, der Roßknecht, war drüben an der holländischen Grenze gewesen und berichtete: Aus den Niederlanden seien die Feinde ins Land gebrochen, lange Kolonnen, wohl tausend Kanonen habe er gesehen, der Franzosengeneral habe Mortier geheißen.

„Das stimmt, Mortier steht in Holland, der Krieg ist beschlossen in Gottes Rat,“ sagte der Pastor. „Leute! Jetzt heißt es, für Einquartierung Vorbereitungen treffen, Wertobjekte verstecken und dem Herrn sich befehlen.“

Der vergessene Säugling in der Wiege schrie aus Leibeskräften, als habe das Franzosengrauen auch ihn gepackt.

Nachmittags brachte Willy den Brief zum Postmeister. Friedsam schielte nach der Adresse und fragte: „Warum schreibst du an deine Mutter?“

„Weil Herr von Hinüber nur mein Stiefvater ist, dem ich einen ehrerbietigen Gruß sende.“

„So! Was war denn dein richtiger Vater?“

„Das . . . das weiß ich nicht.“

„Das weiß Er nicht! Wie sah er aus?“

„Ich habe ihn nie gesehen.“

„So ein Ichweißnicht! Hast du nicht deine Mutter gefragt, wie und was er gewesen, wo und wann er gestorben?“

„Meine Mutter hat mir nichts gesagt.“

Friedsam pfiff. „Hum, hum! Der Bursche hat am Ende gar keinen Vater! Es gibt leider solche Menschen, jaja, du Einfalt, haha!“

Der frühreife und frühkluge Bengel wußte vieles, was er noch nicht hätte wissen sollen, und verhörte weiter: „Hast du denn keinen Geburtsschein?“

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Junge, Junge, keinen Geburtsschein! Dann kannst du ja gar nicht konfirmiert werden, wie schrecklich, heiraten ist natürlich ganz ausgeschlossen, ja ohne Geburtsschein kannst du nicht einmal im Kurfürstentum ehrlich begraben werden . . . laß dich nur begraben, du Ärmster!“ Der Schalk legte die Ohren ein wenig zurück. — — —

Der vorsorgliche Pastor Baring hatte Hafer und Heu, Vieh und Pferde nach dem großen Walde hinter Hasselhausen bringen lassen; im Schweinekoben war ein Loch gegraben, zur Schatzkammer gemacht und überpflastert worden. Dort lagerte der Mammon des Hauses, den die alte Sau mit ihrem Leibe bewachte. Der Knecht, der dabei die grobe Arbeit getan, mußte nachher die Hand auf die Bibel legen und Stillschweigen geloben. Für das Gelübde erhielt er einen blanken Taler.

Auf dem Dorfe lag's wie schwüle Erwartung vor dem Gewitter. Alles harrte und ängstigte sich.

Kein Bote, keine reitende Stafette kam.

Rein nichts ereignete sich. Tag für Tag die Sommerstille, der wolkenlose Junihimmel, das gedeihliche Wachsen, das friedliche Abend- und Morgengeläut! Nur das Intelligenzblatt blieb tagelang aus. Als es endlich eintraf, brach Baring den Unterricht ab. Seine Gattin mit dem Säugling im Arm, ein Knäblein am Rocke, ein kriechendes Geschöpf zu Füßen, trat ein, Mägde und Knechte standen in der Tür.

Der Pastor nahm eine Prise und las. „General Mortier ist über Bentheim mit 25 000 Mann ins Land gefallen und hat erklärt, daß er vom Konsul bündigen Befehl habe, die hannöversche Armee zum Waffenstrecken zu zwingen. Unser teures Vaterland ist rettungslos der Übermacht verfallen, Hannover ist ein Opfer der englischen, egoistischen Politik. Als der Gesandte, Baron Jakobi, dem englischen Minister dringend vorhielt, wie die schwersten Leiden dem so nahe befreundeten Lande bevorstünden, hat Lord Hawkesbury sehr trocken erwidert, das Schicksal des Kurfürstentums könne keinen Einfluß auf die Entscheidungen der englischen Krone ausüben, und er lege keinen Wert auf die Verbindung mit Hannover.“

Der Pastor war schwer empört, stopfte sich eine Prise nach der andern in die Nase und verwünschte die unselige Personalunion. Der entrüstete Patriot las die Tragödie mit tonloser Stimme: „Der Feldmarschall Graf von Wallmoden hat sich, ohne den ungleichen Kampf zu wagen, zurückgezogen“ — ‚der wackre Held!‘ — „auf Veranlassung des Ministeriums soll der Armee befohlen worden sein, das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen“ — ‚mit Moderation, Jungens, lacht, lacht!‘ — „es verlautet, daß zwei Regimenter gemeutert hätten, die Armee soll ihre Retraite über die Elbe machen und ins Lauenburgische marschieren“ — ‚mag sie bleiben, wo der Pfeffer blüht und wächst!‘

Die Schüler ergötzten sich an den bissigen Randglossen.

Die Geschichtsstunde nahm ihren Fortgang, der Lehrer erklärte, wie das Welfenhaus auf Englands Thron gekommen sei zum Unheil Hannovers. Zum Schluß die übliche Frage: Ob einer etwas nicht kapiert habe?

Friedsam kratzte nachdenklich an einem seiner vielen Gesichtspickel herum und hatte wissensdurstige Augen.

„Was will Er wissen? Heraus damit!“

„William von Wahren weiß nichts von seinem richtigen Vater und . . . und möchte wissen, was . . . sein Vater gewesen ist . . . und . . .“

Willy wurde feuerrot und der Pastor einen Augenblick sprachlos. „Welche Ideenassoziation besteht zwischen William von Wahren und dem Hause Braunschweig-Lüneburg, hum, hum?“ Baring blickte eigentümlich in die Luft und erteilte dem Naseweisen eine Reprimande. „Ich befehle dir, den dummen Fürwitz zu lassen.“

Der schlaue Dachenhausen war jetzt davon überzeugt, daß Willys Geburt von einem mysteriösen, romantischen Geheimnis umhüllt sei.

An einem Sommerabend legte der Pastor Blatt und Pfeife hin und erzählte den traurig kläglichen Schlußakt der hannöverschen Tragödie. „Keine blutigen Bataillen haben unsre Gefilde zerstampft, keine Kugel ist geflogen, kein Held gefallen. Sela! Unsre Helden haben kapituliert und in dem Flecken Sulingen eine Konvention mit Mortier geschlossen.

Die hannöverschen Truppen verpflichten sich, gegen Frankreich keine Waffen zu führen und keine Hostilitäten zu begehen. Gegeben im Hauptquartier Sulingen, den 14. Praireal im Jahre 11. Das Kurfürstentum hat aufgehört zu sein. Sela!"

„Gottlob, daß es ohne Blutvergießen geschehen ist," sagte die Pastorin sanft.

Der geistliche Herr schnaubte sich gewaltsam die Nase und schnob: „Ja, man möchte Blut weinen und Blut — spucken."

In Hasselhausen ließ kein Feind noch Bajonett sich blicken, von den Wiesen klang das liebliche Gedengel der Sensen, das frische Heu duftete. Das weltferne Dorf sei wohl vom Franzmann vergessen worden, meinte man.

Am Sonntag stand der Pfarrer auf der Kanzel, im Zweifel, ob er für den Kurfürsten Georg oder den Konsul Bonaparte jetzt von Amts wegen beten solle, und ließ das Kirchengebet ganz fort. Noch war das Amen nicht aus seinem Munde, als der Totengräber die Kirchentür aufstieß und dem Kanzelredner ins Wort fiel. „De Franzosen sünd da—a!"

Ein Regiment Infanterie hielt seinen Einzug, stürzte sich gierig wie die Heuschrecken auf die Häuser. Ein Kapitän, zwei Leutnants, ein Regimentschirurg, ein Feldscher, fünf Korporale und zwanzig Gemeine verlangten im Pfarrhause Quartier, ein bequemes Bett, möglichst gut zu essen und möglichst viel zu trinken. Der Pastor hielt in seinem besten Buchfranzösisch eine Ansprache, um den Leuten auseinanderzusetzen, daß man nur Brot, Speck, Erbsen und Graupen besitze, aber gern und gastfrei geben werde. Die Soldaten grinsten, als wenn er chinesisch oder japanesisch rede. Es war nämlich ein holländisches Regiment, zum Teil von französischen Offizieren befehligt.

Die rohen Gesellen liefen durch Küche und Keller und nahmen, was ihnen gefiel. Die durstigen Offiziere riefen immerzu: „Du vin, du vin!" Der Pastor verbeugte sich und ließ einige Flaschen des Altarweins herbeischaffen. Die Herren aus dem sonnigen Weinland tranken von dem bösen und billigen Franzwein, schnitten greuliche Grimassen, als

wenn sie Lebertran und Rizinus verschluckt hätten, und wurden ungnädig und unverschämt.

Plötzlich kam die Magd gelaufen und lamentierte: „Ach Gott, se sind im Swinstall."

Im Schweinekoben, wo die Haus- und Kirchenschätze vergraben waren! Ja, die armen Ferkel, welche die Sau vor zwei Wochen zur Welt gebracht hatte, schrien, so laut sie quieken konnten, um Hilfe. Dem Pastor, dem die Knie knickten, stolperte nach dem Stalle, um das Schrecklichste zu verhüten. Gott sei Dank, die Streu war unberührt! Aber o Greuel, o Grausamkeit! Die Holländer waren voll Eifer dabei, ohne Erbarmen die sieben kleinen Ferkel mit dem Bajonette abzustechen. Er rannte zum Kapitän und protestierte, es sei eine Sünde und Schande, die schönen Ferkel, die zu Mastschweinen prädestiniert seien, umzubringen. Aber der rohe Mensch lachte, man könne hier nicht bleiben, bis die Tiere zu Mastschweinen geworden, als Spanferkel könnten sie ihre irdische Bestimmung, verspeist zu werden, schon jetzt erfüllen.

Dieses Regiment hat überall, wo es kam und ging, den übelsten Ruf und Geruch hinterlassen. Die Holländer waren das ärgste Soldaten- und Räubergesindel, das Hasselhausen in den jahrelangen Kriegsläufen je beherbergt hat. Diebischer als die Elstern, langfingriger als die Zigeuner, frech wie Fleischerhunde, schmutziger als Kaffern, ließen sie nichts als glühendes Eisen liegen. Sogar ein paar Offiziere nahmen die silbernen Löffel und eine Tabatiere als Andenken mit. Abends schwankte ein Korporal die Bodentreppe hinauf, grölte etwas und warf Willy kurzerhand aus dem Bett heraus. Dem Hausherrn erging es nicht viel besser, er hat mit seiner Frau und dem Säugling sich im Magdbett zusammenkauern müssen.

Die Gäste verschlangen und vergeudeten das liebe Essen. Bald waren die Vorräte erschöpft. Auf des Pastors Vorhaltung, daß er mit seiner Familie Hunger leiden müsse, gab der Kapitän die unverschämte Antwort: „Monsignore, fasten Sie zur Ehre Gottes!"

Die Hausbewohner haben nur ein paar Handvoll Gerste

gehabt und tatsächlich Hunger gelitten. Am grimmigsten fühlten die lang aufgeschossenen Jünglinge die scheußliche Leere des knurrenden Magens und hätten mit Vergnügen alle Holländer torquiert. Kein menschlicher Trieb ist so grausig und zu Gewalttat fähig, wie der vulgäre Hunger. Wenn Willy im späteren Leben ein erbitterter Franzosenhasser und Franzosenfresser, ein fanatischer Bonapartefeind geworden ist, so waren es diese furchtbaren Fastentage und -nächte, die den ungeheuren Haß gebaren.

Am nächsten Tage war keine Krume, kein Korn in den ausgekratzten Schubfächern. Willy und Friedsam bissen die Zähne aufeinander, bissen jedem Schamgefühl den Kopf ab und beschlossen verzweifelt, auf Bettelei oder Raub auszugehen. Die Bauern jedoch hatten nur Tränen und Klagen. Der Wolfshunger wütete in den Jünglingen. Sie schlugen sich in den Wald, wo sie jeden Wildpfad und Wechsel kannten. Ein Rehrudel äste friedlich. Welch ein Schmaus so ein Rehrücken gäbe! Beide hatten denselben Gedanken, Willy machte Schlingen, Friedsam legte sie.

Die Wilderer lagen im Dickicht stundenlang heißhungrig auf der Lauer. Als endlich ein Rehbock in die Schlinge trat, sprangen sie mit Kannibalengeschrei empor, das Tier verschnürte sich noch fester. Willy wich scheu zurück, er konnte kein Totschläger und Tiermörder sein. Aber Friedsam hob den Knüttel und zerschmetterte den Schädel und das herrliche Gehörn. Als es dunkelte, trugen die Wilderer ihre Beute querfeldein und versteckten sie im Pfarrgarten. Die Pastorin war freudig erschrocken, schalt und lobte in einem Atem. Sobald die Soldaten schnarchten, hat sie mit zitternden Händen ein Feuer angemacht und das Wildbret gebraten. Nach Mitternacht wurde im Pfarrhause ein herrliches Mahl gehalten. O das Schmausen und Sattwerden! Der Pastor knabberte von der Rehkeule die letzten Fetzen, faltete die Hände und dankte Gott für das nächtliche Liebesmahl. Dann erst kamen die Gewissensbisse: „Bin ich nicht ein Hehler, der mit gestohlenem Gut meinen gequälten Leib gesättigt hat?"

Friedsam legte die Ohren zurück. „Wem gehört das Wild?

Dem Kurfürsten, der aufgehört hat zu regieren? Oder dem Bonaparte, der unrechtmäßiger Besitzer ist, Forst und Land gestohlen hat? Also ist das Wild nullius, keines Mannes Eigentum."

„Mein Sohn, du bist ein geborener Sophist. Dieses ist ein Schulbeispiel vom Konflikt der Pflichten ... die Tat der Schlingensteller ist an sich verwerflich, aber entschuldbar, weil man aus höherer, moralischer Pflicht das Gebot gebrochen hat." —

Endlich wurde die Trommel gerührt und zum Marsch geblasen. Der Pastor setzte sich ans Spinett und spielte einen Choral; Frau und Magd und alle Hausbewohner sangen: „Nun danket alle Gott", und der Säugling schrie aus vollem Halse freudig mit. Das war die Abschiedsmusik des ausgeplünderten Pfarrhauses. Die räuberischen Holländer haben nur Verwünschungen hinterlassen und viele Andenken mitgenommen. Wenn die Hasselhausener bis auf diesen Tag einen Menschen als einen hundsgemeinen Kerl bezeichnen wollen, so sagen sie: „Datt is en Holländer."

Nur dem armen Willy haben die Soldaten ein häßliches, holländisches Andenken hinterlassen. Wohlig streckte er sich in dem lang entbehrten, frisch bezogenen Bett, das der ekelhafte Korporal ihm genommen; süß schlummerte er in den Tag hinein. Ach, aus der Wonne erwuchs viel Weh. Nach etlichen Tagen spürte er an den Armen und Schultern ein infames Jucken, so daß er abseits und unter zwei Augen sich kratzen mußte. Puh, der ungeziefrige Kerl sollte doch nicht des pous — zu deutsch: Läuse — in die Pfühle gelegt haben? Verstohlen pirschte der Wilderer auf kreuchendes und springendes Bettwild und konnte nichts erjagen. Aber das infernalische Jucken wurde immer ärger, er kratzte sich, so daß ein Ausschlag hervorbrach. Einmal, als er in der Küche mit aufgestülpten Ärmeln am Butterfaß Leichtgymnastik trieb, mußte er pausieren und sich kratzen.

Die alte Magd sah ihm mißtrauisch auf die entblößten Arme und schrie: „Mosjö, Er hat die Krätze!"

Willy hatte in dem verseuchten Bett gelegen und ist nie so tiefunglücklich gewesen; denn alle fürchteten ihn wie

einen Pestkranken und er selber fühlte einen Ekel, einen Abscheu vor seinem eignen räudigen Körper. Tagelang mußte er, mit Schmierseife und Salbe eingerieben, im Bett liegen und leiden. Friedsam lugte durch den Türspalt und schnitt Grimassen: „Püh, du Aussätziger, du hast die Lepra, die inkurabel ist."

Der arme Junge hätte laut heulen mögen. Die Jungmagd Mari, die ihm das Essen brachte, war die einzig gute, edle Seele, die ihm Trost zusprach. Sie habe eine Dirn' gekannt, die durch ihren Geliebten krätzig geworden, jetzt aber schier und weiß, wie süße Milch, sei und wieder einen, natürlich einen anderen, unkrätzigen Schatz habe.

Als die treue Magd am Abend die Butterbrotration brachte, fragte der Kranke schüchtern: „Mari, wagst du mich zu berühren?"

Ja, sie streichelte ihm Stirn und Wange, und die Berührung der harten Patschen, die wie Reibeisen waren, tat ihm unsagbar wohl. Da glaubte Willy, daß er die edle Mari lieb habe und aus Dankbarkeit lieben müsse. Das erotische Gefühl nahm in seiner Brust merklich zu, als sie seine Leib- und Bettwäsche, die verpestete Wäsche, ihm wusch. Und wie er vom Aussatz geheilt, das Schreckenslager verließ, fand er verwundert und gerührt reine Strümpfe auf dem Stuhle, die über Nacht ein Hausgeist sauber gestopft hatte. Fortan sind in seiner Abwesenheit stets seine Sachen von einer Heinzelmännin schön ausgebessert worden. So bekundete die sinnige Jungmagd ihre stille, heimliche Inklination zu dem hübschen, halbwüchsigen Burschen, der, obgleich ein Ignorant auf erotischem Gebiet, diese Gefühle erwidern mußte; und das war seine erste, eigenartige, platonische und passive Liebe. —

Hasselhausen erholte sich allgemach von der holländischen Heimsuchung. Das Heu war schön geborgen, das Getreide reifte prächtig. Die wichtigste, rührigste Zeit des Jahres, die für den Bauer und Pfarrer hildeste, hastigste Zeit, die Ernte begann. Der Unterricht kam nicht ins rechte Geleise, weil die Ernte des Pastors Kraft und Zeit absorbierte. Mit seinem Unkrautstecher lief er vor und nach Sonnen-

untergang auf dem Acker herum und hinter den Mähern her. Infolgedessen mußten die Zöglinge durch Selbststudium, das die Pastorin beaufsichtigte, ihren Wissensdurst stillen. Dann saßen sie am Tische, in die Bücher oder in süße Träume vertieft, die fleißige Frau putzte Gemüse, zwei, drei Büblein und Mägdlein lärmten auf der Diele, aber der Göttin Minerva wurde nur mäßig gedient.

Was Friedsam lernte, lernte er leicht, aber er lernte nicht viel, und er hatte noch keine Berufung zu irgendwelchem Beruf in sich entdeckt. Willy erfaßte langsamer, aber fester und treuer; nur der langweiligen Grammatik und den alten Griechen und Römern war er nicht freundlich gesinnt. Die schwache Seite des Erziehers kannte er längst und benutzte er zuweilen, um von unwillkommenen Studien dispensiert zu werden. Wenn er den ganzen Tag Roggengarben in Hocken stellte, wurde sein Fehlen in der Schulstube nicht bemerkt. Er hatte ein sonnenverbranntes Gesicht, starke, braune Hände und einen sehr kräftigen Körper, als wenn er auf den Ökonom studiere.

Plötzlich wurde ihm mitgeteilt, daß er auf Wunsch seines Vormundes und wegen der Unsicherheit der Zeiten zum Herbste konfirmiert werden solle. Das bedeutete eine völlige Rückkehr zur Schulbank, die Vorbereitung zur Einsegnung war sehr gründlich. So entsetzlich viele Bibelsprüche — hier setzte sich der Pastor in den schärfsten Widerspruch zu den Basedowschen Grundsätzen — wurden dem armen Gedächtnis einverleibt, als wenn der gebräunte Agrarier, der eine ganz weiße Hautfarbe bekam, auf den Pastor studieren solle. —

Die Franzosen waren oft liebenswürdige Leute, die mit gallischer Grazie die härteste Tyrannei, die brutalste Rücksichtslosigkeit begingen. Die Hasselhausener seufzten und stöhnten, beteten und fluchten viel, denn es war böse Zeit. Nahm der Pastor sein Blatt zur Hand, wurde seine Miene trübselig. Nur einmal lächelte er spöttisch: „Dem Herzog von Cambridge gelang es, mit knapper Not außer seiner teuren Person den Welfenschatz und das berühmte Silbergeschirr nach England in Sicherheit zu bringen. Gott sei mit ihm!“ Das war ein ironischer Segen. Er las weiter.

„Viele von unsren Soldaten, die ihre Waffen strecken mußten, haben sich nach England salviert, um daselbst die Königlich Deutsche Legion zu formieren, es gibt noch brave deutsche Männer . . . Gott segne sie!" Das war ein Segen, der aus dem Herzen kam.

Plötzlich rief eine erregte, exaltierte Stimme: „Ich will auch Soldat werden und den Bonaparte bekämpfen." Was war in den verständigen Willy gefahren? Alle Augen richteten sich auf den tief Errötenden, der wie in plötzlicher Eingebung seinen Beruf erkannte.

Friedsam grinste natürlich vom einen Ohr zum andern. Der Pastor jedoch legte die väterliche Hand auf die Schulter des andren Schülers und sagte mit erhobener, ja erhabener Stimme: „Es kommt die Zeit, wo die Pflugscharen zu Schwertern geschmiedet werden, wo Knaben und Greise, der friedliche Bürger und der Diener Gottes die Waffen ergreifen werden für das Vaterland, das teure und die heilige Freiheit. Wackrer Jüngling, du wirst dereinst ein deutscher Kriegsmann sein, ein rechter, rischer, rascher Ritter, der für des Vaterlandes Recht und Ruhm sein Leben ohne Wimperzucken wagt."

Willy fühlte einen weihevollen Schauer, fühlte noch lange den Druck der segnenden Hand, die ihn gleichsam zum Ritter geschlagen habe.

Am nächsten Tage hat der Pastor einen Brief der Frau von Hinüber erhalten, hastig durchflogen, lange in der Hand gehalten und noch einmal langsam durchgelesen. Als die Schulstunde begann, ruhte sein Auge ernst, fast traurig auf dem jüngeren Zögling, nach einer Weile sagte er in einem herzlich treuen Ton: „Deine Mutter läßt dich grüßen, mein Sohn. Ja, mein Sohn! Wenn du einmal im Leben väterlichen Rat und Beistand brauchst, sollst du wissen, daß du an mir einen Vater hast."

Der junge Wahren hat die Worte wohl behalten und dem Manne nie vergessen. —

Jeder Tag brachte dem Dorfe Hasselhausen und dem Lande Hannover neue Sorge. Die Bauern — selbst der reiche Waldmüller, der bei jedem wuchtigen Schritt um sich

schaute, als wenn er sagen wolle: Seht ihr, hier schreiten 30 000 Taler — hatten vergrämte Gesichter, denn es ging ihnen an die innerste Seele, nämlich an den Geldbeutel. Eine Steuer, die 2 Prozent des Einkommens betrug, wurde erhoben. Als die Schur gelang und glatt sich vollzog, wurden es 4, zuletzt 6 Prozent, die jeder von seiner Einnahme auf dem Altar des neuen Vaterlandes opfern mußte. Die Herren Franzosen waren groß und ihr Herr Bonaparte der allergrößte im Steuerfach; sie verstanden das Steuerausschreiben und fanden Geschmack an der Goldmacherei, die ohne Alchimie nur mit einigen Federstrichen gemacht wurde. Außer drückenden Naturallieferungen für die Armee wurde eine Personen-, eine Pferdesteuer erhoben. Die andren Haustiere, bis zu den von den Franzosen eingeführten Flöhen herunter, würden bald auf die Liste gesetzt werden, sagte der Galgenhumor.

Mehrere tausend konskribierte hannöversche Pferde wurden durch das Dorf und nach dem Süden gebracht. Die schönen jungen Tiere sind von den unvernünftigen Franzosen schändlich malträtiert, mit der Kandare blutig gerissen und mit der Karbatsche blutrünstig geschlagen worden. Willy, der die Tierschinderei der Südländer noch nicht kannte, sah empört die scheußliche Mißhandlung der deutschen Renner. Zornglühend schrie er ihnen — den Pferden — zu: „Schlagt doch aus! Schlagt, schlagt den Schuften alle Knochen im Leibe kurz und klein!“ Diese Aufforderung zur Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt wäre ihm fast übel bekommen, denn ein paar Rheinbündler, welche deutsch verstanden, waren dabei und drangen ins Haus. Der künftige Kriegsheld machte seine erste und schleunigste Retirade, hinten hinaus, über die Felder, in den Wald hinein.

An der großen Heerstraße, die durchs Dorf führte, war alle Tage etwas zu schauen. Die jungen Leute standen mitten unter den Gaffern, obgleich das, was vorbeipassierte, nur schmerzliche Gefühle erregte! Herrliche, eingefangene Hirsche aus dem Harze wurden in Käfigen — eine lange Menagerie von 40 Wagen — nach Frankreich geschleppt,

um im Park von Fontainebleau vom Konsul geschossen zu werden. Alles konnte der Räuber gebrauchen und nichts liegen lassen. Die erbeuteten Geschütze der hannöverschen Artillerie rasselten auf dem Pflaster. Gefesselte englische Matrosen, vor der Weser gefangen, wurden nach Brest getrieben.

Auch merkwürdige Sachen kamen durch Hasselhausen. Die zwölf gestohlenen Apostel aus Hameln! Die edlen, prächtigen Isabellen aus dem kurfürstlichen Marstall! Am nächsten Tage sind die Marmorbüsten aus dem Gartensaal in Herrenhausen, das große Jagdnetz, die Kanonenbohrmaschinen vom Gießhofe und andre Kostbarkeiten durch Hasselhausen gekommen. Das alles sollte als Siegestrophäe nach Paris und war doch nur das Diebsgut einer diebischen Nation.

Räuber, Räuber! knirschte Willy recht leise. Der junge Patriot hätte laut aufweinen oder wild loswüten mögen. Wie er dereinst die Schnapphähne, Gauner und Spitzbuben massakrieren wollte! Besonders die schönen Isabellen hatten sein Mitleid und seine Rachsucht hervorgerufen.

Dann wurde von Paris aus dekretiert, daß in den fiskalischen Forsten alles Nutzholz gefällt werde zu Nutz und Frommen der Franzosen. Die stolzen Waldriesen krachten und stürzten. Ganze Schläge wurden wüste gemacht; und wenn nicht der kluge, brave Forstmeister sehr viel gutes Holz für unnütz befunden hätte, wäre der ganze Wald devastiert worden.

An sieben Sonntagen der Reihe nach predigte Pastor Baring über die sieben ägyptischen Plagen und tröstete in verständlichen Gleichnissen vom törichten und klugen Herrn die Gemeinde. Der unsinnige Grundherr, der auf seinem Acker Raubbau und in seinem Walde Kahlhieb treibe und nicht an seinen Sohn, geschweige denn seinen Enkel denke, wirtschafte so wüste, weil er eine Ahnung habe, daß seine Herrschaft und Herrlichkeit von kurzer Dauer sei, bald bankerott mache und ein böses Ende nehme. —

Der wackre Pfarrer war, um die Sorgen zu vertreiben, in seinem vielfachen Beruf noch rastloser und tätiger und

ließ die Schüler angestrengt mit Geist und Körper arbeiten, jetzt vornehmlich mit dem Geist, Gedächtnis und Verstand, sintemal das große jährliche Examen rigorosum stattfinden solle. Um ein objektives Urteil über die Leistungen seiner Schüler und seine eigne Lehrtätigkeit zu bekommen, veranlaßte der gewissenhafte Pädagoge einen Nachbarpastor, der ein sehr gelehrtes Haus war, das Examen abzuhalten und freimütig Kritik zu üben. Das Examen, das vor der Tür stand, verursachte dem langen Friedsam Nabelweh, wie er sich ausdrückte, nichtsdestoweniger trieb er seine Repetitionen sehr lässig im Vertrauen auf den lieben Gott und den lieben Zufall. Aber der verschmitzte Bursche mochte noch auf etwas andres sein stilles Gottvertrauen setzen.

Wenn der Pastor seinen Stab und Unkrautstecher in die Hand genommen, um mindestens eine Stunde fortzubleiben, hatte Friedsam mehr als einmal in die Studierstube sich geschlichen, allwo er voll Wissensdurst in allen Regalen und Fächern stöberte, in allen amtlichen Schreiben und privaten Briefen schnüffelte. Wenn er einen Fund tat, auf Interessantes oder seelsorgerisch Pikantes stieß, pflegte er die Ohren zurückzulegen und einen leisen Pfiff auszustoßen. Um alles gern hätte er über die mysteriöse Vergangenheit und Vorgeschichte des vaterlosen Kameraden einige Aufschlüsse gehabt. Den Brief, den die Frau von Hinüber neulich an den Pastor geschrieben, und der, wie ein Instinkt ihm sagte, des Rätsels Lösung enthalten müsse, hatte er wie eine Stecknadel gesucht, aber nicht gefunden. Das Schriftstück mußte im Schreibtisch verschlossen sein. O diese mißtrauische Vorsicht des Pastors!

Die Eltern der Zöglinge waren geziemend eingeladen worden, persönlich dem Examini rigoroso beizuwohnen, um von den Fortschritten der Söhne sich zu überzeugen. Der Kammerrat hatte auf das ungewisse Schicksal, das über jedem vom Kurfürsten bestallten Beamten schwebe, hingewiesen und abgeschrieben; Herr von Dachenhausen hatte mit einer unaufschiebbaren Arbeit — die Jagd auf Rotwild hatte begonnen — sich entschuldigt.

Das Examen zerfiel in eine schriftliche und eine mündliche

Prüfung. Der Pastor und Pädagoge erzählte seinen Schülern, daß der Examinator, Pastor Magister Busse, recht schwierige Themata gestellt habe, und gab einige Andeutungen über einige Gebiete, auf denen man bewandert sein müsse, um die Fragen zu beantworten.

Also waren die Fragen irgendwo im Hause!

Willy saß über den Büchern, wie der Ochs im Geschirr. Sein Kamerad guckte über das Buch weg und grübelte. Wenn nur das häßliche, die Schreibtische verschließende Mißtrauen nicht wäre!

Der Hausherr nahm um 3 Uhr seinen Stab und Hut, um die Brache zu besichtigen. Der ältere Schüler kratzte nachdenklich an einer Gesichtspickel herum, bis sie blutete, zeigte der Aufsicht führenden Pastorin die Blessur und ging hinaus, um sich zu waschen.

Geräuschlos huscht er in das Studierzimmer des Pfarrers. Seine Luchsaugen laufen hin und her . Oho . . . pü—üt! Friedsam legt die ziemlich langen Ohren ganz zurück. Man hat vergessen, den Schlüssel des Schreibtisches abzuziehen. Ein aufrichtiges Gott sei Dank! Der Bösewicht auf verbotenen Wegen preist den lieben Gott und den glücklichen Zufall!

Behutsam nimmt und legt er Schriftstück auf Schriftstück, um dieselbe Ordnung peinlich wieder herzustellen. Bald ist der Brief des Magisters Busse mit den Examensfragen gefunden. Er lächelt und macht eilige Notizen. Die in solchen Spitzbübereien ungeübte Hand zittert zwar, fliegt aber über das Papier, bis die Kopie fertig ist und in der Tasche verschwindet. Wie blitzgeschwind die Augen und Finger des bequemen Menschen arbeiten! Er wirft in jedes Schriftstück einen Blick hinein, sucht den Brief der Frau von Hinüber und findet ihn.

Ist es auch der richtige, sekrete, mit Geheimnissen angefüllte Brief? Friedsam wirft die Seiten um und liest die undeutliche Unterschrift. Ja: Emilie von Hinüber steht da — und darunter? Just das ist mit Abbreviaturen geschrieben und vom Löscher verwischt. Sein Auge bohrt sich in die Unterschrift . . . das ist französisch! Soll das née oder veuve,

geborne oder verwitwete von Wahren heißen? Geborne von Wahren! Hm! Der Bursche schlägt sich gedämpft auf den Schenkel. Ein langes Hm—hm schlüpft über, ein verschmitztes, vielahnendes Lächeln spielt um seine Lippen.

Der frühreife Jüngling fängt von vorne an und liest mit einem höchst gespannten, genußreichen Gesicht Zeile um Zeile des Briefes.

Frau von Hinüber schreibt: „Ew. Wohlehrwürden teile ich achtungsvoll mit, daß mein Sohn William ein Schreiben unter dem achtzehnten hujus an mich gerichtet hat, dessen Inhalt mir eine gewisse und nicht agreable Surprise bereitete. Danach hätten Sie ein um 30 Gulden erhöhtes Salär für Beköstigung und Edukation meines Sohnes gefordert. Solches hat mich und meinen Gatten ein wenig frappiert. Mir ist bekannt, daß die gnädige Frau von Wahren, meine selige Mama, bei ihrer Anwesenheit in Hasselhausen eine Börse mit Dukaten Ihnen delivrierte. Nach meinem Sentiment und der Meinung der Geberin sollte die Summe ein extraordinäres Douceur sein, das als Kompensation für die größere Inkommodität der ersten Erziehungsjahre gern gegeben wurde. Wir bitten, die einmalige Dotation nicht als eine jährliche Erziehungsgebühr zu betrachten. Wenn William Ihr Haus verlassen müßte, würden wir es sehr bedauern, da wir seine Fortschritte nicht verkennen und an dem Stil seiner charmanten Briefe viel Amüsement und Freude haben. Bei der dubiösen Situation, in welcher der Herr Kammerrat sich jetzt befindet, bei der Ungewißheit, ob er vom französischen Gouvernement eine standesgemäße Funktion erhält, bei der anstehenden Teuerung ist es uns zu meinem aufrichtigen Regret unmöglich, 30 Gulden mehr pro anno zu zahlen. Sollte ein Glückszufall unsre Vermögensumstände verbessern, würden wir uns zu einer entsprechenden Gratifikation obligieren . . .“

Friedsam macht seine Glossen: Der Geizkragen will die Gulden nicht geben. Hm, hm . . . William sei nach den Berichten ein artiger junger Mann, der fleißig in der Ökonomie sich nützlich mache . . . was als Kompensation des moderaten Kostgeldes doch auch in Rechnung gesetzt werden müsse.

O, das ist ja eine rührende Tante, die das Rechnen versteht.

Der Leser murmelt die nächsten Sätze des Briefes: „Ich bete täglich für meinen lieben Sohn, daß er zu einem nützlichen und noblen Menschen und einem guten Christen in Ihrem Hause erzogen werde, denn ich will Ew. Wohlehrwürden als einem Seelsorger nicht verschweigen, daß ich oft von Bekümmernissen und Muttersorgen affiziert werde. Sollten etliche schlimme Instinkte und noble, üble Passionen vom Vater her im Geblüt und Gemüt meines Sohnes schlummern, so bitte ich Sie, als gestrenger Vater zu verfahren, keinerlei moralischen Defekte zu dulden, sondern das kleinste Unkraut irgendeiner Unart oder Immoralität à l'instant mit aller Energie und Schärfe auszureuten und auszutreiben. Wohlehrwürden haben aus Anlaß der anstehenden Konfirmation Williams Geburts- und Taufattest eingefordert, welches ich beschaffen und senden werde."

Ah, ah! Friedsam legt die Ohren weit zurück. Sie will beichten! Nun wird die Tante interessant und das Rätsel gelöst.

„Gestatten Sie mir, offen, wie zu einem Beichtvater, zu sprechen und mein beschwertes Mutterherz zu offenbaren. Obgleich Sie mit viel Takt jede Frage vermieden haben, will ich Ihnen und Ihrer Diskretion, deren ich mich versehe und im voraus versichert halte, diese sekrete Familienaffäre unterbreiten und die näheren circonstances seiner Geburt, die vor der Welt ein Geheimnis bleiben sollen, erklären . . ."

Der unbefugte Leser befindet sich in einer so ungeheuren Spannung und Neugier, daß er die nächsten Zeilen überfliegt, einzelne Worte und Sätze verschlingt, um das Wichtigste der romantischen Geburt vorwegzunehmen. Ganz wie ein gieriger Romanfresser, der nach hinten blättert und den Schluß der Geschichte wissen muß.

Hm, hm, hm! Er räuspert sich befriedigt. Nun kann er sich mit seiner Kombinationsgabe von Willys Vater und Herkunft einen Vers machen. Dann fängt er mit Begierde und Behagen an, zurückzuschlagen und Zeile für Zeile zu entziffern. Seine ganze Aufmerksamkeit, seine Augen, sein

Gesicht, Gehör und alle Sinne sind so ausschließlich auf das Geschriebene gerichtet, daß er von dem raschen Schritt nichts hört, von dem Schatten in der offnen Tür nichts sieht. Erst als er etwas sehr Unsanftes, eine kräftige Faust fühlt, die ihn von hinten am Haarschopfe packt und schüttelt, läßt er mit einem Schrei die verbotene Frucht, von der er nascht, zur Erde fallen.

Der Pastor hatte seinen Zollstock, mit dem er die vorgeschriebene Tiefe der Furchen kontrollierte, vergessen und ertappte den frechen Sünder auf frischer Tat. Baring war nicht jähzornig, sondern furchtbar ernst und feierlich.

„Setze Er sich! Ich habe Ihm einiges zu sagen, das Er sich ad nota nehmen und in die Seele schreiben soll, wofern Er nicht einmal das Hanfspinnen lernen will. Er schnüffelt in meinem Schreibsekretär herum und liest meine vertraulichen Briefe, Er ist nicht bloß ein unmoralischer Taugenichts, sondern ein krimineller Mensch. Weiß Er nicht, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses eine strafbare Handlung ist und ich Ihn vor den Strafrichter bringen kann?"

Der Jüngling schluckte ein paarmal und weinte große Zähren; und es waren keine Krokodilstränen der Scheinreue.

Da wurde das herrisch harte Er zum väterlichen Du. „Heule nicht, sondern höre wohl zu! So neugierig, wie die sieben alten und törichten Jungfrauen, hast du Schlingel einen sekreten Brief gelesen und eine Kenntnis von Dingen, die du nicht wissen sollst, unrechtmäßig erworben. Jeder ethische Mensch wird bestrebt sein, seine Verfehlung wieder gutzumachen. Friedsam, die Familiengeheimnisse, die du heute erspäht hast, müssen ein Geheimnis, müssen in deiner Brust wie ein Beichtgeheimnis verschlossen bleiben. Was du jetzt weißt oder ahnst, darf Willy unter keinen Umständen, darf kein Mensch wissen. Wenn du nur das Geringste ausplaudern, ausschwätzen oder andeuten würdest, so wären wir geschiedene Leute; denn ich wüßte kein Subjekt, das ich tiefer verachten müßte."

„O, ich werde schweigen, Herr Pastor, ich schwöre es, auf Ehrenwort," rief der Zerknirschte.

Der Pastor wurde womöglich noch feierlicher, legte die

große Bibel auf den Tisch und sprach: „Schwöre als Ehrenmann und Christ! Lege deine rechte Hand auf die Bibel und gelobe vor Gottes Angesicht: Ich will bis zu meiner Sterbestunde über William von Wahrens Geburt und Lebensgeschichte zu jedermann Stillschweigen beobachten und keiner andern Person, am wenigsten William von Wahren, gegenüber von meinem Wissen irgendwelche Äußerung und Andeutung machen, so wahr mir Gott helfe!“

Friedsam leistete den Schweigeschwur, war tief erschüttert und weinte wie ein Kind. Aber als ein ganzer Mann wollte er sein Gelübde halten. —

Der Magister Busse hatte das Examen rigorosum abgehalten. Der eine Schüler war wegen seiner besonderen Leistungen in der schriftlichen Prüfung von der mündlichen ehren- und abkürzungshalber dispensiert worden. Friedsam nahm die Auszeichnung würdevoll hin und fühlte eine ebenso große innere Genugtuung, als wenn er dieses Resultat seinen Kenntnissen und nicht seiner Spitzbüberei zu verdanken habe.

Willy hatte in den Wissenschaften vielerlei, aber just nicht viel gewußt. Er war sehr unzufrieden mit seiner Leistung und noch unzufriedener mit der Lehrmethode. „Wozu soll ich mit blödsinniger Grammatik und dem alten Schwätzer Homer mir den Kopf beschweren? Planzeichnen, Festungskunde, Strategie müßte ich treiben, da ich Offizier und General werden will.“

Friedsam betrachtete den künftigen General gedankenvoll und spottete nicht. „Ich prophezeie dir . . . als Offizier wirst du schnell avancieren . . zum Feldmarschall, vielleicht zum Fürsten oder Herzog wirst du es bringen . . . dein . . .“ Plötzlich schnappte die Rede ab.

„Mein? Was meinst du?“

„Nein, ich weiß nichts, und ich will nichts sagen.“ — — —

Der junge Wahren wurde mit dem Spruche „Ich habe dich mit Namen gerufen“ eingesegnet, zufällig an dem Tage, wo der erste Konsul mit den Schauspielergesten und im Theatergewande eines römischen Imperators zum Kaiser der Franzosen sich krönte. Daß seine öffentliche Nomination

zum Manne — denn das war ihm, wie den meisten Jünglingen, die Hauptbedeutung der Konfirmation — auf denselben Tag fiel, wie die Usurpation der Krone durch den kleinen Korsen, war ihm unlieb; aber, da er nicht ganz geringe Meinung von sich selber hatte, sah sein Traum darin ein Symbol und Zukunftszeichen. Bonaparte war ihm die Personifizierung der französischen Vergewaltigung, der Urheber aller Erniedrigung, die sein Vaterland Hannover erlitten, war der Feind, den er haßte. Warte nur, gallischer Imperator! Dem Usurpator, der seinem Übermute die Krone aufgesetzt, war ein Todfeind erstanden, wuchs im Dorfe Hasselhausen ein Gegner auf, den er nicht verachten solle, und der am Tage der Krönung zum Manne geworden war.

Willy war geneigt, in dem merkwürdigen Zusammentreffen seiner Konfirmation und der Krönung ein Zeichen der Vorsehung zu erblicken und aus seinem Einsegnungsspruche einen himmlischen Ruf, der ihn zum Anti-Bonaparte Europas, zum Rächer und Retter des Vaterlandes bestimmte, herauszuhören.

Der prophetische Jüngling hat aber aus seiner Konfirmation auch realen religiösen Gewinn gehabt. Ein großer, trefflich ausgewählter Vorrat der kernigsten Bibelsprüche lagerte in seinem Gedächtnis als ein unverlierbarer Schatz, aus dem er in seinem ganzen späteren Leben in Anfechtung und Betrübnis viel Gottvertrauen und guten Rat und in seinem letzten Stündlein den letzten und besten Trost geschöpft hat.

---

Sechster Abschnitt.

# Die rätselhafte Jungfer Darmann entdeckt das Mysterium des Schlosses.

William von Wahren sollte nach der Konfirmation noch ein paar Jahre im Pfarrhause und Pädagogium zu Hasselhausen verbleiben, um „jene universelle Bildung, die in jetziger Zeit vom gebildeten Weltbürger gefordert werde, und jene moralische Qualifikation, die für den Staats- oder Heeresdienst unerläßliche Voraussetzung sei, item einige Lebensart und gute Manieren sich anzueignen." Der Herr Kammerrat hatte es geschrieben.

Es sind die Jahre, wo die Memoirenquelle spärlich fließt, Jahre der stillen Arbeit ohne aufregende Ereignisse und Gemütsaffekte. Der Verfasser der Abenteuer und Amouren hatte in dem braven Bauerndorfe keine Gelegenheit, Aventiuren zu erleben oder zarte Herzensbande anzuknüpfen. Die Liebe der Jungmagd blieb nach wie vor eine platonische, ihre Aktivität bestand nur darin, daß die gute Mari in heinzelmännlich-heimlicher Weise seine Strümpfe stopfte und seine Knöpfe nähte.

Willy wuchs in die Länge und Breite und wurde ein kräftiger, kerngesunder Jüngling mit hellen Augen und recht groben Fäusten, welcher nicht von übermäßiger Schönheit geplagt wurde, immerhin und allerorten aber als ein hübscher und artiger junger Mann gelten mochte. In seinem Äußeren zeigte er weit mehr den Agrarier als den universell Gebildeten, und er war zurzeit mehr ein Ökonom auf dem Pfarrhofe, der nebenher einige Wissenschaften trieb, als ein Pädagogiumsschüler, der in seinen Freistunden in Feld und Stall mit Sense und Forke gymnastische Leibesübungen machte.

Doch er fühlte sich wohl dabei. Der gute Pastor war ihm

ein Vater, zu dem er volles Vertrauen hatte. Das Bild der Mutter in Hannover verblaßte von Jahr zu Jahr, die Kindheit bei ihr rückte immer mehr aus seinem Horizonte, immer ferner und fremder wurde ihm die Frau von Hinüber, die mit dem Kammerrat — es war ihm genierlich, greulich und beinahe unmoralisch — einen kleinen Sohn hatte!

Willy verbauerte nicht, weil er im Verkehr mit guten Büchern blieb. Zwar war ihm vieles in der sogenannten herrlichen, heiligen Wissenschaft unsympathisch, ja unnütze Wort- und Satzklauberei, und mancher hochberühmte antike Autor dünkte ihm ein lederner Patron. Hingegen las er mit Vergnügen und Genuß die ästhetischen und moralischen Bücher, die ihm sein Mentor in die Hand gab; die Schriften von Kleist, Hagedorn, Spalding und ganz besonders Gellert waren die Wissenschaft, die er liebte und immer wieder las. Da wurde ihm zu seinem Geburtstage von der Pastorin, die in einiger Verlegenheit aufs Geratewohl bei dem Buchhändler etwas Neues und Treffliches, für einen Jüngling Geeignetes bestellte, ein Trauerspiel geschenkt, das Werk eines Komödienschreibers, von dem man, wie die Pastorin sagte, in letzter Zeit viel gehört und nichts gelesen habe. Das Buch des neuen Autors war der Don Carlos von dem Professor Schiller. Donnerwetter! War das eine gewaltige, hinstürmende, hinreißende, noch nie gehörte Sprache und ein Pathos, das die Haare förmlich hob und wie berauschender Wein das Blut zu Kopfe jagte. Das Buch wurde in der Woche zweimal genossen. Mit der naiven Begeisterung und dem unfehlbaren Urteil der Jugend erklärte Willy: Neben diesem seien alle Gellerts, alle deutschen Dichter gemeine Prosaisten, der größte Poet Germaniens, ja der gesitteten Welt sei jetzo erstanden und heiße Herr Schiller!

Willy trug das Taschenformat stets bei sich, benutzte auf dem Felde jede Vesperstunde, um den gaffenden Knechten ein paar Tiraden vorzudeklamieren, setzte sich oft auf den Pflug, um die Pferde verschnaufen zu lassen und eine Seite zu lesen. Den Don Carlos zitierte er zur Zeit und Unzeit, weshalb er bisweilen ausgelacht wurde. Selbst der Pastor lachte gutmütig, sogar der Säugling — es war der sechste —

soll, wie die Mutter behauptete, gelächelt haben, als Friedsam seinem Kameraden den Spitznamen Don Carlos öffentlich verlieh, welchen Namen Wahren sein Leben lang nicht los geworden ist. — — — — — — — — — — — — —

Die französische Hauptstadt war das Zentrum der Welt, alle Fäden der Politik liefen in Paris zusammen, der Kaiser Napoleon hielt sie in der rücksichtslosen Hand und lenkte die Völker und Fürsten wie Marionetten seines Willens und Winkes. Nach diplomatischer Berechnung und oft nach despotischer Laune spielte er mit Ländern und Kronen. Artige Fürsten wurden zu Großherzogen und sehr gehorsame Vasallen zu Königen gemacht. Was war ihm Hannover? Ein Stück der Landkarte, das er dem knurrigen, zurzeit noch unbequemen Köter Preußen, der als böse und bissig galt, zur Beruhigung und aus berechnender Tücke, um den englischen Bulldog auf ihn zu hetzen, hinwarf. Hannover war für kurze Zeit preußische Provinz, nur um desto fester dem französischen Empire einverleibt und in Departements eingeteilt zu werden. —

Die Hundstage Anno 1806 waren sehr heiß. Willy hatte den ganzen Tag Roggengarben vom Fuder in die Scheune geforkt und schwer geschafft. Pastor Baring betrachtete den Müden, der nach Schweiß roch, mit Wohlgefallen und ließ beim Abendbrot ihm allein eine Kalteschale zur Labung bringen, mit den Worten: „Der Schweiß ist das Parfüm des Mannes, nichts Großes wurde ohne Schweiß und Fleiß erreicht."

Da faßte Willy sich ein Herz und fragte ernsthaft: „Ob nicht irgendwie durch kirchlichen Akt und kirchliche Urkunde sein Geburtstag, der auf den 15. August falle, auf einen andern Tag verlegt werden könne? Am 15. sei ja der nichtswürdige Napoleonstag, und an einem solchen Tage müsse jede Milch sauer, jeder Wein Essig und jede Feststimmung vergiftet werden.

Pastor Baring wußte keine Möglichkeit, um solchen Wunsch zu erfüllen. „Laßt uns hier den Tag feiern, weil am 15. August dem Antigott in Paris ein Feind geboren wurde. Dächte jeder Deutsche wie dieser junge Edelmann! Ich

habe eben im Intelligenzblatt gelesen . . . endlich rüstet der allzu bedächtige Preußenkönig, dem das Feuer seines Großoheims fehlt . . . er hätte vor einem Jahre mit seiner Armee den Napoleon bei Austerlitz attackieren sollen!“

Frau Baring unterbrach ihn verdrießlich: „Du schwatzest, just als wenn wir nicht Krieg und Kreuz und Einquartierung genug gehabt hätten, und möchtest wohl Freßmäuler für deinen Roggen haben?“

„Als Patriot würde ich nicht nur meinen Roggen, sondern auch meinen Hafer und mein letztes Hemd hingeben, um den Bonaparte besiegt zu sehen.“

Die Gattin verließ das Phlegma. „Du bist nicht als Patriot, sondern als Pastor von Gott eingesetzt worden. Was fabelt die Zeitung?“

„Der Krieg wird heute oder morgen erklärt werden . . . die preußischen Regimenter marschieren schon, nach Erfurt hin wird die Kampagne sich ziehen und die Hauptbataille erwartet. Mit den österreichischen Windhunden und den plumpen russischen Bären hatte der Franzmann leichtes Spiel, aber die Borussen sind geborne Kriegsleute, haben Kourage und spießen die Franzosen auf ihre Bajonette . . . ich liefe fünf Meilen, um es zu sehen. Ja, die große Armee des großen Friedrich wird den Bonaparte, wie bei Roßbach den Soubise, zusammenhauen und die deutsche Waffenehre rehabilitieren. Ich habe eine feste Zuversicht, daß ein Leuthensieg von dem Louis Ferdinand gewonnen wird. Sobald man Viktoria meldet, lasse ich die Glocken läuten, eine schöne Viktoria-Predigt habe ich mir im Kopfe schon entworfen.“

Der Pastor, der mit einer so festen Siegeshoffnung und schon mit dem Text und Inhalt der Viktoriapredigt sich trug, wartete sehnsüchtig auf die Kunde von der großen Niederlage Napoleons. Auf der Heerstraße, die durch Hasselhausen ging, sah man alle Tage marschierende Truppenzüge, schwere Batterien, lange Trainkolonnen. Barsch und oft brüsk verlangten die Preußen ihre Verpflegungsrationen, aber sie wurden wie Helden begrüßt und wie Herren im Pfarrhause bedient.

Nach dem Lärm trat tagelange Stille ein. Der Pastor schlief schlecht und hatte wüste Träume, ging wohl sechsmal am Tage zum Postmeister, schaute beim Schulzen vor und fragte jeden Wegfahrenden aus. Dieser und jener, der das Gras wachsen hörte, wollte ganz in der Ferne Kanonendonner vernommen haben.

Am 14. Oktober — dem Schreckenstage preußischer Geschichte — schrie Willy, der auf das Dach der Schloßruine geklettert war, von oben herunter: „Die Sieger kommen, es sind preußische Füsiliere, hurra!"

Bevor der Pastor Viktoria zu läuten befahl, befragte er zum Glück zuvor die kleine preußische Avantgarde. Himmlischer Vater! Wie sah die Garde aus! Mit Schmutz bedeckt, in klaffenden Stiefeln, ohne Gewehr, das sie verloren hatten, marode und mißmutig humpelten und hinkten zehn Füsiliere ins Dorf, ihre erste scheue Frage war, ob ein französischer Gensdarm hier stehe.

Baring zitterte und wagte kaum sich zu erkundigen.

Ein langer Pommer bat um einen Schluck Husarenkaffee — im Soldatenrotwelsch eine humoristische Bezeichnung des Branntweins —, gestikulierte mit den Affenarmen und machte ein Gesicht voll Angst und Grauen. „Ganze Regimenter liegen bei Jena tot auf dem Schlachtfelde herum, mutig seien wir für König und Vaterland, wie es in den Kriegsgesetzen befohlen ist, gestorben . . . ich sage Sie . . . gräßlich ist es gewesen und lebensgefährlich . . . wie bei Hagelwetter die Schloßen in meiner Heimat Hinterpommern, so flogen die Kugeln, daß man sich die Hände vors Gesicht hielt . . . die ganze preußische Armee ist auf der Retirade, der olle Blücher ist auch mit uns Galopp gelaufen . . ."

Eine fürchterliche, fluchende Stimme wetterte: „Ein Himmelkreuzdonnerwetter schlage Ihn hundert Klafter tief in den Erdboden hinein! Elender Kerl, Er lügt, Er lügt!" Die Bauern waren starr. Ihr Pastor, der in seinem ganzen Leben nicht geflucht hatte, fluchte wie ein preußischer Feldwebel.

Baring biß die Lippen aufeinander, um nicht zu stöhnen.

Die Preußen geschlagen und auf schmählicher Flucht! Aber die maroden Flüchtlinge nahm er mitleidig ins Pfarrhaus, um sie zu verpflegen.

Als sie in der Küche gesättigt waren, kam es heraus. Sie seien vor der Schlacht desertiert und hätten kein Pulver gerochen, einige preußische Brigaden seien schon auf dem Marsche in heilloser Verwirrung gewesen, in einem Dorfe, von Troß und Train völlig verstopft, seien mehrere Regimenter durcheinander geraten, in dem greulichen Durcheinander habe einer plötzlich gerufen: „Die Franzosen, die Franzosen, flieht, flieht!" Das hätten sie als höheren Befehl verstanden, das Kommando natürlich befolgt, um nicht vor die Kriegsgesetze zu kommen, und so seien sie schleunigst ausgerückt und immerzu gelaufen, wohl zehn oder zwanzig Meilen.

„Desertiert vor der Schlacht? Ihr elenden Feiglinge müßtet füsiliert werden! Hinaus!" rief der Pastor in patriotischem Grimm und jagte mit seinem Stock und Unkrautstecher die Deserteure aus dem Hause. Zu den Seinen aber sprach er: „Ich habe noch eine stille Hoffnung . . . des großen Friedrichs Heer und Geist und Gott der Herr sind meine Zuversicht."

Schon nach zwei Tagen wurde jede Hoffnung zunichte. Kavalleristen zu Fuß, denen das Pferd bei Auerstedt erschossen war, schleppten sich bis hierher, warfen sich an den Kirchhofswall und bettelten um Speise. Ein blutjunger Standartenjunker von den Blücherschen Husaren, der eine Blessur am Kopfe hatte, war darunter. Der Pastor nahm ihn in sein Haus, erquickte und verband ihn, und der Junker gab einen ungeschminkten Bericht seiner Erlebnisse, wobei die Tränen ihm über die flaumlosen, knabenhaften Backen liefen. Entsetzlicher als die schwärzesten Befürchtungen war die schmachvolle Wirklichkeit.

„Heißt dieser Ort nicht Hasselhausen? Ein böser Name, der mich an das unselige Dorf Hassenhausen bei Auerstedt erinnert. Daran werde ich Zeit meines Lebens denken. Hochgemut und mit Hurra ritten wir aus Münster fort, aber je näher die Bataille, desto bedenklicher blickten die

Offiziere sich an — wobei ich bemerken darf, daß ich mich zu den Offizieren zählen kann —, eine Unmenge von Train verhinderte jede rasche Aktion, es war lächerlich, wenn es nicht zum Heulen und Dreinhauen gewesen wäre, ein Oberst hatte fünf Bagage- und einen Küchenwagen für seine Person, den ganzen Krempel warfen wir einfach in den Graben, um chargieren zu können. In der Schlacht ein unglaublicher Wirrwarr! Keiner wußte, wer sein Kommandant sei, Befehle wurden gegeben und widerrufen. Ein greiser General kommandiert: Mit Moderation das Bajonett gebrauchen! Wutentbrannt machen wir zu zwei Schwadronen auf eigne Faust eine Attacke, die Sporen in die Flanken, preschen wir gegen ein französisches Quarree und werden natürlich von den Kugeln weggefegt. Meinem braven Falben reißt eine Kanonenkugel den Vorderfuß weg . . ."
Der knabenhafte Kriegsmann weinte helle Tränen um sein Leibroß. „Er stammte aus der Zucht meines Vaters. Ein alter Sergeant von den Voltigeurs will mir den Schädel spalten . . . ich taumle, hänge mich aber an den Steigbügel eines Husaren und komme heil vom Leichenfelde fort. Dann trete ich als Fußsoldat . . . mein Falbe ist ja tot . . . " Der Standartenjunker schluckte ein paarmal, ehe er fortfuhr: „Ich trete bei den Grenadieren in Reih' und Glied, General Blücher, feuerrot im Kopf, fuchtelt mit dem Säbel und befiehlt furios: ‚Vorwärts auf die schweinesauhundsverfluchten Parlezvous!' Er will durch eine verwegene Attacke die preußische Ehre retten. Da kommt vom König allerhöchster Befehl, den Rückzug anzutreten. Die Retraite wird zur sauhundsmäßigen Retirade, zur feigen, zehnmal verfluchten Flucht."

Der Junker erbleichte. „Einen Trunk, bitte! Mir brennt der Kopf wie ein Backofen. O, wenn man an die Schandszenen auf der Retirade denkt, wird einem hundsschlecht, man möchte immerzu speien. Ganze Rotten werfen ihre Gewehre und Patronentaschen fort, plündern die Bagagewagen und brüllen: ‚Vive l'empereur! Aus ist es mit dem Friedrich Wilhelm und dem Königreich Preußen! Wir sind unsres Eides quitt!' In Haufen gehen sie zu den Franzosen

mit Sack und Pack über. Offiziere, die einschreiten wollen, werden mit dem Bajonett bedroht und fechten mit der eignen Mannschaft. Ein Unteroffizier, nach der Sprache ein Polack, schnauzt seinen Hauptmann an: ‚Halt Er sich das Maul! Jetzt sein wir die Hauptmänner!‘ Ich haue dem Kerl eine Quart über die Schnauze, daß ihm die Zähne fliegen und er für Wochen das Räsonnieren verlernt hat. Ein anderer Bandit legt auf mich an und drückt ab . . . hier an der Rippe habe ich noch eine zweite, kleine Blessur.“

„Wie war es möglich? Die Armee des Großen Friedrich!“ stöhnte der Pastor.

„Jede Ordnung, jede Oberleitung fehlte von Anfang an, wir hatten viele Generäle, die im Großvaterstuhl hinter dem Ofen und nicht im Sattel hätten sitzen sollen . . . Pardon! Ein Standartenjunker ist zu unerfahren, um an den Offizieren Seiner Majestät Kritik zu üben.“

Der knabenhafte und taktvolle Kriegsheld hatte einen heftigen Anfall des Wundfiebers. Als man seine Rippe untersuchte, zeigte sich, daß diese ungereinigte, unverbundene Wunde bös aussah und brandig war. Der Pastor desinfizierte sie — mit Branntwein, holte eine Salbe und zupfte Scharpie. Der Kranke konnte in seinem Zustand unmöglich weiter marschieren. Willy bot ihm sein Lager an, das der Junker von Wickede mit Dankestränen annahm; war er doch seit Wochen nicht aus den Kleidern und in keinem Bett gewesen. Weil er am Abend heftig zu phantasieren anfing, wachten die Zöglinge abwechselnd, so daß immer der Abgelöste in Friedsams Bett zwei Stunden schlief.

Um zwölf Uhr hatte Willy die Wache übernommen. Der Fiebernde wälzte sich sehr unruhig, redete unaufhörlich von den Kanaille-Franzosen und einem wunderschönen, scharmanten Frauenzimmer. „Gib ihm den Fang . . . nee, Pardon wird nicht gegeben! Die Bombe, die Bombe! Kerls, duckt euch! Demoiselle Asta! Welch ein Name! Wie engelhaft sie durch die Saiten schaut und mir zulächelt! O ihr gelöstes Haar! Asta! Ich schenke ihr einen Ring für meinen letzten Dukaten.“

Hatte der Junker sein junges Herz an eine schöne, schlaue

Harfenistin verloren? Willy konnte mit einiger Phantasie aus den Fieberphantasien einen Liebesroman sich machen und dachte ernstlich darüber nach, warum er in seinem doch höheren Alter sich noch nicht in irgendein Mädchen verliebt habe. Der Friedsam redete ja mit viel Sachkenntnis und einiger Frivolität von dem Frauenzimmer und rühmte sich eines Stelldicheins mit der Schulzentochter. War es nicht auch für ihn hohe Zeit, sein Herz zu verschenken?

Wie er so spintisierte, fuhr der Fieberkranke empor und rief: „Die Franzosen kommen! En avant, ihr Kerle! Hört ihr nicht das Rasseln der Kanonen?"

Willy beschwichtigte ihn. Jedoch Räder rasselten tatsächlich durch die Stille der Nacht, immer näher. Ein Wagen bog durch die Einfahrt, klapperte über das Pflaster und hielt vor der Haustür.

Was bedeutete das? Eine Kalesche mitten in der Nacht! War ein Unglück passiert? Oder schon ein Quartiermeister der französischen Armee im Wagen? Er löschte vorsichtig das Kerzenlicht und horchte über das Treppengeländer. Die Reisenden pochten an die Scheibe, es schlurfte im Hause, der Hund kläffte, das war des Pastors Stimme, das Fenster klirrte, gedämpfte Worte wurden recht lange gewechselt. Das waren keine großspurigen Franzosen, die ganz anders parlierten und polterten. Die leisen Leute mochten viel eher Flüchtlinge sein.

Nach einer Weile kam der Pastor im Schlafrock und echauffiert die Treppe hinauf. „Wir haben plötzlich Besuch bekommen . . . hm, dieses Bett ist ja besetzt . . . der Dachenhausen muß seine Stube räumen . . . wecke ihn geschwind! Ihr müßt euch irgendwo ein Nachtlager suchen, aber wo? Im Heu biwakieren die Soldaten . . ."

„Und in dem Backhaus wir zwei," entgegnete Willy, der Situation gewachsen.

Friedsam brummte verschlafen, es sei unbillig, zahlende Kostgänger bei den Kakerlaken einzuquartieren. Doch die Neugierde überwog alle andren Affekte. Wer und woher war der mysteriöse, mitternächtliche Besuch? Willy erbot sich, frische Bettlaken zu holen, um so einen Blick ins Wohn=

zimmer zu werfen und das Mysterium zu ergründen. Er hatte zwei Gestalten gesehen, eine korpulente Dame, die wie andre dicke Madamen aussah, und eine zweite, sehr schlanke Persönlichkeit, die in einem ungeheuren Radmantel, wie er von Gutsbesitzern auf Reisen getragen wurde, völlig vergraben war und noch dazu ihm den Rücken zukehrte.

Der Pastor wollte den Gast nach oben führen, trat in die Finsternis und rief: „Jemand leuchte uns!"

Dienstbeflissen sprang Willy aus dem Winkel, holte eine Kerze und ging als Fackelträger voran. In der Kammer ließ er den vollen Schein des Lichts auf die Kapuze des Radmantels fallen. Beinahe wäre der Leuchter ihm entglitten — so heftig, wie eine jäh zufassende Hand, packte ihn das Erstaunen, sein Auge blieb auf das Bild gerichtet stehen und starrte es an.

„Was steht Er da wie Lots Weib! Er soll das Angaffen lassen und den Leuchter auf den Tisch stellen!"

Der errötende Jüngling, der sich wie ein Schuljunge schämte, hatte ein leibhaftes Märchen, ein himmlisches Mysterium, ein wunderbares, aber unzweifelhaft weibliches Geschöpf gesehen. Ein blutjunges, marmorblasses Mägdelein, mit tiefdunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen, die bang und todtraurig blickten. Dieses weiche, süße Kindergesicht mit dem frischen Schmelz und der Engelsunschuld der Jugend hatte den ergreifenden, ergebungsvollen Schmerzensausdruck einer mater dolorosa. Einzig, ohne Fehl und ohnegleichen, alle Augen auf sich lenkend und erhaben war die nicht germanische noch gallische, sondern griechische Schönheit der Jungfrau, die wie ein Wesen aus einem fernen, fremden Weltteil um Mitternacht im Pfarrhause erschien. Nur unter südländischer Sonne glänzte so schwarz das Haar, glühten so feurige Augensterne voll Schwermut und Sehnsucht, leuchteten so marmorweiße Wangen. Wer war das märchenhafte Mädchen aus der Fremde?

Willy ging ins Backhaus und rief: „Freund, ich habe ein Wunder gesehen!"

„Was quatschst du?" brummte Friedsam, der sich den bequemsten Platz ausgesucht hatte.

„Ich habe eine Nymphe, eine Grazie oder griechische Göttin gesehen!"

Mit dem liebevollen Gutenachtgruß „Du verliebtes Kamel" legte sich der Kamerad auf die andre Seite. Willy konnte lange keinen Schlaf finden — das war die erste Schlaflosigkeit des jungen Herrn von Wahren —, bis endlich die Schwaben mit ihrem zirpenden Wiegenliede ihn in Schlummer sangen. Am Morgen galt sein erster Gedanke dem rätselhaften Wesen, sein erster Gang dem Fieberkranken. Der Junker war klar, aber sehr schwach und völlig marschunfähig. „Sie müssen Ihre Wunden eine Woche lang ausheilen."

Der junge Held wollte nicht in die Hände der Franzosen fallen, konnte aber nicht aus dem Bette, biß die Lippen zusammen und sprach die Bitte aus: „Wollen Sie meine Pistole laden, meinen Pallasch und meinen Karabiner ans Bett mir bringen . . . ich werde mich aufs äußerste wehren und nicht kapitulieren."

Willy betrachtete mit Ehrfurcht den jungen Krieger und brachte die Waffen. Als er aber den bis an die Zähne bewaffneten Junker in der Festung des Bettes, in krankhafter Blässe und knabenhafter Gestalt liegen sah, setzte der groteske Anblick seine Lachmuskeln in Bewegung.

„Herrrr! Wollen Sie einen preußischen Standartenjunker veralbern?"

„Nein, aber werden die verdammten Franzosen nicht einfach die Tür von außen verrammeln und Sie in Ihrer Festung gefangen nehmen? Wäre es nicht besser, Sie an einen versteckten Ort zu bringen, wo Sie unbehelligt genesen könnten?"

Das war nicht wider die Offiziersehre.

„Drüben im alten Schloß soll es allerdings nicht ganz geheuer sein, der alte Graf spaziert zuweilen mit dem Kruzifix in der Hand."

Herr von Wickede polterte martialisch. „Ich fürchte mich nicht vor tausend Teufeln und zehntausend Gespenstern, wenn ich meine guten Waffen habe."

Die ortskundigen Zöglinge wußten im Schloßkeller einen

Raum, dessen Zugang durch eine eingestürzte Wand halb verschüttet und kaum und nur kriechend zu finden war. Man arbeitete, um Staub und Spinngewebe eines Jahrhunderts zu entfernen, das Unentbehrlichste herbeizuschaffen und das Loch zu einer halbmenschlichen Behausung zu machen.

An die Pastorin, die ihm Bettücher verabfolgte, richtete Wahren eine Frage hinsichtlich des geheimnisvollen Gastes, und sie erwiderte unhöflich: „Der Mosjö soll sich an meinen Mann wenden, wenn er es wissen muß!"

Als das Mittagsmahl aufgetragen wurde, standen die jungen Herren, die diese Stunde aufs pünktlichste innehielten, im Zimmer in zwiefacher Erwartung, was auf den Tisch und ob die Geheimnisvolle kommen werde.

Das schöne Rätsel trat durch die Tür. Auch im vollen Tageslichte eine fremdartige, blendende Erscheinung! Wie schwarze Seide glänzte ihr Haar, ihre großen, dunklen, wie Diamanten strahlenden Augen glitten über die Anwesenden und senkten sich scheu, unter den Wimpern gleichwie Schutz suchend vor aufdringlichen Blicken. Es war eine Aphrodite, eine griechische Göttin in keuscher Knospe und schmächtiger Kindergestalt.

Der Hausherr stellte rasch die neue Tischgenossin vor. „Die junge Dame, die auf unbestimmte Zeit unser Gast sein wird, ist die Demoiselle — nein, wir wollen Deutsche sein — ist die Jungfer Isabella Darmann — geschrieben D—a—r—ein r—m—a—doppel n." Als gründlicher Pädagoge buchstabierte er den Namen; ebenso gründlich hat er sich über Herkunft, Zweck und Absicht des Besuchs ausgeschwiegen.

Die jungen Herren waren von dem Anblick der plötzlich vom Himmel geschneiten Märchenfee so benommen, daß sie nur blöde gafften und keinen Ton eines interessanten Tischgesprächs hervorbrachten.

Sehr gerade saß die bleiche Schöne, ihre Haltung hatte etwas seltsam Erstarrtes, ihre feinen Finger handhabten zierlich, diskret und lautlos Messer und Gabel und falteten sich bald über der Serviette. Nur wenig Bissen hatte sie

genossen; von der jovialen Hausfrau genötigt: „Sie müssen essen, um etwas dörflich-dicker zu werden!“ neigte sie toternst und vornehm das Haupt.

Nach dem Essen winkte Baring den Zöglingen, ihm zu folgen. Sie stießen sich an, welches bedeutete: Nun wird er uns die nötigen Aufklärungen geben.

Nein, der Pastor wollte einen Verweis erteilen und Verhaltungsmaßregeln geben. „Nicht wie wohleduzierte, gebildete Jünglinge, sondern wie dumme Jungen habt ihr euch betragen. Ja, ein läppischer Mensch ist Er und item Er da gewesen!“

Läppischer Mensch war der tiefste, mitten ins Mannesherz treffende Tadel.

„Wie Hans Einfalt vom Dorfe, der zum erstenmal auf die Kirmeß kommt, hat man die arme, kleine Jungfer Darmann angeguckt und angeglotzt, just als wenn's eine Mohrin aus Kaffernland sei. Ich will's euch sagen.“

Jetzt aber wurden die Ohren und Augen aufgesperrt.

„Die Jungfer hat tiefe, tiefe Trauer und ein tragisches Schicksal gehabt . . . in wenig Tagen hat sie die härtesten Heimsuchungen Gottes, mehr Unglück, Leid und Verzweiflung erfahren, als ich in meinem ganzen Leben.“

Die Zuhörer waren auf die Lösung äußerst gespannt, der Pastor wischte sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. „Heilig ist der große, unverschuldete Schmerz, zweimal heilig, wenn eine Frau, die noch ein halbes Kind ist, von Gottes Hand so schwer getroffen wird. Den heiligen Schmerz soll man dadurch ehren, daß man jedes blöde Anstarren, jeden Qual bereitenden Blick vermeidet . . . ein armes, kummerkrankes Herz soll man respektieren und achten, nicht durch aufdringliches Mitleid, welches oft nur müßige, faule Neugierde ist, sondern durch taktvolles Schweigen, durch zarte Rücksicht, durch kleine Kavalier- und Liebesdienste. Das Richtige in jedem Fall muß euer Taktgefühl euch sagen. Nie dürft ihr an dem großen Schmerze rühren, nie die frische Seelenwunde durch Fragen frivol aufreißen! Ich erwarte von euch die Diskretion und Ritterlichkeit eines Gentlemans. Auf Ehr' und Eid sollt ihr mir versprechen,

zum ersten, nicht durch unziemliches Achtgeben, geschweige denn durch läppisches Anstarren oder gemeines Ausspionieren die Jungfer zu inkommodieren, zum andern, niemals hinsichtlich ihrer Vergangenheit und Familie, ihrer Trauer und Tränen indiskrete oder dumme Fragen zu stellen, zum letzten, weder in direkter noch indirekter Weise ihre Angelegenheiten und Antezedentien ihr oder einer andren Person zu entlocken."

Laut klang Willys, ziemlich kleinlaut Friedsams Ja.

Mit einem Handschlage hatte der Pastor Eid und Ehrenwort ihnen abgenommen.

Draußen machte Friedsam die weise Bemerkung: „Wir sind schön dumm gewesen, in die Falle des Ehrenworts hineinzugehen."

Er legte die Ohren zurück und entwickelte auf einem andern Gebiet einen pfiffigen Gedanken. Man habe in diesen bösen Kriegsläuften manchmal den Schmachtriemen getragen, kleine Rationen und schlechtes Futter bekommen, ja sogar reellen, rasenden Hunger zwei Tage lang leiden müssen, bis man das gebratene Reh bei jenem unvergeßlichen Liebesmahle verspeist habe. „Solche Hungersnot, Leibesqual und Magenfolter darf ich meinem schwachen Körper nicht wieder zumuten, die preußischen Marodeure machen ein Loch in die Speisekammer, und die sehr bald zukünftigen Franzosen werden das Haus leer fressen . . . dann heißt es wieder mit gefalteten Händen, wir müssen in Gottes Namen den Hunger leiden und die Trübsal tragen. Pfui Teufel! Ich glaube bestimmt, die Hölle ist nicht ein ewiges Autodafe, sondern ein ewiges Hungerloch. Der Weise aber beugt vor! Höre mich, Don Carlos! Wir müssen, wie Joseph in Ägypten, für die magere Notzeit Vorräte sammeln, im Keller des Schlosses eine Vorratskammer anlegen."

Die kluge Rede gefiel dem braven Willy, dem der Hunger die allerschlimmste Menschentrübsal und Tantalusqual war. Viel weniger freilich gefiel ihm die Art der Verproviantierung. Aus der Rauchkammer der Pastorin verschwanden zwei große Schinken, aus ihrem Keller acht Brotlaibe, zwei Butterkruken und zehn Gläser mit eingemachten Früchten.

Als der Hamstervorrat versteckt war, fragte Willy: „Ist das nicht D—Diebstahl?“

Sein Marquis Posa warf sich in sittliche Pose. „Nein, Mundraub ist in der Bibel, wie das Ährenraufen der Jünger beweist, von Gott ausdrücklich approbiert.“ Diese Theologie machte den andern mundtot.

Friedsam legte im Walde seine Schlingen und brachte im Abenddunkel einen Spießer mit heim, den er zum Hamstervorrat legte. „Willy, es ist ein feister Kerl, der nach zehn Tagen den vollen haut gout hat und auf dreißig Schritt seine Witterung von sich gibt.“

Der Angeredete brummte: „Ich kann kein Tier morden.“

„Und du willst die Franzosen massakrieren und den Napoleon umbringen?“

„Ja, kalten Blutes könnte ich zehn Bonapartes erschlagen,“ war die grausige Antwort. — —

Die entrüstete Pastorin lamentierte durch das Haus. Ihre schönen Schinken, ihre gute Butter, — ach, du meine Güte! — auch die beste Marmelade sei gestohlen worden.

Willy verschwand sofort mit verlegener Miene, um den Standartenjunker zu pflegen, was er mit rührender Sorgfalt tat.

Der andre Missetäter half brav der Pastorin, das Fehlende festzustellen, und rief empört: „Das haben die diebischen Marodeure getan! Die verfl— Preußenkerle müssen fort! Bei meiner Ehr' und Ehrlichkeit, ich will ihnen Beine machen, daß sie aus Hasselhausen wie die Hasen springen.“

Er hat in der Tat das Pfarrhaus von der Einquartierung befreit.

Die Flüchtlinge von der Jenaer Retirade pflegten sich vortrefflich, merkten, daß auch unter dem protestantischen Krummstab gut wohnen und gut essen sei, und wollten nicht weiter. Als sie morgens in der Waschküche frühstückten, erkletterten die beiden Burschen die Turmruine des Schlosses, den einstigen Bergfried, und spähten nach allen Richtungen, ob der Feind sich nahe. Plötzlich schrien sie mit aller Lungenkraft über Dorf und Pfarrhaus: „Die Franzosen kommen! Achtung! Die Franzosen kommen! Kürassiere sind es!

Wir sehen blanke Harnische und Helme mit flatternden Roßschweifen."

Bei dem Gebrüll ergriff ein panischer Schrecken die frühstückenden Krieger. Alle nahmen schleunig Reißaus, sprangen wie die Grashüpfer und liefen wie die Hasen, ohne sich umzuschauen, wohl eine gemessene Meile, denn es ging bei den Preußen das Gerücht, alle Gefangenen würden von den Franzosen zu Galeerensklaven gemacht und an die Ruderbänke festgeschmiedet. Das war die Retirade der Preußen bei Hasselhausen.

Die Türmer wurden wegen ihrer Kriegslist im Wohnzimmer öffentlich belobt. Als Friedsam die drastische Wirkung des Alarmrufes, die er aus der Vogelperspektive beobachtet hatte, das Wettrennen der Helden von Jena, das Purzeln des korpulenten Unteroffiziers, der voll Pflichtgefühl der erste sein wollte, lustig beschrieb, hob die rätselhafte, schöne Jungfer Darmann zum erstenmal das teilnahmlose, tieftraurige Antlitz ein klein wenig interessiert empor; ihre Lippen zuckten schmerzlich, als wenn der schwache Versuch eines Lächelns ihr weh getan habe, aber ein kurzer Blick ihrer dunklen Augen hatte den zungenfertigen Friedsam aufmerksam gestreift. Willy war ärgerlich auf den Menschen, der immer und ekelhaft sein Licht leuchten zu lassen verstand. — —

Der Junker von Wickede war bald vom Wundfieber genesen und auf die jungen Beine gebracht und hatte keine Gelegenheit gefunden, mit Karabiner, Schwert und Pistole sein Leben teuer zu verkaufen. Anstatt der Mordswaffen, die versteckt wurden, gab man ihm einen Flausrock, ein Paar Stulpstiefeln, eine gestrickte Bauernmütze, welche die Kopfwunde verdeckte, und einen derben Knotenstock. Als Roßkammgehilfe verkleidet, hoffte er nach seinem väterlichen Gute in Mecklenburg sich durchzuschlagen. Beim Abschiedsmahle saß er am Familientische und machte große Augen, als die Sensation des Pfarrhauses erschien; doch als kecker Kornett warf er sofort mit Blicken, und gar verwegen redete er als „schöne spanische Donna" die junge Dame an.

Zum allgemeinen Erstaunen antwortete sie sanft, aber

schlagend: „Grüner germanischer Jüngling, ich bin keine Donna, sondern eine Deutsche."

„Der Stich einer so graziös geführten Frauenwaffe tut nicht weh," lachte der Junker, „Sie sind eine Deutsche im verwegensten Sinne? Eine edle Germanin, welche die Krieger zum heiligen Kampf begeistert? Dann begeistern Sie mich . . ."

Lebhaft fiel sie ihm in die Rede: „Nein, ich bin ein unverwegenes, furchtsames Geschöpf, das kein Blut sehen kann. Ich hasse den schauerlichen Krieg, wo Menschen morden und ermordet werden, wo manches arme Subjekt schuldlos um einer Bagatelle willen füsiliert wird . . ." Ein Schauder schüttelte ihre zarte Gestalt.

Als wenn er ihre Worte nicht gehört habe, beendete der Schwerenöter seinen Satz. „Begeistern Sie mich, schenken Sie mir eine Locke von Ihrem einzigen Haar, die will ich auf der Brust als Talisman tragen in der nächsten Bataille, wo wir bei Gott die greuliche Scharte auswetzen und den Schreckenstag von Jena wettmachen."

„Der Schreckenstag . . . o . . ." Erblassend, erschüttert, als wenn sie an Entsetzliches erinnert worden sei, erhob sich das junge Mädchen, um schnell das Eßzimmer zu verlassen.

Der Schwerenöter war tödlich verlegen.

Eine peinliche Stille wurde, bis der Hausherr erklärte und entschuldigte: „Mit dem unseligen Namen Jena sind für das arme Kind tragische Erlebnisse verknüpft . . . wie der Tag in deutscher Geschichte für Jahrhunderte ein Schreckenstag heißen wird, so wird er auch ihr für ihr ganzes Leben ein dies irae dies illa bleiben . . . Sie haben, Herr von Wickede, ohne es zu wollen, eine frische Wunde unsanft berührt."

Eine Stunde später nahm der Junker des Dankes voll bewegten Abschied; auch Isabella reichte ihm die Hand, die er ritterlich küßte.

Willy, der ihn sonst für einen braven Kerl gehalten, mißbilligte diese letzte Szene.

Der Standartenjunker, der ein allzu feiner und schmächtiger Roßkamm war, hat trotzdem seine Heimat ungefährdet

erreicht. Um vorzugreifen, sandte er nach seiner Heimkehr eine lange Dankepistel nach Hasselhausen, darin er jedem eine Liebenswürdigkeit sagte, seinem treuen Pfleger die Ankunft einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife avisierte und der „merveilleusen Demoiselle", die er auf Knien und Händen um Verzeihung bat, die kühnsten Komplimente machte.

„Was soll Er mit der Pfeife, da Er nicht rauchen kann?" lächelte der Pastor.

Willy schmunzelte in stillvergnügter Vorfreude und sagte nichts. Aber Friedsam antwortete vorlaut: „Er raucht diskret und inkognito."

Man schrieb den 21. Oktober. Gottlieb, der Schulzenknecht, riß auf dem Felde die Pferde vom Dungwagen, schnitt in Bestürzung die Stränge durch und jagte mit Hui und Hü ins Dorf. Totenblaß und rückwärts blickend, stotterte er die Schreckensbotschaft: „Ick heff Unminschen und Ungeheuers sehn, wohl twintig Stück."

„Spökt datt nu up't Moor? Wo sehen se ut?"

„Jüst as de leibhaftige Düwel!"

„Hat Er den Leibhaftigen gesehen, dann weiß Er mehr als sein Pastor, der die persönliche Bekanntschaft hochdesselben noch nicht gemacht hat," sagte der Dorfgeistliche, der des Weges kam.

Gottlieb lenkte ein: Es möchten auch entsprungene Bewohner des Stockhauses sein.

Da kamen die Ungeheuer, zum Teil wüste, wildbärtige, abgerissene Gesellen, zum Teil elende, abgezehrte Gestalten, die mit schmutzigen Lumpen ihre zerschossenen Glieder umwickelt hatten und kaum weiter schwanken konnten. Ein paar Wasserpolacken taumelten auch — aber weil sie ihre Branntweinslast nicht zu tragen vermochten. Alles versprengte, verlaufene Flüchtlinge preußischer Regimenter aus der entsetzlichen Schlacht!

Die Bauern, die zuviel Soldatenplage gehabt, wiesen die Bettler schroff ab und schüttelten eigensinnig den Kopf. „Wi hebbt sülber nichts."

Sogar der Pastor machte sein weiches Herz hart und

warnte die Leute: „Die Feinde sind schon in der Gegend . . . wollt ihr nicht ergriffen werden, müßt ihr besser marschieren."

Ein Wasserpole bekreuzigte sich vor dem Geistlichen. „Haben Sie sich nicht Branntewein? Is sich serr gut für kranke Soldat."

Ein anderer bat bescheiden: „Ein Stück Wurst und Brot!"

Baring machte ein verstocktes Gesicht. „Wir haben nur das Notwendigste im Hause."

Er log natürlich nicht und hatte gestern seine Schätze vergraben, seinen Vieh- und Pferdebestand, Getreide und Futtervorräte nach dem Walde, wo die Wildschuppen als Notställe dienten, schaffen lassen, auch die Flachsgrube auf dem Felde zur provisorischen Rauchkammer gemacht.

„Wir haben nichts."

„Auch nicht einen Trunk schieres Wasser?" fragte ein Spottvogel, „'n Sechser für's Glas! Gott erhalte die Geistlichkeit!"

Der Pastor wurde erzürnt. „Wollt ihr marodieren, werden wir Sturm läuten, und dann . . ." Das Dann war eine Drohung.

Isabella, die am Fenster gestanden, trat eilig aus dem Hause. Die Schweigsame redete mit der lebhaften Beweglichkeit und Gestikulation einer Südländerin, redete, auch mit den flinken Händen und den feurigen Augen, auf den Pastor ein. „Sehen Sie nicht die Blessierten, die kaum imstande sind, auf den Füßen zu stehen? Sehen Sie das bittre Elend der andern! Wir müssen barmherzig sein, Herr Pastor! Ich habe noch zwei Patendukaten, das wird reichen, um die Verpflegung der Soldaten angemessen zu vergüten."

Die zerlumpten Krieger standen stramm und salutierten unwillkürlich vor der auffallenden Erscheinung der schönen und gütigen Fee.

Der Pastor schämte sich vor dem jungen Mädchen und vor sich selber. Die Verwundeten wurden in den Leutestuben untergebracht, alle andern erhielten eine warme Mahlzeit. Daß die Patengoldstücke angebrochen würden, duldete Baring natürlich nicht.

Willy verehrte den barmherzigen und beredten Engel des Pastorats, den er, weil ihm nichts Schöneres einfiel, eine Göttin der Charitas, eine heilige Genoveva nannte.

Friedsam drückte sich barocker und burschikoser aus. „Die Stumme, wenn sie nur ihr Mündchen aufmacht, redet uns alle nieder. Selbst den Pastor, der doch das Wort Gottes in Erbpacht hat, hat sie stumm gemacht, daß er die Waffen seiner Suade strecken mußte. Ein famoses Frauenzimmer!“

Es war am Nachmittag. Der junge Dachenhausen brachte sehr artig und bescheiden bei dem Hausherrn eine Bitte vor. Der Demoiselle Darmann werde eine kleine Zerstreuung gut tun; ob ihm und Willy gestattet sei, selbige zu einer Promenade aufzufordern und ihr die Sehenswürdigkeiten des Dorfes und des Schlosses zu zeigen. Der Pastor bewilligte eine einstündige Promenade, doch nur, wenn Willy zugegen sei, und dieselbe nur probeweise.

Ein junges, frisches Menschenherz hat eine grenzenlose Lebenskraft, die über jedes noch so ungeheure Leid in Tagen oder Wochen den Sieg davonträgt. Nach einem rasenden Unwetter, das die alten Eichen wie Hölzer bricht, richten die zarten, biegsamen Weiden bald wieder sich auf. Das halbe Kind, das auf der Flucht vor einem tragischen Geschick im stillen Pfarrhause Unterschlupf gefunden, fing an in dem großen Frieden zu genesen. Isabella hatte noch das blasse, traurige Gesicht und die schwermütigen Augen, aber nicht mehr jene steinerne Reglosigkeit der schmerzgelähmten Herzen.

Ohne Zögern oder Ziererei kam das Ja aus ihrem Munde. Mit einem langen Mantel umhüllte sie ihre zierliche Figur und das weiße Gesicht mit einem dünnen Schleier, den sie mit einer kleinen, kindlichen Koketterie à la Tallien drapierte.

Selbstverständlich führte Dachenhausen das große, ja größte Wort. Hier wohne der Bauer Thiele, der den qualitativ besten Misthaufen besitze, welcher — nämlich der Misthaufen — das untrügliche Barometer sei, nach dem man den gesellschaftlichen und moralischen Wert eines Dorfbewohners bemesse. Dort drüben hause der Dorfschulze, der den quantitativ größten Dunghaufen dicht vor der

Haustür und die vollste Geldkatze in der Truhe habe, die ebenfalls ein genauer Gradmesser des Ansehens und sittlichen Wertes sei.

Das Mädchen zuckte ein wenig — als leiser Anflug eines Lächelns — die göttliche oder griechische Nase.

Der Schwätzer wollte witzig sein und war es nur darum, weil er dabei eine todernste Miene zu machen verstand. Der Kontrast reizt die Lachmuskeln, wie der Spaniol die der Nase.

Die Sehenswürdigkeit ersten Ranges, die jeder Besucher im Dorfe zuerst besichtige und bewundere, seien die Dunghaufen, die Zelebritäten zweiter Ordnung seien die Kuh- und Schweineställe.

„Die wollen wir uns schenken, messieurs!" Isabella trippelte an den Rand des Teiches und betrachtete mit Vergnügen die paar Enten, die dort ruderten oder kopfstanden.

Jetzt nahm Willy das Wort, um mit wahrer Wehmut zu sagen: „Ach, Freund und Feind haben leider die meisten dieser edlen Wasservögel verspeist."

Da lächelte die Fee zum erstenmal, ein rechtes, lustiges Lächeln, das schelmische Grübchen hervorzauberte.

Ein weicher Kuhfladen lag mitten im Wege. Friedsam grinste. „Attention! Verehrteste Demoiselle, man weiche dieser extraordinären Sehenswürdigkeit aus!"

Willy stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

Der dreiste Mosjö blieb aber davor stehen und dozierte: „Dieses unnennbare Ding kann als Ursache ungeahnte Wirkungen haben, welche?"

„Im Garten befördert es das Wachstum schön duftender Rosen und Reseden," antwortete Isabella schnell und sinnig.

„Richtig, aber auch furchtbare Folgen kann der Fladen haben, denn die Hartköpfigkeit der Hasselhausener ist weitberühmt. Wem gehört das Kuhprodukt? Thiele, Schulz und Kunz machen ihr Eigentumsrecht daran geltend, verwerfen eigensinnig eine schiedliche Teilung des Streitobjekts, gehen vor den Richter, prozessieren Jahr und Tag, appellieren durch alle Instanzen, drei Advokaten mästen sich jahrelang von dem Kuhfladen, Thiele, Schulz und Kunz

werden Todfeinde bis ins andre Geschlecht. Trotzdem verliebt sich Thiele junior in eine dralle Schulzin, sie sollen sich aber nimmer haben und gehen beide — in den Brunnen. Kunz trifft den alten Schulz im Kruge, der Branntwein erhitzt das Blut, sie fangen den alten Streit, zu schimpfen und zu raufen an. Kunz wird mit der Feuerzange erschlagen oder ertränkt, aber auch der Gegner ist vom Diskuswurf des Bierseidels tödlich blessiert. Totschlag, Mord und Selbstmord, vier mausetote Menschenleichen hat dieser Kuhfladen auf dem Gewissen."

Willy schüttelte mißbilligend das Haupt. „Olet, olet!"

„Was heißt das?" fragte die Wißbegierige.

„Die Geschichte hat einen üblen Geruch. Allons! Laßt uns das Gotteshaus betreten!"

Man guckte hier und da, man stöberte in der Sakristei, man wirbelte hinter dem Altare hundertjährigen Staub auf.

Plötzlich stieß Isabella einen Schrei aus: „O Gott . . ."

Ein Pastor im Talar stand geisterhaft auf der Kanzel! War es der alte Propst von Anno 1704, der die Bauern Moral lehrte und sie mit dem Stocke aus dem Kruge getrieben haben sollte?

Wahren legte die Hand auf ihren Arm. „Liebes Fräulein, kennen Sie nicht die freche Visage? Es ist der infame Bengel."

Friedsam war in den Talar, der im Sakristeischranke hing, hinein- und die Kanzeltreppe hinaufgeschlüpft. Jetzt schlug er mit den Armen aus, und seine Stimme traf den gutturalen, pastoralen Ton. „Liebe Gemeinde! Das Aufgebot wird zum erstenmal erlassen für den allhier wohnhaften Pädagogiumsinsassen William von Wahren und seine verlobte Braut, die unverehelichte und kinderlose Mari Elsabeth Küchler, Jungmagd allhier."

William wurde blaß vor Scham und Jähzorn. Der schlechte Freund, der infame Kerl wollte ihn kompromittieren und vor der Jungfer Darmann zu einer ridikülen Person machen. Isabella aber erfaßte geschwind seine Hand, lief mit ihm aus dem Gotteshause und lachte. Es war kein böses Aus-, sondern ein liebes Anlachen.

„Kommen Sie flink! Wir wollen den Taugenichts auf der Kanzel stehen lassen bis zum jüngsten Tag und spurlos verschwinden. Wissen Sie ein Versteck?"

„Ja, im Schlosse!"

Immer Willys Hand haltend, rannte sie mit ihm im Galopp und doch mit Anstand und Grazie die Straße hinunter. Willy hatte jetzt tausendfachen Trost für die schändliche Kränkung. O die Mutwillige und Anbetungswürdige, die Balsam für bösen Spott ihm gab! Von der weichen Hand, die er, nein, die ihn hielt, gingen Feuerströme der Liebe und Gott Amors elektrische Entladungen aus und in ihm über, so daß ihm trunken wurde. In einer tollkühnen Eingebung küßte er die Hand. Das Oh der Verzückung wurde ein Oh des Erschreckens, denn kalt und stolz blitzten die schwarzen Augen ihn an: „Monsieur, was soll die Betise?"

„I—ich w—wollte Ihnen danken, Demoiselle . . ."

„Man dankt zwar mit dem Munde, jedoch in anderer Weise, das war ein zu mündlicher Dank."

War dieses lustige, liebreizende Kind wirklich das mysteriöse, nächtliche Märchen mit den marmorsteinernen, schreckerstarrten Zügen, das er beim Schein der Kerze gesehen hatte?

Das ist das selige Vorrecht der Jugend, daß sie unbegreiflich schnell die schrecklichste Krankheit und das schwerste, im Alter tödliche Leid überwindet.

Friedsam fand das Pärchen und grinste anzüglich.

Das junge Mädchen wurde ganz Dame, jede Attitüde und Geste war wie angeborne Natur, jedoch nicht ohne eine leise, unbewußte Koketterie.

Ein wunderbares Wesen! Eine Grazie, eine Nymphe, eine Venus von Milo in Kinderschuhen und halbkurzem Röckchen! Die Jünglinge standen in Andacht versunken, während Isabella das Himmelbett und das Kruzifix des Gespenstergrafen betrachtete.

Friedsam kletterte frivol auf Willys Rücken, um das verrufene Kreuz, das der Geist auf seinen Wanderungen trug, zur näheren Besichtigung herunterzunehmen. Schwarz

waren seine Finger von dem Staube, der auf dem Querholze zolldick lag; er legte die Ohren zurück und lachte: „Nach diesen Indizien ist das verstaubte Kreuz offenbar eine sehr lange Zeit nicht benutzt worden. Also wird der Geist für ein Jährchen Spukferien vom Herrgott bekommen haben, so daß er ungestört der Grabesruhe pflegen kann."

„Der Standartenjunker hat doch noch den Spuk gehört und mit der geladenen Pistole bis 3 Uhr wach gelegen."

„Das sind die Ratten gewesen." Friedsam wollte die Geschichte des Grafen und seiner schönen, unseligen Gemahlin zum besten geben.

Isabella aber tupfte den schweigsamen Kavalier mit zwei Fingern. „Das soll der Mosjö von Wahren mir erzählen."

Sie wurde von der grausigen Mär tief ergriffen und fragte: Wo die arme Gräfin von dem Wüterich lebendig eingemauert worden sei? Und ob die Mauer, die Stätte der Untat noch zu sehen sei?

Friedsam, seinem Genossen zublinzelnd, log fürchterlich und mit dem feierlichsten Ernst. „Folgen Sie mir, Verehrteste, wenn Sie starke Nerven und viel Courage haben! Unten im Keller ist die Mordswand, wo der Greuel geschah .. man hat schon vor langen Jahren ein Loch in die Mauer geschlagen, um die lebendige Gruft zu öffnen und die Leiche der Gräfin in geweihter Erde zu bestatten, ob so vielleicht der Geist des gequälten Grafen Ruhe fände . . . Sie sollen das Loch sehen und, wenn Sie sehr tapfer sind, den Kopf hineinstecken . . . aber fallen Sie nicht in Ohnmacht!"

„Ich habe keine Furcht, ich gucke hinein!"

Isabella machte sich stark und couragiert, obwohl ihr recht gruselig war.

Beim Abstieg über die Kellertreppe sagte Dachenhausen im tragischen Tragödienton: „Ich bin der Herr von Hasselhausen! Du mein elendes Weib hast mit diesem Försterbuben gebuhlt! Bei lebendigem Leibe sollst du vermodern, kein Kruzifix sollen deine treulosen Hände zum Troste halten, deine sündige Seele fahre hin in die ewige Verdammnis!"

„Reden Sie doch nicht so grauenhaft, Sie gräßlicher Mensch!" hauchte das junge Mädchen, das gegen Magen-

druck kämpfte und bereits fühlte, wie sein Haar sich bewegte.

Man stand vor dem Schutthaufen, wo ein eingestürztes Mauerstück den Eingang zum Versteck verdeckte. „Hier ist die Gruft und das Gerippe der Gräfin gefunden worden ... dort müssen Sie hineinkriechen!"

Das junge Mädchen rang mit einem graulich-gräßlichen Gefühl, aber auch mit der Scham, sich als Angstkatharina vor den jungen Herren bloßzustellen.

Willy hatte Mitleid. „Wir spielen ja nur Komödie, liebes Fräulein! Die ganze Gespenstergeschichte ist wohl nur eine Fabel."

Da raffte sie sehr, sehr mutig ihr Kleid um den schmächtigen Körper — den Mantel hielt Willy —, den sie durch den schmalen Eingang zwängte. In der tiefen Gruftdämmerung konnte ihr starres Auge nur die Umrisse einer dunklen, regungslosen Gestalt erkennen, aber ihre witternde Nase füllte sich mit einer pestilenzialischen Ausdünstung. So ekelhaft konnte nur ein Aas — ein Leichnam stinken. Aus der Tiefe gellte ein Schrei.

Willys Haupt und Hände tauchten sofort in das Loch und zogen eine totenblasse, aber lebenswarme Gestalt ans trübe Tageslicht des Kellers. Isabellas Köpfchen lag wie eine geknickte Lilie an der Schulter des Retters; die fahlen Lippen hauchten: „Da unten liegt die — die — stinkende Leiche der Gräfin ... o Gott, wie grausig!"

Friedsam prustete los und bog sich vor Lachen. Das Echo des Gewölbes erhob ein elementares Gelächter, als ob hundert höhnende Geister Hahahaha schadenfroh riefen. Selbst der gute Willy mußte grinsen, und durch seine hastige Erklärung klang ein unterdrücktes Kichern. „Liebstes Fräulein, es ist nicht die Leiche der Gräfin, sondern der Leichnam eines Spießers ... wir haben da ein Stück Wild aufbewahrt, das jetzt anfängt, seinen haut-goût zu entwickeln."

Das kraftlose Köpfchen versetzte dem Retter einen kräftigen Stoß, die geknickte Lilie schnellte empor und wurde zum blühenden, zornroten Röschen. Der Hitzkopf sprudelte

heftig: „Pourquoi m'avez-vous turlupiné? Ces deux Imbéciles! O cette canaille de Dachenhausen!“

Zum Glück hatte ihr Taktgefühl die französische Sprache zum Schimpfen gewählt. Das war keine direkte, deutsche Beleidigung. Um sich zu rechtfertigen, erzählte man die Herkunft des Spießers, die Geschichte des Hamstervorrats.

Willy beteuerte: „Sie wissen nicht, wie weh es tut, wenn alle Eingeweide nach Speise wimmern. Bei einer neuen Hungersnot im Pfarrhause haben wir wenigstens einen Notbissen.“

„Und wir andern können ruhig verhungern, wenn nur die beiden braven Mosjös sich mästen.“ Isabella lachte übermütig. „Selbstlos, groß und großmütig ist der Mann, klein und kleinlich denkt das Weib.“

Die Schlaue, die ihre Angst und Einbildung als blâme fühlte, drehte schleunig den Spieß um, so daß die beiden sich schämen mußten.

Von Scham war freilich wenig zu sehen. Friedsam legte die Ohren zurück, Willy versicherte eilig, ernst und ehrlich: „Wir werden unser letztes Stück Brot und Braten mit Ihnen teilen.“

Der andre erklärte gemessen: „Wenn Sie an dem — an dem —“

„Gestohlenen Gut,“ ergänzte die Schalkin.

„Warum eine so geschmacklose Definition? Wenn Sie an dem Benefizium Anteil haben wollen, müssen Sie uns schwören, daß Sie keinem menschlichen oder tierischen, keinem organischen oder unorganischen Wesen unsern Hamstervorrat verraten.“

„Wenn ich es aber nicht will?“

„Dann werden Sie hier lebendig vermauert.“

Vielleicht wäre der Eigensinn des schönen Geschlechts erwacht, wenn Willy nicht gebeten hätte: „Sie werden keine Klatschliese und Spielverderberin sein.“

„Eh bien, ich schwöre und schweige!“

Isabella sann und sann gedankenvoll, wie sie sich vor den jungen Herren rehabilitieren könne. „Sie halten mich — cela va sans dire — für eine bange Närrin, eine Angstliese,

die vor einer Maus in Ohnmacht fällt. Ich kenne in der Tat keine Furcht. Ich würde die ganze Nacht allein in diesem Spukschloß zubringen, ohne vor dem Gespenst mich zu gruseln."

„Na na," nickte Friedsam, „selbst ich würde trotz meiner großen Kaltblütigkeit das nicht gern riskieren."

Das junge Mädchen bat: „Stellen Sie meinen Mut auf eine schwere, eine ungeheuer schwere Probe! Wissen Sie nicht irgendein gefährliches Ding, etwas recht Männliches, möglichst Abenteuerliches in dem verrufenen Schlosse, das mir Gelegenheit böte, meine Courage zu zeigen? Ich bitte Sie!"

„Ja, wenn Sie so sehr bitten," sagte Willy; „ganz unten im Keller, so versteckt, daß man erst durch einen Mauerspalt kriechen muß, gähnt ein tiefer, stockfinstrer Raum, der soll zu Olims Zeiten das Schreckensverließ gewesen sein, wo die Gefangenen unter Molchen, Schlangen, Kröten und Ratten ihr Lager hatten . . . da hinunter haben wir uns noch nie gewagt, obgleich einige Eisenklammern da sind, an denen man hinunterklettern kann. Wir machten einmal den Versuch und kriegten es mit der Angst, weil unten irgend etwas, eine Schlange oder ein Krokodil, raschelte."

Ein Schauder schüttelte die kühne, etwas kleinlaute Maid, und eine Blässe verfärbte das schon recht weiße Gesicht noch mehr. Aber die trotzig schmalen Lippen sagten energisch: „Ich will das Verließ untersuchen, zeigen Sie den Weg!"

Weil geleuchtet werden mußte, nahm man das Kerzenlicht, das der Junker gebraucht hatte; der Leuchter wurde an drei langen Stricken befestigt, um möglichst tief nach unten in die schwarze Tiefe zu leuchten.

Friedsam behauptete später, die Jungfer habe während der Zurüstungen ein stilles Vaterunser gebetet.

Heldenhaft folgte sie dem Führer; ihr leichter Schritt wurde so fest, daß man ihn hörte. Sie krochen durch den Spalt und schauten in die finstere Tiefe, deren Grund der Lichtschein nicht erreichte.

Willy flehte: „Nein, es ist zu scheußlich da unten . . . liebes Fräulein, lassen Sie es um Gottes willen!"

Ja, grauenhaft, grausig war das Abenteuer. Aber Isabella hätte sich sterblich blamiert, wenn sie jetzt zurückschreckte. Mutig setzte sie den kleinen Fuß auf die Eisenklammer, fest griffen ihre Hände zu, sehr gewandt kletterte sie abwärts. Ehe das bleiche, schöne Antlitz verschwand, blickte es mit großen, geisterhaften Augen nach oben, und der Mund sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Wenn ich nicht lebend zurückkomme, grüßt den Pastor und sagt ihm, er solle sofort mein Tagebuch, das kein Mensch sehen darf, versiegeln und verschließen ... das sei mein letzter Wille gewesen! Wenn nur nicht Mäuse da unten sind!" war ihr allerletztes Wort. O Gott, o Gott! Gleichwie die Sterbenden, hatte die Ärmste ihr Testament gemacht; daß ihr Tagebuch — der Bericht ihrer Tragödie, die Beichte ihres Herzens — nicht in unbefugte Hände falle, war ihre letzte Sorge gewesen.

Willy hätte schreien mögen und am liebsten laut zu Gott um Beistand gebetet. So hundselend war ihm. Dachenhausen hingegen ließ seelenruhig den Leuchter am Bindfaden langsam in die Tiefe hinunter, um der Kühnen zu leuchten auf der Hadesfahrt. Er horchte mit einem gespannten und lauernden Ausdruck. Ob wohl etwas Gräßliches passieren, ob sie wohl von Schlangen oder Molchtieren angefallen wird?

Plötzlich kam aus der Tiefe eine helle, hochjauchzende Stimme: „Ich bin auf dem Grunde! Hurra! Hier ist keine Ratte und nicht einmal eine Maus zu sehen."

Das kleine, klopfende Heldenherz des Backfisches war sehr erleichtert und wie erlöst.

Willys gepreßtes Gemüt bekam jetzt Luft, und ihm entfuhr es: „Gelobt sei Jesus Christus! Liebstes Fräulein, kommen Sie schleunigst heraus!"

Der andre legte sich platt auf den Bauch, um die Kerze möglichst weit nach unten zu hissen. „Ist nichts besonderes da? Sehen Sie sich alles genau an, ob nicht irgendwo eine Kiste vergraben oder eine kleine Tür zu einer Schatzkammer ist ... klopfen Sie überall an die Mauer, ob es hohl klingt!"

Von unten berichtete eine helle Stimme: „Puh, puh, nichts als Staub und Schutt! O Gott ... hier ... hier im

Fußboden ist eine schmale Falltür . . . u—uh, ich kann sie kaum heben . . . großartig, aber grauenhaft finster! Hören Sie! Eine enge Treppe geht noch tiefer in die schwarze Finsternis, in die Erde hinunter . . . da unten wird die Schatzkammer des Grafen sein . . . ohne Licht getraue ich mich nicht hinabzusteigen . . . der Geist könnte dort hausen und seine Schätze behüten."

Die Jünglinge glotzten sich an und zitterten vor Aufregung. Eine Schatzkammer! Doch sie hatten auch ein Gruseln vor dem Gespenst, das sein Gold bewachen werde; unter der Mütze bewegte sich ihr Haar.

„Willy, als Kavalier darfst du sie nicht allein lassen, du mußt hinunter und ihr helfen!"

Willy rang nur einen Augenblick mit einer gewissen Beklemmung und fühlte, daß er als Mann und Ehrenmann es müsse. Als er seinen guten Rock auszog, traf er auch seine letztwillige Verfügung. „Sollte mir etwas passieren, soll die silberbeschlagene Pfeife dir gehören."

Geschwind erreichte der Gymnastiker den Boden des Schreckensverließes. Ein Geflüster drang nach oben, dann wurde alles totenstill. Dachenhausen harrte lange und horchte und hielt die Hände als Sprachrohr. „Wo seid ihr?" Keine Antwort, nur unheimliche Grabesruhe!

Minuten wurden wie Viertelstunden. Eine Angst — und eine Art von Pflichtgefühl befiel ihn. Das Gespenst sollte doch nicht die beiden umgebracht haben? Sollte er nicht lieber Leute rufen und ein paar handfeste Bauern holen?

Es lief ihm eisig über den Rücken. Er mußte hinter sich schauen, ob nicht ein Spuk dort stünde und nach seinem Genick mit der Knochenhand lange.

„Gelobt sei Jesus Christus!" entfuhr auch ihm. Ein Licht tauchte aus der Erdtiefe empor. Die beiden Entdecker kamen flink nach oben, heil und lebendig, aber staubig und schmutzig wie Straßenkehrer!

Beide machten eine sehr ernste, feierliche Miene.

„Habt ihr keine Kisten gefunden?"

Das zwar nicht, jedoch von der Falltür führe eine kurze Treppe nach unten in einen gemauerten Gang, in dem man

gebückt gehen könne; sie seien vorgedrungen bis zu einer schadhaften Stelle, wo die Wand eingestürzt und ein weiteres Vordringen ohne Schaufel nicht möglich sei.

Willy rieb sich die schmutzige Nase. „Es ist ein unterirdischer Gang, wie er in alten Schlössern nicht selten sich findet. Wohin er führt, müssen wir morgen genau feststellen."

Friedsam entblößte sein Haupt und fuhr sich durchs Haar. „Ich nehme vor allen Anwesenden und vor mir selber den Hut ab. Wir haben einen historischen, archäologischen Fund, darüber ich später ein Buch schreiben werde, getan, eine großartige, romantische Entdeckung gemacht, die wir streng geheim halten wollen."

„Du hast nichts gemacht und ich wenig," antwortete der Freund. „Jungfer Darmann ist die kühne Heldin, die den unheimlichen Hades bezwang."

Friedsam spielte den höchsten Trumpf. „Demoiselle! Sie sind mehr als eine Heldin . . . eine Heroin, eine Konquistadorin, welche die neue Welt der Tiefe eroberte!"

Isabella ließ groß und bescheiden die Ovationen über sich ergehen, bis der aufrichtige Willy erschrocken rief: „Aber, liebes Fräulein, wie sehen Sie aus! Einfach gräßlich! Einfach greulich!"

Die junge Schöne mit den süßen, aber schmutzigen Fingern, dem bestäubten Kleide, dem bemalten Gesicht glich mehr einem Buben, der über alle Böden kroch, als einer Dame von Welt.

Sie wickelte sich in den Mantel. Ihre dunklen Augen blickten wieder tiefsinnig und traurig. Ein weibliches Schamgefühl sagte ihr, daß sie im kindischen Übermut die Schranken der feinen Sitte weit überschritten und sich wie ein Schuljunge betragen habe.

Dachenhausen fragte allzu familiär: „Warum mit einem Male so ernst, mein lustiges und schönes Kind?"

Ein eisiger Blick wies ihn zehn Schritte zurück, und sie würdigte ihn keiner Antwort.

Wahren zitierte seinen Don Carlos: „Die großen Seelen dulden still."

Der Spaßmacher Friedsam seufzte witzig: „Was muß

man nicht um der Gerechtigkeit willen leiden und dulden, wenn man einen unartigen Vater hat . . . der seinen Sohn nach diesem Dorfe deportiert! Jungfer Darmann, haben Sie auch unartige Eltern?"

Isabella sah ihn fassungslos an, zitterte und schluckte — in dem nächsten Augenblick rannte sie von dannen und ins Pfarrhaus hinein.

Wahren fuhr auf seinen Kameraden los: „Du, du hast dein Wort gebrochen, ihren Schmerz nicht respektiert und taktlose Fragen gestellt, pfui!"

„Es war Vergeßlichkeit, mein Bruder. Dich soll man nicht nach deinem Vater und die Darmann nicht nach ihrer Mutter fragen . . . ihr seid mir mysteriöse Leute und wohl nicht vom Adebar in diese böse Welt befördert worden."

---

Siebenter Abschnitt.

# Die erste Liebe und der erste Lorbeer grünt dem Rossebändiger.

Die Franzosen, deren Hauptheer die fliehenden Preußen in andrer Himmelsrichtung und bis ans Ende der Hohenzollern-Monarchie hetzte, hielten in Hasselhausen ihren Einzug, stolze Kürassiere mit Harnisch und Helm und flatterndem Roßschweif, aber auf den elendesten, abgetriebensten Mähren traurig beritten.

Die armen, blessierten Preußen flatterten und hinkten, wie ein aufgescheuchtes, angeschossenes Hühnervolk, nach allen Seiten. Willy war Augenzeuge der jammervollsten und scheußlichsten Szenen, wo die Menschlichkeit zum Teufel ging und die Bestie im sogenannten Ebenbilde Gottes brutal den Schwächeren zertrat. Ein robuster Ostpreuße, der nur zwei Finger verloren hatte, riß einem schwerkranken Kameraden die warme Decke vom Leibe und wickelte sich hinein.

Der Zuschauer brannte vor Zorn und machte sogar einen Kürassier auf den Flüchtling aufmerksam. „Voilà ce cochon lâche!“

Sofort gereute es den Denunzianten. Der Mensch sei doch ein Deutscher, wenn auch ein schlechter. Der Ostpreuße aber war alles andre als ein Feigling, setzte sich mutig zur Wehr, stach den Kürassier vom Pferde herunter und entkam auf dem erbeuteten Gaule.

Die meisten blessierten Preußen wurden leider eingefangen und von den Franzosen, die nach einem cachot — einem Arrestlokal — schrien, in das kleine Backhaus der Pfarre hineingestoßen. Welch eine Grausamkeit! Die bemitleidenswerten Menschen, vierundzwanzig an der Zahl,

waren mit ihrem Fieber, ihren Wunden und Ausdünstungen in einem Raum von wenig Geviertellen so eingepfercht, daß sie kaum nebeneinander stehen, geschweige denn niederhocken konnten; brach einer zusammen, hing er wie leblos zwischen den Körpern seiner Kameraden. Ein Wachposten stand vor der Tür und lachte: Die Schweine hätten einen schön warmen Stall.

Das sogenannte chaud quartier war eine neue napoleonische Tortur, welche die Schandfranzosen erfanden und fleißig verwerteten, bis die Kosaken es lernten und den gefangenen Franzosen im eisigen Rußland das warme Quartier gaben.

Die Kürassiere, zum Teil altgediente Troupiers, waren arrogante und verrohte Söldner, aber kein so gefräßiges, geiles und viehisches Gelichter wie die Holländer-Barbaren bösen Angedenkens. Als schlechte Kavalleristen erregten sie Willys tiefe Verachtung; er, der Pferde- und Hundefreund, sah empört, wie diese Schindreiter ihre maroden, gedrückten Gäule weder striegelten noch streichelten, sondern mit Faust und Sporn malträtierten. Sind doch die Franzosen, wie alle Südländer, herzlos gegen die Tiere.

Willy machte sich aus freien Stücken zum Stallknecht des Pfarrhofes, pflegte und tränkte die armen Feindespferde, wusch mit Spiritus und rieb mit Salbe das rote, riechende Fleisch der Sattelwunden. Man ließ ihn gern gewähren. Ein bärtiger Sergeant, der eine Narbe quer über das Gesicht, keine Nase mehr und nur ein Auge hatte und wie der menschgewordene Gottseibeiuns aussah, lächelte ihm zu mit einer freundlichen Grimasse, davor manch erwachsener Mensch davongelaufen wäre.

Trotz emsiger Wartung der Franzosenpferde fand der Fleißige noch Zeit, das unterirdische Geheimnis des Schlosses zu ergründen. Sein Kamerad trug die Laterne. Er schaufelte aus Leibeskräften und räumte Schutt und Steine fort. Der vor Jahrhunderten gemauerte Gang war nur an einer Stelle eingestürzt und im übrigen wohlerhalten.

Endlos schien der atembeklemmende, finstere Engpaß. Wo und wie werde das Abenteuer enden? Jetzt, wo nichts

zu schaufeln war, trug Friedsam pflichteifrig die Schaufel und ließ den andern vorangehen mit dem Licht.

„Herr Jesus!“ Wer schrie da und schlug ein Kreuz? Friedsam erbebte. Dort huschte etwas! Doch Willy beleuchtete mutig das Nest im Winkel, in dem abscheuliche Rattensäuglinge quiekten.

Obgleich nichts Übernatürliches sich ereignete, war man heilfroh, als die gruselige Fahrt an einer morschen Treppe unter einer Falltür endete. Nur mit vereinten Kräften konnten sie die Tür handbreit heben.

„Wo sind wir?“

„In der Kirche.“

Unter dem Altar befand sich ein hohler Raum, in den man vor Jahrzehnten bei einer Restaurierung alles mögliche Gerümpel, Grabsteine, Kirchenstühle, rohe Holz- und Heiligenbilder hineingeworfen hatte. Das moderte hier ungestört und verdeckte die Tür.

„Wir haben eine bedeutsame Entdeckung gemacht, die uns vielleicht einmal in diesen bösen Zeiten treffliche Dienste leisten kann,“ sagte der Praktikus.

Dachenhausen, der Pfiffikus, nickte. „Wir haben eine Tarnkappe, uns unsichtbar zu machen . . . die beiden Zugänge müssen wir kaschieren.“

An Schutt und Staub, um die Falltüren zu verdecken, fehlte es ja nicht. — — —

Willy verwünschte die Franzosen und pflegte getreulich ihre Pferde; denn er war ein sehr tierlieber Mensch, allerdings keiner von den ganz großen, gar nicht raren Tierfreunden, die vor Erbarmen mit einem verprügelten Köter sich nicht zu lassen wissen und um die unsagbare Not der Menschen blitzwenig sich quälen.

„Das Rufen und Stöhnen der Eingesperrten ist nicht zu ertragen . . . sie betteln um einen Atemzug frischer Luft, um einen Bissen Brot.“

„Ich meide die Gegend, um es nicht zu hören,“ erwiderte Friedsam, der sich zu helfen wußte.

Willy wollte und mußte den andern, den Ärmsten, helfen und hat nicht ohne viel Mühe die Pastorin bewogen, ihm

einige Lebensmittel zu überlassen. Jedoch der barsche Posten verlachte jede Appellation an die Menschlichkeit: „Les cochons prussiens ne sont pas des hommes.“ Aber ein Becher „Husarenkaffe“ erweckte die humanen Gefühle des Mannes.

O welch ein Anblick, als ein Spalt der Tür sich öffnete! Fahle Gesichter schrien laut, andre wimmerten: „Wir ersticken!“ Ganz apathische Gestalten hingen wie aufrechtstehende Leichname auf- und übereinander, ohne Bewegung und ohne Bitte. Aus dem Backhause schlug ein Pestbrodem. Das warme Quartier war die gräßlichste Marterhölle, die ein Menschenteufel je erfand. Der Posten schleuderte rasch die Tür zu, weil der Gestank ihn belästige.

Wahren war von dem Anblick ganz außer sich, wälzte sich am Abend auf seinem Lager und konnte vor Weh und Wut nicht schlafen. Mochte es den Kopf kosten, den unglücklichen Preußen mußte geholfen werden.

Er schleicht sich nach unten, geräuschlos und schlau wie ein Fuchs, wo die Not es gebietet und die alltäglichen Moralgebote nicht mehr gelten. Ohne Skrupel nimmt er die halbvolle Schnapsflasche, entwendet er aus des Pastors Hausapotheke die Flasche, darauf Spiritus absolutus steht. Aus beiden Teilen wird ein mörderlich kräftiger, mordsberauschender Husaren-, ja Kosakenkaffe gemischt, eine volle Liter-Bouteille ist unter seinem Rocke verborgen. Nein, bestechen darf er die Wache beileibe nicht — das würde schwer bestraft werden —, nein, anonym muß der Wohltäter bleiben.

Durch den Garten schlüpfend, kriecht er auf dem Bauche, an dem Buschholz vorbei, bis ans Backhaus, wo er die Flasche weithin sichtbar, winkend und verlockend hinstellt — auf gut Glück und mit dem festen Gottvertrauen, daß der Posten, der mit dem Rücken gegen die Tür in der Hucke schlummert, gewissenhaft seine Runde um das Arrestlokal machen, dann die Flasche finden und als eine Gabe der Vorsehung sich zu Gemüte führen wird.

Er kriecht zurück. Ein dürres Stück Holz knackt. Der Posten ruft schläfrig sein Qui vive! Willy bleibt hinter dem

Buschhausen geduckt in einer fatalen Situation, hört und sieht deutlich, denn der Mond bricht durch die Wolken.

Jetzt steht die Wache vor der hellbeleuchteten Flasche, grinst und grunzt behaglich. Hm, hm, die hat man gestern abend den maudits Prussiens zustecken wollen, ja prosit, wir sind auf dem Posten. Très bien! Schmeckt sehr gut! Un très bon brandevin . . . prosit . . . aah!

Der Franzose aus dem Elsaß oder Rheinland tut einen tiefen Zug und trinkt sich selber zu. Willy steht seinerseits auf Wache und wartet, bis der absolute Alkohol seine Wirkung getan und der Posten mit dem Mordsrausche neben der Tür, friedlich das Gewehr im Arme, schläft und schnarcht.

Der Mann oben im Monde macht ein infam lustiges, lachendes Gesicht. Der junge Held, bei der allzu hellen Beleuchtung um sich schauend, holt aus dem Stalle französische Fouragierleinen, klettert auf das Backhausdach, läßt die Seile durch den Schornstein fallen und flüstert nach unten, ein Gutfreund sei oben, die Gefangenen könnten jetzt bequem durch den Schornstein klimmen und die Freiheit erlangen. Zwanzig Mann kriechen flink an der Strickleiter empor, allerdings geschwärzt wie Kaminkehrer, alle aber atmen in vollen Zügen die frische Luft, sind der lebendigen Leichengruft entronnen und danken mit heißen Tränen dem wackern, waghalsigen Retter. Trotz Krankheit und Wunden suchen sie schleunigst das weite Feld und sind nicht wieder gesehen worden.

Vier ihrer Leidensgefährten waren zu schwach oder zu apathisch gewesen, um den Fluchtversuch zu machen. Diese wurden am Morgen im warmen Quartier gefunden, doch die drei lagen im Sterben, und der vierte hatte glasige Augen und rührte kein Glied mehr.

Der junge Bonapartefeind sah den grausigen Jammer, schrieb dem Kaiser Napoleon auch diese scheußliche Untat aufs Kerbholz, rief des Himmels Vergeltung auf die Franzosen herab und tat einen Racheschwur. Die unglaubliche Niedertracht gegen verwundete Gefangene, der Anblick der gallischen Greuel entzündete einen tiefen und heiligen Haß in seinem Herzen.

Im Hofe tobte und teufelte der Rittmeister. Der Unbekannte, der die Gefangenen befreit habe, solle auf der Stelle füsiliert und der pflichtvergessene Posten solle erschossen werden. Der Kerl, der noch zu viel absoluten Alkohol im Leibe hatte, war kaum vernehmungsfähig und konnte die Frage, wer ihm den Branntwein gegeben habe, nicht beantworten. Statt einer Kugel hat er dreißig Stockschläge und strengen Arrest bekommen.

Dem braven Willy schmeckte das Frühstück nicht. Der Rittmeister nämlich, der mit fürchterlichen Worten fluchte und füsilierte, fixierte ganz besonders ihn und auch seinen Freund Friedsam mit stechenden Blicken. Plötzlich packte der Franzose ihn am Rockkragen, spießte ihn mit den schwarzen Augen auf und brüllte in verteufeltem Instinkt: „Ce maudit fanfaron les a fait échapper. Soldats! Sergeant! L'arrêtez! Verstehen Er français? Er und sein Filou-Camarade aben violé les lois martiales und werden mit Gewehr mausetot gemacht. Où est l'autre mauvais sujet?“

Das gesuchte Subjekt, Friedsam von Dachenhausen, war nicht zu finden und saß im unterirdischen Gange.

Die Situation war für Willy recht ernst geworden. In der Not trat aber der einäugige Sergeant vor und salutierte. „Ce bon jeune homme n'est pas un mauvais sujet.“ Warm, bieder und bestimmt bezeugte der alte Soldat, daß Wahren ein braver Bursche sei, der die französischen Pferde aufs beste gepflegt und seine gut französische Gesinnung stets bekundet habe, und daß er für die Loyalität des jungen Citoyen sich verbürgen wolle.

Der Rittmeister brummte etwas und befahl, diesen Windhund laufen zu lassen und den andern, der durch seine Flucht sich als Missetäter bekannt habe, einzufangen.

Willy ging in die Kirche — nicht nur um Gott zu danken —, verschwand unter dem Altare und warnte den Freund, der durch seine allzu große Vorsicht und unfreiwillig eines andern Schuld auf sich geladen hatte. „Friedsam, du mußt unschuldig leiden — ist das nicht ein schönes Gefühl? — und ein Weilchen von der Welt zurückgezogen leben. Ist es nicht

eine Gnade Gottes, daß wir vorgestern das Geheimnis des Schlosses entdeckten?“

„Ja, aber eine Strafe Gottes, an deiner Statt hier zu hocken.“

Friedsam konnte aber faule Tage vertragen, schlief auf dem Lager des Standartenjunkers, zehrte vom Hamstervorrat und verspeiste die besten Stücke.

Als Willy ins Pfarrhaus zurückkehrte, waren alle Hausbewohner verhört und vernommen worden, ob und was sie von dem Helfershelfer der Flüchtlinge wüßten und vermuteten. Als Isabella eintrat, wurde der Rittmeister — eine ungebildete Korporalseele, die das Kriegsglück aufs Pferd gebracht und nicht wenig aufgeblasen hatte — ob der blendenden Schönheit des Kindes ganz verblüfft, bis er sich faßte und Fragen stellte. Neues Erstaunen auf dem wenig intelligenten Gesicht!

„Meiner Treu! Sie sprechen ein so feines und elegantes Französisch wie eine Dame der Tuillerien . . . und schöner als die schönste Pariserin sind Sie.“ Der Rittmeister, der den galanten Kavalier markieren wollte, warf dreiste Blicke und einen Schwall von höflich-faden Phrasen, davon jeder Franzose einen eisernen Bestand besitzt.

Die Jungfer Darmann erinnerte ihn an den Zweck der Unterredung. „Was haben meine Haare und meine Augen verbrochen? Inwiefern sind sie an der Kriminalsache der Fluchtbegünstigung beteiligt?“

„Sie sagen, daß die Preußen ohne Hilfe echappiert sind, und ich schwöre mit zehn Eiden, daß es so gewesen ist. Die Affäre ist abgetan und war eine bêtise des betrunkenen Posten. Ma très belle demoiselle! Was Ihre Augen verbrochen haben? Sie haben eine Feuersbrunst in meiner Seele entzündet, Sie sind eine Brandstifterin.“

Unter den langen Wimpern blitzte es. „Monsieur, trinken Sie sehr viel sehr kaltes Wasser! Das löscht den Brand.“ Eine leichte, listige Verneigung, und graziös huschte die Gestalt an dem Rittmeister vorbei.

Willy hielt die Türklinke mit der Hand und hatte gehört, daß Isabella ein auffallend feines, fließendes Französisch

sprach, daneben sein Lehrer ein radebrechender Stümper war. Ihm wurde das Herz beklommen und das Antlitz feuerrot, denn die wunderbaren Märchenaugen winkten ihm. „Wollen Sie mir eine kleine Handreichung tun?"

Er hätte auf ihren Wunsch mit dem Lindwurm gekämpft. Doch begehrte sie nur seinen Beistand, um den Koffer von Seehundsfell in die Rumpelkammer zu tragen.

Willy stand in dem Allerheiligsten des Hauses, in ihrem Gemach! Seine Stimme wurde gedämpft, wie an geweihter Stätte.

Hübsche Nippes, schwarze Silhouettenbilder, nützliche Nähutensilien, Briefumschläge, aber auch Handschuhe und Seidenstrümpfe auf dem Tische! Ein Regal voll von Büchern — und auf der Fensterbank ein geschriebenes Buch, ah, das mußte das Tagebuch sein, welches sie in ihrem mündlichen Testament erwähnt hatte. Als sein Auge daran haften blieb, wurde es schnell fortgenommen und verschlossen. Dafür durfte er also kein Interesse haben.

Aber das schneeweiße Bett, den geweihtesten Gegenstand der allerheiligsten und allerkeuschesten Kemenate, konnte er ungestört betrachten. Sie selbst trat heran — wobei ihre Fußspitze flink den pot de chambre in die dunkle Tiefe hineinschob —, warf das Kopfkissen zurück und zeigte ihm lachend ihre Schätze. Zwei Juwelenringe, eine Brosche, ein Medaillon, zwei Armbänder, ein sehr kleines Miniaturbild und die großen Patendukaten hatte sie hier im Täschchen verwahrt und beschützte sie des Nachts mit ihrem Leibe. Seine aufrichtige Bewunderung der Kostbarkeiten, seine kindliche Freude an dem glitzernden Feuer der Steine gefiel ihr wohl; beide spielten wie die Kinder mit den Schmucksachen und lachten über wenig sehr viel und herzlich. Als er den Seehundskoffer allein verstaut hatte, die Stiege herabkam und vor der halboffnen Tür Halt machte, als ob er seinen Dank sich holen wolle, zeigte das junge Mädchen, das aus zwei Widersprüchen und zwei Wesen, aus einem lustigen Kind mit losen, lachenden Grübchen und einem tiefernsten, schwermütigen Geschöpf, zusammengesetzt schien, ein ganz andres Gesicht. Es war die stille, schweig-

same Isabella mit dem Schmerzenszug am Munde, welche sehr eindringlich, aber fast im Flüstertone redete: „Zur Nacht konnte ich nicht schlafen, was öfters vorkommt, die Angst um meine Eltern quälte mich ...“ Bei seinem fragenden Blick brach sie kurz ab. „Genug ... ich ging im Zimmer auf bloßen Füßen hin und her, der Mond schien taghell im Hofe ... da sah ich Sie auf das Dach des Backhauses klettern ... Sie haben die große Torheit begangen, darauf die Todesstrafe steht.“

Der junge Held erschrak, sagte aber trotzig: „Wollen Sie mich anzeigen ... ich weiß zu sterben.“

Sehr lieb hat sie ihn halb an-, halb ausgelacht. „Die große Torheit war ja eine große Tapferkeit und edle Tat. Ach, beim Verhöre log, notlog ich ja ... ich würde notschwören und Sie nie verraten, auch wenn man mich folterte ... aber ich hatte gräßliche Angst, ich zitterte und bebte und — betete für Sie, d. h. für die armen Preußen ... tun Sie nie wieder solche Heldentaten!“ Lebhaft ergriff sie seine Hand. „O, ich hätte ebenso gehandelt, doch die kühne Entschlossenheit hätte mir und meinem Mitleid gefehlt ... Sie sind ein Mann, Sie haben zwanzig Menschen das Leben mit eigner Lebensgefahr gerettet! Sie sind der ... der Mann, den ich zum Freunde haben möchte. Adieu, mon bon camarade!“

Sie war fort, ehe er in seiner Verwirrung sich besonnen und beschlossen hatte, die angetragene Freundschaft durch einen Handkuß oder Händedruck zu besiegeln. Obgleich dem Glückstrunkenen sehr taumelig war, hatte er einen königlich stolzen Schritt; so hoch, daß ihm schwindelte, war er in seinen Augen und seiner Selbstachtung gestiegen. Zwischen ihr und ihm war ein Geheimnis, eine Intimität als Seelenband geknüpft; er war ihr offizieller, wohlbestallter Freund. Die Gefangenenbefreiung, die eine selbstverständliche Handlung seines guten Herzens gewesen war, stand jetzt in der Gloriole einer Heldentat vor ihm. Nur eins verdroß ihn und bewahrte seine Seele vor Hochmut, nämlich die dumme Blödigkeit, daß er trotz seiner anerkannten Männlichkeit nicht gewagt hatte, ihre weißen Finger zu küssen.

Dieses war ein großer Tag im Leben des jungen Herrn von Wahren, ein doppelt denkwürdiger Tag, der ihm am Nachmittage Gelegenheit gab, ein rechtes Bravourstück zu verrichten und sogar den Beifall der Franzosen zu erregen. Die Kürassiere hatten ihre abgetriebenen Schindmähren ausrangiert und die beste Absicht, in dem Lande, das reich an guten Pferden war, ihr Regiment neu zu remontieren. Daher war eine Pferdekonskription ausgeschrieben worden, d. h. den lamentierenden Bauern wurden ihre brauchbarsten Pferde einfach weggenommen. Auf dem Markte in Hasselhausen standen die armen konskribierten Tiere, lauter kräftiggebaute Rosse der berühmten hannöverschen Rasse, die von den Soldaten gemustert, zur Probe geritten, laut gerühmt oder brutal geprügelt wurden. In Gruppen drückten sich die Landleute rings um den Markt, guckten finster drein, fluchten leise, und über manche Bauernwange liefen die hellen Tränen. Mancher war darunter, der leichter den Verlust seines Weibes als den Raub seines Pferdes verschmerzt hätte. Kleine Kniffe nützten nichts. Die Bleßstute des Hans Wöhler, ein blankes, schönes Pferd, hinkte erbärmlich auf dem Hinterfuß. Als der Gaul schon kassiert war, hob ein Korporal, ein gerissener Kerl mit einem braunen Zigeunergesicht, das Hinterbein und zog einen langen Nagel heraus, der nicht ins Eisen, sondern tief in den Huf hineingeschlagen war. Da konnte die Bleß flink laufen, noch flinker aber gebrauchte Hans auf der Flucht vor den flachen Säbelhieben seine zwei Beine.

Das Roß des Bauern Thiele, ein bildhübsches, allzu feuriges, kaum zu bändigendes Tier, wird vorgeführt und sofort für das Kürassierregiment Sr. Majestät des Kaisers akquiriert. Der Rittmeister schnalzt ein Ca—ça, ein là—là, legt die Hand auf die Mähne und erklärt voll Stolz, der Kaiser reite keinen besseren Araber, das Roß solle sein Dienstpferd sein, das er gleich zur Probe besteigen werde. Prahlerisch klopft er sich auf die Reithose, daß es klatscht. Wer nicht zwei Schenkel von dieser Sorte habe, solle lieber auf dem festen Erdboden bleiben. Mit Peitsche und Bremse, mit vier Mann und acht festen Fäusten ist es endlich ge-

lungen, den Fuchs, der vor Erregung schnaubt und zittert, zu satteln und zu zäumen. Der Rittmeister, ein geschickter Reiter, schwingt sich in den Sattel und — fliegt in derselben Sekunde hintenüber durch die Luft und mitten in eine hochspritzende Pfütze hinein. Unter dem schallenden Gelächter zweier Schwadronen krabbelt er aus dem Dreck, seine Knochen betastend. Er humpelt, als ob sein Allerwertester eingeknickt und schwer blessiert wäre, schlägt mit der Peitsche wütend auf Hals und Schnauze des schäumenden, ausschlagenden, schreienden Pferdes, an dessen Gebiß zwei Soldaten hängen und oft einen Fuß hoch vom Erdboden geschleudert werden. Brüllend befiehlt er, daß der Dubois, der Teufelskerl, das Satanspferd besteige und mit Peitsche und Sporen zur Räson bringe. Dubois, der früher Kunstreiter im Zirkus gewesen und der Remontenbändiger des Regiments ist, wirft die Peitsche fort, flüstert Schmeichelworte, pfeift einen Refrain — und plötzlich sitzt er tadellos im Sattel. Ein Hurra der Schwadronen: „Vive Dubois!" Das geängstigte Tier stößt knirschende, kreischende Laute aus dem weißen Maul, den sprühenden Nüstern, steigt kerzengerade, fällt auf die Knie, schlägt zwanzigmal aus, beißt um sich, biegt den Kopf zur Erde, bockt und bockt. Dubois geht kopfüber und bleibt liegen, denn er hat im Sturze ein Bein gebrochen.

Grausam hageln die Hiebe auf den schäumenden Leib des gequälten Pferdes, das wie im Wahnsinn die Augen rollt. Der Bauer Thiele zieht die Mütze und fragt bescheiden an, ob er den Voß, der ja untauglich sei, wieder mitnehmen könne. Die Peitsche trifft ihn recht schmerzhaft. Er Mistbauer solle sich zur Hölle scheren, der Gaul sei ein kaiserliches Pferd, das man auf schmale Kost setzen und bald klein kriegen werde.

Hatte Thiele wirklich, wie im Dorfe geraunt wurde, dem jungen Wildfang Branntwein im Wasser zu saufen gegeben, so hatte seine Bauernschläue und Roßkammkunst sich selbst betrogen.

Der Rittmeister ruft jetzt mit seiner heiseren Kommandierstimme: „Diable! Die Blamage darf das Regiment nicht auf sich sitzen lassen. Es gibt keine Teufelskracke, die ihr

nicht reiten könnt! Nehmt die Longe und die lange Peitsche! Der Satan soll kujoniert werden und kuschen lernen. Wer den Gaul rings um den Marktplatz reitet, der mag ihn behalten und soll ein Fünffrankstück als Prämie bekommen. Ich verzichte auf das diabolische Dienstpferd."

Der französische Ehrgeiz und die Geldgier regen sich mächtig und verleiten manchen, zum Wagestück sich zu melden. Einer nach dem andern purzelt in Sand und Schmutz, sie schlagen sich Beulen und blutige Nasen zum Gaudium der Schwadronen. Zuletzt will der alte Sergeant mit dem Zyklopenauge, der wilde Mameluckenpferde bändigte, die Ehre des Regiments retten. Er wispert wie ein Pferdebeschwörer dem Tiere einen Spruch ins Ohr. Da packt ihn der tolle Fuchs mit den Zähnen und behält den Mantel im Maule.

Nun schweigen alle kleinlaut, keiner will seine Knochen riskieren, nur der Rittmeister verflucht das ganze Kürassierregiment des Kaisers, das auf Eseln und Ziegenböcken reiten solle.

Da tritt William von Wahren, der jedes Pferd des Dorfes kennt und dem schönen Roß oft den schlanken Hals geklopft hat, etwas schüchtern aus dem Zuschauerkreise und erkundigt sich mit Vorsicht, ob auch Zivilisten an dem Wettritt sich beteiligen dürfen.

Der Herr Franzose guckt ihn an, als ob er einen aus dem Tollhause Entsprungenen vor sich habe.

Ja, er möchte den Versuch machen, wenn es erlaubt sei, erklärt Willy kaltblütig. Der Rittmeister prustet ein „Fou!" hält den Burschen für einen kompletten Narren und gibt höhnisch salutierend die Genehmigung, befiehlt aber mit einem Blinzeln, den Regimentschirurgen mitsamt seinen Arm- und Beinschienen herbeizuholen.

„Ist das ein Wort?" fragt der sehr Vorsichtige.

„Ja, bei meinem Kaiser, den Gaul und das Geld und meinen Segen soll Er haben."

Willy läßt alle zurücktreten und lockert die Zügel und das Gebiß des blutenden Maules. Er liebkost das gemarterte Pferd, das die Ohren spitzt, als wenn es die freundliche

Stimme erkenne und die plattdeutschen Laute verstehe. Das Tier, dessen Grauen und Wut die Uniformierten sind, wittert instinktiv, daß es jetzt in menschlichen und deutschen Händen ist; das seinen eignen Schatten fürchtet, wird viel ruhiger. Er läßt es am Teiche saufen.

Da sitzt der jugendliche Reiter im Sattel. Grinsende Gesichter erwarten die spaßige Katastrophe, denn der Fuchs macht tolle Sprünge und Kapriolen. Aber Willy hat feste Schenkel, die wie Zangen sich schließen, und früher junge Pferde geritten, die Zügel läßt er merkwürdig locker, um das schmerzende Maul zu schonen. O Wunder! Des Rittmeisters Segen scheint zauberhaft zu wirken. Es gelingt dem geschickten, ungelernten Reiter, hoch und gerade im Sattel zu bleiben. Er galoppiert ein-, zwei-, dreimal rund um den Markt. Mit der spontanen Lebhaftigkeit der Franzosen, mit ehrlicher Bewunderung und ungestümer Begeisterung schreien und stampfen, klatschen und brüllen die Kürassiere: „Vive le brave jeune homme! Vive le petit cuirassier! Vive le grand chevau-léger!“

Selbst der Rittmeister nickt: „Dix mille diables! Voilà les cinq francs, monsieur fanfaron!“

Willy ergreift die wohlverdiente Prämie vom Pferde aus, blickt stolz über die Menge und nach dem Kirchhofe hin, ob die Jungfer Darmann dort stehe und Augenzeugin seines Triumphes sei. Er ist der Held des Tages und vom Applaus der Masse umbraust.

Der Reiter sprengt am Kirchhof entlang, schwenkt nach rechts und in sausender Karriere am Pfarrhofe vorbei und die Landstraße hinunter. Schon schlägt der Beifall in Spott um, die Schadenfreude brüllt: „Der Satansgaul ist mit ihm durchgegangen!“

Nein, der kühne Reiter schwenkt die Mütze und reißt das Roß in den Waldweg hinein. Er setzt auf ein französisches Ehrenwort kein absolutes Vertrauen und will als vorsichtiger Mann den verdienten Lohn, den schönen Fuchs, in Sicherheit bringen; es könne der Rittmeister vielleicht von Gewissensbedenken, ob er ein Dienstpferd seines Kaisers verschenken dürfe, gequält werden oder auf den ganz schlauen

Einfall kommen, den Voß noch einmal für das Regiment zu konskribieren. Am Nachmittage ist der junge Mann, der ein lustiges Liedchen pfiff, zu Fuß und ohne Pferd zurückgekehrt. Den Fuchs hatte er in der Wildscheune des Waldes eingestellt.

Beim Abendessen fragte er Isabella, ob sie seinen Ritt beobachtet habe.

Das nicht, doch habe sie schon öfters einen Reuter auf einem ungebärdigen Rosse gesehen. Wenn das ein besonderer Ruhm sei, müßten wohl alle Indianer, die Kalmücken und Hunnen, die bekanntlich mit dem Sattel verwachsen seien, die größten Tapferlinge und Helden sein.

Bei Tisch saß er wie ein Stummer. Warum dämpfte sie mit eisigem Sarkasmus das heiße Hochgefühl seines Herzens? War das dieselbe Isabella, die ihn am Morgen bewunderte und am Abend beleidigte? Wohnten zwei Seelen in ihrer süßen Brust, zwei Naturen — eine menschliche, schwermütige, mokante und eine märchenhafte, griechisch schöne, göttliche Natur — in ihrer holden Person? Seine Unschuld hatte noch kein Wissen und keine Erfahrung von den Widersprüchen eines weiblichen Herzens, von den kleinen Frauenkünsten und Evainstinkten eines halbflüggen Fräuleins.

An dem Abend ging Willy sehr resigniert zu Bett, denn er wußte, daß er eine schlaflose Nacht haben werde. Schmerz und Kummer haben keinen Schlummer.

Als er am Morgen erwachte und nach der Uhr sah, schlug er sich vor den Kopf — acht volle Stunden hatte er tief und traumlos geschlafen.

Ja, ferngesund an Leib und Seele war der Jüngling, der im Pfarrhause eine allgemeine Bildung und einen moralischen Charakter sich erwerben sollte. Allzu viele Kenntnisse plagten ihn nicht, denn er war mehr ein praktischer Student der Ökonomie als ein gelehrter oder nur gelehriger Jünger des Humanismus. Im Morgendunkel erhob er sich und wanderte nach dem Walde hinaus, um auf der Lichtung Vieh und Pferden ihre Ration zu geben. Als er zurückkam, bliesen die Hornisten zum Aufbruch, Soldaten liefen hin und her, um noch beim Krämer Schnaps zu kaufen oder beim Bauer Mitnehmenswertes zu stehlen.

Das Kürassierregiment marschierte aus dem Dorfe mit voller Musik. Die Pastorin wischte sich die Augen — um die Schinken und die schönen Vorräte weinte sie zwei stille Tränen. Der junge Dachenhausen kam aus der Unterwelt ans Licht des Tages, reckte sich und meinte, es sei der süßen Faulheit fast zu viel geworden.

Die Arbeit ging im alten Geleise, ein paar Unterrichtsstunden wurden täglich gegeben. Willy aber erbat und erhielt Dispens und säuberte mit dem Knecht die Scheunen, welche die Franzosen, die den Dung fußhoch unter ihren Gäulen liegen ließen, zu Augiasställen gemacht hatten. An den Pastor richtete er bei Tisch die Frage, ob man nicht die Tiere heimtreiben könne; seinen Fuchs wolle er aus dem kalten Wildschuppen holen.

„Ihren Fuchs?“ Isabella betonte das erste Wort und betrachtete ihn kurz.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Willy in den Wald. Am Nachmittage sah man ihn am Pfarrhofe vorbei und in den Hof von Thiele reiten. Ohne ein Wort zu sagen, band er das Pferd im Stalle fest, mit einem freundlichen Streicheln und einem traurigen Blick nahm er Abschied von dem prächtigen Tier.

Thiele war ein echter Bauer, der dem Überbringer des Pferdes einen Stuhl, ein Glas Dünnbier und eine Prise gastfrei anbot, aber, um jeden Konflikt mit sich selber zu vermeiden, den Lederbeutel hübsch in der Tasche ließ.

Willy hat — und nicht nur im Himmel — seinen verdienten Lohn bekommen. Isabella sagte kein Wort, aber der belobende und bewundernde Blick ihrer geheimnisvollen Märchenaugen war ihm mehr als goldene Belohnung.

Pastor Baring äußerte: So Gott wolle, seien jetzt die schlimmsten Zeiten des wilden Mars überstanden, man könne der Pallas Athene, dem Apoll und den Musen wieder sich widmen. Die Schüler verehrten weder den göttlichen Homer noch den gottlosen Horaz, aber mit viel Lust und Liebe gingen sie in die deutschen Sprach-, Geschichts- und Geographiestunden. Bei diesen nämlich war die Jungfer Darmann, die hinter den beiden saß und nicht gesehen werden

sollte oder konnte, als dritte Schülerin zugegen. Ihre Anwesenheit war ein steter Ansporn, ihre flinke Auffassungsgabe und Gedächtnisstärke aber auch oft eine Beschämung für das männliche Bewußtsein der beiden. Nach der Basedowschen Methode sollte der Unterricht ein anregendes Gespräch, ein sokratisches Frage- und Antwortspiel sein, doch verbesserte Baring, durch üble Erfahrung gewitzigt, den berühmten Meister des Philantropins und ließ das Unerläßliche auswendig lernen.

In der Geschichtsstunde richtete er an Wahren die Frage, wann der Dreißigjährige Krieg gewütet habe. Willy, der in die Luft vor sich hingesehen und hinter sich — aber nicht in historische Ferne, sondern in lokale Nähe — gedacht hatte, stotterte gedankenlos: „Von 1618 bis . . . von 1618 . . . bis . . . bis . . .“

Ein rettender Engel half, eine Elfenstimme hauchte: „Bis 1648.“

Der Gefragte brüllte los: „Bis 1648!“

Sanftmütig dankte der Pastor: „Gottlob, daß Er 18 plus 30 addieren kann!“

Wenn Willy des Beistandes bedurfte, war Isabella eine hilfbereite Souffleuse.

Nach der Stunde foppte Friedsam ihn: Was die Nachhilfe koste?

„Du bist wohl mißgünstig, weil sie dir nicht hilft?“

„Was ist mir Hekuba? Bella ist als caput, als Kopf, eine bildhübsche Venus, als corpus, als Körper, ein ziemlich dünner und dürrer Backfisch. Man will auch etwas in der Hand haben, mein Lieber.“

„Man schätzt doch nicht die Frauen nach dem Fleischgewicht . . . und wer ist Bella?“

„Bella ist die beste Abbreviatur für das ellenlange Isabella.“

Willy protestierte: „Nein, das ist ein welsches Wort . . . soll ich kürzen, will ich Isa sagen, welches ein edler, urdeutscher, indogermanischer Name ist.“

Friedsam lachte. „Laßt uns gütlich Isabella teilen . . .“

„Teilen? Teilen? Nein, du Esel!“

„Höre, du Schlauester! Können wir auch nicht ihre Person, können wir doch friedlich-schiedlich ihren Namen partieren. Ich werde sie Bella, du wirst sie Isa nennen.“

Weil sie die umstrittene Person nicht teilen konnten, haben sie den Namen ehrlich halbiert. Nach dem Vergleiche hat der eine nur von Bella und der andre nur von Isa gesprochen und geträumt. — — —

Die Hoffnung des Dorfes, daß es vor den unwillkommenen Quartiermachern und den leidigen Marssöhnen Ruhe haben werde, wurde bald getäuscht. Lange Truppenzüge — Fußvolk, Reiter, Geschütze und zuletzt das schlimmste, das marode und marodierende Kriegsvolk — wälzten sich durch Hasselhausen und auf der Heerstraße gen Norden, in großer Hast, wie auf der Hetzjagd. Das war die Meute, die den wackren Blücher, einen der wenigen Helden von Jena, durch ganz Norddeutschland verfolgte und hinter Lübecks Mauern hetzte. Ihr Anführer, der geschmeidige Bernadotte, ein liebenswürdiger, leichtherziger Herr, der viel Esprit und Talent, nur keinen Charakter besaß und noch nicht ahnte, daß er einmal König von Gottes Gnaden sein werde, hat 24 Stunden lang im Pfarrhause von Hasselhausen gerastet. Dem Pastor Baring, der ihn Prinz von Pontecorvo und Votre Altesse titulierte, versicherte er leutselig, daß er das schöne Dorf unter seinen besonderen Schutz gestellt habe. Da man wegen schwerer Ausschreitungen mit lauten Klagen kam, hat er ebenso leutselig die Brutalitäten und Diebereien seiner Soldaten entschuldigt. Die armen Schelme hätten großen Hunger gehabt, er könne doch nicht wegen einer Flasche Branntwein oder einer andern Bagatelle die Kerle erschießen lassen. Als Baring devot fragte, ob das gewaltsame Erbrechen von Kisten und tätliche Angriffe auf Frauen Bagatellsachen seien, hat Bernadotte den Pastor höflich eingeladen, mit ihm zu speisen und eine Flasche Wein zu trinken.

Die Kosten des Diners hat zwar das Pfarrhaus tragen müssen. Das war Bernadotte. — — —

Endlich herrschte wieder die tiefe Dorfstille. Traulich waren die langen Winterabende, wenn das Spinnrad

schnurrte, die Äpfel, welche die Franzosen als zu hart hatten liegen lassen, im Ofen bruzzelten, die Pastorin ihr Jüngstes — es war Nummer sieben — wiegte oder stillte, die jungen Herren und Isabella an Leberreimen ihren Witz versuchten und der Hausherr die Kreidepfeife und das Intelligenzblatt in der Hand hielt. Wenn er wichtige Weltbegebenheiten oder interessante Geschichten fand, nahm er die Pfeife aus dem Munde.

„O, das ist eine erschütternde Geschichte . . . infolge der fluchwürdigen Schlacht bei Jena ist das Glück einer altadligen, hochangesehenen Familie zerstört worden."

Alle horchten, das Spinnrad stand still, sogar der an die Brust gelegte Säugling schrie nicht mehr und schien zu horchen.

„Auf einem Rittergute in Ostpreußen lebte Herr von B., ein kernhafter, altpreußischer Edel- und Ehrenmann, der als Rittmeister unter dem großen König bei Prag und Roßbach und Leuthen gefochten hat, mit Frau und Töchtern in Wohlhabenheit und Glück bis zu dem unseligen Kriege. Sein einziger Sohn dient bei einem Husarenregiment und zieht mit ins Feld. Der junge Offizier hat bei Jena in der allgemeinen Deroute den Kopf verloren, seine Soldaten zur Flucht aufgefordert und sich so furchtsam und feige betragen, daß er durch Spruch des Kriegsgerichts infam kassiert worden ist. Seitdem liegt eine düstre Trauer über der ganzen Familie, die sich gebrandmarkt fühlt, die Töchter haben kein Lachen, die Mutter weint täglich um ihren Sohn, den der strenge, stolze Vater verstoßen hat. Der unbeugsame Herr von B., von der Schande tief gebeugt, von Sorge durchfurcht, ist von dem gewaltigen Seelenschmerz wie gebrochen. Kein Mensch darf den Sohn nur erwähnen, den er verstoßen hat. Eines Abends wird plötzlich die Tür aufgerissen. Ein blasser Mensch, noch halb militärisch gekleidet, stürzt herein, wirft sich dem Gutsherrn zu Füßen und fleht um Verzeihung. Es ist der kassierte Sohn, den die Reue trotz des Verbots ins Elternhaus zurücktrieb. ‚Was will dieser freche und fremde Mensch, ich kenne ihn nicht!' ruft der alte Herr fest und furchtbar. Der Liegende um-

klammert ihn und fleht: ‚Vater, vergib mir! Ich kann deinen Zorn nicht ertragen . . . ich will den Soldatentod vor dem Feinde suchen, aber nimm mich wieder als deinen Sohn an!‘ — Obgleich die Töchter schluchzen, die Mutter ihren Gatten beschwört, bleibt der Edelmann unerbittlich. ‚Der unsren edlen Namen mit Schande bedeckte, ist nicht mein Sohn!‘ Er reißt sich los, stößt den Knienden zurück und verläßt trotzigen Schritts das Zimmer. Ein Stündchen später kracht im Parke ein Pistolenschuß. Der Sohn, der bei Jena floh und nicht vor dem Feinde fiel, ist durch eigne Hand gefallen. Es gibt in dieser schmachvollen Zeit, wo die Generäle mit 10 000 Mann feige kapitulierten, noch deutsche Männer, wie der Herr von B. Seinen Sohn, der seine Soldatenpflicht mit Füßen trat, kann man beklagen, aber nicht bedauern.“

Diese kurze Familientragödie aus der Gegenwart ergriff die Zuhörer. Die kleine Jungfer war totenblaß geworden, hatte einen angstvollen Blick und legte die Hände auf die Brust.

Willy war zuerst fertig mit dem Wort und dem Urteil. „Der Kujon hat sein Schicksal verdient, der alte Edelmann hat deutsch und recht gehandelt.“

„Vielleicht gerecht, aber hart und herzlos,“ sagte Isabella bebend und von der Geschichte merkwürdig tief bewegt, als wenn eine Saite ihrer Seele getroffen wäre. „Der grausame Vater wird seine Gewissenspein leiden, denn der Vater muß dem Kinde und das Kind dem Vater vergeben . . . auch wenn die Schande, welche die ganze Familie brandmarkt, entsetzlich ist . . .“

Ein Schauer, ein leiser Krampf lief über ihre zarte Gestalt, die mit weißem Antlitz im Stuhle lag und einer Ohnmacht nahe war. Die Pastorin und die Magd trugen Isabella aus dem Zimmer. Willy war zu konsterniert, um mit anzufassen, hob das entfallene Spitzentuch auf und trug es feierlich in beiden Händen, die traurige Prozession beschließend. Die Magd nahm ihm oben das Tuch ab und schlug ihm die Kammertür vor der Nase zu. Unten ging der Pastor mit kalter Pfeife und heißem Gesicht auf und ab. „Ich unbesonnener Mensch! Man soll im Hause des Gehenkten nicht

vom Strick reden! Das große Unglück hat ihre zarten Nerven affiziert . . . hm hm . . . Jungens, merkt es euch! Tragische Familiengeschichten dürfen in ihrer Gegenwart nicht erzählt werden, ebensowenig Schlacht-, Mord-, Spuk- und Gespenstergeschichten!"

Oben in der Kammer sagte Friedsam seine Vermutung und Meinung. „Die . . . die fürchtet den Teufel nicht und würde dem Schloßgespenst, wenn sie ihm begegnete, dreist die Zeit bieten und ein ‚Grüß Gott, Herr Graf' ihm zurufen. Ich wette! Die Jungfer Darmann hat einen Familienroman erlebt, eine Geschichte, welche die ganze Sippe geächtet hat. Ihr Bruder oder Vater haben eine Infamie begangen oder einen Menschen umgebracht oder eine Tonne Gold gestohlen." — — —

Im Pfarrhofe hatte jeder seine Arbeit. Auch Isabella hatte eine landwirtschaftliche Tätigkeit übernommen. Die Fütterung des Federviehs war ihre vergnügliche Pflicht. Das sehr knappe Futter wurde in sparsamen Rationen ihr zugeteilt, gerecht verteilte sie die Körner. Als Willy ihr eine Handvoll Gerste zusteckte, lachte sie glücklich, aber auch schelmisch, denn er mußte zugeben, daß er die Gerste den Ferkeln gestohlen habe.

Auf seine Aufforderung hin beteiligte sie sich an dem Ballspiel auf der Tenne. Wie ein ausgelassener Knabe, aber mit unnachahmlicher Grazie und Dezenz sprang sie, und der Ball war am öftesten in ihren flinken Händen. Willys Augen brannten bei dem Anblick der ballspielenden Nymphe. Auch in Friedsam brannte etwas, das er in die diplomatische Frage kleidete: „Ich bewundere Ihre Würfe, Ihre Fänge . . . Sie haben schon früher viel Ball gespielt, wohl mit Ihrem Bruder?"

Sofort schleuderte die Jungfer mit aller Wucht den Ball so hoch, daß er auf den Strohboden flog. Wollte sie absichtlich und ärgerlich dem Spiel ein Ende machen? Kurz entgegnete sie: „Ich habe keinen Bruder."

Während Willy dienstbeflissen auf den Boden kletterte, erzählte Dachenhausen unaufgefordert einiges aus seiner Familiengeschichte. „Ich besitze auch weder einen Bruder

noch eine Schwester . . . Gott sei Dank! Sie kürzen einem nur das bißchen Erbe. Ich habe einen vortrefflichen Vater, der mit Auszeichnung diente und den Soldatendrill als pädagogische Methode bei seinem einzigen Sohn anwandte . . . ein pedantischer Herr, der von Erziehung nichts versteht und in Erkenntnis seines Defekts mich hier aufs Gras setzte. Meine Mutter ist eine liebe, aber so superfromme und bigotte Frau, daß sie mich für einen Nasiräer hielt und zum Pfaffen heranbeten wollte. Himmel! Die Eltern können einem Kinde viel Kummer machen! Sie haben auch üble Erfahrungen gemacht?“ Von der Seite streifte er die Jungfer, als wenn er ihre Beichte erwarte.

Ihre Miene war ein undurchdringliches Mysterium. „Ich will Ihnen nicht alles, was ich sagen möchte, aber doch einiges sagen.“

Friedsam legte die äußerst gespannten Ohren zurück, in der Erwartung, daß sie einen Teil des Familiengeheimnisses enthüllen werde.

„Wer von seinen Eltern Übles redet, ist ein unartiger und frivoler Mensch!“ Das hatte sie bestimmt und bündig ihm enthüllen wollen.

Isabella kehrte sich um und ging in stolzer Haltung über den Hof.

Als Willy den Ball brachte, hat der andre leise gelächelt und laut gelogen. „Jungfer Darmann entschuldigte sich, daß sie noch zu schreiben habe. Sie hat es mir im Vertrauen gesagt.“

„Haha, im Vertrauen!“ Willy mußte höhnen.

„Weißt du etwa, was sie schreibt?“ sagte der andre lauernd.

Da platzte es aus Willy heraus. „Ja, ich weiß, wovon du keine Ahnung hast! Daß sie ein Tagebuch und ihre Memoiren schreibt!“—Dieses war ein Triumph, aber auch eine Torheit, die er bald bereute.

Friedsam stieß einen Pfiff aus und bewegte die Ohren. „Du fabulierst! Hast du das Tagebuch gesehen?“

„Ich lüge nicht . . . es lag auf dem Fensterbrett . . . doch ich sage keinen Ton mehr.“

Jetzt, zwei Minuten zu spät, war er stumm und dicht, wie ein gelöteter Sarg.

Der pfiffige Dachenhausen wußte genug. Wenn die Jungfer das Federvieh fütterte oder mit dem dreijährigen Baring, der ihr Liebling war, spazieren ging, stand ein Schleicher vor der Jungfernkemenate, kehrte um und kam doch wieder, faßte die Klinke und steckte den Kopf durch die Tür, ob nicht das ominöse Tagebuch, das die Sphinx enträtselte und auf alle Fragen Antwort gab, liegen geblieben wäre. Nichts lag auf dem Tische. Fast erleichtert lief er nach unten, denn er war kein so verbrühter Charakter, daß nicht Gewissensbedenken ihn belästigt hätten.

Er liebte ja das märchenhafte Mädchen, so daß die Schulzentochter ihm ein dummer und dicker Bauernkloß geworden war. Darum dünkten seine indiskreten Versuche ihm selbst verwerflich, und dennoch tat er es.

Zehnmal hat er den hinterlistigen Plan verworfen. Aber magnetisch, unwiderstehlich zog es ihn an Isabellas Kammertür, deren Klinke er fahren ließ und zuletzt doch aufdrückte.

Zwanzigmal hatte er vergebens hineingelugt, aber zum einundzwanzigsten Male war die Memoirenschreiberin vergeßlich gewesen, das Tagebuch lag aufgeschlagen auf dem Tisch.

Friedsam beugte sich, blätterte und las mit glühenden Augen beinahe eine ganze Stunde, während die Eigentümerin mit dem Kinde ein fröhliches Hasche-mich spielte. Der Leser las gierig Seite um Seite. Hörte er nicht eine strafende Stimme, welche rief: ‚Du bist ein Dieb, der eines andren Geheimgut stiehlt?‘

Der ganz Vertiefte hörte zuletzt eine helle Kinderstimme unten im Flur und sprang mit scheuer Hast in langen Sätzen aus dem Zimmer. Es war ein langes Memoirenwerk, von dem er leider nicht den Schluß gelesen hatte. Niemals, weder vorher noch nachher, hat ein gedruckter Roman ihn so gefesselt und gefangen genommen, wie dieses Tagebuch, das eine zarte Kinderhand geschrieben.

---

Achter Abschnitt.

# Die Tragikomödie des Monsieur d'Armand und seiner deutschen Madonna.

Das sehr einfache Abendessen, das, wie der Pastor mit Galgenhumor erklärte, vier Gänge, Brot und Butter, Käse und Kontinentalkaffee — ein Gebräu aus gerösteter Gerste — hatte, war eingenommen. Die Jungfer Darmann hatte ein unbeschriebenes Briefkuvert neben ihre Serviette gelegt und schweigsam gegessen.

Plötzlich nahm sie das Wort und das Kuvert zwischen Daumen und Zeigefinger, so daß alle aufblickten. „Sehen Sie diese scheinbar leere Briefhülle, die trotzdem ein fast unsichtbares, aber überführendes Corpus delicti des Übeltäters birgt."

Der junge Herr von Dachenhausen wurde instinktiv beklommen und sagte zu seiner Seele: Du sollst dich nicht verblüffen lassen.

„Der Missetäter verliert an dem Tatorte einen harmlosen Gegenstand, einen Papierfetzen oder Rockknopf, und die Bagatelle wird zum Verräter, der den Verbrecher entlarvt." Toternst blieb Isabellas Gesicht, obgleich die Tischrunde in Erwartung einer komischen Pointe die Lippen verzog.

Mit blitzenden Augen und erhobener Stimme sagte das junge Mädchen: „Ein unbefugter Bösewicht, ein frecher Mensch hat in meiner Abwesenheit in meinem Buche geschnüffelt, aber der Frevler hat eine Spur, ein winziges Körperteilchen als Corpus delicti hinterlassen." Behutsam entnahm sie dem Briefkuvert ein einzelnes Kopfhaar, das sie zwischen den zierlichen Fingern und gegen das Licht hielt. Friedsam ließ die Serviette fallen und bückte sich, um sein Erschrecken zu beherrschen.

„Ich werde von Kopf zu Kopf gehen und die Probe machen.“

Willy, bei dem die rächende Maid begann, sagte schlicht: „Ich bin es nicht gewesen.“

„Nein, Sie haben blonde Haare.“ Ihm schenkte sie ein kleines Lächeln.

Dem Hausherrn raubte sie ein Haar. „Das kann nicht in Frage kommen.“

„Nein, ich kann mein Alibi nachweisen, der Knecht ist mein Schwurzeuge,“ sagte der Pastor.

„Au — auh!“ schrie der junge Herr von Dachenhausen, dem die Maid resolut und mit verhaltenem Grimm drei Haare ausgerauft hatte. „Hier ist keine Frage, hier sitzt der Filou, der Dieb, der meine Geheimnisse und Seelengeständnisse mir stahl. Kein Wort und keine Unwahrheit! Ich will die vier Haare auf weißes Papier hinlegen . . . wenn Sie das eine ominöse Haar aus den vier völlig gleichfarbigen richtig herausfinden, will ich Ihre Unschuld für möglich halten.“

„Das soll gelten und ein Gottesurteil sein,“ rief Willy entzückt.

Friedsam hatte sich gefaßt. „Es handelt sich um meine Ehre, die nicht das Lottospiel eines blinden Zufalls mir rauben soll. Mein Auge kann die vier Haare nicht unterscheiden, der Schein zeugt wider jeden Unschuldigen, ich muß mich einen Dieb schelten lassen, obgleich das Härchen vielleicht Jahr und Tag im Buche gelegen hat, obgleich hundert Leute mit bräunlichen Haaren im Pfarrhause aus- und eingehen und ein Haar von jedem Windzuge Flügel erhält.“

„Als ich zurückkam, lag eine andre Seite aufgeschlagen,“ warf Isabella scharf dazwischen.

„Auch das kann der Zugwind verbrochen haben.“ Seine Ruhe, die einen guten Eindruck auf alle machte, wurde zum Pathos der Unschuld. „Ich mag ein leichtfertiger, unbesonnener Mensch sein, jedoch ein gemeiner Kerl, ein Dieb bin ich nicht. Ich habe Ihnen nichts genommen, Jungfer Darmann, aber Sie haben mir ein Brandmal gegeben und meinem Gemüt eine tiefe Wunde geschlagen.“

Isabella wurde an ihrem guten Herzen gepackt und mußte trotz der erdrückenden Indizienbeweise und ihrer gegenteiligen Überzeugung mit dem Menschen Mitleid haben. „Ich will die Haare auf der Stelle verbrennen . . . der peinliche Vorfall soll in alle Winde wehen wie diese Asche.“

Friedsam war seelenfroh, daß er bei der Affäre nur drei Haare ließ und mit einem blauen Auge davonkam. — — —

Eiskalter, weißer Winter war gewesen und hinten in Ostpreußen der Schnee vom Blut gerötet; die Ströme der gräßlichen Schlacht von Eylau waren geflossen, man las mit gesträubtem Haar von den vielen Blessierten, die auf dem Schlachtfelde lagen und zu Eissäulen erstarrten.

Grüner Sommer war, im Lande Hannover wurde für den Sieg bei Friedland Viktoria geschossen, für den Frieden zu Tilsit dankte Pastor Baring auf der Kanzel mit schmerzlichen Gefühlen.

Gefangene Preußen, die in den Lazaretten von Lübeck gelitten hatten, wurden matt, fahl und auf den Füßen taumelnd ins Dorf getrieben und eine Nacht untergebracht. In der Scheune mußten sie kampieren ohne Stroh und Decken. Willy sagte freimütig zu den französischen Offizieren: „Messieurs, wenn in der nächsten Bataille eine Kugel Sie trifft und man Sie hinter dem Zaune liegen läßt, werden Sie dann mit Achselzucken sagen: C'est la guerre?“

Da gestattete man ihm großmütig, den Leuten eine Strohschütte zu geben.

Von einem Gemeinen, der den unstillbaren Durst nach Branntwein hatte, kaufte Friedsam um anderthalb Frank einen zierlichen Taschenspiegel in Goldrahmen, der zu einem hochfeinen Damen-Necessaire gehört hatte, und, Gott mochte wissen wo, gestohlen war. Der Jüngling, der in die schöne Bella, die mit jedem Tage reifer, schöner, lebhafter wurde, immer tiefer sich verliebte, war bei aller Platonik ein Praktikus, welcher wußte, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten und einen guten Eindruck machen.

Der beste Rechner aber verrechnet sich einmal. Als die Demoiselle frühmorgens zum Federvieh ging, trat Dachenhausen aus dem Hause und sagte mit einem Kompliment

und ohne Stocken: „Darf ich heute als der erste aus allertiefstem Herzensaffekt meinen Glückwunsch aussprechen und Sie bitten, dieses kleine Angebinde anzunehmen? Möchten Sie, so oft Sie Ihr schönes Antlitz in dem Spiegel betrachten, einen Gedanken mir schenken und einen Schimmer meines Bildes auf dem Glase sehen!“

Er wollte angenehm überraschen und wurde häßlich überrascht. Woher er ihren Geburtstag wisse, von dem ihres Wissens außer dem Pastor kein Mensch Kenntnis haben könne?

Friedsam war schrecklich verlegen. Bedachte er doch jetzt erst, daß er aus dem Tagebuche sein Wissen geschöpft habe! Scheußlich, saudumm hatte er sich benommen! Der Schlaueste kann eine Betise begehen, der geriebenste Delinquent pflegt irgendeine kolossale Dummheit zu machen. Das sind die Sottisen der Schuld.

Isabella betrachtete ihn mit einem vernichtenden Blick. „Ich nehme keine Geschenke von Leuten, die mit mir nicht verwandt und nicht befreundet sind.“

Ein andrer war also ihr Freund! Wütend auf sich selbst, seine Sottise und des Schicksals Sarkasmus, wollte er den Spiegel zertrümmern, doch als praktischer Mann warf er ein Wertobjekt nicht in Scherben.

In diesen Tagen stand er oft vor dem Wandspiegel, hielt den Taschenspiegel bald mit der Rechten und bald mit der Linken, um auch seine Hinterfassade zu übersehen und alle Schönheiten und Häßlichkeiten seiner Person genau zu taxieren. In aufrichtiger Selbsterkenntnis sagte er sich, daß die Pickel im Gesicht seine Mannesschöne schändeten. Dann machte er Vergleiche, und nicht zu seiner Freude. Willy hatte eine zwar bäurische, aber frische und blühende Farbe, hatte robuste Schultern, volle Lippen und nicht die verfluchten Pickel. Diese satanischen Schönheitspflästerchen seien schuld daran, daß er in der Konkurrenz den Kürzeren ziehen müsse. Aber sei er nicht in intellektueller Beziehung dem Bauernburschen überlegen, sei er nicht menschenkundiger, beredter, geriebener und gewitzigter als die ehrliche Einfalt vom Lande? Das war schließlich sein Trost und, wie er glaubte, eine objektive Taxation.

Am Nachmittage wurde zur Feier des Geburtstages richtiger Bohnenkaffee, der infolge der Sperre einen unerschwinglichen Preis hatte, getrunken, doch waren die Bohnen von der Pastorin pro Kopf abgezählt worden und das Getränk ein bläßlich-bräunliches Gebräu. Isabella strahlte heute in unendlichem Liebreiz und lachte mit vollen Grübchen, wie eine neckische Nixe. In sich versunken, lauschte Willy der melodischen Musik ihres hellen, himmlischen Lachens, das in seiner Brust eine Sehnsucht weckte, so daß er hätte weinen mögen. Eine Märchenfee mit Seidenhaar und Sonnenaugen war seine Isa, die gar nicht seine war noch werden konnte. Ihm bebte das Herz, und seinem Kameraden, der still und kleinlaut war, zitterte das besorgte Gewissen; denn er fürchtete, daß seine Bella, die auch nicht seine war, ihm sehr böse sei, er schämte und grämte sich ob seiner ungeheuren Dummheit und erwartete unangenehme Dinge.

Da blitzten die schwarzen Augen etwas boshaft ihn an. „Sie waren der erste Gratulant! Gott segne oder strafe Sie dafür! Woher wußten Sie meinen Geburtstag?"

„I—ich ... i—ich habe es irgendwo ge—hört," stotterte er.

„Gelesen, meinen Sie," sagte sie mit sanfter Stimme.

„Ist meine Schuld nicht schon verjährt?" bat er halb kläglich.

„Ja, zur Sühne will ich drei Haare aus Ihrem Haupte reißen, die sollen Sie stets auf dem Herzen als warnenden Talisman tragen. Das erste warnt: Wehe dem, der da stiehlt! Das zweite: Wehe dem, der da lügt! Und das dritte: Wehe dem, der da — liebt!"

Bei jedem Wehe schrie er Au — au vor Schmerz, denn dreimal drei Haare riß ihre kleine Hand unglimpflich mit der Wurzel aus.

Isabella stellte mit großen, gespannten Augen noch eine inquisitorische Frage: „Die reine Wahrheit! Lasen Sie den letzten Teil?"

„Nein, auf Ehre, leider nicht!"

„Gott sei Dank! Ich lese in Ihrem Gesicht, das ist nicht gelogen."

Die tiefen, traurigen Schatten huschten über ihre Züge;

bald aber plätscherte wieder das sprudelnde Redebächlein. Ja, sie wurde so lustig, daß der Pastor mit einem „Fräulein Ausgelassen“ liebevoll dämpfte.

Drollig seufzte Isabella: „Schon die wallenden Düfte des Kaffees weckten in Nase und Seele erwartungsvolle Schauer, ach, ich sollte doch nicht von dem ungewohnten, starken Getränk ein Räuschlein haben?“

Der langentbehrte Kaffee schmeckte selbst in seiner homöopathischen Verdünnung allen wie ein Göttertrank.

Eine Stunde später, als sie unter vier Augen waren, stieß Willy seinen Kameraden in die Rippen. „Du Filou, du hast das Tagebuch gelesen!“

Friedsam erwartete eine Moralpredigt wegen seiner ruchlosen Indiskretion, jedoch der schwere Vorwurf lautete anders: „Und du hast es für dich behalten und nichts, von dem Inhalte nichts mir erzählt!“

„Willst du an dem Wissen Anteil haben, mußt du auch von der Schuld die Hälfte und Halbpart nehmen.“

Der ehrliche Willy kämpfte und unterlag; beschämt kamen aus seinem Munde die Worte: „Erzähle mir einiges heute abend im Bette!“ —

Die beiden Zöglinge des Pastors Baring lagen in ihren Betten, und die Zwischentür stand offen. Friedsam stellte lauernd und freundschaftlich eine tief vertrauliche Frage: „Wie weit bist du mit ihr? Wie oft hast du sie geküßt?“

Dem keuschen Willy stand der Verstand still. „Ge—küßt? Bist du unklug? Keinmal! Wenn ich mit ihr allein war, stand ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle.“ Bei seinem Don Carlos machte er eine Anleihe, wenn die rechten Worte ihm fehlten.

„Also auf Halbpart willst du der Sozius meiner Schuld und Schlechtigkeit sein?“

Willy schwieg und sagte dann zögernd: „Du wolltest einiges erzählen.“

„Ja, aber du wirst vor Aufregung kein Auge zumachen ... ich sage dir, es ist ein Roman, eine höchst romantische und traurige Geschichte, dagegen die Tragödie deines Don Carlos eine zahme und langweilige Gellertiade ist.“

Willy flehte, um Gottes willen nur anzufangen.

„Halte dich fest und fall' nicht aus dem Bette! Die Jungfer Darmann, D—a—r—m—a—doppel n, wie der Pastor uns absichtlich buchstabierte und einschärfte, heißt in Wirklichkeit Isabella d'Armand und ist die Tochter eines französischen Edelmannes und Emigranten! Watt seggst nu?"

Das war wie eine Bombe. Willy konnte nichts sagen, denn er war sprachlos und enttäuscht. Eine Französin! Pfui Schicksal! Er, der Bonapartefeind und Franzosenfresser, liebte eine Französin!

„Es kommt noch besser! Warum hat sie das deutsche Pseudonym Darmann angenommen, wo d'Armand doch viel vornehmer ist? Ihr Vater, der Monseigneur, stammt aus einem sehr alten, sehr edlen Adelsgeschlechte Frankreichs, welches nach dem Bastillesturm natürlich in die Patsche, in den Temple und bald unter die Guillotine kam. Auf der ersten Seite des Tagebuchs ist ein Stammbaum der Herren von Armand, der bis zu einem ollen, längst urseligen Ritter, welcher mit dem heiligen Ludwig den Kreuzzug gemacht hat, also bis ins siebente oder zwölfte Jahrhundert — was weiß ich — zurückreicht. Wir haben auch unsern Stammbaum, mein Urahn wurde nach der Schlacht im Teutoburger Walde von Hermann dem Cherusker zum Ritter geschlagen."

„Himmel! Erzähle doch!"

„Isabella hat als Kind die ganze Ahnentafel auswendig lernen müssen, der Herr d'Armand scheint den ganzen tollen Emigrantendünkel zu besitzen und hat ihr von der Vornehmheit der Familie und von der großen Bedeutung und hohen Stellung seiner Person viel vorgeschwatzt. Er war Rittmeister bei der Garde in Versailles, Kammerherr bei Sr. Majestät und will mit dem König sehr intim und bei jedem Morgenlever zugegen gewesen sein. Als die Revolution ausbrach und die Familie ihre Schlösser und einige Köpfe verlor, floh d'Armand nach der Vendee, um die pöbelhaften Jakobiner zu bekriegen. Doch um seinen König, den armen, gefangenen Capet, zu befreien, ging er, als Sanskulott verkleidet, verwegen nach Paris zurück und

in die Höhle der Raubtiere. Er besticht einen feilen Gefängniswärter, der ein Billett an König Ludwig befördern soll, den Judaslohn annimmt und das Billett an — den Ausschuß befördert. Monsieur d'Armand wird vom Wärter zum Besuch des Königs abgeholt und erhält selbst Logis hinter eisernen Gittern. Quelle infamie! schreibt und schreit Isabella im Tagebuche. Täglich erwartet der Edelmann, daß sein Name gerufen und die scheußliche Schinderkarre ihn abholen wird. O, das muß ein Gefühl sein, wenn der Kopf lose zwischen den Schultern wackelt. Da hat die Mutter Maria, zu der er Tag und Nacht betet, ihm geholfen, die Mutter Gottes in Gestalt einer unglücklichen Hofdame, die zum Schafott geführt wird und 50 Louisdor unter dem Mieder verborgen hat, welche sie ihm kurz vor dem Todesgange vermacht und zusteckt. Mit den Goldstücken gelingt es ihm, einen andern Wächter zu bestechen, der ein wahrer Biedermann ist, jede Korruption moralisch entrüstet zurückweist, aber für 50 Louisdor zwei vortreffliche Feilen ihm verkauft. D'Armand ist dem Hades, dem Monsieur Henker, der Hölle Paris glücklich entronnen und hat als Emigrant, wie tausend andre, Deutschland mit seinem Besuch beglückt und beehrt."

„Rede, bitte, etwas respektierlicher von dem tapfren Edelmanne, der ihr Vater ist!" bemerkte eine Stimme in dem andern Bette.

„Zu Befehl! In Deutschland machte der französische Odysseus kreuz und quer viele Irrfahrten, logierte bei den Bischöfen von Trier und Kurköln und auf vielen Edelhöfen, bis man ihm den Abschiedssegen deutlich gab. Weil er keine Mutter Gottes in Germanien fand, die ihm 50 oder 20 Goldfüchse zugesteckt hätte, geriet er in eine sehr große Povertät, so daß er alle noblen Passionen aufgeben und einige recht unnoble Positionen annehmen mußte. Er ist in Mainz und Göttingen Fecht- und französischer Sprachmeister gewesen, sehr talentvoll in vielen Dingen, aber ein Genie im Pumpen. Endlich hat er eine schöne, hilfreiche Nausikaa gefunden, der Phäakenkönig heißt in diesem Falle Herr von Streithorst und war ein im Lande Hannover sehr

begüterter Grundherr. In Göttingen hatten die beiden Edelleute, der französische und der deutsche, bei drei Bouteillen Wein Bekanntschaft geschlossen, um die Wette alle Jakobiner geköpft, gerädert und gevierteilt, mit dem Maule zwar, doch um so wütiger, und viel Wohlgefallen aneinander gefunden. Herr d'Armand wurde als Gast, Hofmeister und maître de plaisir, der den jungen Erben des Schlosses Horst in Fechten, Reiten und ritterlichen Künsten unterrichten und zum Grandseigneur eichen, dem alten Herrn aber die Langeweile vertreiben sollte, auf unbestimmte Zeit engagiert. Der von Streithorst, ein Vollblutsaristokrat der alten Schule, der die Adelsprätensionen und -observanzen des 17. Jahrhunderts verfocht und so fest, wie an das Dasein Gottes, an das Gottesgnadentum der Könige glaubte, war ein strammer, streitbarer Verfechter jedweder Legitimität, so daß er für die sakrosankte Majestät der Habsburger und Bourbonen, des Zulukaffernhäuptlings und des Königs von Siam Leben und Ehre eingesetzt hätte. Von dem leidenschaftlichen, feurigen d'Armand noch mehr begeistert, unterstützte er alle Legitimisten und wollte er in einem flammenden Aufruf an den alten Adel französischer Nation alle Emigranten am Rhein zu einem großen Heere sammeln, um mit dieser Rachearmee von Legitimisten — er hatte sich selbst zum General und d'Armand zum Generalstabschef ernannt — in Frankreich einzufallen, alle Sanskulotten auszurotten und das gestürzte Königtum neuer und schöner aufzurichten. In der Tat, an tausend Grandseigneure, die unzählige Ahnen, aber keine Goldfüchse und zur Not die Kleider auf dem Leibe besaßen, strömten kampfbegierig herbei und wollten alle ausnahmslos als Generäle bei der Revanchearmee, zum mindesten aber als Oberst angestellt, auch möglichst vorpatentiert und glänzend mit Pferden, Küchenwagen, Burschen und Lakaien auf allgemeine Kosten equipiert werden. Das große, legitime Racheheer, welches an dem verhängnisvollen Fehler litt, daß alle gemeinen Soldaten und Unteroffiziere ihm fehlten, ist nicht in Frankreich eingefallen und der Republik nicht gefährlich geworden. Die Kampagne endete damit, daß die tausend

Grandseigneurs auf den Gründer des Unternehmens Sturm liefen, um eine Anleihe zu machen. Streithorst hatte sein halbes Vermögen geopfert, wurde ein Phantast gescholten, zog sich unter viel Gestank und verärgert, aber von seinem Legitimismus nicht kuriert, auf sein Schloß zurück, um zu sparen und Schulden zu tilgen.

„Er hatte außer dem Sohne eine Tochter mit dem schönen, wahrhaften Namen Vera — und hier fängt der Roman der Geschichte an. Monsieur d'Armand hat schließlich doch noch eine germanische Mutter Gottes gefunden. Diese Vera muß nach den kurzen Angaben des Tagebuchs den Ruf großer Schönheit besessen haben, aber auch eine tiefsinnige, tiefgründige deutsche Frauennatur gewesen sein. Wie es möglich war und dahin gekommen ist, weiß Gott allein; Gott Amor, der alte Schalk, der seinen maliziösen Spaß daran hat, zwei grundverschiedene Menschen mit seinen Brandpfeilen in Feuersbrunst zu setzen, hat es fertig gebracht und sich ins Fäustchen gelacht. Die sanfte, herzensgütige Madonna mit der sanften, treuen Seele liebt den gefälligen, geschmeidigen, galanten Franzosen mit der schmucken Larve und dem flatterhaften Herzen. D'Armand ist selbstverständlich sterblich, tödlich verliebt und kann ohne seine kleine Heilige, wie er Vera nennt, nicht leben und nicht sterben. In edlem Freimut, auf seine Aristokratie und Ahnen vertrauend, in voller Gala wirbt er bei dem Vater um die einzige Tochter. Herr von Streithorst möchte mit einem kräftigen Fußtritt den legitimen Emigranten aus seinem Schloßgebiete entfernen, knurrt — natürlich in den Bart — wie der alte York, nimmt eine Prise, schneidet eine Grimasse und sagt süßsauer, er könne den verdammt — ehrenvollen Antrag noch nicht annehmen, da seine Tochter noch ein Kind sei. Der Franzose hat ihm die ländliche Langeweile für alle Zeiten vertrieben. Wollen wir nicht die Fortsetzung bis morgen aufsparen?" Friedsam tat, wie der routinierte Romanschreiber, der mitten in der höchsten Spannung abbricht und aufschiebt.

Willys Bett krachte von seiner Ungeduld. „Ich lasse dich nicht schlafen, bis ich alles weiß."

„Herr von Streithorst überlegte und fluchte acht Tage lang, war in seiner Jugend acht Wochen bei den Diplomaten als Volontär gewesen und ließ den Werber rufen. Weil er seine Pappenheimer und Legitimisten jetzt kannte, ließ er alle Noblesse beiseite, stellte eine Kassette mit Gold auf den Tisch und bot dem Monsieur zuerst 200, dann 300, zuletzt 400 Louisdor als Abstands-, im wahren Sinne des Worts, als Entfernungssumme, wenn er sofort verschwinde und nie wieder sich blicken lasse. Herr d'Armand liebte das schöne Fräulein — das viel mehr wert war — mehr als 400 schöne Louisdor und beteuerte bei seiner Ehre, daß er Vera nicht für alles Gold der Erde hingebe.

„Der alte Diplomat bot ruhig 500, dann 600 Goldstücke. Da wurde d'Armand ein ritterlich rasender, gekränkter, empörter Aristokrat, der an seinen Degen schlug und schrie: C'est une outrage! Auf geladene und gezogene Pistolen bis zur tödlichen Verwundung des einen würde er jeden andern fordern, aber der Vater seiner Vera sei ihm leider eine unverletzliche, sakrosankte Person. ‚Doch, Herr von Streithorst, ich bin ein Franzose und Edelmann! Ein Franzose wird für jede Beleidigung sich revanchieren.' — D'Armand ist ohne Fußtritt und ohne Gold aus dem Schlosse verschwunden und hat eine echt französische Revanche genommen. Bei Gott — wenigstens dem Gott Amor — ist nichts unmöglich. Der Franzose hat Vera entführt und geheiratet — das war seine französische Rache. Eines Morgens war die sanfte, stille Madonna, die gute, gehorsame, geliebte Tochter aus dem Hause verschwunden.

Selbstverständlich geriet das Paar sehr bald in Geldverlegenheit und schließlich in die schrecklichste Armut und Not, so daß oft die notwendigste Nahrung fehlte. In dem Elend des Exils wurde unsre arme Isabella geboren. Tapfer und standhaft hat die Mutter mit dem leichtsinnigen Manne, der nichts Gescheites gelernt hatte und zum Existenzkampfe nicht befähigt war, gedarbt und gehungert. Fleißig hat sie durch Stickereien und Klöppelarbeiten zum armseligen Unterhalt beigetragen. Was ich über diese Episode im Tagebuche las, ist so unendlich traurig und tief rührend, daß ich

mich halten mußte, um nicht zu heulen. Was sind die ersten Kindheitserinnerungen der kleinen, süßen Bella, die durch ihre schwarzen Augen allen auffällt? Vergebliche Bitten und Tränen um Milch und Brot! Die Mutter beißt die Lippen zusammen, um nicht vor Qual zu schreien. Und was ist die erste Erkenntnis des unschuldigen, frühklugen Kindes? Daß sie nicht um Nahrung bitten und betteln, nicht der verzweifelten Mutter Weh bereiten darf, daß sie, die kaum Dreijährige, den wühlenden Hunger, das bittre Schluchzen unterdrücken und bezwingen muß. Wenn ihr die Lippen verschmachten, stammelt sie mit einem Lächeln: ‚Bella mag gar nicht essen und hat keinen Hunger.‘ Das sind ihre ersten Kindheitserinnerungen . . . man begreift, daß Bellas schönes Antlitz einen melancholischen Zug behalten hat.“

Friedsam, der jetzt in einem ganz andern Ton gesprochen hatte, schwieg ein paar Minuten lang. Er und sein Zuhörer waren von dem Heroismus des Kindes tief ergriffen. Das märchenhafte, von einem romantischen Nimbus umkleidete Geschöpf, das sie, insgeheim und jeder für sich, bewunderten, verehrten und liebten, war eine Heldin und schon als Kind ein ungemeines, liebwertes Wesen, das noch erhabener und engelhafter fortan vor ihren Augen stand.

Willy wischte sich mit dem Bettuch das ehrliche Gesicht.

Der Erzähler ging rasch weiter, denn die Kirchenuhr schlug zwölf Schläge.

„Der unpraktische d'Armand hatte die letzten Privatstunden verloren und hantierte äußerst unvorsichtig mit der geladenen Pistole, die aber nicht zufällig losging, sondern zufällig versagte. Zwei Tage hatte die unglückliche Familie buchstäblich gehungert und nichts genossen. Bella wollte bei dem Bäcker um ein Brötchen betteln. ‚Nein, unsre Geburt, unser Adel, unsre Ehre verbietet uns das!‘ schrie der Vater, legitimistischer Aristokrat bis zum letzten. Die Mutter wußte keine Rettung mehr in dem grausigen Jammer und sagte leise, aber fest zum Gatten: ‚Lade die Waffe sorgfältig! Wir wollen zu dreien freiwillig in die Erlösung

gehen.‘ Da hat der französische Edelmann endlich zu einem tapfern Entschluß sich aufgerafft, tief seinen törichten Stolz gedemütigt und an den Herrn von Streithorst von der ungeheuren Not seines Kindes geschrieben. Der alte hannöversche Edelmann reiste per Expreß nach Köln, wollte, um nicht weich zu werden, seine Tochter nicht sehen und ließ den noblen Eidam ins Hotel kommen, wo er die Unterredung also begann: ‚Taisez-vous, monsieur, je parlerai! Meine Tochter und ihr Kind kehren zu mir zurück. Sofort übergebe ich Ihnen 100 Louisdor, damit sie alle sich satt essen können. Weitere 200 erhalten Sie, sobald Vera in meinem Schlosse wohnt, weitere 200, sobald Sie auf parole d'honneur versprechen, niemals meinem Gute auf 20 Meilen nahe zu kommen.‘ — ‚Jamais, jamais!‘ stotterte d'Armand fassungslos, ‚ich soll geben ein Versprechen, zwanzig Meilen von meiner Gattin fern zu bleiben?‘ — ‚Exactement, Sie haben meine Worte und Willensmeinung sehr richtig verstanden.‘ — ‚Jamais, jamais, jamais!‘ beteuerte der Franzose emphatisch, die linke Hand auf die linke Brust legend, aber gleichzeitig verschwand die Börse mit den Goldstücken, die seine Rechte ergriff, jongleurgeschwind in der Brusttasche. Des Hungers ungeheuerliche Not respektiert nicht die Gebote des Adelsstolzes und des Ehrenkodex. Doch zur Ehre des Mannes muß gesagt werden, daß er, ohne unterwegs seinen Hunger zu stillen, im rasenden Laufe das Notwendigste kaufte und den Seinen brachte. Zu seinem Ruhme meldet die Tochter im Tagebuche, ihr Vater habe voll Reue und Energie die geringste Arbeit getan, für ein Bureau bis in die Nacht hinein kopiert, bis er als Translator und Korrektor bei einer Zeitung eine bescheidene Stellung fand. Sobald es ihm wieder erträglicher ging, verfolgte er mit Gier die Politik, konspirierte mit den Emigranten am Rhein und schimpfte auf den Usurpator, das korsische Ungeheuer. Ganz allmählich aber und ganz im stillen vollzog sich in dem eingefleischten Legitimisten eine Wandlung, insofern die beispiellosen Erfolge Frankreichs ihn mit Stolz erfüllten und er den Bonaparte, der sein Vaterland groß und glorreich machte, zwar hassen, aber auch heimlich bewundern mußte.

„Der alte Herr von Streithorst wurde alle Jahre älter und mürrischer, schalt auf die schlechte Zeit und die böse Welt, aus der ihn bald der Tod erlösen werde, und hielt dennoch strenge Diät, als ob er ewig leben wollte, und hat bei jedem Schnupfen zwei Ärzte holen lassen. Niemals sagte der Murrkopf, daß er sich nach seiner Tochter sehne, unter der Hand aber holte er über ihr Ergehen und die Konduite des verwünschten Eidams Auskünfte ein. Je besser diese lauteten, desto ärger wurden seine Todesgedanken, desto weicher sein streitbares Gemüt. Während einer starken Erkältung, die er für den Anfang einer Lungenentzündung hielt, tat er Gott ein Gelübde, das er, in drei Tagen genesend, prompt einlöste. Eines Tages saß Frau d'Armand fleißig brodierend auf der Bank vor dem Hause, um die frische Luft, von der sie wenig bekam, in vollen Zügen zu schlürfen; das Mägdlein buk Kuchen im Sande, die Mutter achtete nur auf ihre höchst penible Handarbeit, die einen Gulden die Woche brachte, plötzlich trippelte die Kleine, ein Kuvert in den Händchen, über den Rasen mit dem erstaunten Ruf: Mama, Mama! — ‚Wer gab dir das?' — Ein alter Mann! Der mit der Schere geöffnete Brief enthielt Banknoten und trug die sinnige Aufschrift: Durch einen Engel bestellt, aber auch die absichtliche Adresse: An Vera von Streithorst. Das verriet den anonymen Absender. Es gab nur einen Menschen, der sie nicht Madame d'Armand nennen wollte. ‚Das ist von meinem Vater,' sagte die Frau mit tränenden Augen zu ihrem Gatten. ‚Nein, es ist von Gott gesandt, sonst müßte ich die Annahme verweigern,' behauptete d'Armand hartnäckig, weil Ehre und Adel ihm verboten, Almosen von dem hartherzigen Herrn anzunehmen. Schleunig gab Vera ihm recht: ‚Es ist unzweifelhaft eine Gabe Gottes.'

„Der Sommer verging. Bella schreibt in ihrem Tagebuche, sie erinnere sich, wie die Mutter alle Abende mit ihr gebetet und zuletzt die inbrünstigen Worte gesprochen habe: Behüte auch den lieben Großvater und lenke seinen Sinn, daß er mir von Herzen alles Herzeleid vergebe! — Natürlich ist das Gebet des kleinen Engels prompt erhört worden . . ."

„Laß deine frivolen Glossen!“ rief eine Stimme von drüben.

„Wenn ich nun aufhöre und den Rest für mich behalte?“ sagte Friedsam trotzig.

„Dann verhaue ich dich und höre nicht eher auf, als bis ich alles im buchstäblichen Sinne herausgeschlagen habe,“ antwortete der Freund, ohne zu spaßen.

Er war der Stärkere; die Fortsetzung folgte sogleich.

„Gegen den Winter hin wurde der alte Herr plötzlich von einem äußerst peinvollen Zipperlein geplagt, so daß beide Füße anschwollen und er seine Krankheit für eine lebensgefährliche Wassersucht und ein Symptom der nahen Auflösung hielt. Daher sandte er einen Eilboten an seine Tochter, sie und ihr Kind möchten sofort mit Extrapost kommen, wenn sie noch vom Vater Abschied nehmen wolle. Die ganze Familie d'Armand reiste nach dem Schlosse Horst, die kleine Bella guckte aus der Postkutsche verwundert in die neue Welt und hat jedes kleine Abenteuer der Fahrt ihren Memoiren einverleibt. D'Armand und das Kind blieben im Dorfwirtshause, während Vera den ersten Besuch bei dem vorsichtig zu traktierenden Vater machte. Der Kranke, der eben zum Frühstück eine Schnepfe verzehrt hatte, küßte gerührt die Tochter und schimpfte gewaltig auf die Kurpfuscher, die ihn für sein schweres Geld nicht kurierten. Er müsse langsam und jämmerlich sterben. Am Zipperlein sei in geschichtlicher Zeit noch keiner gestorben, tröstete Vera. Die alten, noch immer guten Augen des Vaters hatten schon lange erwartungsvoll nach der Tür gesehen, als ob jemand dahinter stehen müsse. ‚Wo ist mein Enkelkind?‘ — ‚Mein Kind wird nur das Haus betreten, wenn sein Vater es begleitet,‘ war die bestimmte Antwort. Jede Energie imponierte dem Alten. Auch hatte die Aufregung der Stunde die neuralgischen Schmerzen vertrieben, so daß er sich behaglicher fühlte und zufrieden brummte: ‚Ich glaube, du hast mir einige Besserung mitgebracht.‘ — Ja, offensichtlich eine bedeutende Besserung, und das sei die himmlische Belohnung seiner christlichen Gemütsverfassung und seiner versöhnlichen Gesinnung, sagte die Tochter und glaubte der Alte.

Ein letzter, schwacher Ausbruch der Streithorstschen Natur erfolgte: ‚So mag der Monsieur in Dreiteufels Namen mit dem Kinde kommen, maudit, maudit!‘ — ‚Wenn du fluchst, wird er bleiben, wo er ist.‘ — „Ich fluche ja dem verfluchten Reißen,‘ entschuldigte er notlügend.

„Die kleine Bella wurde ins Krankenzimmer vorausgeschickt, vorher aber von ihrem Vater belehrt und unterrichtet: ‚Wenn du ein monstre, ein menschliches Ungeheuer mit einer feurigen Nase, mit Borsten statt Brauen und einer Bärenstimme im Lehnstuhle liegen siehst, so erschricke nicht, mein Liebling, sondern gehe furchtlos zu ihm hin und flöte lieblich: Mon cher grand-père!‘ — Bella lief ins Zimmer, legte den Finger auf die Lippen, den Mund völlig verstopfend, und sagte keinen Ton. Als aber der alte Mann sie küßte und tätschelte, verwandelte sich ihre Schüchternheit in kindliche Keckheit, sie fing an zu plappern: ‚Mon cher grand-père, du bist kein Ungeheuer, du hast ja keine Borsten und keine Bärenstimme.‘ — An diesem höchst unerwarteten Effekt ist die sentimentale Versöhnungsszene nicht gescheitert. Der Alte lachte mit Humor und aus vollem Halse: ‚Der verfluchte französische Windhund soll zur Strafe hier bei mir wohnen, soll das kranke Ungeheuer — ich werde noch zehn Jahre leben — liebevoll zu Tode pflegen, damit seine Frau nicht enterbt wird. Der Monsieur kriegt nichts, gar nichts.‘ — D'Armand verbeugte sich vornehm. ‚Meine Ehre würde mir verbieten, auch nur einen Heller anzunehmen.‘ — ‚So sind wir, wenigstens in dem Punkte, endlich einmal einig geworden, mon très beau beau-fils.‘ — Herr von Streithorst erholte sich auffallend und humpelte bald an einem Stock herum. Den Schwiegersohn hat er sehr knapp und sehr fest in der Kandare gehalten. Wenn dieser die impertinent vergebende Miene, die mit alten, kindischen Leuten Nachsicht übt, aufsetzte, entschuldigte er sich boshaft, er sei ja ein Ungeheuer, ein Grobian und borstiger Brummbär. Aufwallungen und Reibungen waren nicht zu vermeiden, wurden aber von Vera mit Sanftmut gedämpft.“

Der Erzähler unterbrach seinen Redefluß: „Himmel, die Kirchenuhr schlug eins! Wollen wir die Nacht durchwachen?“

„Ich kann doch kein Auge zutun, ehe ich den Schluß weiß.“

„Ja . . . dann wirst du, fürchte ich, an Schlaflosigkeit zugrunde gehen, denn den Schluß habe ich leider Gottes nicht gelesen . . . was ich weiß, sollst du erfahren. Hatte der Schwiegervater auf Schloß Horst eine Meinung, vertrat der Eidam konsequent die entgegengesetzte. Streithorst war ein braver deutscher Mann, der an den Erfolgen des Korsen aufs schwerste, über die schweifwedelnde Kriecherei der Deutschen aber die Gelbsucht an den Hals sich ärgerte; obgleich ein königstreuer, krasser Royalist, schnaubte er wild, das Donnerwetter möge die hundsfeigen Rheinbundfürsten 500 Klafter tief in den Erdboden hineinschlagen. Gerade darum, aus Opposition gegen den Alten, hat der bourbonische Legitimist seine Anschauung über den General Bonaparte immer mehr modifiziert, zuletzt sogar das absprechende Urteil ins günstige Gegenteil umgewandelt. Jeder Sieg in Italien und am Rhein schmeichelte seinem gallischen Ehrgeiz, wurde von d'Armand laut ausposaunt und bei jeder Gelegenheit besprochen, bis der Alte ihn wütend anfauchte, er solle sein jakobinisches Maul halten, der Malefizkonsul werde noch von den Preußen seine Haue und den Hintern voll kriegen. Die gewaltigen Erfolge Frankreichs schmeichelten dem Franzosen, der auf Horst eine recht demütigende Stellung einnahm, er sonnte sich in Frankreichs gloire und erzählte den Domestiken, wenn er keine andern Zuhörer fand, von den Heldentaten des großen Bonaparte. Streithorst hörte die Radomontaden und wurde saugrob. Es stünde seinem Eidam jeder Zeit frei, nach Frankreich zu marschieren, mit den Guillotinekerls und dem Bonaparte Brüderschaft zu trinken und Jakobinergeneral zu werden. D'Armand mäßigte sich auf Veras Bitten, mußte aber seine viele freie Zeit — alle Tage 24 Stunden — anwenden, las viele Zeitungen, was ihn zum Politiker und Staatsmann machte, kaufte sich Karten und kriegswissenschaftliche Werke, um Bonapartes Genie zu begreifen und seine eignen militärischen Talente auszubilden. Das wurde zur Manie, zum Brüten über kriegerischen Plänen und Phantastereien. Wenn auch nur die sanfte Gattin und die süße Bella seine geduldigen

Zuhörer waren, holte er eine Schlachtskizze aus der mit Karten vollgestopften Tasche hervor, um sich auf den superklugen Strategen hinauszuspielen. Der alte Herr hatte für den strategischen Schwiegersohn nur ein verächtliches Lächeln und brummte in den Bart, man müsse sich wohl bald nach einem passenden Irrenhause umsehen. Das närrische Kriegsspiel sollte für die ganze Familie zum unseligen Verhängnis werden und das grauenhafte Unglück herbeiführen.

„Bella war der Friedensengel des Hauses, der Konflikten klug vorzubeugen verstand. Dennoch kam es zu zornigen Szenen. Der einzige Sohn des Hauses, der als Offizier bei dem Blücherschen Husarenregiment in Münster stand, hatte plötzlich, ohne den Vater zu fragen, eine einfache Pastorstochter geheiratet. Wütend über den Eigenmächtigen und die infame Mesalliance, schrieb der Alte ihm keine Zeile für lange Zeit. Als er überdies von der gefährlichen Grippe befallen und bettlägerig wurde, glaubte er wieder an seinen nahen Tod und hatte den Einfall, sein Testament zu machen. Dem unartigen Sohne, dem das Gut zufiel, wurde das übrige Erbe tüchtig beschnitten. Um für seine arme, sündige Seele zuguterletzt etwas zu tun und ein Plätzchen im Himmel sich zu sichern, bestimmte der Alte ein bedeutendes Kapital für wohltätige Zwecke, zur Gründung eines Spittels für alte, unglückliche Eltern, die von ihren leiblichen Kindern vernachlässigt würden. Das übrige Vermögen wurde der Tochter und der Enkelin vermacht, aber so festgelegt, daß der Herr Schwiegersohn keinen Groschen erhielt, kein Wort mitzureden hatte, vielmehr ein Freund des Alten als Vollstrecker des letzten Willens, als Verwalter des Erbes eingesetzt und Herr d'Armand von jeder Verfügung über Zinsen und Kapital ausdrücklich ausgeschlossen wurde. Diese Bestimmung, die Streithorst mit Befriedigung kundgab, machte natürlich sehr böses Blut. Der reizbare Franzose war Feuer und Flamme. Der alte Herr spottete beißend: ‚Hat der Monsieur nicht meine Tochter aus purer, lauterer Liebe geheiratet? Hat Er nicht oft beteuert, daß Er von meinem Gelde keinen Heller, von meinem Hofe keinen

Strohhalm haben wolle? Nun habe ich nach Ihrem Wunsch und Willen gehandelt, mein teurer Sohn, haha!‘

„Das Jahr 1805 brachte die Schlacht bei Austerlitz, den glänzendsten Sieg Bonapartes, der jetzt auf der Sonnenhöhe seines märchenhaften Kriegsglückes stand und dreist mit dem Habsburger und dem Romanow-Kaiser auf gleichen Fuß sich stellte. Bellas Vater geriet aus dem Häuschen, zeichnete auf einer Karte die Märsche und Stellungen der Heere bei dem mährischen Dorfe und demonstrierte jedem, dem Barbier und dem Hofschreiber, die Attacken der unsterblichen Schlacht, die geniale Offensive des neuen Alexander, des großen Napoleon. Er nannte den General, der von Genies und Glückes Gnaden Kaiser war, nur noch Napoléon le Grand. Das ärgerte den Alten, der ihm das Maul zu halten befahl. Nun wollte der Monsieur aus Rache raillieren. Napoleon sei jetzt der legitime, vom Papst gekrönte Herrscher Frankreichs. Das Wort wirkte wie das rote Tuch auf den Stier. Isegrimmig schnob der Greis den sauberen Schwiegersohn an: ‚Monsieur, hat Er seine Adelsreputation in die Gosse geworfen oder seine letzten paar Lot Verstand verloren? Er ist legitim reif für das Narrenhaus oder Stockhaus.‘ Nach dieser häßlichen Szene sagt das Tagebuch ahnungsvoll: War dieses Wort eine schauerliche Weissagung?

„Ich weiß wenig mehr zu erzählen. Im Herbste 1806 hatte Streithorst, wie viele Patrioten, die feste, frohe Zuversicht, daß Napoleons unaufhaltsamer Triumphzug an der preußischen Phalanx zerschellen werde; mit einer fast kindlichen Gewißheit glaubte er an den Sieg der Armee des großen Friedrich, an eine gründliche Niederlage des Emporkömmlings. Anfang Oktober, als die Heeressäulen sich nach Thüringen bewegten, sagte er mit der ihm eignen, plötzlichen Energie, die oft einen Einfall zum unwiderruflichen Entschluß machte: ‚Ich habe zwischen Weimar und Jena ein Gütlein mit einem passablen Wohnhause, dahin reisen wir morgen, um dem vermutlichen Schauplatz der großen Kampagne nahe zu sein. Ich möchte die Schlacht, die ich leider nicht mitmachen kann, wenigstens sehen; ich will

gern ein Jahr meines Lebens hingeben, wenn ich von der Besiegung des verfluchten Bonaparte Augenzeuge sein kann. Die Preußen werden die Canaille wie bei Roßbach verhauen.' Er wollte mit eignen Augen den Triumph sehen und nebenbei wohl auch dem Schwiegersohn einen Tort antun; der Monsieur sollte mit eignen Augen eine französische Niederlage sich aus der Nähe ansehen. Die ganze Familie mußte sich ohne Widerrede dem autokratischen Willen des Hausherrn unterwerfen, die Koffer packen und die Kutschen besteigen. Der Greis war nicht, wie der Schwiegersohn behauptete, total kindisch und senil geworden, sondern besaß nur den großen, unentwegten Glauben und den starren Eigensinn des Kindes.

„Sela und Schluß und Schlafe wohl, mein lieber Willy! Denn hier ist meine Wissenschaft zu Ende. Dieweil ich unten auf dem Flure eine bekannte Stimme vernahm, mußte ich schleunig die hochinteressante Lektüre abbrechen."

„Ist das wahr?" Willy sprang aus dem Bette und stand wie ein weißes Gespenst in der Zwischentür. „Weißt du nichts mehr?"

„Nein! Leider Gottes! Ich warf schnell die letzten Blätter um und einen Blick hier- und dorthin, die Worte Hochverrat, Feldgendarm, Füsilade, mein unglücklicher Vater und ähnliche Ausdrücke der Verzweiflung meine ich gesehen zu haben . . . irgendein gräßliches Unglück muß passiert sein . . . ob der Monsieur d'Armand den Alten im Jähzorn niedergeknallt hat? Gott weiß es! Ich habe hundert Vermutungen, aber auch nicht einen wahrscheinlichen Schluß dieser höchst mysteriösen und traurigen Geschichte. Frage Bella! Du bist ja ihr favori, vielleicht ihr Freund, und die wird es genau wissen."

„Nein, niemals! Ich ehre ihren Seelenschmerz. Hast du vergessen, was wir dem Pastor versprochen haben? Ich halte das Wort."

„Wenn wir nicht Wort hielten, würde sie den Mund zu halten meisterlich verstehen."

Nach zwei Minuten schnarchte Friedsam; der andre aber hat in der Nacht kein Auge zugetan. — — — — — — —

Im Pfarrhause rieselten friedliche Tage dahin. Zwölf Stunden wöchentlich gab der Pastor den Insassen seines Pädagogiums, und an den vieren nahm die Demoiselle Darmann einen regen, oft zu regen Anteil. In den sokratischen Gesprächen stellte sie manche Fragen, die der Lehrer, rasch nach der Uhr sehend, in der nächsten Stunde ausführlich beantworten wollte. Als der junge Dachenhausen, von Wissensdurst gequält, theologische Auskünfte, woher Kain sich ein Eheweib genommen habe, wünschte, wies ihn der Pastor kurz ab: Ein Tor könne mehr fragen, als zehn Sokratesse zu beantworten vermöchten.

William von Wahren fühlte sich geistig am wohlsten, wenn er abends in seinem Schiller las, und am glücklichsten, wenn seine Isa, die allerdings sein Eigentum nicht war, auf ihren Spaziergängen sich zu ihm gesellte, in der Pause auf dem Pfluge saß und immerzu schwatzte. Er meinte von Tag zu Tag sehen zu können, wie sie immer schöner und herrlicher sich entwickelte, immer heiterer und ausgelassener, aber auch als Dame immer vollkommener und comme-il-fauter wurde. Er wagte nicht seine Gefühle zu äußern, er wartete und hoffte und schwieg. Doch war keine Furcht noch Unruhe, keine Angst, kein Zweifel und keine Eifersucht in ihm, sondern vielmehr eine stille, tiefe Zuversicht, daß seine selige Stunde einst kommen werde, erfüllte sein schüchternes und redliches Herz.

---

Neunter Abschnitt.

# Das Stockduell der guten Freunde und die Beschießung des bösen Bonaparte.

Die Kirche in Hasselhausen war gedrängt voll von Kirchgängern, einige standen sogar hinten im Gange und holten während des Gesangs die Sargschemel, die sie als Notsitz benutzten. Das Leben im Dorfe hatte seinen gesetzmäßigen Gang. Auch das vollbesetzte Gotteshaus war wie eine Naturnotwendigkeit, die dreimal im Jahre, am ersten Christ-, am Karfreitage und am Erntedankfest, eintrat. Der Besuch der Kirche und die Andacht der Bauern war am Weihnachtstage groß, am Karfreitage größer und am Erntedankfest am größten. Nur an diesem Tage kamen so sehr viele Leute, daß die Sargschemel von den Lebenden benutzt wurden.

Pastor Baring hielt die Erntepredigt des Jahres 1808. In der Einleitung warf er die Frage auf, ob ein Pastor seinen Pfarracker verpachten oder selbst bewirtschaften solle. In der Bibel sei darüber nichts befohlen und nur der Zehnte von Gott klar und unzweifelhaft eingesetzt worden. Er wisse sehr wohl, daß viele brave Leute der Gemeinde seinen alten Vorgänger, zwar weniger bei Lebzeiten, um so mehr aber jetzt nach seinem Tode sehr lobten und rühmten, viel Gutes und Wohlverdientes ihm nachsagten, unter anderm auch, der alte gute Pastor Melle habe den kleinen Bauern etwas gegönnt und seinen ganzen Pfarracker um einen mäßigen Zins verpachtet; mancher Mann sei wohl der Meinung, daß der jetzige Pastor Baring ein raffiger Herr sei, der nicht genug kriegen könne und jeden Kornhalm des Pfarrackers selbst haben wolle.

„Ja, meine lieben Bauern, wenn ich in der jüngsten bösen Franzosenzeit mein Pfarrland verpachtet gehabt hätte, dann

hätte ich alle Morgen Psalmen singen und Gott danken, meinen guten Zins und meine faulen Hände tief in die Hosentaschen stecken und ohne eigne Sorge zusehen können, wie ihr mit Schweiß meinen Acker bestelltet, die Herren Franzosen das sauer Geerntete auffräßen und ihr trotzdem das Pachtgeld mir zutrüget. Das wäre ein Pastor nach eurem Herzen gewesen. Nein, ein rechter Pastor muß auch ein halber, aber rechter Bauer sein und seine eigne Pfarrökonomie betreiben, damit er nicht in der Studierstube bei seiner Pfeife und seinen Büchern behaglich sitzt und sich den Henker um Sonne, Wind und Regen, um Nässe und Dürre, um Mißwachs und Einquartierung schert — was geht das ihn an, da er verpachtet hat! —, sondern darum soll der rechte Pastor ein rechter Landwirt sein, damit er von ganzem Herzen um gut Wetter betet, die Not und Plage des Landmanns kennt, an seinem eignen Leibe spürt und seiner Bauern Schicksal, Schmerz und Sorge mit ihnen fühlt, teilt und trägt."

Das waren den Hasselhausenern höchst einleuchtende Argumente. Tiefer andächtig und tiefer erbaut, als im ganzen langen Kirchenjahr, lauschten sie den Worten des Kanzelredners, der für den in die Scheuern gesammelten Segen dem himmlischen Vater von Herzen dankte, noch brünstiger aber betete und bat, daß die Hasselhausener selbst, ungeschmälert von Kriegslast, Einquartierung und Steuer, ihren Erntesegen in Ruhe und Frieden genießen möchten. Das Amen der Bauern kam aus einem vollen Herzen.

Oben auf der Empore saßen Dachenhausen und Wahren. Jener schaute während der Predigt sehr andächtig in die Kirche hinunter, aber, wie Willy beobachtete, an der Kanzel vorbei und nach dem Kirchenstuhl des Pfarrhauses, in dem die Pastorin, Isabella und die Jungmagd in christlicher Gleichheit und Brüderlichkeit die Bank miteinander teilten. Die Pastorin und die Magd zogen schwerlich Friedsams Blicke auf sich. Isabella war also die Attraktion und die engelhafte, in ihrer stillen Andacht rührende Erscheinung wohl des Sehens wert. Willy schaute mit Ausdauer in dieselbe Richtung.

Kein Wunder! Mancher Fremdling aus einem andern Dorfe blickte unwillkürlich ihr nach. Wenn sie die Kirche betrat und verließ, gafften alle Bauernsöhne dumm und stumm sie an, und mancher raunte: „Verdammig, so'n Fruensminsch heff ick noch nümmer seh'n."

Ihre zarte Gestalt rundete sich zum idealen Gleichmaß der Glieder, ihr Gang war ein Gleiten und Schweben über den Grund, ihr weißes, von schwarzem Haar umrahmtes Antlitz mit den dunklen, blitzenden Diamantaugen war von der Künstlerhand Gottes gemeißelt, aber ein blühendes, sprühendes, lebendes, lachendes Gesicht voll Geist und Güte.

Am Nachmittage folgte dem kirchlichen das weltliche Erntedankfest. Auf dem Platze neben dem Weiher waren einige Buden und ein großes Zelt errichtet; von 4 Uhr an bliesen die Dorfmusici aus Leibeskräften zum Tanze auf. Nach uralter Sitte beehrte der Ortspastor das Fest, das, weil alle Bauern, Tagelöhner und Knechte es feierten, das einzige Fest der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Dorfe war, mit seiner Gegenwart, erschien um 6 Uhr, plauderte hier und dort und entfernte sich punkt 9 Uhr, als die Fidelitas peu à peu anfing. Um 9 Uhr nämlich wurde ein Tusch geblasen, nachdem kurz vorher der Schulze eine sehr kurze Rede gehalten und den Pastor als den besten und vortrefflichsten Seelsorger, den Hasselhausen je gehabt, möglichst hoch und lange hatte leben lassen. Der Lebende war immer der beste gewesen.

Baring erschien heute mit großem Geleit, zu seiner Rechten Jungfer Darmann, hinter ihm die jungen Herren; Knecht und Magd beschlossen den Zug.

An diesem Tage wurden alle sonst sehr streng gewahrten Standesunterschiede des Dorfes suspendiert, der Bauer stieß mit dem Knechte an, der Pastor sprach mit jedermann, und keine, die aufgefordert wurde, durfte einen Tanz ausschlagen.

Die Bauernburschen gafften nach der schönen Pastorjungfer und wagten kraft des eingefleischten Respekts doch nicht recht, das heute geltende Recht der fraternité und égalité geltend zu machen und einen Tanz ihr anzubieten.

Der Sohn von Thiele, der lange Adolf, war zuerst so beherzt, quer über die Diele zu stampfen, eine linkische Verbeugung zu machen und die Riesenfaust auszustrecken. Die kleine Hand verschwand in der Tatze. Aber der ungeschlachte Labian tanzte nicht übel und schwenkte weidlich die schlanke Fee.

Willy gedachte der vielen Strümpfe, welche die Magd diskret als Heinzelweibchen ihm gestopft, und forderte die glücklich Lächelnde zum Walzer auf; wenn sie jetzt auch mit dem Knechte heimlich sich verlobt hatte, leuchteten doch ihre Äuglein, und die alte Liebe war noch nicht ganz gerostet.

Friedsam war ein müßiger, etwas mürrischer Zuschauer.

Kaum war der lange Adolf mit einem Kopfnicken entlassen, als zehn, zwölf Bauernjünglinge auf die Pastorjungfer sich stürzten. Einer schob und schubste den andern, zweie, die den Körper zum Komplimente bogen, flogen wie stoßbereite Böcke an Isabella vorbei; der kleine, o-beinige Schneider wurde niedergerannt. Da half die lachende Jungfer dem Gestürzten auf die Beine und führte übermütig das Kerlchen zum Tanze. Das Komische genierte sie nicht im geringsten.

Friedsam und Willy schauten wohl eine Stunde dem Tanze zu. Isabella kam keine zwei Minuten von der Diele herunter. Die Lümmel ergriffen dreist die Gazelle, umfaßten sie mit den schwieligen Fäusten so kompakt und kräftig, daß ein Zerbrechen der Sylphengestalt zu befürchten war. Ja, sie hoben und schwenkten die Tänzerin so bauernhaft und brutal, daß sie den Grund unter den Füßen verlor und lachend eine Luftrunde machte. Das war Willy ein Ärgernis.

Das junge Mädchen hielt trotz der Grazie nicht mehr Maß, ihr Atem ging heiß, ihr Blut wallte, als ob eine schlummernde Leidenschaft in ihr erwacht sei. Die leidenschaftliche Lust am Tanze fieberte in ihren Adern, wirbelte widerstandslos mit ihr und wurde zum bacchantischen Taumel.

Aus Willys Augen blickte ein leiser Vorwurf sie an. Bei der nächsten Runde winkte sie ihm mit einem langen Blick: Tanze du mit mir! Und sie kam ihm entgegen, hängte sich auf seine Schulter und hing mit einem so lohenden Blick

an ihm, daß sein Herz still stand, um desto wilder zu schlagen. Der Tanz war ihm und ihr ein Rausch, ein Taumel, eine Trunkenheit.

Friedsam schnitt ein mißmutiges Gesicht, stürmte aber beim nächsten Walzer quer über die Diele, stieß die Lümmel grob beiseite, schob Willy einfach fort und ergriff Isabellas Hand mit den herausgestoßenen Worten: „Nun kommt die Reihe an mich."

Er tanzte gewandt. Als er aber in Hitze geriet, glitzerten seine Augen immer greller. Plötzlich hob er, wie die Bauerntänzer, die zierliche Gestalt vom Erdboden, hielt sie hoch und fest und preßte sie an seine Brust.

Da riß sich die Tänzerin los, hüpfte von ihm fort und ließ ihren Herrn mitten im Zelte stehen.

Draußen schöpfte Isabella frische Luft in tiefen Zügen; ihr Gesicht wechselte die Farbe und wurde blaß; ein häßliches Gefühl der Ernüchterung, als ob sie trunken gewesen sei, beschämte ihre reine Seele.

Wenn zwei dasselbe tun, so ist es doch grundverschieden, wie das Menschenlachen, das ein Klang aus dem Paradiese, aber auch ein Laut satanischer Bosheit sein kann. Wenn die Bauernsöhne mit derben Fäusten sie umfaßten und emporhoben, so war die robuste Naivität der Naturburschen nur zum Lachen. Als aber dieser Dachenhausen mit dem unheimlich heißen Blick sie betrachtete und ungestüm ihren Leib berührte, da fühlte ihre Seele ein instinktives, keusches Entsetzen, und sie mußte vor Angst aus seiner Nähe flüchten.

Der stehengelassene und ausgelachte Tänzer wurde rot vor Zorn, stürzte dem Ausgang zu und der Fliehenden nach. Der Mann kann und muß das Weib bezwingen, auch wenn es sich sträubt und ziert.

Drinnen kreischte die Musik und lärmte die Menge. Draußen schienen die Sterne in der warmen Herbstnacht und säuselte ein sanfter Wind in den Dorflinden. Dort vor dem Weiher stand sie allein, um ihr Blut, ihre Sinne zu kühlen.

„Bella, Bella!" stieß er hervor, auf die einsame Gestalt losstürzend.

Sie wich und wankte keinen Zoll, sie machte keine Bewegung der Furcht oder des Fluchtversuches. „Wen rufen Sie?“ kam es kalt zurück, als ob sie die allzu intime Anrede nicht habe verstehen wollen. Stolz blitzten die Sterne in dem weißen Gesicht, das voll Hoheit war.

Der Gewaltmensch, der das Weib seinem Willen untertan machen wollte, war entwaffnet, ließ die kühnen Arme sinken und stammelte kleinmütig: „Vergeben Sie mir, Demoiselle ... ich, ich liebe Sie über die Maßen ... il faut que ... il faut que ...“

Ein Weib wird in solcher Situation Mitleid fühlen; milder klang ihre Stimme: „Was müssen Sie?“

„Ich ... ich muß Ihre Lippen einmal küssen ...“

„Das Muß möchte Ihnen keinen Kuß, sondern eine Maulschelle eintragen,“ sagte Isabella zornig. „Sie sollen keine Narrenrolle agieren!“

Der liebeskranke Jüngling glaubte durch weiche Töne ihr Herz zu rühren. „O Demoiselle Darmang ...“ Unwillkürlich sprach er den Namen französisch aus, törichterweise an seine Indiskretion in diesem Augenblick sie erinnernd. Der kluge Friedsam korrigierte sich schnell: „O Demoiselle Darmann! Sie haben viel Trauer und Schmerz gehabt, ich will Sie glücklich machen, lauter Freude und Sonnenschein Ihnen bringen ...“ Er hatte das häßliche Gefühl, daß er Dummes schwatze.

Ihre Zunge spitzte sich, um einen Stich zu versetzen. „Gehen Sie, Monsieur von Dachenhausen! Sie sind ...“

Isabella sagte nicht, was er sei, darum drängte er: „Was bin ich?“

„Sie haben doch mein Tagebuch gelesen, Pagina 67 steht mein Urteil über Sie schwarz auf weiß zu lesen.“

„Ich habe ja von dem letzten Teil nichts gelesen.“

„Um so besser! Haha! Sie hätten wie die Hebräer von hinten beginnen sollen ... die Hinterwege sind Ihnen doch nicht ungeläufig.“

Sie verließ den Weiher und schlug den Richtweg über den Kirchhof ein.

Er sagte rasch: „Ich begleite Sie über den dunklen Friedhof.“

„Wohlan! Ich fürchte mich nicht vor meinem Beschützer ... aber nach Ihnen, Monsieur!“

Er mußte vorangehen und kehrte sich halb nach hinten. „Wie lautet das Urteil Pagina 67?“

„Ich will es sagen, weil es Ihnen nützlich sein möchte. Allhier ist ein junger Monsieur von Dachenhausen, der ein recht gescheiter Mensch ist und noch gescheiter wäre, wenn er in seinen eignen Augen nicht so kreuzgescheit wäre. Derselbige ist ein ziemlich artiger Mensch, der vier Unarten, neugierige Augen, einen losen Mund, einen wandelbaren Sinn und bewegliche Ohren besitzt. Ich möchte ihn nicht zum Feinde, aber — wenn Freundschaft unbedingtes Vertrauen ist — auch nicht zum Freunde haben. Voilà! Lachen Sie doch über meine Backfischweisheit!“

Ihm war mehr zum Sterben als zum Lachen. Er sagte sich, was sie taktvoll verschwiegen habe: Die Gesichtspickel, die rotleuchtend auf seiner Stirn standen, waren seine schlimmste Unart vor Frauenaugen. Mit Neid dachte er an das rotbackige, robuste Bauerngesicht seines Kameraden und ließ die Bemerkung fallen: „Hier ist noch ein andrer junger Mann ... was schreibt das Tagebuch über den?“

„Nur neun Worte, die ich nicht verschweigen will! William von Wahren ist ein guter und wahrhafter Mensch.“

Sie hüpfte in das Haus und rief auf der Schwelle: „Werden Sie es auch! Bon soir, monsieur!“

Mit einer Moralpredigt ihrer schönen Lippen endete seine verunglückte Liebeserklärung.

Friedsam rechnete mit einer schlimmen Nacht, denn nach einer solchen seelischen Katastrophe könne kein warmblütiger Mensch und nur eine Amphibie ein Auge zutun. Als Willy spät den Olymp des Pfarrhauses, wie sie die Bodenbehausungen benannten, bestieg, zitterten die Wände von der Sägearbeit, die Friedsams Nase tat, und das Schnarchen war nicht imitiert, sondern echt und von guten Eltern.

Am Montag morgen füllte Isabella einen Vesperkorb mit Eßwaren, den sie in die Kate eines Arbeiters, der beim Holzfällen beide Beine gebrochen hatte, bringen wollte, denn sie liebte diese Art von stillen Freuden. Der eine junge Herr

wollte als Kavalier ihr den Korb abnehmen, aber unhöflich lehnte sie die Höflichkeit und Hilfe ab. „Sie wissen, daß ich Ihre Begleitung nicht will.“

Fort war sie mit flinken Schritten. Friedsam blinzelte zu Willy hinüber. „Montagwetter und Weiberlaunen! Gestern durfte ich doch die gnädige Demoiselle nach Haus bringen, und wir brauchten eine halbe Stunde, um den Weg über den Friedhof zurückzulegen.“ Noch ein Geblinzle, um den versteckten Sinn der Worte zu vertiefen!

„Das fabelst und flunkerst du!“ rief Willy grob. „Wie ein Bauernlümmel hast du sie beim Tanze angefaßt, das verbitte ich mir.“

„Was den Bauernlümmeln gestattet ist, kann mir nicht verboten sein,“ sagte Friedsam.

Worauf der andre sehr ausfallend wurde. „Zu den Flegeln und Lümmeln zählst du dich selbst . . . zu den Wortbrüchigen zähle ich dich, denn du hast ihren großen Schmerz nicht geehrt!“

„Vom großen Schmerz war nichts zu spüren, die Tänzerin war sehr lustig und lieb auf dem Heimwege.“ Wieder das infame Geblinzle, das den streitsüchtigen Willy noch mehr reizte!

„Du lügst! Was habt ihr auf dem Heimwege getrieben?“

Friedsam legte die Ohren zurück und machte ein Gesicht, als wenn er viel sagen könne und nichts sagen werde.

„Was? Sprich!“

„Was tut wohl ein jeder Mann, wenn er es kann, wenn er mit einem schönen Weibe unter vier Augen und vier Lippen ist?“

„Hundsfott, du lügst!“

„Selbst Hundsfott!“

Wahren kochte vor Zorn, sagte aber kalt und eisig: „Wollen wir noch Ehrenmänner sein, müssen wir uns schlagen bis zur Kampfunfähigkeit des einen.“

Jedoch womit? Mit dem alten Steinschloßgewehr, das der preußische Flüchtling hinterlassen hatte? Mit einer Schußwaffe können zweie sich nicht schießen.

Aber die Haselstöcke, mit denen sie ihre Fechtübungen

machten, waren in der Hecke versteckt; sie holten die Knüttel hervor und traten in Fechtstellung. Die Bauernwaffen krachten aufeinander im hitzigen Gefecht.

Friedsam war stark in der Defensive, der andre im robusten Hieb und ungestümen Angriff. Jener fühlte plötzlich, daß ein fürchterlicher Schlag mit ganzer Wucht seine Schulter traf. Er mußte seine Duellwaffe fallen lassen und laut aufschreien vor Schmerz, er hüpfte auf einem Bein und stöhnte kläglich: „Au, au, du hast mir den Schulterknochen zerschmettert . . . du hast mich zum Krüppel geschlagen, du Mörder! Au, au!“

Willy hatte nicht die Genugtuung des ritterlichen Duellanten, sondern das grauenhafte Gefühl und das gräßliche Gewissen eines gemeinen Totschlägers.

Der Sieger lamentierte ebenso jämmerlich wie der Geschlagene. „O, o, vergib mir! Ich Grobian hab' es zu grob gemacht! Nein, der Schulterknochen kann nicht gebrochen sein.“ Mit zitternder Hand riß er Friedsams Rock unsanft herunter, so daß dieser sein Au—au brüllte.

Die Untersuchung ergab eine starke Schwellung, aber keine ernstliche Beschädigung oder Blessur.

Dennoch bat Willy: „Verzeihe mir den häßlichen Hieb! Es war ja eine kleine Kontrahage in aller Freundschaft . . .“

Friedsam guckte über die schmerzhafte Schulter und schimpfte: „Eine nette Freundschaft . . . eine Rüpelei!“

„Ja, es war eine Eselei von mir . . . du, gib es mir zurück! Nimm den Knüttel, hole nach hinten aus und haue mir eins über die Hinterpartie, daß mir die Knochen knacken . . . dann hast du deine Revanche und ich meinen Hieb mit Zinsen zurück.“ Der wackre Willy rechnete naiv, aber richtig mit einem just nicht schönen Charakterzug des Kameraden, der immer ehrlich bemüht war, alles Böse, das ihm zugefügt wurde, pünktlich heimzuzahlen. Gern wollte er seines Rückens untere und unedlere Hälfte darbieten und seine Haue nehmen, um den bösen Hieb zu tilgen.

Friedsams Augen funkelten, trotz der Schulter nahm er den Knüttel fest in die Faust, holte nach hinten aus — au-au! Die Bewegung tat abscheulich weh — und ließ die Rüpel-

waffe sinken. Es war nicht nur der Schmerz, sondern der bessere und anständigere Mensch, der in ihm erwachte und plötzlich erkannte, daß er im Begriff sei, etwas höchst Unehrenhaftes zu tun. Er warf den Knüttel fort. „Mein lieber Willy, reiche mir die Hand! Das Stockduell war eine Dummheit von uns beiden. Pueri fuimus, wir sind doch junge Gentlemen und nicht mehr dumme Jungen.“ — —

In den nächsten Wochen fiel es dem Pastor auf, daß der eine seiner Schüler sich zu seinem Vorteil verändert habe; er äußerte zu seiner Frau, der Windhund Dachenhausen werde vielleicht doch noch zu einem homo sapiens sich entwickeln. Zwar hatten Fleiß und Pflichtgefühl sich nur wenig vermehrt, aber statt der dreisten Nonchalance zeigte sein Gesicht einen ernsten und, wenn er sich unbeobachtet glaubte, einen traurigen Ausdruck. Was seinen Sinn bewegte oder bedrückte, erfuhr kein Mensch; es fiel ihm nicht ein, seinen Freund zum Vertrauten zu machen.

Im Winteranfang — es war der erste Frosttag und in der Nacht die letzten Blätterleichen von den Bäumen gefallen — sagte er plötzlich zu Wahren: „Jetzt weiß ich, was ich will! Ich werde Soldat! Der Leutnant, dem alle Frauen nachschauen und nachlaufen, hat überall ein neues Liebchen . . . wenn er heute eine Schöne im Arme hält, ist die gestrige vergessen.“

„Willst du darum Soldat werden?“ fragte Willy, die höheren Ideale vermissend. Er selbst hatte es lange gewollt und lange gewußt, daß er ein Kriegsmann werden würde, sobald die große deutsche Erhebung wie ein Gewitter losbräche.

Jener Jüngling erwiderte blasiert: „Was scheren mich die Weiber! Sie sind nur das Gewürz, womit man dem faden Leben einen pikanteren Geschmack gibt. Ich will Soldat werden, weil das Kriegsspiel ein Lotto ist, wo jeder den allerhöchsten Einsatz, Kopf und Körper, wagt, um das Höchste zu gewinnen . . . das waghalsige Lottospiel zieht jede ungemeine Männerseele an. Doch will ich nicht gemeiner Sandkriecher sein, sondern mein braver Vater soll mir ein Patent bei dem englisch-deutschen Regiment, das aus der früheren hannöverschen Armee gebildet wird, verschaffen.“

Willy wurde nachdenklich. Wer würde ihm ein Patent kaufen oder schenken?

Der Kamerad erriet seine Gedanken. „Hast du noch nichts Authentisches über deinen Vater in Erfahrung gebracht? Ob er gestorben oder verschwunden oder gar nicht vorhanden gewesen ist? Nein? Du wirst dich noch als Graf oder Fürst entpuppen . . . dann kann es dir nicht fehlen, denn die Fürsten sind die gebornen Feldherren von Gottes Gnaden, jedenfalls in England und Deutschland. Ob sie nicht darum von den französischen Marschällen, den früheren Metzgern und Korporalen, so mörderliche Hiebe bekommen?“

Willy machte ein böses Gesicht. Er war jetzt erwachsen genug, um instinktiv zu fürchten, daß das über seinem Lebensanfang lagernde Dunkel vielleicht häßlich sich erhellen könne. —

Die Jünglinge, die für den Heer- und Wehrdienst sich entschieden hatten, wollten mit Eifer für ihren kriegerischen Beruf sich vorbereiten. Man holte das Steinschloßgewehr, das nicht vom neuesten Kaliber war, aus seinem Versteck. Pulver und Blei war in einer Zeit, wo die Flüchtlinge ihre Munition für ein Glas Branntwein verkauften, leicht zu beschaffen. Hinten im Garten wurde ein Brett befestigt, darauf klebten sie ein Bild, das in Hannover wohlfeil war und von der französischen Verwaltung unter das Volk verbreitet wurde, ein Bild Bonapartes mit der Unterschrift: Le grand empereur Napoléon. Das Bild diente als Zielscheibe. Hätten sie den Tyrannen selbst so mit Kugeln spicken können! Der Haß festigte die Hand beim Zielen, fast jeder Schuß saß. Dem Urian und Antichristen jedes guten Deutschen wurde der Dreispitz, das mürrische Mephistogesicht durchlöchert, mit lautem Hurra wurden ihm die Augen ausgeschossen, die Nase, die als Zentrum galt, war nicht mehr. Das Geknalle alarmierte das Pfarrhaus, der Pastor kam in Pantoffeln angelaufen.

„Was soll das Bombardement bedeuten?“ Als er die Beschießung des Bonapartebildes sah, hob er verzweifelt die Hände. „Himmlischer Vater! Wollen die jungen Mosjös uns ins Unglück bringen? Wenn die Spione es erfahren

und uns denunzieren, werden wir alle wegen Majestäts-verbrechen auf die Festung, ja auf die Galeeren in Brest gebracht." Der Pastor riß das Bild herunter, versteckte die Fetzen in den Taschen seines Schlafrocks und hat sie an einem verschwiegenen Ort benutzt und begraben. Auf dringendes Bitten hat er die patriotischen Schießübungen nicht verboten und nicht erlaubt. „Ich darf nichts sehen und will nur sagen: Gott segne die deutsche Jugend, die beizeiten lernt, das Pulver trocken zu halten, das Gewehr zu laden und das Ziel zu treffen."

Willy hatte die sicherste Hand und die meisten Treffer, obgleich er am wenigsten sich übte, in diesem Winter viel agrarische Arbeit tat und im fiskalischen Walde beim Holz-fahren half. Selbst der Pfarrer mußte heuer Holzfron leisten, zwei Pferde und zwei Mann an drei Wochentagen stellen. Die Franzosen nämlich hatten mit Wohlgefallen und Hab-sucht die herrlichen kurfürstlichen Forsten betrachtet und sofort beschlossen, alles brauchbare Holz zu fällen. Zum Schmerz der Hannoveraner wurden die schönen Wälder des Landes fürchterlich devastiert, wurde nach dem allge-mein üblichen Raubsystem nur verwüstet und nichts auf-geforstet; als hätten die Herren eine Ahnung, daß sie in Hannover nicht lange hausen und ihren Nachkommen hier kein Erbe hinterlassen würden. Der ergraute Forstmeister vergaß manchen braven Baum und hielt es nicht für eine Todsünde, die Franzosen zu belügen und zu betrügen.

Bei der Hatz im Walde war wieder ein Holzfäller schwer verletzt worden. Die mitleidige Jungfer Darmann trug eine kleine Apotheke von Arzneien und Salben und eine kleine Speisekammer in die Hütte des Mannes, dem aber nicht zu helfen war. Blaß und erschüttert kam die Samarite-rin nach Hause, erzählte den Jammer und blickte bittend und bangend zu dem jungen Wahren empor. „O, seien Sie vorsichtig! Der Anblick des Zerschmetterten war zu gräß-lich . . . es steht vor mir . . . o, gehen Sie den angesägten Bäumen weit aus dem Wege!"

Die Pastorin horchte auf und lächelte vor sich hin.

Willy gelobte größte Vorsicht. Ihre Sorge und Angst um

ihn tat ihm so wohl wie eine weiche Liebkosung; aber dem andren, der es hörte, tat sie weh wie der Neid, der sehr schmerzhaft sein soll. —

Kaum eine Woche verlief, wo nicht eine Hiobsbotschaft von Haus zu Haus getragen wurde. Das Land war in Departements geteilt, als wenn die Franzosen auf die Dauer sich eingenistet hätten. Neue Steuern wurden erhoben. Die elenden Spione trieben ihr ruchloses Wesen und denunzierten brave Bürger, denen ein unmutiges Wort entfahren war.

Viele französische Beamte zeigten allerdings jene gefällige, gallische Bonhommie, die manchen deutschen Mann bestach. Die erbärmliche Hochachtung des Germanen vor allem Fremdländischen fühlte oft die Fremdherrschaft nicht als Schmach. Feile Zeitungen und Männer ohne Rückgrat drängten sich in französischen Sold.

Mit tiefem Schmerz las Willy den Weihnachtsbrief seiner Mutter, die sehr freudig tat, was ihn doppelt betrübte. Endlich sei es dem Vater gelungen, bei der Mairie in Hannover ein standesgemäßes Engagement mit hohem Salär und guten Sporteln zu bekommen, unter Beibehaltung seines Titels und Ranges seien ihm die Funktionen eines Bureauchefs übertragen worden. Der Empfänger des Briefes hatte genug gelesen. Auch sein Vormund und Stiefvater ein Bedienter Bonapartes! Pfui Teufel!

Pastor Baring zündete am Abend seine Pfeife an, paffte heftig und ließ sie ausgehen. Das Intelligenzblatt, das eine neue, arge Hiobsbotschaft brachte, alterierte ihn in der gemütlichen Stunde, wo er sein otium cum dignitate genoß.

Eine großmütige Handlung Sr. Majestät des Kaisers wurde offiziell bekannt gemacht. Die großen und reichen Krondomänen des angestammten Welfenhauses, die zahllosen Landgüter mit schönen Wald- und Jagdgründen und einträglichen Gefällen, die viele Millionen wert waren, hatte Napoleon natürlich längst als hochwillkommene, hochwertige Beute an sich gerissen. Aber der allergroßmächtigste und allergroßmütigste Kaiser behielt den Raub nicht. Seine Generosität war die Verteilung und Verschenkung der kon-

fiszierten Domänen an seine Marschälle, Generäle und Günstlinge. Die Berthier und Bernadotte, die Vandamme, Massena, Marmont und Ney, die Junot und Lannes, und wie die lange Reihe seiner Kreaturen, die er, um sie an seine Person zu fesseln, in allen Herrenländern nach Herzenslust rauben und sich bereichern ließ, heißen mag, all diese Herren mit der herostratischen Unsterblichkeit, die gold- und douceurgierigen, tapfren Kriegsführer und klugen Staatsmänner, erhielten von den Krondomänen reiche Dotationen, so daß die größten 100 000 Frank, die kleinsten 10 000 Frank an jährlichen Revenuen dem glücklichen Inhaber eintrugen.

Mancher mit Orden besäete Marschall hat sein hannöversches Majorat und Gut nie mit eignen Augen gesehen, sondern nur durch einen Administrator dafür gesorgt, möglichst viele Einkünfte herauszuschlagen. Andre Generäle, die entweder noch habgieriger waren oder die Unredlichkeit ihrer Landsleute und Verwalter zu genau kannten, reisten selber nach Hannover, um von der schönen, von des Kaisers Gnade geschenkten Herrschaft Besitz zu ergreifen, die Administration und Verpachtung zu ordnen und den Grund und Boden möglichst zu arrondieren.

Eine Viertelstunde von Hasselhausen lag eine dieser Dotationen, ein fruchtbares Gut mit viel Acker, Wald und Wiesgrund und einer sehr bescheidenen Pächterwohnung. Auch das verfallene Schloß in Hasselhausen gehörte zu der Domäne und war noch im vorigen Jahrhundert das Herrenhaus gewesen.

Der berühmte oder berüchtigte General Vandamme war von seinem dankbaren Kaiser mit dieser Herrschaft und Schloßherrlichkeit belohnt und belehnt worden.

---

Zehnter Abschnitt.

# Die Retirade des Generals Vandamme.

Im Wintermonat des Jahres 1809 hatte die weltliche und geistliche Behörde des Dorfes Hasselhausen ein amtliches Schriftstück, das viel Aufregung und keine Freude hervorrief, vom französischen Gouvernement erhalten. Dem Schulzen und dem Pastor war die demnächstige Ankunft Sr. Exzellenz des Generals Vandamme, der in eigner Person seine Liegenschaften in Besitz nehmen, eine möglichst sparsame und ertragreiche Verwaltung seines Gutes anordnen wolle, angezeigt worden. Hochderselbe sei ein hochverdienter General Sr. Majestät des Kaisers, das Dorf werde die Ehre, einen solchen Mann als Mitbürger zu besitzen, zu schätzen und durch einen würdigen Empfang der allgemeinen Freude offenkundigen Ausdruck zu geben wissen. Die Weisung war sehr deutlich, aber durch einen Zusatz modifiziert worden; weil die deutsche Servilität manchmal zu weit ging, war eine maßvolle Ovation anempfohlen worden. Ein General dürfe nicht wie ein Kaiser gefeiert werden! Sintemal der neue Imperator eifersüchtig wachte und seine exklusive Stellung wahrte, wollte das gehorsame Gouvernement kein Mißtrauen in Paris erregen.

Vandamme war einer der vielen Generäle Napoleons, die militärische Begabung und einige persönliche Bravour besaßen, aber anrüchige Charaktere, feile und käufliche Subjekte waren. Diese Satrapen, die der Kaiser für seine Zwecke gebrauchte und bis zu einer gewissen Grenze schalten und walten ließ, suchten in den eroberten Provinzen möglichst

schnell ihre Habgier zu befriedigen, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Ein Massena und Vandamme galten als die rücksichtslosesten und brutalsten Naturen des Napoleonischen Feldherrngenre.

An einem frostklaren Nachmittage, bei Schnee und Eis, als tief am Himmel die rötlich matte Sonne illuminierte, hielt Vandamme im vierspännigen Schlitten seinen Einzug, ohne Pomp und Prätension, nur mit einem kleinen Gefolge, einem Wachtmeister, einem Diener und einigen Ordonnanzen. Sein Privatsekretär, der Monsieur Girardin, ein glatter, graziler Allerweltspariser, saß auf dem Hintersitz und grüßte leutselig.

Neben der Ehrenpforte mit der Inschrift: Vive le général Vandamme le plus célèbre! standen Pastor und Dorfschulze frostklappernd, standen die gesichtsblauen, nasentropfenden Vertreter der Dorfgassenjugend und sonst niemand zum Empfange bereit.

Die Schellen klingelten. Im Schlitten sah man nur ein Häuflein Pelze und ein scharfes, unsympathisches Franzosengesicht mit stechenden Augen. Der Pfarrer hielt eine Ansprache, von der Vandamme wenig oder nichts verstand, denn statt eines Dankes schnarrte er: Ob es hier im Departement Hannover immer so bärenkalt wie in Sibirien sei? Où est mon château? Wo sein Schloß, sein Schloß 'Assel'ausen sei? Er wolle nur schleunigst aus der barbarischen Kälte heraus und an einem rotglühenden Kamin seines Schlosses sich erwärmen.

Der Pastor zeigte etwas verlegen auf das massige Gebäude jenseits der Kirche, das in seinem Verfall, mit den fehlenden Fensterscheiben sehr frostig und wenig Wärme versprechend aussah.

Der General fluchte. Diable, diable! Die Ruine sei ja ein riesiger Schweinestall, in dem kein Mensch, geschweige denn ein General Sr. Majestät wohnen könne.

„O ces idiots allemands! Ne me comprenez-vous pas? Le nouveau château! Le nouveau!" — Wo das neue Schloß, das wohlgeheizte Herrenhaus seiner neuen Herrschaft sei?

Zögernd und unsicher wies Pastor Baring den Weg hinauf und dann nach links. Dort liege die Domäne Hasselhausen, nur eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt.

Kein Gruß noch Dank für die Ehrenpforte, ein barsches brummiges En avant! Die dampfenden Pferde griffen aus, der Schlitten glitt von dannen. Monsieur Girardin saß rücklings hinter dem General, nickte liebenswürdig, erblickte im Fenster des Pfarrhauses die Jungfer Darmann und warf ihr eine fröhlich-freche Kußhand zu.

Baring guckte halb besorgt und halb boshaft dem Schlitten nach, und der Schulze blinzelte ihn an und zog die Lippen ins Schiefe: „Watt de Mosjö Verdamm wohl seggen ward, wenn he sin Schatoll“ — Schato, verbesserte der Pfarrer — „to sehen kriegt.“

Nach zehn Minuten hat der General auf dem weiten Hofe seiner Herrschaft und Herrlichkeit gehalten, viele und große Scheunen, Ställe und Schuppen, auch stattliche Misthaufen gesehen, aber nach einem geheizten Palais vergebens Umschau gehalten. Vor der langen, niedrigen, strohgedeckten Pächterwohnung stand der Pächter entblößten Haupts, ein langer, knochiger, bäurisch steifer Ökonom, der mit Frau und sieben Kindern und dem zahlreichen Gesinde das enge Haus bewohnte und für den hohen Herrn das einzige Gastzimmer zugerüstet und den Beilegerofen, der allerdings weder zog noch wärmte, um so mehr aber rauchte und roch, mit Holz gefüllt hatte.

Vandamme warf mit den gemeinsten Schimpfwörtern um sich, wovon der deutsche Bauer nichts verstand noch fühlte. Doch der wütende Repräsentant der grande nation riß in seinem Jähzorn dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und verprügelte, wie der roheste Korporal, den unschuldigen Ökonom, der sein Bestes getan hatte und zwar ein einfacher, ungebildeter, aber ehrenhafter und hochanständiger Mann war.

Der Pächter hegte fortan einen stillen Grimm und hat die Schläge Anno 13 den Franzmännern mit Zinsen heimgezahlt.

So hatte sich dieser napoleonische Heerführer mit der

ganzen Brutalität, die ihm nachgesagt wurde, in Hasselhausen eingeführt. Der Schlitten jagte nach dem Dorfe zurück. Der Pastor, dem Schlimmes schwante, stand in böser Erwartung am Fenster. Vandamme schrie ihn heraus, forderte barsch ein gutes Quartier, wie es einem kaiserlichen General gebühre, lief durch das ganze Haus und suchte sich die zwei besten Zimmer aus.

Im Umsehen hatte das Pastorat sehr anspruchsvolle Gäste und einen General, einen Privatsekretär und zwei Ordonnanzen als Einquartierung mitten im Frieden bekommen. Jeder höhere Offizier aus Frankreich fühlte sich diesseits des Rheins als Autokrat, der die dummen Deutschen wie seine Diener behandelte; aus Furcht vor noch größeren Bedrückungen und Schikanen wagte keiner sich über die Ungehörigkeiten zu beschweren. Dem Hasselhausener Pastor ist für die hohen Unkosten, die er hatte, für die Unverschämtheiten, die man hinnehmen mußte, kein Sou vergütet, keine Entschuldigung gemacht worden.

Alle Hausbewohner waren dem General nur Bediente. S. Gnaden hatten während der Fahrt durch das deutsche Sibirien sich verkühlt und einen Stockschnupfen bekommen, was die Liebenswürdigkeit nicht verbesserte. Ordonnanzen, Knecht und Magd wurden oft mit einem „cochon" tituliert, ja mit einem Fußtritt traktiert. Nur das gute Essen, das die Pastorin kochte, und die heiße Bowle Glühwein fand Gnade vor dem Gewaltigen, dem alles aus dem Wege wich, soweit es möglich war.

Aber selbst an einem Vandamme, der dem schlimmen, ihm vorauseilenden Ruf alle Ehre — oder richtiger Unehre — machte, war etwas lobenswert zu nennen. Der Pastor rühmte an ihm, daß er wenigstens, im Gegensatz zu seinen galanten Landsleuten, die Frauenzimmer in Ruhe ließ. Allerdings mochte der Stockschnupfen, der die erotischen Gefühle des Herrn stark abkühlte, eine Mitursache dieser Tugendhaftigkeit und Keuschheit sein.

Aber Urbanität und Humanität waren ihm unbekannte Begriffe; grob gegen alle, deren Herr er durch des Kaisers Schenkung geworden war, und die er seine Hand und

Herrschaft fühlen ließ, war er im Zorn ein gefühlloser und grausamer Mensch, der den armen Pächter vom Hof herunter und in den Winter hinausjagte.

Das Gut, das er persönlich verwaltete, enttäuschte seine Erwartungen, die Einkünfte genügten seiner grenzenlosen Habgier nicht. Sein Wunsch, schnell reich zu werden, suchte den raschesten Weg, um den Ertrag zu erhöhen. Mit dem schlauen Girardin und einem verlotterten, verlüderten Schreiber aus Hameln, einem elenden, odiösen deutschen Subjekt, das den Franzosen als Denunziant gedient hatte und in seinem Bureau sehr brauchbar sich zeigte, durchstöberte er das Gutsarchiv, bis es ihm gelang, alte Akten, alte, unter dem milden Welfenregiment längst vergessene, verjährte Bestimmungen über Naturallieferungen, Grundheuer und andre Gefälle der Hasselhausener Bauern herauszugraben und sofort wieder durch das Gouvernement in Kraft zu setzen, worüber später zu berichten ist. —

William von Wahren begegnete sehr selten dem siebenmal verwünschten General Verdamm — wie das Volk ihn nannte — und ballte oft die Faust in der Tasche. Jede Ungebühr und Unbill, die er sah oder hörte, wurde mit einem trotzigen Kopfnicken aufs Kerbholz geschrieben. Wenn der Teutonengrimm ihn nicht einschlafen ließ, brütete er vor sich hin, und seine Gedanken beschäftigten sich sehr viel mit dem edlen Römer Brutus und den andern berühmten Tyrannentötern der Geschichte, die kraft eines göttlichen Rechts ein Ungeheuer beseitigt hätten. Sei es nicht erlaubt, ja geboten, Menschen, die eine stete Gefahr für die Menschheit und Menschlichkeit seien, mit einem Dolchstoß oder einer Pistolenkugel aus der Welt zu schaffen? Würde der deutsche Brutus, der den Antigott in Paris, den Feind der Menschheit, den Töter der Freiheit, den Tyrannen der Völker, erdolchte oder diesen französischen Frechling Vandamme niederschösse, nicht als Held und Märtyrer sterben und von der deutschen Nachwelt als Befreier besungen werden?

Eine Stimme in ihm rief Ja und Nein, Bravo und Pfui in einem Atem. Groß ist der Tyrannenmord, aber das

Meucheln gemein und niedrig. Ein offner, ehrlicher Zweikampf mit gleichen Waffen auf Leben und Tod müßte es sein. Aber, ach, der erhabene Gedanke endete lächerlich. Die beiden genannten Herren würden schwerlich die Herausforderung annehmen und mit dem jungen Herrn von Wahren sich schlagen oder schießen.

Nach einigen Tagen vernahm Willy vom Flur aus im Gartenzimmer französisches Gelisple und Getue; mit heißen Wangen aufhorchend, hörte er deutlich, wie der galante Girardin mit Komplimenten und Liebesgeschwätz Isabella überschüttete und offenbar dem jungen Mädchen, das aber nicht um Hilfe schrie, sondern leise zu lachen schien, Tür und Ausweg vertrat.

Er erbleichte — vom weißen Zorn — und drückte hastig die Klinke auf. Sein Blick war furchtbar und zu allem fähig, wurde aber im Zimmer hilflos, groß und grenzenlos verblüfft, denn er sah nur den Schimmer einer weiblichen Gestalt, die aus dem geöffneten Fenster gesprungen war, er hörte nur ein lustig spöttisches Gekicher.

Der Franzose, sofort Herr der fatalen Situation, verbeugte sich gefällig und lächelte verbindlich. „Monsieur de Wahren, wir 'aben ein bißchen Attraper gespielt, aber die schöne Demoiselle 'uscht wie ein Wiesel, 'üpft wie eine Bachstelze, springt wie ein Reh und fliegt wie eine Schwalbe."

Der Deutsche gab keine Antwort, ging hinaus und richtete viele Fragen an sich selber. Hat meine Isa, die gar nicht meine ist, mit dem Windhund, dem Feind des Vaterlandes, gespielt, wie ein Kind oder wie eine Kokette mit ihm gespielt? War es ein harmloses Attraper oder ein freches, verbrecherisches Attaquer des Malefizparisers? Aber warum hatte sie nicht um Hilfe geschrien? Sondern gekichert und gelacht und nicht einmal unhöflich gelacht? Ach, es war ihr lustig liebes, helles Lachen gewesen! Und das klang ihm heute unhold und häßlich ins Ohr.

Er senkte und schüttelte das versonnene Haupt. Plapperte sie nicht zu gern und zu viel mit dem verflixten Franzmann? War nicht in ihren Adern französisches, heißes,

leichtfertiges Blut, so daß sie durch die Bande des gemeinsamen, gallischen und bösen Bluts zu dem Manne ihrer Art hingezogen wurde? Konversierte und kokettierte sie nicht bei Tisch mit dem Hundsfott? Die Frage ging ihm wie ein Schwert durch die arme, eifersüchtige Seele.

Der General ließ sich in seinem Zimmer ein Diner von mehreren Gängen servieren und speiste allein in fürstlicher Unnahbarkeit. Wie alle diese einstigen Citoyen-Generäle, die Marschälle, Fürsten und Herzoge von Bonapartes Gnaden geworden waren, von einem lächerlichen Hochmut beseelt, war er ängstlich auf seiner Hut, nur durch seine Taten und Worte, nie aber durch irgendwelchen Verkehr mit dem plebejischen Volke sich gemein zu machen.

Sein Privatsekretär stand natürlich so tief unter ihm, daß er nur zu seinen Füßen und nicht an seinem Tische hätte speisen können, und hat während seines Quartiers im Pfarrhause an den gemeinsamen Mahlzeiten der Familie teilgenommen. Dieser Herr von 25 Jahren besaß eine gewisse Bildung und Belesenheit, die er geschickt zu verwerten verstand, und die ganze Lebhaftigkeit und Grazie seines Volks, um im rechten Augenblick seinen sprudelnden Esprit, seine bestechende Liebenswürdigkeit glänzen zu lassen. In der Tat ein angenehmer Mann von gefälliger Erscheinung und guter Lebensart, immer charmant und heiter, unterhaltsam und höflich, immer der fröhliche, witzige Bonvivant mit einem Stich ins Brave und Biedre, so daß alle Tischgenossen bei seinen muntren Gesprächen und quecksilbrigen Gesten gut sich unterhielten. Nur Wahren nicht, obgleich der Monsieur oft und anscheinend mit Absicht auf ihn das Feuerwerk seiner Freundlichkeiten und Flatterien richtete, just als wenn er an dem „grogneur“, dem jungen Murrkopf, das Meisterstück französischer Konversationskunst machen wolle. Der Trotzkopf aber gab nur ein brummiges Non oder ein quiekendes Oui von sich, obwohl er sehr gut wußte, daß er durch das fehlende monsieur in den Augen des Franzosen ein grober Flegel oder ein ungebildeter Barbar sei. Mit Absicht stellte er dem gallischen Geziere ein urwüchsiges, teutonenhaftes, trotziges

Germanentum entgegen. Kein Blick aus Isabellas Augen dankte ihm.

Dagegen sah und horchte ihr aufmerksames Gesicht oft nach dem Franzosen hinüber, wenn dieser mit einem höflichen Permettez-moi die Lippen kräuselte, um ein in Paris schon antiquiertes, in Hannover neues Bonmot oder einen hübschen Calembourg vom Hofe des ersten Konsuls, der die höfische Etikette wieder einführte, im Anfang jedoch die lächerlichsten Fauxpas und Fadaisen machte, mit Behagen zum besten gab. Sogar über den großmächtigen Kaiser witzelte Girardin in despektierlicher Weise. Als der Konsul seinen kleinen Körper in die Imperatortoga hüllte und auf sein Haupt die Krone setzte, sei die Anrede „Sire" manchen sehr ungeläufig gewesen. Wenn einer sich versprach und „Herr Konsul" sagte, habe der neu gesalbte Kaiser dem Unglücklichen mit viel Majestät den Rücken zugekehrt. Als ein Gast der Tuillerien aber aus Versehen die alte Anrede aus der Zeit der Gleichheit und Brüderlichkeit gebrauchte und dem Kaiser laut zurief: „Was meinen Sie, Bürger Bonaparte?" sei Grabesstille und Weltuntergangsentsetzen im Saale entstanden. Der Kaiser sei sofort blaß und wutentbrannt hinausgestürzt; im Saale aber sei die ängstliche Stille zum allgemeinen Gekicher geworden, und ganz Paris habe jenem verhängnisvollen Gaste den Spitz- und Ehrennamen „Bürger Bonaparte" offiziell und bis auf diesen Tag verliehen.

Isabella lachte hellauf und lächelte dem Erzähler zu. Willy saß mit gesenktem Haupt und sah doch alles. Isa lächelte und liebäugelte mit dem Feind des Vaterlandes!

Die Eifersucht sieht mit ihren Argusaugen, was sie sehen will. Es war nicht mehr der brutale General, sondern dieser glatte Franzose, auf den Wahrens patriotische Wut sich warf, und den er irgendwie und -wann ermorden, umbringen, aus der Welt schaffen mußte. Ohne Meuchelei, im ehrlichen und ehrenwerten Zweikampf! Girardin sollte und mußte, wenn seine Stunde kam, ein Duell annehmen und im ehrlichen, legalen Zweikampf sich töten lassen. Willy verstand

es ja meisterhaft, — wenigstens mit Stöcken — sich zu schlagen und mit der Steinschloßflinte sein Ziel zu treffen. — — —

Vandamme besaß anscheinend eine schöne Tugend, nämlich den unermüdlichen Fleiß, denn er war sehr geschäftig, ließ sein Gut durch einen Inspektor verwalten, um den ganzen Ertrag in seine Kasse fließen zu lassen, und arbeitete mit dem deutschen Schreiber, der sein Intimus und in juristischen Kniffen bewandert war, bis in die Nacht hinein, um die Archive und Akten der ehemaligen Krondomäne Hasselhausen zu studieren und zu ordnen. Als Tauwetter eintrat, war er mit der gewissenhaften Arbeit zu Ende, und die Ergebnisse seiner Studien wurden als schriftliche Dekrete des neuen Herrn von Hasselhausen von dem boshaft lächelnden Schreiber in die Bauernhöfe und Kätnerhäuser getragen.

Diese Vandammeschen Dekrete haben die Gemeinde in seelischen Aufruhr gebracht und sind von den Bauern, soweit sie schriftkundig waren, mit Entsetzen gelesen worden. Der Schulze als Dorferster empfing das erste Dekret, worin ihm kund getan wurde, daß laut Urkunde vom Mai 1612 folgende Lasten und Abgaben auf seiner Hufe ruhten und hinfort pünktlich an den Gutsherrn zu leisten seien, widrigenfalls zwangsweise Beitreibung und Exekution stattfinden werde. 10 Scheffel Roggen, 6 desgleichen an Hafer, 4 an Gerste, 2 an Buchweizen seien zu Martini jedes Jahres in bester Qualität auf dem Gutshofe zu liefern. 12 Tage Hand- und Spanndienst mit 3 Pferden, 1 Mann und 1 Frauensmensch seien in der Ernte zu leisten, desgleichen 5 Tage in der Heumahd und je 8 Tage Spanndienst mit 2 Pferden in der Herbst- und Frühlingspflugzeit, welche Fron aber mit 1½ Gulden pro Tag und Gespann abgelöst werden könne.

Dem Schulzen wurde schwarz vor den Augen. Er mußte ein großes Bierglas Branntwein trinken, um nicht schwach und schwimelig zu werden. Jeder Bauer und Kätner hatte ein ähnliches Schriftstück und einen ähnlichen Schwächeanfall bekommen, denn er sollte je nach der Größe seiner Ackerfläche dem Gutsherrn Getreide zehnten und Fron-

arbeit leisten. Jedem wurde durch ein paar Federstriche eine neue, schwere Naturaliensteuer, die seit mehr als einem Jahrhundert nicht erhoben war, auferlegt, für alle Ewigkeit aufgebürdet. Sogar die kleinsten Leute, die nur ein Kuhlein oder zwei Ziegen durch den Winter hungerten, hielten ein Dekret in der zitternden Hand und sollten eine junge Gans und zwei Stieg frische Eier zu Martini der Herrschaft bringen oder in Geldwert ersetzen. Eine uralte Bede und Beschwerung der Bauern, ein Gutszehnten der Gemeinde Hasselhausen, der in den Elendszeiten des Dreißigjährigen Krieges, wo nichts gesäet und nichts geerntet wurde, stillschweigend suspendiert, nicht wieder in Kraft getreten und seit $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten vergessen und verjährt war, wurde von Sr. Exzellenz dem General Vandamme aus dem Aktenstaub ans Licht befördert, schonungslos erneuert und eingetrieben.

Pastor Baring warf sich kummervoll in seinen Frack und bat um eine Audienz bei dem Gewaltigen. Sobald der General die ersten Worte des Supplikanten vernahm, öffnete er die Tür und sagte: „Mein Herr Pfarrer, predigen Sie den Bauern, daß sie der Obrigkeit — die Obrigkeit, das bin ich — gehorchen und ihre geringen Abgaben pünktlich bezahlen!“

Im Dorfkruge wurden wilde, revolutionäre Reden gehalten und viel Schnaps getrunken. Der Pastor, jetzt im Lodenrock und den langen Stiefeln, trat mitten unter die roten Köpfe und erhitzten Gemüter, um zur Besonnenheit zu reden und den einzig möglichen, ausführbaren Rat zu erteilen.

Die gesamte Gemeinde legte bei dem Gouvernement in Hannover gegen die neue Besteuerung ausführlichen Protest ein und bat, hochgeneigtest und huldvollst zugunsten der armen Gemeinde zu entscheiden und S. Exzellenz abzuweisen.

Die Petition wurde mit Kratzfüßen, Kreuzen und Klexen bedeckt und ging in einem unschönen Zustand an ihren Bestimmungsort. Baring hatte wenig Hoffnung, denn das Gouvernement war nur ein Bedienter des Gewaltigen in

Paris und entschied niemals gegen die Günstlinge eines Bonaparte. Doch als Menschenkenner sagte er sich: Der Mensch und besonders der geplagte Bauer muß sich nur an ein Unglück einige Wochen gewöhnen, um zuerst mit Geduld, zuletzt mit Gleichmut es zu ertragen.

Das Gouvernement entschied natürlich, die betreffende Gutsabgabe sei niemals durch legalen Akt aufgehoben worden und die Gemeinde Hasselhausen gehalten, alle Gefälle und Gebührnisse an den vom Kaiser dotierten, hochverdienten General zu entrichten.

Vandamme und sein vertrauter Schreiber ließen die Gutssteuer rücksichtslos beitreiben. Da ging der Schulze mit zwei der Ältesten mutig zur Exzellenz, um eine mündliche Supplik zu machen und Mitleid zu erregen. Der Pastor mußte Dolmetscher sein.

Vandamme schnaubte sich mit seidenem Taschentuch die noch immer stockverschnupfte Nase und hörte lauernd die Jeremiaden an. Gekrümmt standen die Bauern in ihren langen Röcken mit den Silberknöpfen, als wenn es mit ihnen am letzten sei, obwohl es noch zum Leben und Sterben langte.

Der Dolmetscher redete vom Jammer der Kreatur. Das arme Vieh und die lieben Schweine müßten aus Mangel an Futter verhungern.

Der General lachte zum erstenmal in Hasselhausen, lachte leutselig und launig. „Dann müßt ihr schleunig das arme Vieh und die unglücklichen Schweine schlachten und verspeisen, ehe sie vor Hunger krepieren."

„Xlinz!" sagte der Schulze devot, „kunnen wir nich wenigstens von den Hand- und Spanndiensten freikommen?" Die Fron traf den Großbauern am härtesten. „Dann müßten wir die Gefälle uns gefallen lassen."

„Gewiß, gewiß!" lautete die wohlwollende Antwort. „Ihr könnt die Fuhren mit Geld ablösen."

Der Schulze krümmte den langen, knochigen Körper, wie ein gequälter Wurm. „Wir haben bei Gott kein Geld, der Steuererheber hat den letzten Gulden genommen."

Vandamme zeigte nur lachend auf die dicken Silber-

knöpfe des Wamses. Ob das nicht so gut wie Bargeld sei?

Die Bauern tauschten Blicke des Selbstvorwurfs und der Verzweiflung. Daß sie in ihrer Dummheit die Knöpfe nicht abgeschnitten hatten! Das steinerne Herz des Franzosen schien keine menschlichen, geschweige denn mitleidigen Gefühle zu kennen.

„Wi rede umsünst!“ seufzte der Schulze.

Die Deputation mit dem Dolmetscher verließ das Gemach des Gewaltigen, um nach einigen Minuten zurückzukehren. Auf dem Flure war leise Beratung gehalten worden. Den Großbauern, die ihren besonderen Nachteil im Auge hatten, war sehr daran gelegen, von den Hand- und Spanndiensten freizukommen.

„Wi rede umsünst ... ein andrer mutt für uns snacken mit der Xlinz,“ nickte der Schulze.

Das Wort gefiel dem Pastor sehr, der gottergeben die Hände faltete. „Ja, unser treuer Herrgott muß uns beistehen und das harte Herz des Generals erweichen.“

„Ja—a, den Herrgott mütten Se anrufen, Herr Pastr, das ist Ihr Amt und Geschäft als Pastr ... ich mein' einen andern, der für uns snacken mutt mit der Xlinz. Zu Hause hab' ich von meinem Großvatter her eine sülberne Snustobaksdose, auf dütsch Tabatiär genannt ... die will ich auf dem Altar der Gemeinde gern opfern, aber wir mütten die magere Dose erst mästen, mit einigen Goldfüchsen, auf dütsch Louisdor genannt, sie fett machen und füllen und dann als Presang, auf dütsch Dusör, der Xlinz überreichen.“

Die Bauern nickten und nahmen das großmütige Anerbieten an und hatten nur der Füllung wegen schwere Bedenken. Die Dose wurde schnell herbeigeholt. Mit manchem Seufzer kamen die Goldstücke zusammen.

Die ländliche Deputation mit dem geistlichen Dolmetscher stand wiederum vor dem General. Der Schulze überreichte das Silberkästchen mit einer tiefen Reverenz, der Pastor erklärte, die Gemeinde Hasselhausen wolle Sr. Exzellenz im voraus einen ehrerbietigen Dank für die noch zu er-

weisende Gnade gehorsamst abstatten. Weil der General, der nicht für Antiquitäten Sinn hatte, verächtlich das Ding betrachtete, setzte der Dolmetscher schnell hinzu: S. Exzellenz möge hochgeneigtest eine Prise probieren!

„Prosit, Prosit!“ riefen die Bauern mit gebeugtem Rücken und trübseliger Miene.

Vandamme öffnete den Deckel ein wenig, lächelte vielsagend und vielfältig — ein gieriges, glückliches, humanes und höfliches Lächeln — und verschwand im Nebenzimmer, um den Inhalt der Tabatiere zu überzählen.

In banger Erwartung und böser Furcht, daß ihre schönen Goldstücke vielleicht weggeworfen seien, standen die Bauern. Nur der Pastor vertraute auf seinen Herrgott und der Schulze auf seines Großvaters Dose, die das Schnacken verstehe und ein vortrefflicher Fürsprecher sei.

Alle Generäle des großen Korsen suchten in der unsaubersten Weise Beute zu machen, das Douceur war mächtiger als die großmächtigen Herren von Bonapartes Gnaden. Diese Grandseigneurs, von einem Vandamme bis zu einem Bernadotte, dem später gekrönten Haupte, hinauf, nahmen die größten Summen, aber auch die kleinsten Geschenke mit gemeiner Krämergier. Nur durch Bestechungs- und Schmiergelder wurden diese Herren zugänglich und human, durch ihre Douceure haben sie Reichtümer zusammengerafft. Doch muß man ihnen nachrühmen, daß sie für jedes Geschenk entsprechende Erkenntlichkeit zeigten und mit Spitzbubenehrlichkeit ihre Zusage hielten.

Der General erschien nicht wieder, sandte aber seinen Privatsekretär, der einen von Sr. Exzellenz unterzeichneten Revers der Deputation überreichte. Draußen auf dem Flure übersetzte der Pastor das französische Dokument. Der neue Gutsherr erließ den Bauern die Hand- und Spanndienste auf die Dauer von drei Jahren! Vandamme hatte Leistung und Gegenleistung genau berechnet und die Hoffnung, alle drei Jahre das Schaf zu scheren, nicht fahren lassen.

Man traute sich. Obwohl der Handel auch so kein schlechter war, ist und wird der Bauer nie zufrieden sein. Der Pastor

tröstete die Leute: „Der Bonaparte ist wie das Gras und die Blume des Feldes ... wer weiß, ob nach drei Jahren noch ein Napoleon in Frankreich und ein Franzmann im Kurfürstentum Hannover zu finden ist.“

„Gott gebe es, Gott gebe es! Amen!“ sagte der Schulze fromm.

Die Hasselhausener nannten von Stund an den General Vandamme einen schlechten, aber zugänglichen Kerl. Man wußte jetzt den Weg zu seinem Herzen und seiner Humanität. Manches Bäuerlein zog seinen Bräutigamsrock, der als Leichenrock bei Beerdigungen diente, an und bat um eine kleine Audienz bei der großen Xlinz. Der eine brachte eine größere, der andre eine kleinere Summe, um von dieser oder jener besonders unbequemen Abgabe befreit zu werden; höflich den Hut in der Hand, dang man mit dem deutschen Schreiber, der einige Groschen Extradouceur erhielt, um ein, zwei Gulden, bis das saubere Geschäft zustande kam. Der Kätner Heitmann mit 9 Kindern besaß nichts und nur als Erbstück eine silberbeschlagene Pfeife, die er in die Tasche steckte und als Geschenk anbot, damit er die zwei Martinigänse für sich und seine Würmer behalten könne. Er hat seinen Revers erhalten, ein Vandamme konnte alles verwerten. War es die vulgäre Geldgier des Franzosen, die oft das Dreifache an Wert hingab, nur um Bargeld oder Wertmetall in die Harpaxhände zu bekommen? Oder war es prophetische Ahnung, daß Napoleon keinen bleibenden Thron in Deutschland habe und eines Vandammes Gutsherrlichkeit in Hannover von kurzer Dauer sei? Die Eroberer trieben Raubbau und rafften an sich, was von heute auf morgen schnell zu rauben und leicht nach Frankreich fortzuschaffen war. — — —

William von Wahren haßte den Monsieur Girardin, der das glühende Feuerwerk seiner Blicke, die brillierende Beredsamkeit seiner Unterhaltungsgabe der Demoiselle widmete, aber er war zu vornehm, um den bösen Rat seines Freundes, nämlich den heißblütigen Franzosen zu brüskieren, eine Beleidigung und ein Duell vom Zaune zu brechen, zu befolgen. Das tat ein Wahren nicht, trotzdem

sein teutonenhafter Grimm alle Tage sich erboste. Er haßte den Diener und nicht minder den Herrn, den bestechlichen General. Wenn es gelänge, den Verdamm, den Verruchten, zu beseitigen, dann müsse auch der Schreiber und Sekretär das Pfarrhaus verlassen. An eine Brutustat, eine gewaltsame Beseitigung durch Dolch, Kugel oder Gift dachte er nicht. Dennoch gingen ihm die Gifte in der Hausapotheke, die Fläschchen mit Totenkopf und -knochen, durch den Sinn, aber den dunklen Kombinationen fehlte die erleuchtende Idee.

In der Nacht tobte ein Märzschneesturm, die Zweige bogen sich unter der unerwarteten Last, die der blasende Boreas zusammenfegte.

Das rauhe Klima Germaniens setzte dem verwöhnten Franzosen hart zu, die Nase nieste, die Augen tränten, der Kopf brannte, die Galle lief über und verdarb das Geblüt. Die Exzellenz saß, in zwei Überröcke und ein dickes Halstuch eingewickelt, ein Taschentuch in jeder Hand, auf dem Kanapee — eine unkriegerische Gestalt. Das Diner wurde aufgetragen, jedoch das Täubchen mundete nicht.

Auf der Straße knallten Peitschen, das alte Pfarrhaus schütterte, schwere Fuhren arbeiteten sich durch den Schnee, Korporale schimpften, fluchten und fragten, wo zur Hölle man hier sei. Der Wachtmeister brüllte ein Tiens, und der ganze Zug machte Halt. Schwere Geschütze aus preußischen Festungen wurden von einer Abteilung Trainsoldaten nach Frankreich gebracht. Als man den Namen und die geographische Lage des Dorfes erfuhr, erhob sich ein Mordsspektakel. Man sei zwei Meilen vom Wege und absichtlich in die Irre geführt worden. Über das Bäuerlein, das sie im Dorfe Griesberg, 5 Stunden von hier, als Wegführer gepreßt hatten, ging es bös her, die rohen Soldaten verpufften und verprügelten das verängstigte Männchen, das sie vielleicht umgebracht hätten, wenn nicht ein Fenster im Pfarrhause aufgerissen und auf Französisch gerufen worden wäre: Was da los sei? S. Exzellenz verlange Aufschluß und keine Störung seiner Ruhe.

Vandamme war ein gefürchteter Befehlshaber. Sofort

salutierten die Soldaten, der Wachtmeister stürzte ins Haus zur vorschriftsmäßigen Meldung. Ein Transport von 2 Batterien Festungsgeschütz über Wesel nach Verdun! Eskortiert von einem Wachtmeister, 2 Korporalen und 30 Gemeinen! Der verfluchte Bauer habe sie aus Bosheit zwei Meilen nach dem Westen statt nach dem Süden geführt.

Vandamme stocherte an der Taube herum und knurrte: „Ihr seid Idioten! Von einem deutschen Idioten genasführt!“

„Zu Befehl, Herr General!“ Der Wachtmeister bestätigte es ehrerbietig und fragte, was mit dem konfiszierten Kerl geschehen solle.

S. Exzellenz kaute an einem Bissen und brummte durch die Zähne: „Fusiler!“ Das eine übelgelaunte Wort fällte ein Todesurteil. Der Wachtmeister blieb glotzend stehen, aber ein Wink befahl ihm abzutreten.

Der alte Kriegsmann mit seinem Kadavergehorsam wollte den tollen Befehl vollstrecken und schrie die Korporale an: „Der Kerl soll erschossen werden, bindet ihn an die Lafette! Wir müssen Order parieren, der General hat es befohlen! Marsch — marsch!“

Pastor Baring kam gelaufen und schrie: „Himmlischer Gott! Sind Sie von Sinnen? Die Exekution kann Ihnen den Kopf kosten . . . wir leben ja mitten im Frieden, wo es keine Füsilade gibt.“

Der Wachtmeister, dem der Kopf heiß wurde, rückte am Käppi und schielte nach dem Fenster, ob der Blutbefehl nicht widerrufen werde. Baring befragte das arme Bäuerlein, das mit den Zähnen klapperte und kaum einige Erklärungen herausstotterte.

Er sei aus dem Bette gerissen und mitgeschleppt worden. Da er nur zwei Stunden um sein Dorf herum das Land kenne, habe er in der wildfremden Gegend nicht aus noch ein, weder Osten noch Westen gewußt, auch von dem französischen Geplapper keinen Ton verstanden. Als er nong — nong geantwortet, habe man ihn mörderlich geknufft, darum habe er immerzu auf alle Fragen wui Mosjö und wieflamperör, welches seine einzigen Brocken Fran-

zösisch seien, gerufen, wobei er besser und ohne Prügel gefahren sei.

Die Irreführung war ein Mißverständnis gewesen, der unwissende Karsthans hatte in bester Absicht den Franzosen nach dem Munde geredet.

Der Wachtmeister befand sich in einem schweren Konflikt seiner militärischen und seiner menschlichen Pflichten und nahm einen tiefen Schluck aus der Flasche, ehe er sich ins Haus getraute und von dem veränderten Sachverhalt Meldung machte.

Vandamme brüllte ihn an: „Er Narr, was belästigt Er mich mit Bagatellen! Man binde das deutsche Schwein an eine Lafette bis zum Abend und lasse es laufen ... haha, Galoppsprünge wird es nicht machen."

Das Bäuerlein wurde mit einer Fouragierleine an ein Geschütz gebunden und mußte bei der Kälte in ein paar Stunden erstarren und zur Eissäule werden.

Isabella lief mit einem Geldstück dem Wachtmeister nach, um seine Humanität zu stärken. Der Biedermann nahm das Douceur, löste den Strick und ließ den Gefangenen neben dem Geschütz herlaufen, bis er ihn ganz laufen ließ.

Vandammes empörende, unsinnige Roheit, die ein Menschenleben, wenigstens ein deutsches, nicht mehr achtete als eine lästige Fliege, die eine Hand gedankenlos-gewohnheitsmäßig zerschlägt, steigerte die Abneigung zum Abscheu. Die beiden Kameraden ballten die Faust nach oben und wünschten dem Bösewicht alles Böse an den Hals und alle Plagen, die in Germanien gedeihen, als da sind Grippe, Hexenschuß, Zipperlein, Erbgrind und Krätze.

„Wenn ich den Hundsfott einmal in meiner Gewalt hätte, ließe ich ihn Spießruten laufen ..."

„Ich würde seinen Fußsohlen die richtige persische Bastonade verabfolgen, ich wette, sein Heulen wäre zwei Meilen weit zu hören ... oder ich gösse ihm den Schwedentrunk, zwei Eimer Jauche, in den Wanst." Dachenhausens Phantasie war noch diabolischer im Erfinden von gräßlichen Foltern.

„O, das gönnte ich dem Vielfraß, der an den leckersten

Gerichten herummäkelt!“ äußerte Willy rachelechzend, „was, wenn wir den Magen des Generals Vandamme veranlassen könnten, gegen den General Revolte zu machen...?“ Er spekulierte und kombinierte, bis sein ganzes Gesicht von einer hellen, himmlischen oder höllischen Erleuchtung zu strahlen anfing.

Die Genossen flüsterten und grinsten sehr lustig-listig, aber auch ein wenig tückisch-teuflisch. „Das Ungeheuer muß an seinem eignen Leibe gestraft werden! Der Bauch Vandammes muß gegen den General Vandamme Aufruhr und Revolution machen!“

An dem Schneesturmtage wurde der General immer kränker. Pastor Baring himmelte — was sonst nie seine Gewohnheit oder Geste war — nach dem Oberstock seines Hauses und sagte christlich: „Gott läßt sich nicht spotten.“

Es hatte den Anschein, als wenn der Himmel beschlossen hätte, selbst den bösen Franzosen in Zucht und Strafe zu nehmen. Durch die Zimmerdecke drang das Gestöhn des hohen Patienten: „J'ai froid, très froid... o, je meurs dans cette maudite Sibérie.“ Dann hörte man die Nieskrämpfe, das Prusten der Nase und das Prositrufen der Schreiber.

In der Nacht wollte die Exzellenz 40 Grad Fieber gehabt haben; am Morgen wurden zwei Medici gerufen und konnten mit vereinten Kräften nur 38 Grad feststellen, schrieben aber lange Rezepte zur Beruhigung des Kranken.

Girardin rief nach einem schnell reitenden Boten. Wahren bot seine Dienste an und warf sich aufs Pferd, um in der 1½ Stunden entfernten Apotheke die verschriebene Arznei zu holen. Leise und hastig raunte er mit seinem Freunde, der ihm den Steigbügel hielt.

Während des Hin- und Herritts untersuchte Friedsam behutsam die Hausapotheke, nahm ein Fläschchen und goß aus verschiedenen Arzneigläsern Senfblätterextrakt, Rhabarber, Rizinus, Ipekahuanha, Asa foetida und andre schauerlich schmeckende und duftende Ingredienzen hinein. Das höllische Gemisch wurde mit Aqua destillata verdünnt, gehörig gequirlt und geschüttelt — und die von deutscher

Nache ordinierte Teufelsarznei, die ein Rhinozeros von chronischer Hartleibigkeit kuriert hätte, war fix und fertig.

Voll Sehnsucht und Ungeduld ging er seinem Kameraden entgegen. Hinter dem Dorfe, als der Abend schon dunkelte, sprengte der Reiter auf dem Gaule in plumpem Galopp daher. Sie tuschelten und tauschten. Friedsam schüttete den Inhalt der Medizinflasche in den Schnee, Willy goß die Rhinozeros-Magentinktur in das Apothekerglas hinein, das genau wie zuvor verstöpselt und verknotet wurde. Sie lasen den langen, an den Hals gebundenen Papierstreifen mit der Ordination des Arztes und lachten aus vollem Halse. „Alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll! Das kann wohl einen Schock Teufel aus dem schurkischen Leibe mit Gestank austreiben! Prosit, Ew. Exzellenz!"

Dem Monsieur Girardin wurde die Mixtur mit den höflichen Worten überreicht: „Wohl bekomme es! Gesundheit und gute Besserung wünsche ich Sr. Exzellenz."

Der Privatsekretär füllte einen Eßlöffel bis zum Rande, hielt auf Befehl dem General, der nichts einnehmen konnte, die Nase fest zu und trichterte das Teufelszeug tief in den hochlöblichen Hals hinein.

„Brrrr . . . infernal, infernal . . . je mourrai, je mourrai."

Pünktlich alle zwei Stunden wurde die Nasen- und Halsprozedur vollzogen.

Die beiden Giftmischer schliefen nicht in der Nacht — doch nicht, weil das Gewissen ihnen irgendwelche Indigestionen bereitet hätte —, schlossen kein Auge, sondern lagen und horchten, wachten und lachten.

Im Zimmer des Patienten erloschen die Kerzen nicht. Schon um 9½ Uhr hörte man durch die Decke ein Jammern und Fluchen. „Il faut que je me couche sur le ventre . . . o mon ventre, mon pauvre ventre!" S. Exzellenz wälzte sich nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Magen hin und her und hatte schreckliches Bauchgrimmen. Immer schmerzlicher wurde das Wimmern.

Die jungen Bösewichter kicherten ins Bettuch hinein.

Um zehn Uhr ein Schelten und Poltern, ein Kreischen der Tür und Knarren der Treppe! Der General stampfte die

Stiege hinunter und über den Hof bis an einen weltfernen, finstern Ort, kehrte fluchend zurück und wetterte über die unendlichen Entfernungen im deutschen Sibirien bei den schleunigsten Anlässen.

Um elf, um zwölf Uhr wieder das Trapp — trapp und die nächtliche Promenade des Gewaltigen, der recht klein und krumm und kläglich geworden war, aber trotzdem brummte und knirschte, gegen den Stachel löckte und blökte.

Gewissenhaft trichterte der Privatsekretär die Arznei in den Hals seines Gebieters.

Willy und Friedsam reckten sich wohlig im Bette und redeten schadenfroh: „Der Bauch Vandammes macht Revolution gegen den General Vandamme. Alle seine Eingeweide sind in Aufruhr gegen ihn.“

Um zwei Uhr horchten sie mit allen vier Ohren. War es möglich? Der Gottlose fing an zu beten! Vandamme rief zur Notre Dame und zum Saint Antoine, seinem Schutzpatron, um Beistand und Hilfe und jammerte in seiner Todesangst: „O mon ventre! Je n'ai pas deux jours dans le ventre.“

Ein Viertel nach zwei klang das stolpernde Trapp—trapp, die Haustür knallte; sehr elend, aber auch sehr giftig und gallig taumelte der Nachtwandler, der vor Frostkälte klapperte. Um drei, um vier Uhr dieselbe Wanderung!

Um fünf, um sechs Uhr schlurfte und schwankte die schwache Exzellenz, gestützt vom Privatsekretär, über Treppe und Hof zu dem weltfernen Ort. „Je meurs, je meurs! O ciel, o grâce, o Saint Antoine!“

„Es sollte die Rhinozerosarznei doch nicht zu kräftig sein und den armen Kerl umbringen,“ äußerte Willy, in dem die Menschlichkeit oder Furcht sich regte, bedenklich.

„Das ärgste Unkraut ist nicht umzubringen,“ beruhigte Friedsam kaltblütig und kaltgrausam.

Pünktlich verabfolgte Girardin den letzten Löffel, der in der Flasche war. Um sieben Uhr machte Se. Exzellenz mit taumelnden Schritten noch eine Promenade und kroch, vom treuen Gehilfen geschoben, unter gräßlichem Gestöhn die Treppe hinauf.

„Könnten sie uns nicht wegen Giftmischerei ins Stockhaus werfen?" Willy fragte etwas unsicher.

„Nein," antwortete der andre bombenruhig, „denn das corpus delicti ruht im Magen der Exzellenz. Nun wollen wir noch schnell und schön ein Stündchen schlafen. Weißt du, mein Sohn, was diese nächtliche Promenade war und bei der Nachwelt sein wird?"

„Was denn?"

Friedsam legte die Ohren weit zurück. „Das war die große Retirade des Generals Vandamme." —

Am Morgen nach der Schreckensnacht lag der hohe Patient marode, matt und gallig im Bett, und es ging von dem Gewaltigen ein Befehl aus, ein barsches Dekret wurde erlassen. Der Vandammesche Armeebefehl, der durchs ganze Haus scholl und die Gemüter erregte, lautete: „Une chaise percée pour Son Excellence!" Ein Stuhl der Nacht für Se. Exzellenz! Das Instrument war nicht vorhanden und mußte schnell vom Dorftischler nach einem Riß des Pastors gezimmert werden.

Leider hatte es nicht den Anschein, als wenn die wirkungsvolle Teufelsarznei nur einige der vielen Teufel und Teufeleien, die in Vandamme rumorten, ausgetrieben und abgeführt habe. Der mißgelaunte Herr des Dorfes tyrannisierte alle Leute, die sich ihm nahen mußten, war noch frecher in seinen Ansprüchen, noch gröber in seinen Reden geworden. Während der General „Verdamm" noch tiefer verachtet und verdammt wurde, stieg hingegen sein Privatsekretär, der nach Kräften die Härten seines Gebieters wettzumachen suchte, immer höher in der Achtung aller Hausbewohner.

Der Patient, der entweder im Bette lag oder auf dem neuen Stuhle saß, schimpfte auf die Kanaille, mäkelte am Lager, am Zimmer und am Hause herum. Das protestantische Pfarrhaus mit der Frau und dem Kindergewimmel, — das ihm, dem bornierten Stockkatholiken eine verächtliche und unmoralische Institution war —, sei ein alter, verseuchter Kasten, in dem er sich die Keime seiner Krankheiten, des Stockschnupfens und des entsetzlichen Magen-

katarrhes, geholt habe. Er wolle, so wahr er General und der Kaiser ihm gewogen sei, in dem Hundeloche nicht sein für Frankreich wertvolles Leben verlieren, sondern auf der Stelle ein andres, schönes, gesundes Logement haben. Aber wo? Girardin mußte auf die Suche und erklärte, daß in dem verfallenen Schlosse ein paar große Zimmer in kurzer Zeit bewohnbar gemacht werden könnten, auch sei eine bequeme Bettstatt vorhanden, nur die fehlenden Mobilien und Tapeten müßten beschafft werden.

Ein neues Vandammesches Dekret wurde erlassen. Die Handwerker klopften und klebten zwei Tage lang. Das Gemach mit dem Himmelbett des unseligen Grafen von Hasselhausen wurde als Schlafzimmer restauriert, aus dem Pastorat wurden sans façon, wie in Kriegszeiten, Bettkissen und -decken und die besten Mobilien requiriert. Das ominöse Kruzifix hing nicht mehr an der Wand und war verschwunden. Die Handwerker wußten nicht, wo es geblieben sei, und warfen sich vielsagende Blicke zu. Na; hier werde es bös und gruselig hergehen, der Geist einen netten Spektakel machen und dem Monsieur Verdamm nicht viel Ruhe lassen. Doch dem Blutsauger und Bedrücker von Hasselhausen gönnten sie alles Böse und Schreckliche; der Tischler äußerte den frommen Wunsch: „Gott gebe, daß der Spuk ein reelles Gespenst ist und dem Franzosenkerl das Genick umdreht!“

Pastor Baring hielt es für seine Christenpflicht, um eine Audienz zu bitten und den General nicht ungewarnt ins verrufene Schloß ziehen zu lassen.

„Ob Geister und Gespenster nur Gebilde der Phantasie sind, will ich unerörtert lassen, aber jedermann in Hasselhausen ist davon überzeugt, daß es in dem alten Gebäude nicht geheuer und darin zu übernachten keinem Menschen rätlich ist. Es ist meine Pflicht, zu warnen und abzuraten, Herr General.“

Vandamme platzte los mit einem schallenden Ohaoha und lachte den dummen oder allzu verschmitzten Pfaffen, der seine Möbel nicht hergeben wollte, laut aus. „O Dummheit, dein Name ist Deutscher! Mein Herr, lesen Sie fleißig

Voltaire und Diderot! Nur alte Weiber, Hasenfüße und Narren glauben an solche Ammenmärchen. Der General Vandamme, der zwanzigmal dem Tode ins Auge sah, fürchtet sich nicht vor 10 000 Teufeln, geschweige denn, daß er sich vor zehn oder zwanzig Gespenstern graulen sollte. Mögen zwanzig Grafen um Mitternacht geistern, ich werde meine guten Pistolen mitnehmen und den höllischen Herren, die sich erfrechen, meine Nachtruhe zu belästigen, eins aufbrennen, daß sie ihre Klapperknochen nicht zusammenfinden. Wenn Sie als Pastor Konnexionen zur Unterwelt haben, bestellen Sie für morgen zur Mitternacht alle Gespenster Hasselhausens in mein Schlafgemach! Der General Vandamme wird sie zu empfangen wissen."

Der mutige Geisterbanner bezog die Zimmer des Schlosses, ein Audienz- und ein Arbeitsgemach, und das mit dem Himmelbette diente als Schlafzimmer dem starkherzigen Herrn, der seinen Sekretär im Pfarrhause beließ, aber trotz der Tapferkeit einige Vorsichtsmaßregeln ergriff. Den dummpfiffigen Deutschen nämlich traute er nicht über den Weg, die könnten in ihrem perfiden Haß sich ins Haus schleichen, in einem Winkel sich verkriechen und in der einsamen Nacht, vielleicht in Gespensterverkleidung, ein Attentat auf sein Leben machen. Deshalb erließ er ein Dekret, welches die zunächst stationierten Gensdarmen nach Hasselhausen beorderte. Sie hatten bei Sr. Exzellenz die Ehrenwache zu stellen und abwechselnd auf Posten zu ziehen; vor jedem der beiden Schloßeingänge stand eine Schildwache mit scharf geladenem Gewehr. Nun konnte nichts Niederträchtiges und der Exzellenz nichts Böses passieren.

Herr Vandamme lag oft im Fenster, um zu sehen, daß die Wachen präsentierten und auf dem Posten wären. Nachdem er um zehn Uhr die Pistolen auf den Nachttisch neben das Feuerzeug gelegt und die Nachtmütze — darin noch ein Anhänger der guten alten Bourbonenzeit — über den Kopf gestülpt hatte, streckte er die Glieder zum Schlaf. In der Nacht hat nichts Grauenhaftes sich ereignet, kein Menschen- oder Geisterattentat wurde auf den Schläfer im Grafenbette gemacht. —

Im Morgengrauen stand Wahren bereits im Stalle und warf energisch den Dung — jede Schaufel voll war an 20 Pfund schwer — mit spielender Leichtigkeit auf die Karre. „Den Verdamm haben wir aus dem Pfarrhause herauskuriert, aber seine Niedertracht ist inkurabel, und der glatte Girardin ist geblieben. Der Malefizkerl soll aus Hasselhausen heraus!"

Dachenhausen war bei der Stallarbeit Zuschauer und fragte mit einem feinen Lächeln: „Welcher Malefizkerl?"

„Beide Hundsfötter, Herr und Diener, sollen aus Hasselhausen heraus, heraus!" Willys ehrliche Augen blickten wild und wütend.

Der andre legte die Ohren zurück. „Ich wüßte, wie der Hundsfott vielleicht fortzubringen wäre ... aber es ist ein etwas gefährliches Verfahren ... er soll zwei geladene Pistolen neben dem Bette liegen haben, erzählte dein Freund Girardin. Mit den Dingern ist nicht zu spaßen ... ein Paff, ein kleines Loch im Leibe, und der längste Mensch ist eine mausetote Leiche!"

„Könnte man die Pistolen nicht unbemerkt entladen? Ich zeige mich dem Schreiber gefällig und trage gegen Abend die Post hinüber."

„Das ist eine Kriegsidee!"

Sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten eifrig. —

Die altersschwache Kirchenuhr schlug die zwölf Schläge der Mitternacht. Ein Kauz im Turm krächzte verliebt: Uhu — uhi — uhu! In der Schloßruine antwortete eine Käuzin ihm: Huhu — haha! Sie hatte an ihren halbnackten Kindern Liebe und Last genug.

Es war die Stunde, wo die Fledermäuse und Ratten, die Kakerlaken und Wanzen, die Spitzbuben und Gespenster ihre beste Zeit haben.

General Vandamme lag im Himmelbett des Grafen von Hasselhausen und stöhnte im Schlaf: „O mon Dieu! Grâce, grâce!" Denn er hatte ein abscheuliches Traumgesicht: Der dicke Bourbone saß, die Platt- und Podagrafüße in ungeheuren Morgenschuhen, auf dem lilienbestickten Throne, und neben ihm stand der Monsieur von Paris im roten

Henkerrock. Die Marschälle von Frankreich kamen schlotternd und knixten vor dem Lilienthron. Grinsend faßte sie der Monsieur von Paris beim goldbordierten Kragen, entblößte den Nacken, brummte vergnüglich: „Sire, ein feiner, fetter, vortrefflich zu exekutierender Hals," und schob den Kopf unter die Guillotine. Das war ja der kecke Ney, und der Dicke hier der kahlköpfige Prinz von Eckmühl, und dieser Herr — bei allen Heiligen — der plumpe Massena mit dem Fleischergesicht, — und der vierte — himmlische Mutter Gottes! — das war ja S. Exzellenz, General Vandamme, der mit den Beinen zappelnd und laut brüllend unter das Fallbeil geschoben wurde. Der dicke Louis strampelte vor Vergnügen mit den Plattfüßen und den riesigen Morgenschuhen und hielt sich den Bourbonenbauch vor Lachen.

Der Schläfer erwachte, in Schweiß gebadet, von einem entsetzlichen Angstgeschrei, das er selbst im Traume ausgestoßen hatte.

Da, keine fünf Schritte vom Himmelbett, stand im Mondschein eine lange, weiße Geistergestalt, die ein Kruzifix in den knochigen Händen hielt. Das war keine Sinnestäuschung, kein Traum. Das Gespenst stöhnte schauerlich in unartikulierten, tierischen Lauten. Uha — uhi — uje — uja — uuuh.

Der tapfre General, der Sieger in vielen Schlachten, war klitschnaß und doch eiskalt, frostklappernd und angstfieberkrank stotterte er die Frage: „Sacré nom de Dieu! Es-tu un homme ou un f-fantôme?"

Die übernatürliche Erscheinung — das mußte der Höllengraf sein — beugte sich vor, streckte das Kruzifix aus, als wenn sie dem menschlichen Eindringling den Schädel zerschmettern wolle, und brüllte aus der Tiefe des hohlen Knochenleibes, wie ein bissiges, zum Ansprung geducktes Raubtier.

Jetzt ging es um Leib und Leben. Das Ungeheuer wuchs ins Riesige und wollte den Garaus ihm machen. Vandamme schlug ein Kreuz, aber dieser Teufelsspuk lachte gellend und ließ sich durch die Christenwaffe nicht bannen.

„Mon Dieu, mon Dieu, mon Saint Antoine!“ heulte eine zum Himmel um Hilfe schreiende Stimme, jedoch umsonst. Die Ausgeburt der Hölle langte nach ihm und seinem Halse mit der Knochenhand.

In der Gespensternot griff der General mit beiden Händen, mit seiner letzten Bravour nach den Kuchenreutern, in der fliegenden Hand schwankten die Pistolen auf und nieder. Fand sein Finger den Hahn? Drückte er ab? Er wußte in seiner unmenschlichen Angst nicht, ob es krachte oder nur knackte, ob ein Schuß fiel und eine Kugel flog. Jedenfalls war der Spuk nicht getroffen, sondern hieb- und schußfest, denn er breitete die Arme aus, als wenn er höhnisch den körperlosen Körper der Pistole darböte: Schieß du nur Flinten- und Kanonenkugeln ab, du Menschennarr und -gewürm, ich bin gefeit und gefroren!

Hohohoho! Grauenhaft, grell und hohl lachte der grausige Geister- und Höllengraf. Vandamme wurde sehr schwach und zog die Nachtmütze über das Gesicht, um die erwürgende Geisterhand und das eigne, entsetzliche Sterben nicht zu sehen.

Wie lange hatte er in Ohnmacht gelegen? Waren es Stunden oder Sekunden gewesen? Als der General die Nachtmütze zurückschob, war das Gespenst verschwunden, und der Mond schien hell. War alles nur ein böser Traum? Nein, sein Bett war durch und durch naß, als wenn er es nicht nur mit seinem Angstschweiße genäßt habe. Er sprang ans Fenster, riß es auf und schrie den Posten an: Ihm sei malade geworden, man möge stracks seinen Privatsekretär ihm senden.

Am nächsten Tage wurde das Bett des Sekretärs nach dem Schlosse hinübergeschafft; es hieß offiziell, Girardin solle bei seinem Herrn schlafen, um zur Hand zu sein, wenn ein Schwächeanfall sich einstelle.

Ein paar Nächte hat der Gespenstergraf Ruhe gehabt und Ruhe gelassen. Girardin beteuerte seinem Herrn, daß er nur mit einem Auge schlafe, auf alles achte, und sobald Ungewöhnliches zu hören sei, die Pistole ergreife, um den Spuk aus nächster Nähe mit Pulver zu beräuchern; in seinem stillen Sinn lachte er den General gründlich aus, denn der

Aufgeklärte glaubte nicht an Geister. Keinem Diener ist sein Herr ein Heros. —

Die Nacht war dunkel und die Geisterstunde vorüber, es mochte schon ein Uhr sein. Der General schlief fest, im Vertrauen auf Girardin und die scharf geladenen Pistolen; der Privatsekretär schnarchte wie ein Bär im Winterlager. Kein Mond schien heute. Die Tür ging recht behutsam auf.

Im Dunkel stand die weiße Geistererscheinung, das Kruzifix in der Hand, und fing das schauerliche, durch Mark und Bein schneidende Stöhnen an. Uh — uih — uje —u—uuh! So brüllen wohl die im Fegfeuer brennenden Sünder. Das Geheul hätte Tote erwecken können.

Vandamme war wach und im Nu das Bett durchnäßt, aus erstickter Kehle kam ein qualvolles Gekreisch: „Girardin — rardin!“

Der Mensch schlief trotz des totenerweckenden Geister-Gebrülls.

Der General tastete über den Nachttisch, um Leib und Seele teuer zu verkaufen, riß das Feuerzeug, die eine Pistole herunter, hielt den andern Kuchenreuter mit beiden bebenden Händen mühsam fest und brüllte: „Girardin!“ Der Privatsekretär rieb sich die schlaftrunkenen Augen, sah das weiße, grausige Ungeheuer vor dem Bette seines Herrn und konnte weder reden noch um Hilfe rufen noch vor dem Gespenst von dannen rennen. Waren ihm doch alle Glieder schlaff geworden und die Luft ihm ausgegangen und das Herze ihm entfallen; der Ärmste war im Nu ganz aufgelöst und vom Angstschweiße durchnäßt, gleich wie ein Waschlappen, nur die künstlich gekräuselten Haare standen — standen als wie in steiler, streitbarer Kühnheit hoch zu Berge.

Noch einmal klang es flehend aus tiefster Not: „Gi—rar—din!“

Der getreue Gehilfe des Generals raffte sich mit seiner ganzen Manneskraft empor und fiel aus dem Bette, weil die schwachen Beine ihm versagten, neben seiner Lagerstatt längelang hin, kroch mit unglaublicher Geschwindigkeit wie ein glatter Aal unter das Bett und hinter den pot de chambre, der ihm als Deckung und Schild diente.

General Vandamme, von Menschen verlassen und verraten, befahl Gott seine Seele, fuhr mit der Pistole, die er kaum mit beiden Fäusten zu halten vermochte, in der Luft herum und drückte ab. Ein Knall, ein Feuerblitz, ein Pulvergestank!

Die Kugel klatschte in die Zimmerdecke.

Der Geist aber stand gefeit und gefroren, übernatürlich groß, höhnisch, teuflisch, gewalttätig mit dem mörderischen Kruzifix in der Hand und schrie noch wilder: „U—uh, u—je —u—i—u— u—uuuh."

Der tapfre Feldherr des großen Kaisers, der Sieger in zwanzig Schlachten, verkroch sich in seinem durchnäßten Bette, zog die Nachtmütze über Ohren und Augen und betete ein Paternoster, bis er die todeskalte Riesenfaust des Geistes an seinem Nacken fühlte und das Leben oder das Bewußtsein verlor.

So lagen die beiden Helden bis zur Morgenröte, der eine in Schweiß gebadet im Bett, der andre, kalt und steif wie ein Stück Eis, unter dem Bett und hinter dem pot de chambre.

Das Gespenst war längst verschwunden. Nur die Eulen hörten seinen recht festen Schritt, als es mit sonderbaren Lauten, die wie ein verbissenes Lachen klangen, die Treppe hinunterging und in den Keller schlüpfte. Der Geist des Schlosses Hasselhausen war in der Unterwelt verschwunden.

S. Exzellenz lebte noch und litt an großer Leibesschwäche und übler Laune und fluchte den ganzen Tag: „Ce maudit château, ce maudit château!" Nicht um alle Orden seines Kaisers und alles Geld der Welt hätte er in dem Spukneste verweilt. Es war ihm ein grauenhafter Ort, ein schauerliches, abscheuliches Erlebnis, sein schönes Gut und des Kaisers Geschenk war ihm verleidet und entwertet. Zwei Nächte hat er in einem bescheidenen Zimmer des Dorfkruges geschlafen, nicht um Genügsamkeit zu lernen, sondern um dem Pastor auszuweichen, vor dem er sich mit seiner kühnen, aufgeklärten Rede lächerlich gemacht.

Als das triefende Tauwetter kam und ein Lenzhauch durch Luft und Land wehte, ist General Vandamme in

einer vierspännigen Reisekalesche, mit Sack und Pack, mit seinen Ordonnanzen und Gensdarmen, die vorn und hinten seine Sauvegarde bildeten, als ob er am hellen Tage ein Geister- oder Menschenattentat befürchte, von Hasselhausen abgereist und als Gutsherr in jener Gegend nicht wieder gesehen worden. Die eigenhändige, ertragreiche Administration seiner Dotation und Domäne war von kurzer Dauer und nichts als Krankheit, Ärger und Leibesgefahr gewesen. Sein letzter, haß- und grimmerfüllter Blick galt dem maudit château; kräftig verfluchten seine Lippen das verwunschene und verwünschte Spukschloß.

Da er nach Jahren sich hinsetzte und seine Memoiren schrieb, hat er diese Episode seines Lebens und den nächtlichen Vorfall also dargestellt und der Nachwelt überliefert: „Ich bin als Schüler Diderots ein freidenkender Mann, der die meisten sogenannten Geistererscheinungen für Fabeln und Phantasmen hält. In einem deutschen Schlosse Hasselhausen aber, wo ich im Quartier lag“ — es war jetzt wieder Bourbonenzeit, wo die Marschälle Vive le roi laut riefen und von den napoleonischen Dotationen sehr still schwiegen —„habe ich ein reales Gespenst mit eignen, leiblichen, offnen Augen gesehen. Weil mein Qui vive unbeantwortet blieb, richtete ich mich furchtlos im Bett auf und habe ich mit Gewehr und zwei Pistolen ein förmliches, sicher gezieltes Schnellfeuer eröffnet. Obgleich ich aufs kaltblütigste zielte und auf die Mitte des rätselhaften Wesens die Feuerrohre richtete, prallten zwei Dutzend Kugeln von der unverwundbaren Gestalt wirkungslos ab. Einem zweiten Renkontre ist der Geist allerdings ausgewichen. Obgleich ich noch zwei Nächte in dem Zimmer schlief und die Wiederkunft des unheimlichen Gastes mit Spannung erwartete, um mit einem geweihten Säbel selbigen zu attackieren, ist er nicht mehr während meiner Anwesenheit und erst nach meiner Abreise wieder erschienen. Das alles ist ein verbürgtes Faktum, welches die Philosophen mir erklären mögen.“

Voilà! Also schrieb der Held in seinen Memoiren.

Ganz Hasselhausen war bei der Abreise Sr. Exzellenz sehr froh und hätte am liebsten feierlich illuminiert. Auch

William von Wahren lachte und jubelte noch mehr und noch inniger über die Vertreibung als über die Retirade des Generals Vandamme. Er schien der Hausfrau zu helfen, denn er legte einige Bettlaken, die er geglättet und gemangelt hatte, rasch in den Wäscheschrank zurück. Seine Freude aber wurde ihm arg beschnitten und seine Hoffnung nur halb erfüllt. Der Monsieur Girardin nämlich blieb im Dorfe und behielt sein Quartier im Pfarrhause.

Vandamme hatte seinen Privatsekretär beauftragt, vorläufig das Gut zu verwalten, und mit den sehr bezeichnenden Worten das Vertrauensamt ihm übertragen: „Ich weiß, daß Sie auch in Ihre eigne Tasche wirtschaften werden, ich sage Ihnen daher, mein Herr ... stehlen Sie nur anständig, stecken Sie nicht mehr als 10 Prozent in Ihren eignen Beutel! Sonst bin ich der Mann, der Strafantrag stellt und den ganzen Raub Ihnen abjagt. Sie haben es begriffen."

Das waren Ehrenmänner, die sich verstanden. Vandamme hatte ja in dem Stück viel Sachkenntnis und eigne Erfahrung. Es war ihm eine Selbstverständlichkeit, daß jeder Franzose, der nach Deutschland ging, möglichst lange Finger machte und möglichst schnell sich bereicherte.

In ganz ähnlicher Weise pflegte der große Kaiser seine berühmten Marschälle jovial am Ohrläppchen zu zupfen, wenn er sie vor allzu großen und skandalösen Douceuren und Diebereien eindringlich und väterlich warnte.

---

Elfter Abschnitt.

# Eine kirchliche und kindliche Verlobung.

Die Schwalben und Störche, die Lindenknospen und Primeln, die vielen lieben Frühlingsboten, die der Deutsche seit zwei Jahrtausenden mit sinnig-inniger Naturfreude begrüßt, erschienen zur rechten Zeit, und eine warme Ostern- und Auferstehungsluft wehte durch die rauhen Gaue Germaniens. Die Patrioten des geknechteten Landes, die ihre betrübten Augen aufhoben und über die Donau hinüberhorchten, witterten Frühlingslüfte und hatten die ersten leisen Freiheitsahnungen.

Das Jahr 1809 feierte sein Osterfest, das Jahr der Schlacht bei Aspern, die den ersten Sieg über den Unbesiegbaren brachte und die tote Hoffnung der trauernden Deutschen zu neuem Leben weckte.

William und sein Genosse politisierten am Abend, wenn man ohne Zeugen war, eifrig mit dem Pastor und vertraten die feste Überzeugung, daß, wie in Spanien jetzo geschah, so in Deutschland und Österreich eine allgemeine, ungeheure Volkserhebung, ein Aufstand aller Germanen gegen die Fremdherren losbrechen und wie eine wilde Sturmflut die Knechtschaft wegfegen werde.

Der Pastor aber schüttelte das verständige Haupt. „So wenig ein ruhiger, besonnener Germane ein heißblütiger, leidenschaftlicher Hispane wird, so grundverschieden der deutsche und der spanische Volkscharakter ist, so wenig werden wir einen deutschen Aufstand und einen Banditenkrieg bis aufs Messer erleben. Meine braven Hannoveraner sind als wilde Revolutionäre, als bewaffnete Insurgenten

und Guerilleros nicht denkbar und einfach unmöglich. Die allgemeine deutsche Volkserhebung ist bei dem deutschen Charakter eine Chimäre und ein gefährlicher Traum."

Dennoch schwelgten die Jünglinge in kühnen Plänen, wie die Flammenzeichen des deutschen Aufstandes lohen, wie sie die guten Hasselhausener begeistern und bewaffnen und wie alle Franzosen in einem Blutbade, einer sizilianischen Vesper der Deutschen umgebracht würden. Der Monsieur Girardin war der erste, der daran glauben und über die Klinge springen sollte!

Willys Franzosenhaß war groß und grausam, wenigstens in der Idee, aber weniger wohl in der Tat.

Beide legten ihr bißchen Taschengeld in Pulver an und knallten mit der alten Flinte nach der Scheibe. Einmal beobachtete der Franzose zufällig die Schießerei und schlug taktvoll einen andern Gartenpfad ein. Aber bei Tisch konnte er eine kleine sarkastische Andeutung nicht unterdrücken. Ob die jungen Leute Hasselhausens die erste Jugend-Junta Hannovers gegründet hätten und in militärischen Exerzitien sich übten?

Vorsichtshalber polterte der Pastor: „Was soll die dumme Knallerei? Wir sind loyale Leute und der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, untertan. Wie leicht könnte daraus Arges entstehen und irgend jemand Anzeige erstatten!"

Girardin sagte mit schönem Stolz: „Mein Herr, ich bin kein Denunziant!"

Und Isabella schenkte dem Franzosen, der mit spanischer Grandezza weiter aß, einen freundlichen Blick.

Wahren hat den Blick definiert und gedeutet und schließlich zehnmal mehr herausgelesen, als in dem Blicke lag. Er wurde sehr traurig, als wenn das Leben jeden Wert verloren habe.

In seinen Herzensnöten erinnerte er sich seines Freundes, den er, um ein objektives Urteil zu hören, offen und ehrlich fragte: „Meinst du, daß sie den Windhund liebt? Und daß der Franzose sie sehr lieb hat?"

Friedsam legte die Ohren freundlich zurück. „O du mein unglücklich liebender Don Carlos! Der verdammte Franz-

mann ist närrisch, niederträchtig, fürchterlich, faunenhaft in Schön-Bella verliebt ... wenn der Kerl die Rose gebrochen und genug beschnobert hat, wird er sie dir lassen."

Wahren konnte nur stottern: „W—wenn ... w—wenn das ... werde ich den Schurken töten." Das war mehr als eine Aufwallung, mehr als ein Wort. —

War der Monsieur Girardin Botaniker aus Liebhaberei? Er streifte viel durch Feld und Flur und raufte alle Frühlingsblumen, die er zu einem Riesenstrauße band und durch die Magd in Jungfer Darmanns Zimmer stellen ließ.

Der Franzose war sogar Germanist geworden und mühte sich redlich, die entsetzlich schwere, barbarische Sprache der Deutschen mit der total verrückten Satzstellung zu erlernen. Leichtfertig-liebenswürdig verbeugte er sich vor Isabella, um eine Probe seiner neuen Kunst zu geben: „Ick kann sprechen daitsche ... main Frailein, ik Sie liebe sehrr viel."

Die Jungfer lachte gar nicht böse bei dieser germanischen Leistung; und wenn er ihr fein eingekleidete Komplimente sagte, lächelte sie, als wenn die Sache ihr gar nicht schlecht gefalle.

Girardin war nicht ohne Geist und Geschmack, — und welches junge und auch alte Weib hört nicht gern mit Esprit sich loben?

Wahren war oft zugegen und trug diese Schmerzen mit stoischer, heroischer Kraft, ohne seine Qualen mit einem Zucken zu verraten. Isabella streifte ihn zuweilen mit einem flüchtigen, listigen Blick, als wenn sie den Eindruck sehen und sagen wolle: Wirst du nicht weiß oder rot, nicht warm oder wütend?

Girardin ging planvoll vor, wie ein Mann, der in Amouren praktische und theoretische Kenntnisse besitzt. Nach den Komplimenten und Blumen schrieb er kleine Billette voll glühender Geständnisse, die er ins Bukett legte.

Da wurde die Jungfer sehr kühl. Er nickte befriedigt und weise, denn das war nach seiner Ansicht ausgeklügelte Koketterie und künstliche Kälte, die nicht durch langwierige Belagerung, sondern nur durch kecke Attacke zu besiegen ist.

Der Franzose hatte längst ausgekundschaftet, wann die

Jungfer, meistens von zwei Kindern begleitet, ihren Spaziergang über die grünenden Felder machte. Er ging vorher fort und auf den Feldweg, wo er ihr begegnen mußte und erwartungsvoll ins feuchte, kurze Gras sich warf.

Isabella spielte mit dem Knaben und dem Mädchen, denen sie Grasketten wand und sogar eine Weidenflöte schnitt. Der Bube blies auf dem Instrumente aus Leibeskräften und hielt sich für einen großen Musiker.

Da sprang ein Ritter so unerwartet aus dem Grase, daß der Bläser das Mäulchen zu einem andern Liede verzog, da stand Girardin vor dem Fräulein ohne Kopfbedeckung, im künstlich gekräuselten Haar, machte wilde Gesten und ungestüme Reden, so daß die Kinder dem Heulen nahe waren.

„Ma belle demoiselle! Die ganze Natur, der schöne Frühling, das All ist ein einziger Ruf: Ich lebe und liebe! Der Vogel zwitschert, die Mücke summt es, die Grille zirpt es, Erde und Himmel singen den einen Laut: Je t'aime! Ich stimme ein in den Ruf ... Demoiselle Darmang, alle meine Gedanken und Gefühle, alle meine Saiten und Sinne seufzen und sagen, reden und rufen, beten und anbeten: O, je t'aime, je t'aime! Ick liebe dick!"

Das war ein Sprung aus dem Erhabnen ins Lächerliche, die dicke Liebe klang zu ridikül. Isabella fing laut und herzhaft an zu lachen, die dicke Liebe auszulachen. Aber Büblein und Mägdlein waren des Glaubens, daß der wild redende Mensch dem guten Fräulein etwas Böses tun wolle, und erhoben ein Furchtgeheul. In der nächsten Sekunde setzten sich die kleinen Beine in schleunigste Bewegung, um vor dem Ritter Reißaus zu nehmen. Isabella holte mit graziösen Schritten die Flüchtlinge ein. Herr Girardin setzte ein wenig geistreiches Gesicht und sich den Hut auf, den er hingeworfen hatte, um sein schwärzliches, schön gekräuseltes Haar bei der Affäre zur Geltung zu bringen, bei der Attacke ins Feld zu führen. — — — —

Pastor Baring stopfte sich — ein Zeichen der Alteration — Spaniol in die Nase und lief mit dem Intelligenzblatte durch das Haus. Der Krieg war erklärt, das alte, edle

Habsburg wollte mit dem Vergewaltiger Europas um seine Ehre ringen.

Die Zöglinge machten mit Stöcken Fechtübungen auf Hieb und Stich und führten staatsgefährliche Reden. „Jetzt wird in jedem Land eine deutsche Junta zusammentreten und die allgemeine Erhebung zum Ausbruch bringen. Der deutsche Michel steht vom Bärenfell auf und wird zum teutonischen Berserker.“

Bei Tisch bemerkte Wahren mit einem Seitenblick: „Wenn ich ein Franzose wäre, würde ich nach Frankreich und zu meiner Freundschaft gehen.“

Girardin antwortete mit großartiger Nonchalance: „Pah, es gibt eine kleine Kampagne, ein paar neue Siege, einen neuen Großherzog von Tirol oder Böhmen, in Wien wird Friede gemacht, in Schönbrunn Parade gehalten ... hat der Kaiser die Dreikaiserschlacht gewonnen, wird die Zweikaiserschlacht eine Bagatelle für ihn und die große Armee sein.“

Der gleichmütige Franzose ist aber der allgemeinen Alteration nicht entgangen und hat nach einigen Tagen ein sehr aufgeregtes Wesen gezeigt, als er nämlich vom Kommando Avis bekam, sich für die Einberufung als Sousleutenant bei den Voltigeurs jederzeit bereit zu halten. Eine nervöse Unruhe bemächtigte sich seiner, er rannte viel hin und her und war zerstreut in seiner Rede.

Boshaft fragte Dachenhausen: „Es ist Ihnen eine Ehre und Freude, für ihren Kaiser zu kämpfen und zu sterben?“

Mit dem tiefen Brustton, über den nur der Vollblutsfranzose verfügt, sagte Girardin: „Certainement, s'il faut mourir, la mort pour ma patrie et mon empereur est la plus belle mort.“ Wenn gestorben werden müsse, sei der Tod für Kaiser und Vaterland der schönste Tod, aber man habe auch höhere, heilige Pflichten zu erfüllen.

Es waren die göttlichen Pflichten des Gottes Amor, die er nicht unerfüllt lassen konnte.

Kein Soldat, über dem das Schwert der Einberufungsorder hängt, weiß, wie viele Tage er noch zu seiner Verfügung hat. Girardin mußte eilen und hat mit jener ver-

blüffenden, französischen Raschheit und Rücksichtslosigkeit, die allen Operationen seines Kaisers den ungeheuren Erfolg verlieh, gedacht und gehandelt.

Ein schön stilisierter Liebesantrag wurde geschrieben und durch die Magd übersandt. Mit rückwendender Magd erfolgte die Antwort, die nichts als seinen Brief, mit der Bemerkung „Unbestellbar“ versehen, enthielt.

Der quecksilbrige Franzose hüpfte wie ein Hampelmann im Zimmer herum, erst konsterniert, dann erregt und mit sich selber redend. Contre la force il n'y a pas de résistance! Dieses große Prinzip seines Kaisers war das beste in allen Lebenslagen. Mit Gewalt jeden Widerstand brechen! Mannhafte Entschlossenheit, Schnelligkeit und Force, dazu eine Dosis Dreistigkeit und Brutalität — das war das berühmte Rezept des großen Bonaparte. Er vergewaltigte und kuschte die Fürsten, dann krochen sie vor ihm auf dem Fürstentage zu Erfurt und küßten ihm die Hände, sowohl die Könige, die er wie Vasallen, als auch die Großherzoge und Fürsten, die er wie Bürgerkanaille behandelte. Nach derselben bewährten Methode besiegt der Mann ein widerstrebendes, süßwollendes, sich weigerndes Weib. Ein wenig Gewalt, ein wenig Schnelligkeit, ein wenig Brutalität! Parbleu! Das ist die uralte, einfache Weisheit Amors, der stets als ein großer kleiner Frechling geschildert wird.

Monsieur Girardin war einige Tage auffallend blaß, seine Züge zuckten nervös, sein Appetit war gering, seine feurigen Augen irrten unstät hin und her und suchten plötzlich mit einem grellen Aufleuchten Isabella. Die Jungfer aber senkte sittsam die Lider und schenkte ihm keinen Blick.

Die Pastorin äußerte teilnahmsvoll zu ihrem Gatten, bei dem armen Menschen scheine eine innere Krankheit im Anzuge zu sein, ob man ihm nicht die Medikamente der Hausapotheke anbieten solle.

Ja, die Rhinozeros-Magentinktur täte ihm auch gut, dachte Willy in seinem stillen und stillwütenden Sinn.

Friedsam flüsterte: „Er hat die Einberufungskrankheit und das Kanonenfieber.“

Nein, ein Feigling war der Franzose nicht. Oft saß er

hinter der Gardine seines Fensters, wie auf der Lauer; keine fein gewählten Worte, sondern ein ordinärer Soldatenfluch entfuhr seinen Lippen, wenn seine Wahrnehmung, daß die junge Dame ihren täglichen Spaziergang eingestellt habe, heute neue Bestätigung fand.

Aber Isabella mochte die frische Luft nicht entbehren, warf die Mantille lose um und hüpfte leise durch Küche und Hoftür in den Garten. Der Beobachter konnte die Himmelsrichtung nicht übersehen und wurde tagelang überlistet. Doch eines Nachmittags machte er eine an sich unbedeutende, ihm vielsagende Observation, er sah nur, daß Wahren, der mit der Forke Stroh von der Tenne nach dem Stalle trug, stehen blieb und nach dem Garten hin tief die Mütze zog. Der Gruß und Willys Höflichkeit wurden zum Verräter an der Spaziergängerin.

Girardin ging nach der Straße zu und über den Kirchhof, wo er um sich schaute und schnell auf allen Vieren durch die Gartenhecke kroch.

Der Student der Ökonomie, der unter einem Strohbund nach dem Stalle und leer zurückstapfte, lugte und lauschte auf jedem Rückmarsche nach dem Garten hinüber, als wenn seine Augen unwillkürlich die Richtung seiner Gedanken einschlügen. Oder war es eine dunkle Ahnung, daß er und seine Aufmerksamkeit wachen und Isabella behüten müsse?

Jungfer Darmann stand in Schauen versunken vor einem Vogelnest im Rotdornstrauch, das sie kürzlich entdeckt hatte, und in dem jetzt zu ihrem Entzücken drei gesprenkelte Eilein lagen.

Unvermutet, urplötzlich stand der Franzose neben ihr, blaß und düster im Gesicht, mit heißen, unheimlichen Blicken sie anstarrend.

Kein Aufschrei, sondern die kurze, unwillige Frage begrüßte ihn: „Warum wollen Sie mich erschrecken? Gehen Sie!“

„Non, ma très aimée Isabelle! Je vous aime . . . il faut que vous m'aimiez . . . contre la force il n'y a pas de résistance.“ Blitzschnell, brutal hatte er sie umschlungen und an sich gepreßt. Seine Lippen lechzten nach einem

Kusse und lispelten auf Deutsch: „Ik liebe Euch serr, serr viel ... ik muß Euch küssen serr viel, tausendmal ...“ Der Vergewaltiger drückte sein Gesicht an ihre Wange.

Bald rot, bald blaß stieß das junge Mädchen mit den kleinen, fest geballten Fäusten nach dem Menschen. „Ich wehre mich ... monsieur! Nein ... coquin, coquin! Vous êtes un mauvais, un vil sujet, une bête, une brute!“ In ihrem keuschen Schreck, ihrem sprühenden Zorn hallte ihre scheltende Stimme durch den stillen Garten und Hof.

Sie rang mit dem Stärkeren mit der Kraft des Grimms und schlug ihm mit der Faust in die freche Satyrfratze. Der sinnlose Girardin schnürte ihr mit den Händen die Arme zusammen, riß dabei ihr Kleid auf und küßte wild ihr Haar.

Wahren hat eben die leere Forke zum Rückmarsch geschultert, horcht und hört seltsame Laute vom Garten her, lauscht noch einmal — das Blut schießt ihm ins Gesicht — und rennt im gestreckten Laufe, noch immer die Forke auf der Schulter, über die Steige — und sieht die häßliche Szene, die ihm ein Sakrileg, eine Schändlichkeit und Scheußlichkeit ist. Isa von den Fängen des Rüpels umklammert!

In blinder Wut hebt er wagerecht die gefährliche Bauernwaffe, den zweispitzigen Spieß. „Drei Schritte zurück, oder ich durchbohre Sie auf der Stelle, Sie Scheusal, Sie hundsgemeiner Kerl!“

Girardin läßt das Mädchen los, kehrt sich keuchend, stößt einen unartikulierten, tierischen Ton aus, duckt sich mit rollenden, das Weiße verdrehenden Augen und wagt nicht, auf das spitze Eisen sich zu stürzen.

Schnell Herr auch dieser Situation, sagt der Franzose, der die Arme sinken läßt und die Brust darbietet, sarkastisch-pathetisch: „Sie deutscher Bauer, töten Sie doch den Waffenlosen!“

Das Mädchen breitet seine Hände über die Blöße des am Halse aufgerissenen Kleides und flieht in Schamhaftigkeit hinter den Syringenbusch.

„Eine Waffe sollen Sie haben! Sie Hundsfott, wenn noch ein Fünkchen Ehr- und Schamgefühl in Ihrem geilen

Leibe ist, sollen Sie sich auf der Stelle mit mir schlagen ... mit Leib und Leben sollen Sie Ihre Gemeinheit und Roheit vertreten. Dort im Gartenhäuschen steht eine Flinte, holen Sie das Gewehr sofort, beim geringsten Fluchtversuch stoße ich Sie nieder."

Der Franzose macht eine vornehm beherrschte Miene, obgleich sein Blut kocht. „Ich stehe zu Ihren Diensten und zum Duell bereit."

Wahren brummt ärgerlich: „Leider ist nur ein Gewehr vorhanden, aber es muß so gehen. Ich halte zwei Strohhalme zwischen den Händen ... wenn Sie den längsten ziehen, schießen Sie zuerst, sonst habe ich den ersten Schuß. Vorwärts und sehr viel flink, Monsieur Windhund!" Selbst in diesem Augenblick kann er es nicht lassen, den Franzosen mit seinem kuriosen Deutsch zu verspotten; denn nichts ist dem Menschen schwerer, als einen Witz zu unterdrücken.

In einer Minute ist die Flinte geholt und geladen. Girardin hält sie kalt und spöttisch lächelnd, denn er sagt sich, daß er Soldat und guter Voltigeurschütze gewesen und der Feind ein grüner, dummer Junge ist. Fortuna ist ihm noch immer hold gewesen. Mit ihm ist das Glück auch heute. Er betrachtet überlegen seine geschickte, glückliche Hand, die den längsten Strohhalm hält.

Wahren geht festen Ganges zehn gezählte Schritte zurück, richtet sich finster und furchtlos auf, steht in seiner ganzen, mächtigen Brustbreite mitten auf dem Steige und sagt befehlend: „Zielen Sie gut, denn Sie haben nur einen Schuß!"

In dem Moment stürzt Isabella, die ihre Mantille aufhebt und umwirft, weinend, abwehrend, rufend, flehend hervor, auf den todblassen Zügen eine ungeheure Angst und Schrecknis um den Menschen, der um ihretwillen in Todesgefahr schwebt. Verwirrt ihr plötzlicher Anblick, ihre Bitte den sorgfältig zielenden Girardin, dessen Hand um den fünften Teil eines Zolles schwankt?

In der Sekunde fällt der krachende Schuß, der Rauch quirlt, Willy hört ein Zischen, die durchlochte Mütze fliegt von seinem Haupte. Sein Schädel war die Zielscheibe gewesen.

Scheu nach Isabella hinschauend, aber so schnell und sicher, als wenn er das Napoleonsbild der Scheibe treffen soll, lädt er die Flinte und zielt er absichtlich nach den unteren Extremitäten des verächtlichen Rivalen.

Jetzt weint das junge Mädchen nicht mehr, noch sucht es, den Zweikampf zu verhindern, sondern ihr südländisch heißes Blut wallt auf, und das furiose Wort entfährt ihr: „Herr von Wahren ist der Rächer meiner Ehre, der Sie züchtigen wird."

Ein Knall nur! Monsieur Girardin dreht sich wie ein Kreisel zweimal um sich selber und stürzt, von dem winzigen Blei, wie von einem unsichtbaren Blitzstrahl, zu Boden geschlagen. Der junge Schütze hat die Beleidigung schwer gerächt und gut getroffen.

Nun kam die fahle, fürchterliche Ernüchterung. Willy stand, auf den rauchenden Lauf gestützt, und starrte den Liegenden an. Er meinte, einen Menschen getötet zu haben, und das Grausen des Totschlägers versteinerte ihn.

Isabella blickte nach dem Gefallenen hin und konstatierte mit einer sonderbaren Ruhe: „Aus dem Schenkel fließt Blut . . . Girardin wird nicht sterben." Aber sie zitterte sehr, und ihre Füße gehorchten ihr kaum, als sie dem Hause zulief, um Hilfe für den Verwundeten herbeizuholen. Nach zehn Schritten aber kehrte sie eiligen Laufes zu Willy zurück, legte beide Hände auf seinen Arm und flüsterte mit wogender Brust, mit einem zärtlich besorgten, bittenden Aufblick voll Innigkeit und Bängnis, voll süßer, scheuer Inbrunst: „Mein einzig lieber, treuer Freund! Sie können nicht im Pfarrhause bleiben, man würde Sie vor ein französisches Gericht schleppen . . . Sie müssen sich salvieren . . ." Nach einem raschen Seitenblick auf den Blessierten, der vielleicht das Bewußtsein gar nicht verloren hatte, reckte sie sich auf den Fußspitzen empor, und ihre weichen Lippen berührten Willys Ohr. „Verstecken Sie sich im Schloßkeller oder -gange, ich werde spät abends kommen, um zu berichten und das Notwendigste zu bringen. Verschwinden Sie sofort, ohne daß ein Auge es sieht . . . mein liebster . . . Freund, leben Sie wohl!"

Der Pfarrknecht sah Wahren aus dem Garten und über das Feld laufen, was für seine spätere Zeugenaussage von Wert war. Der Flüchtling suchte seine Spur möglichst zu verwischen, erreichte auf Umwegen die Hinterfront der Schloßruine und ungesehen durch ein angelehntes Fenster das versteckte Kellerloch, das einst der Standartenjunker bewohnt hatte.

Pastor Baring las im Blatte von den großen Kriegsrüstungen des alle Kräfte einsetzenden habsburgischen Reichs, hörte einen Schuß und sagte zu seiner Gattin: „Die Burschen knallen wieder, ich will es nicht sehen und hören, denn das gibt deutsche Männer ... vielleicht rasselt in einigen Wochen die Alarmtrommel durchs Hannoverland, daß wir alle die Büchse schultern ... die lustigen Wiener meinen es diesmal ernst, die österreichische Landwehr, die immer langsam voranmacht, rückt in Eilmärschen gegen die Baiern ... horch, noch ein Schuß! Der Willy schießt wie ein Kaiserschütze ... Frau, ich habe das Fechten auch noch nicht verlernt." Der geistliche Herr stellte sich in Fechterpositur und schlug mit dem Unkrautstecher einige sausende Terzen und Quarten.

„Rede nicht so gotteslästerlich! Du bist von Gott als Seelsorger, Pastor und Familienvater mit Frau und sechs Kindern eingesetzt worden," widersprach die brave, hausbackene Pfarrfrau.

Da trat Jungfer Darmann ins Zimmer und erzählte ohne Stocken, erstaunlich klar und kurz das Schreckliche, das sich im Garten zugetragen.

Der Pastor war ganz konsterniert und griff sich an den Kopf. „Ein Duell ... mit einem Gewehr? Was? Wie? Ein Duell ist das nicht ... o, Wahren, mein liebster Schüler, mein treuer Helfer in der Ökonomie ... o ... mein Wahren, von dem ich das nicht erwartet, hat unsägliches Unheil über sich und uns gebracht."

Das junge Mädchen hatte mehr Geistesgegenwart und Überlegung als der Hausherr, gab Knecht und Magd die nötigen Befehle, den Verwundeten ins Haus zu tragen, ließ schnell anspannen, um einen Arzt zu holen, und erteilte

dann erst dem Pastor eine deutliche Antwort: „Wahren hat mich aus den rohen Händen des Unholds befreit und hat in allem wie ein Ehrenmann, ein Edelmann gehandelt.“

Baring war in schwerer Alteration und Sorge und daher ungerecht. „Ein Duell mit einem Gewehr ist ein Dummerjungensstreich und nach dem Gesetz ein Totschlag, eine Tat, die ihn fürs Leben brandmarkt. Wo ist der hitzköpfige, unselige Mensch, den ich wie einen Sohn liebte?“

„Er hat auf meinen Rat die Flucht ergriffen.“ Mehr zu verraten, schien ihr zurzeit nicht rätlich.

Der Pastor eilte in den Garten. Die Pastorin jammerte kopflos: „Wir werden alle arretiert und in Hameln oder Celle interniert, mein armer Mann verliert die Pfarre, ich kann mit meinen Kindern betteln gehen.“

Friedsam kam und zeigte sich in der allgemeinen Verwirrung sehr besonnen und sehr brauchbar. Während er Scharpie zupfte, Binden, Salbe, Arnika und andre bei Trauma übliche Mittel bereitstellte, raunte er der Jungfer ins Ohr: „Also geflohen ist Willy? Er wird, wenn er klug ist, seine Beine schonen und nicht weit gelaufen sein.“ Er blinzelte bedeutungsvoll und sagte sehr laut: „Wir wissen, daß er nach Österreich zu entkommen sucht.“

Bald erschien der Wundarzt mit dem Instrumentenkasten und zog den mitgebrachten, greulich mit geronnenem Blut und Eiter dick beschmutzten sogenannten Operationsrock der Sparsamkeit und der Sauberkeit wegen umständlich-gewichtig, als wenn's ein Amtskleid wäre, an. Das chirurgische Vorspiel imponierte den Bauern, der einleitende Akt machte die Domestiken ganz respektvoll und gruselig.

Gleichzeitig mit dem Arzt war der französische Gensdarmerieleutenant mit zwei Gensdarmen erschienen. Die Domestiken wurden vernommen.

Friedsam hatte starke Nerven und half dem Arzte. Er hielt den armen Monsieur für halbtot; als aber der Medikus seinen Marterkasten öffnete, blinzelte der Tote durch die geschlossenen Wimpern, erblickte die blanken Messer und Zangen — und da schnellte der Ohnmächtige springlebendig im Bette empor und brüllte aus vollem Halse: A—au, er

wolle nicht amputiert werden und lieber das Leben als das Bein verlieren. Schon wollte Friedsam ihm das Trostlied vorsingen:

> Ick bin ein Franzose, mes dames,
> Voll Mut wie Champagnerwein,
> Girardin, das sein mein Nam',
> Mein Stolz sein das 'ölzerne Bein;

als der Doktor brummte und beruhigte: „Amputation — Unsinn! Die Kugel sitzt tief und muß extrahiert werden. Wenn es ein bißchen weh tut, beißen Sie die Zähne zusammen!"

„Ich werde mit Fassung und Würde die Qual ertragen," erwiderte der Franzose, jetzt stolz wie ein Spanier.

Der Chirurg bohrte und wühlte mit Messer und Zange in der Wunde herum, Friedsam hielt den Monsieur mit beiden Händen, wie der Henkersknecht den Armesünder. Da schlug und biß der Kerl voll Wut um sich, daß der Heilgehilfe schwitzte und seine schwere Not hatte, jener heulte und brüllte wie ein Soldat unter den Spießruten, Friedsam mußte den Knecht als Assistenten herbeirufen, zu zweien hielten sie kaum den schmächtigen, aber rabiaten Franzmann. Der brüllte immer lauter, und der Arzt bohrte und fluchte. Der schlug um sich und schrie, als würde er abgestochen. Da blieb dem Gehilfen nichts andres übrig, resolut stopfte er ihm sein Taschentuch ins weitoffne Maul — nun mußte der Monsieur wohl stumm sein und stille halten.

Der Gensdarmerieleutenant verhörte die Hausbewohner und nahm ihre Aussagen zu Protokoll. Die Tatsache der Flucht stand fest. Die Wahrscheinlichkeit, daß der pp. von Wahren sich in den Wald gemacht habe, wurde zur protokollarischen Gewißheit, als der Knecht, der, von seiner momentanen Bedeutung durchdrungen, drei Finger auf die Brust legte und mit einem körperlichen Eide bekundete, daß der junge Herr über den Acker gelaufen sei.

Dem Zuhörer Friedsam entschlüpfte hier die unvorsichtige Äußerung: „Willy wird die österreichische Grenze erreichen." Dabei machte er ein höchst einfältiges Gesicht, legte aber die Ohren ein wenig zurück.

„Très bien, monsieur,“ lächelte der Leutenant, „wir werden den Gensdarmerieapparat in Bewegung setzen.“

Girardin wurde zuletzt darüber vernommen, wie das verruchte Attentat des fanatischen Deutschen gewesen sei. Der Franzose beteuerte mit Emphase, daß es kein Attentat, sondern ein Ehrenhandel wegen einer diskreten Liebesaffäre gewesen sei und als korrektes Duell habe verlaufen sollen. Allerdings setzte er — ob aus Perfidität oder in gutem Glauben, wird erst der jüngste Tag offenbaren — sehr belastend hinzu, der Gegner habe nicht redlich verfahren, sondern nach seiner Überzeugung eine blind geladene Waffe ihm gereicht, sintemal er sonst unfehlbar dem bäurischen Burschen den dicken Schädel zerschmettert habe, denn er wolle jede Wette, auf zwanzig Schritt das kleinste Ziel zu treffen, wagen und gewinnen, er, der französische Voltigeurleutenant.

Im Protokoll wurde vermerkt: Es sei notorisch festgestellt, daß das betreffende, fanatische Individuum arglistig und dolos ein nur mit Pulver geladenes Gewehr seinem Gegner gereicht, mithin selbst und allein einen realen Schuß abgegeben, mit der als Corpus delicti beschlagnahmten Kugel einen heimtückischen Mordversuch gemacht und die lebensgefährliche Verletzung eines hochangesehenen französischen Staatsbürgers böswillig herbeigeführt habe.

Nach diesem Tatbestande konnte der Flüchtling auf ein hochnotpeinliches Verfahren und viele Jahre Stockhaus gefaßt sein.

Die Gensdarmerie tat ihre Pflicht und fahndete eifrig, in dem Pfarrhause, dem Dorfe, der Schloßruine wurde gesucht und nichts gefunden. Willy saß unter der Erde und hörte über sich ein Tappen und Stolpern, ein Fluchen und Poltern und die häßlich hohe Fistelstimme des Schreiberspions: „Hier werden wir nur Ratten und Fledermäuse fangen.“

Der ganze Wald wurde in einzelnen Kesseltreiben abgepirscht, aber erfolglos verlief die Treibjagd auf Menschenwild.

Ein Steckbrief ist erlassen und am Schulzenhause, an dem Dorfkruge und der Pfarrhausscheune angeschlagen worden.

Isabella und Friedsam haben den Pastor, dem man Konflikte ersparen wollte, vorläufig nicht zum Mitwisser gemacht, mußten aber die Magd ins Vertrauen ziehen, um die notwendigen Lebensmittel zu beschaffen.

Um Mitternacht ging der treue Kamerad vorsichtig nach dem Schlosse, trug einen Korb unter dem Radmantel und fand Willy im finstren Kellerloche friedlich schlafend.

„Du scheinst weder traurig noch furchtsam zu sein in dieser scheußlichen Region der Ratten?“

„Nein.“ Der Steckbriefling hatte ein gutes Gewissen, einen gewaltigen Hunger und einen kleinen Stolz in der Brust. „Ich habe keine Reue und keine Beklemmung, sondern das Bewußtsein, richtig und ritterlich gehandelt zu haben.“

Friedsam öffnete den Korb und warf die Frage hin: „Wie lange kannst du hier hausen? Ich weiß nur einen Weg der Rettung ... wenn der Steckbrief an der Scheune vom Regen verwaschen und der Eifer der Gensdarmerie eingeschlafen ist, mußt du nach England entweichen und in der deutsch-englischen Legion Kriegsdienste nehmen.“

„Ja, das will ich ...“ Willy wollte es und wurde tiefsinnig, denn die Trennung von Hasselhausen und von ihr war ihm plötzlich wie eine Angst auf die Seele gefallen. Er guckte grüblerisch die Wand an, holte tief Atem und äußerte mit Heftigkeit den heißen Wunsch, daß Jungfer Darmann ihn in seiner Einsamkeit besuche.

Der Freund nickte und blickte über ihn hinweg und war so vergeßlich oder unaufrichtig, den Gruß und die Bitte nicht zu bestellen.

Doch das junge Mädchen äußerte von selbst die unmädchenhafte Absicht, den Flüchtling in seinem Versteck zu sehen und den nächsten Proviant ihm zu bringen; und sie besaß genug Courage und Willensstärke, um über alle Schranken einer ängstlichen Schicklichkeit hinwegzuhüpfen.

Ja, sie hat getan, was noch unweiblicher und unschicklicher war. Als ihre schmächtige Gestalt durch die gespenstische Finsternis und das enge Mauerloch leise schlüpfte, ließ sie den Lichtschein ihres Leuchters nicht auf den Schläfer fallen.

Lange und lächelnd betrachtete sie das Gesicht, das im Schlummer so knabenhaft unschuldig und doch schon kraftvoll, schmuck und männlich war. Listig-lüstern, wie ein naschsüchtiger Backfisch, spitzte sie das Mündchen, die nächtliche Fee konnte einem koboldhaften Gelüst nicht widerstehen. Sie küßte den hübschen Mund, schnellte aber sofort nach der sündhaft schrecklichen Tat erschrocken zurück und machte eine äußerst ehrbare, altjüngferliche Miene.

Der Schläfer wischte sich über Mund und Nase, als wenn eine Fliege ihn gekitzelt habe, und öffnete die Lider. Sein schlaftrunknes Auge wurde wonnetrunken und wähnte zu träumen und im Paradiese der Moslim, wo schöne, schwarzäugige Huris die Seligen empfangen, oder im Himmel der Christen bei dem allerlieblichsten Engel, den die ewige Schönheit erschaffen hat, zu erwachen.

Willy kam zu sich selber und war nicht kühn genug, um flugs die Fee mit den lockenden und erlaubenden Mädchenaugen: Küsse mich, mein Held, zum Lohne deiner Ritterschaft! zu umarmen, sondern setzte sich schüchtern auf den Bettrand und bot höflich der nächtlichen Besucherin den einzigen Stuhl an.

Eine Armlänge voneinander saßen sie keusch und ehrbar im Verließ des Spukschlosses. Der Korb war voll von seinen Lieblingsspeisen, und er aß auf Befehl mit gewaltiger Ausdauer. Sein Riesenhunger machte ihr sehr viel, ihm selbst um so weniger Vergnügen und wurde ihm schließlich genant in ihrer Gegenwart.

War das ein langer, lieber Knabe, der rot wie ein vierzehnjähriges Mädchen wurde! Isabella schwatzte. Ob er nicht eine Kindsmagd zur Wartung haben müsse hier unten? Ob er sich in dem Spuknest vor dem Gespenstergrafen nicht graule?

„Wenn ich ihn höre, fange ich zu spuken an, und der Geist nimmt vor dem neuen Gespenst Reißaus.“

Er mußte ihr erzählen, wie er vor dem General Vandamme gespenstert habe. Willy schmunzelte und schilderte den Vorgang, besonders behaglich und boshaft, wie Girardin zähneklappernd aus dem Bette gefallen sei und hinter dem — dem — sich verkrochen habe.“ Keusch brach er ab.

Zärtlich hing ihr Blick an dem Jüngling. „Sie sind ein Mann! Das tolle Komödienspiel hätte Ihren Kopf kosten können... Sie wußten in der zweiten Nacht, daß die Pistolen scharf geladen waren."

„Ich wußte aber auch, daß Vandammes fliegende Hand nicht treffen würde."

„Sie sind dennoch ein Held! Wie ruhig und stolz standen Sie vor dem todbringenden Gewehrlaufe Girardins! Sie haben mich vor der Schande und dem Scheusal gerettet, Sie haben für meine Ehre Ihre Brust der Kugel dargeboten! Ich möchte Ihnen danken, das Liebste und Schönste und Süßeste, das Sie wissen und wünschen, Ihnen geben und schenken." Weit neigte sich die weich hingeschmiegte, hingebende Gestalt zu ihm hinüber. War das die Gabe, die sie schenken wollte?

Er hatte nicht den Mut, das dargebotene Dankgeschenk hinzunehmen, das Liebste und Schönste, das sie ihm vor die Hände legte, an sein Herz zu reißen.

Kindlich verlegen und kreuzverständig stotterte er die Bitte, ihm ein Buch für die einsamen Stunden mitzubringen.

Jungfer Darmann nickte etwas kurz und kühl, verabschiedete sich mit dem Anstand einer jungen Weltdame, kehrte sich aber in der Tür halb rückwärts und versprach, in zwei Nächten eine neue Proviantzufuhr. Sie werde um Mitternacht in die Kirche gehen und unter dem Altare ein Klopfzeichen geben; eine Zusammenkunft im Gotteshause sei traulicher und schicklicher. —

Der Bewohner des Schlosses verschlief die Nächte und verträumte die Tage. Wenn er geistesabwesend in seinen Schiller guckte, überall las er drei Worte: Sie liebt mich! Im Rauschen des Windes, im Klang der Glocken, im Knarren der Wetterfahne, sogar im Krächzen des Käuzchens hörte er drei Töne, in seinem Haupt und Herzen flüsterten, summten und trällerten drei Laute: Sie liebt mich, sie liebt mich! Zuletzt faßte er einen männlichen, mutigen Entschluß. — —

Dachenhausen hatte als Kavalier seine Dienste angeboten. Das Fräulein aber hatte höflich und eigensinnig

jede Begleitung und Beschützung abgelehnt und die Proviant-besorgung selbst übernommen.

Friedsam konnte in der Nacht vor innerer Unruhe nicht schlafen und fuhr wieder in die Kleider hinein. Man wird sich einen Scherz, eine kleine Überraschung erlauben, murmelte er verschmitzt.

Und zwei große Überraschungen wurden ihm zuteil! Als er ins Schloß hinüberging und ganz leise die Treppe hinunterstieg, fand er den Raum leer und das Bett unberührt. Heiß und hastig folgte er dem ausgeflogenen Flüchtling, kletterte ins Verließ hinab, riß und rüttelte am Ringe und konnte die Tür nicht heben — sie mußte von unten verriegelt sein. Das war die erste Überraschung.

„Goddam!" Fluchend, aber noch immer mit pfiffiger Miene eilte der Jüngling ins Freie, über den Friedhof, nach der Kirche, drückte behutsam die Klinke — verdammt! Die Tür war von innen verschlossen! Das war die zweite Überraschung. Jetzt machte der Pfiffikus ein sehr dummes und erbostes Gesicht.

Da drinnen im Gotteshause passierte etwas! Fluchend, frostig stand er draußen ausgesperrt. Um nicht zum Gelächter und Gespött zu werden, lief er ins Pfarrhaus, wo er sich in seinem Bette verkroch.

Die Eifersucht hat starke Instinkte. In der Nacht geschah es im Gotteshause.

Willy schreitet verträumt durch den unterirdischen Gang, als gehe er einem Glück, einem Wunder entgegen. Der flaumbärtige Jüngling, der unfertige Mann hat ein sonniges Gesicht, ein seliges Gefühl, daß er ein von allen Göttern, von Fortuna, Amor und Aphrodite gesegneter und vom Glück gezeichneter Mann sei.

Dreimal klopft es. Eilig steigt er aus der Erdtiefe, tastet um sich und ruft: Isa, Isa! Keine Antwort! Sein Fuß sucht sich vorsichtig einen Weg durch den Gerümpelraum und betritt die vom Monde magisch beleuchtete Kirche. Er überblickt enttäuscht das ganze Gotteshaus — hat sein Ohr sich geirrt?

Da hängt sich etwas Weiches und Lebenswarmes an

seinen Arm und sagt mit verstellter Stimme: „Ich bin der gute Geist des Schlosses Hasselhausen."

„Ja, meine Schutzheilige!" flüstert er befangen. Im Gotteshause ist ein Engel, nicht ein hannöverscher, wie er mit pausen Putenbacken vom Altarbilde herabblickt und zu blasen scheint, sondern ein glutäugiger, schwarzlockiger Engel der Liebe ihm erschienen.

Willy führt nicht die junge Dame, sondern folgsam bis ans Ende der Welt läßt er zur Kirchenbank des Pastorats sich leiten, wo er neben dem guten Geiste sitzt und durch einen sanften Druck von der Leiblichkeit des Engels sich überzeugt. Unten in seiner Behausung hat er sich für die Rede vorbereitet und ganz genau gewußt, was man in einem so großen, vielleicht nie wiederkehrenden Augenblick sagen will und sagen muß. Und jetzt ist es — wie ein mit Gedächtnisknoten versehenes, aber zu Hause vergessenes Taschentuch — plötzlich nicht vorhanden, er fängt ganz anders an: „Ich glaubte, daß Sie den redseligen Franzosen und fanfaron gern hätten."

Ein helles, koboldartiges oder richtiger koboldunartiges Lachen schlägt an sein Ohr. „Hahahaha! Der Schwätzer, der Erbärmling, der jetzt lügt, das Gewehr sei nicht geladen gewesen! Ei, darum hat mein Hänschen sich zum Ritter und seinen Rivalen unschädlich gemacht!"

Das „mein" in ihrem Munde, das von seiner Wenigkeit Besitz ergreift, ist ihm sehr wonniglich zu hören, der Kosename „Hänschen" freilich um so weniger. Er will hier nicht den dummen und stummen Hans agieren, sondern er will und soll und muß ihr sagen, was der Mann dem erwählten Weibe mutig bekennen muß. Weil die präparierte Rede ihm entfallen ist, kleiden sich seine schlichten, schmucklosen Gedanken und Gefühle unwillkürlich in die poetischen, pathetischen Satzgewänder seines Don Carlos, den er auswendig kann.

„Brechen Sie dieses rätselhafte Schweigen!" beginnt er mit den Worten des Domingo, „öffnen Sie Ihr Herz dem Freundesherzen!"

„Nein, Sie . . . Sie müssen sprechen," haucht das er-

rötende Mädchen mit einer gewissen Energie. Es wäre wider alle Naturgesetze, wenn sie die Liebeserklärung machen würde. Wer weiß aber, ob Hänschen es nicht so weit treibt.

O nein! Ein Geräusch stört die Kirchenstille. Mit viel Gefühl und ziemlichem Geräusch wirft sich der Ritter zu ihren Füßen nieder. „Jetzt, Isabella, in einem, einem Niederfall leg' ich mein junges, stolzes Blut, mein Herz, mein Leben, meine Zukunft in Ihre Hand."

Liebkosend greifen ihre Hände in sein Haar. „Ach, setzen Sie sich ... hier neben mir!"

„Ich steh' nicht auf ... hier will ich ewig knien, auf diesem Platz will ich verzaubert liegen, in dieser Stellung angewurzelt." Er deklamiert die Worte des spanischen Prinzen.

Ist das ein richtiges, reelles Liebesgeständnis? Isabella hilft ihm. „Sie lieben mich?"

„Ja, ich liebe Sie! Ein Sonnenstrahl der Hoffnung glänzt in mir auf, und eine süße Ahnung fliegt durch mein Herz. Der ganze Himmel beugt mit Scharen froher Engel sich herunter, voll Rührung sieht der Dreimalheilige dem großen, schönen Auftritt im Gotteshause zu! Meine Isa!"

Da legt sie die Arme sanft um sein Haupt und beugt sich nieder und blickt beseligend. „Nun bist du mein, mein William."

„Ja, der deinige auf ewig und in des Worts verwegenster Bedeutung."

Nachdem sie ihn emporgezogen, sitzt er auf der Bank, selig, schauend und staunend, sitzt er mit schlaffen Armen, als wenn er auf eine Erlaubnis warte, die sie zuletzt ganz leise, leise ihm erteilt. „Ich glaube, du darfst mich jetzt küssen ..."

Schüchtern und ungelenk beginnt er die ungewohnte, süße, durch alle Nerven und Fibern schauernde Tätigkeit der Liebe; sehr bald jedoch hat er die göttliche Kunst Amors gelernt, die er brav, beharrlich und unermüdlich ausübt, bis die Geliebte gesättigt an seine Brust sich legt und plaudern will.

Das kosende Geflüster wird zum tiefernsten Gespräch.

Der steckbrieflich Verfolgte kann nicht in den Ländern, die dem Wink des Despoten gehorchen, verweilen. Willys Hoffnung ist auf England gerichtet, auf das freie, unbezwungene Albion, das Napoleon, unfähig, den schmalen Meerarm zu überspringen, mit ohnmächtigem Knirschen von Calais aus betrachtet. Willys Traum ist ein Fahnenjunkerpatent in der deutsch-englischen Legion. Ach, viele Jahre werden vergehen, ehe er die Welt erobert hat und mit den Generals- oder nur den Oberstepauletten nach Hannover heimkehrt. Was sind die Jahre, wenn man achtzehnjährig ist und noch mit fünf Jahrzehnten rechnen kann!

„Du wartest auf mich, nicht wahr? Ich werde dich so schön und hold und herrlich wiederfinden."

Das Weib ist stets bedachtsamer als der Mann. „Nach zehn Jahren bin ich uralt geworden, wahrscheinlich mit großmütterlichen Ohrlocken wirst du mich wiederfinden und nicht wiedererkennen. Du mußt als Hauptmann kommen und mich holen ... als deine Gattin begleite ich dich in die Kampagne." Isabellas lebhafte Phantasie schwelgt in romantischen Plänen, wie sie mit dem Hauptmann von Wahren die deutsche Legion durch die Sierra und Mancha Spaniens, nach Neapel und Rom als Siegesgöttin begleiten werde.

Die Kirchenuhr schlug drei erschreckend laute Schläge, als die Verliebten sich trennten. Willy schritt durch die dicke Finsternis der Unterwelt; aber wie Morgenröte lag's auf seinen Wangen, taghell war's in seiner Seele, wie zwei Sonnen strahlten seine Augen. Ihn dünkte, sein Tag, das rechte, volle Menschenleben habe heute erst angefangen.—

Die beiden jungen Menschenkinder trafen sich oft im Gotteshause, mitten in der Nacht, aber in naiver Unbefangenheit und Ehrbarkeit.

Isabella stellte einmal beiläufig die Frage: „Deine Mutter wohnt in Hannover und hat sich wieder verheiratet?"

Aus dem Halse drückte er die Antwort, denn im stillen Sinn zitierte er seinen Schiller: Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin. „Ja, meine Mutter ist die Frau des hannö-

verschen Kammerrats von Hinüber, der jetzt die rechte Hand des französischen Maire ist — und sich dessen rühmt."

Weil es ihm offenbar peinlich war, ging sie schnell darüber hinweg und stellte unwissentlich die allernotpeinlichste Frage: „Und dein richtiger Vater?"

„Er — er war ge—, war nicht mehr da, als ich ein kleiner Knabe war." Willy wollte nicht lügen, aber auch nicht sagen, daß er von seinem Vater nichts wisse.

Sehr taktvoll verließ Isabella das Thema, um von ihrer Familie zu reden. „Was weißt du von meinen Eltern? Was hat der Schlingel, der Schnüffler Dachenhausen aus meinem Tagebuch entwendet und dir mitgeteilt?"

„Bis kurz vor der Schreckensschlacht hat er gelesen, zuletzt erzählte er, wie dein Großvater, Herr von Streithorst, mit Tochter, Schwiegersohn und dir, der Enkelin, nach seinem Gute zwischen Weimar und Jena zog, um aus nächster Nähe die Niederlage der Franzosen mit eignen Augen zu sehen. Gott helf's!"

„Ja, Gott sei meinen armen Eltern gnädig!" Die Erinnerung an ein grauenhaftes Erlebnis war so erschütternd, daß ihr Gesicht die Farbe verlor und marmorweiß wurde; doch ihre blassen Lippen erzählten tonlos die Tragödie ihres Hauses, den unseligen Konflikt ihres starrköpfigen Großvaters und ihres verschrobenen Vaters. „Mein guter Papa war ein vollblütiger Franzose geblieben, liebenswürdig und leidenschaftlich, aber auch phantastisch und phrasenhaft bis ins Extrem; der liebe Großvater dagegen ein deutscher Grandseigneur der alten Schule, korrekt, steif und vornehm, aber auch hart und knorrig und ein eingefleischter Patriot. Die beiden vertrugen sich wie die geschmeidige Katze und der brummige Bulldogg. Peinliche Szenen passierten alle Tage, meine sanfte Mutter konnte die Zusammenstöße nicht verhindern und litt an schwerer Melancholie. Törichterweise spielte der Vater, dem jede Aufgabe und Pflicht fehlte, sich auf den superklugen Strategen heraus, der alle Taschen voll von Karten und Kriegsplänen hatte und jedem Beliebigen, sogar dem Barbier, seine genialen Ideen entwickelte. Der Großvater, stark in

beißendem Sarkasmus, höhnte, der Herr d'Armand hätte mit seinen Kampagneideen rechtzeitig die Jakobiner ausrotten sollen, dann hätten wir einen zum Kaiser avancierten Artilleriehauptmann nicht als Karnevalsmajestät gehabt. Mein Vater war, obwohl strenger Legitimist, berauscht vom Glanz der Siege, von der Glorie des neuen Frankreich, ein Bewunderer Napoleons geworden und sagte mit Pathos: ‚Napoleon ist der größte Franzose der Gegenwart und Vergangenheit, der größte Feldherr und Regent der ganzen bisherigen Weltgeschichte'. — ‚Gehen Sie doch zu dem Räuberkerl, der gar kein Franzose, sondern ein Welscher und Korse ist, und bleiben Sie möglichst lange bei Ihrem Bonaparte!' — ‚Ich werde zu ihm gehen und ihm sagen: Sire, Sie sind mein Abgott,' war die überspannte Antwort, die wir für eine Phrase hielten. Gott sei's geklagt, der Wahnwitz wurde ausgeführt, ihm und uns zum Untergange." Isabella zitterte, wie vom Fieber oder Frostschauer.

„Wenn es die schmerzende Wunde aufwühlt, sage es mir nicht!" bat er besorgt.

„Nein, was mein ist, ist dein ... auch mein Jammer, meine Schmach sollst du mit mir tragen."

Schützend legte er den Arm um ihre zarte Gestalt.

„Als wir auf dem Gute bei Weimar wohnten und der Vater die kriegerischen Aktionen, die Truppenmassen der Jenaer Kampagne sah, wurde er noch phantastischer und exzentrischer. Tag und Nacht ritt er in der Gegend herum mit seinen Karten und Plänen, um zu zeichnen und Schlachtpläne zu entwerfen. Höchst unvorsichtig war sein Gebaren, der schlecht deutsch sprechende Emigrant, der kein H herausbrachte, fiel den preußischen Offizieren auf und wurde heimlich observiert. O, der Tag und die Nacht des 13. Oktober — des bösen, grauenhaften Dreizehnten — werden bis zu meinem Tode vor mir stehen und durch meine Träume angstvoll gehen! Bei Tisch kam die traurige Nachricht von der Niederlage bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand. Mein Grandpapa, dessen kindlicher Glaube einen großen Preußensieg bestimmt erwartet hatte,

war völlig niedergeschmettert, ein gebrochener Greis. Mein Vater aber war so töricht und taktlos, seinen Triumph nicht zu verbergen und Schadenfreude zu äußern. Rasend schnellte der Greis empor, hob seinen Krückstock zum Züchtigen, schlug aber, Gott sei gepriesen, nicht zu, sondern schrie: ‚Elender Verächter des Vaters und des Vaterlandes, die ihm, dem Hungerleider, Brot und Kleidung gaben, gehe Er, schere Er sich zu den hundsföttischen Franzosen!‘ — ‚Bien, ich werde zu dem Kaiser gehen und ihm einen Schlachtplan für die Bataille bei Weimar und Jena vorlegen, der den französischen Waffen den glorreichsten Sieg bringen wird. Ich gehe und biete meinem Kaiser meinen Degen und meine Dienste an, sein Genius weiß strategische Köpfe zu schätzen und wird mich, den Hungerleider, in den Generalstab kommandieren.‘ — ‚Fluch, Fluch Ihm, wenn Er schändliche Felonie begeht und den Feinden die deutsche Truppenstellung und -stärke verrät! Schurke! Ich werde Ihn dann zu finden wissen und als Verbrecher, Verräter an meinem Vaterlande in Ketten legen lassen!‘ rief der erbitterte Greis ihm nach. Der Unselige stürzte mit einem Vive le grand empereur von dannen. Hatte mein armer Vater den Verstand verloren? Ich muß es glauben. Mein Großvater sandte durch einen reitenden Diener einen Brief an den preußischen Generalstab. Eine Stunde später streckte ein Schlagfluß, der in drei Tagen seinen Tod herbeiführte, den Aufgeregten nieder. Das war das erste der Schrecknisse, die Schlag auf Schlag uns trafen. Mein unglücklicher, in sinnlosem Jähzorn handelnder Vater ritt direkt ins Hauptquartier der Franzosen und soll bei dem Kaiser eine lange Audienz gehabt haben. Napoleon, der die Menschen benutzt und wegwirft, soll es verstanden haben, wichtige Aufschlüsse über die Stellungen und Heeresstärken der Preußen ihm zu entlocken. Das war die Schuld, die schauerliche, auch von den Unschuldigen schwer gebüßte Schuld. Der große Egoist Napoleon hat den französischen Edelmann natürlich nicht zum Stabsoffizier gemacht, sondern den freiwilligen, närrischen Kundschafter, dessen wertvolle Kenntnisse nichts kosteten, gnädig mit einem Orden entlassen.

Naiv wie ein Kind, wahrscheinlich auch bitter enttäuscht, verrückt ziel- und planlos, weil er nicht weiß, wohin, reitet mein armer Vater durch die preußischen Piquets, wird auf höheren Befehl arretiert, ins preußische Hauptquartier gebracht, peinlich verhört und, da er nicht lügt, sondern stolz eingesteht, was geschehen ist, sofort verurteilt. Als Spion und Verräter hochwichtiger, militärischer Geheimnisse soll er füsiliert werden. Mein Großvater, der als starrer Patriot dem Vaterlande das entsetzliche Opfer seines Familienglücks brachte und den Eidam denunzierte, liegt im Sterben, ruft irre: ‚Mein Gott, ich habe mehr als Abraham, ich habe Kind und Enkelin und meinen eignen, alten Kadaver dir geopfert!‘ und ringt mit dem Tode. Meine verzweifelte Mutter fährt mit der letzten Kraft ihres gebrochenen Körpers und Geistes ins preußische Hauptquartier, tut vor dem König Friedrich Wilhelm einen Fußfall und erlangt von dem stotternden, unwirsch polternden Monarchen die grauenhafte Gnade des langsamen Todes, die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Kerkerhaft. Mein unglücklicher Vater ist nach Magdeburg und später nach Thorn transportiert worden, wo er in den Kasematten vegetieren soll. Und meine edle, beweinenswerte Mutter — o, gibt es einen gnädigen und gerechten Gott? Oder auch eine böse Allmacht, welche die Guten und Schuldlosen, die Besten und Edelsten tückisch zerschlägt? Meine Mutter verfiel in — Wahnsinn, weinte immer still vor sich hin, so daß ich sie nicht genug behütete, und — stürzte sich im Verfolgungswahn aus dem obersten Stockwerk. Der Bruch der Gliedmaßen wurde kuriert, der Bruch des gequälten Haupts, des gemarterten Geistes war unheilbar, sie wurde nach Göttingen gebracht und soll im Irrenhause zum Schemen hinsiechen. Nur der Tod wird sie erlösen. Auch mir war wirr und weh, als ob die grauenhaften Rätsel unsres Schicksals auch meine Vernunft umstrickten. Doch hat die schwere Fieberkrankheit, die mich befiel, mein Bewußtsein aufgehoben, wie die Ärzte sagen, mein Denken eingeschläfert, mein Geblüt gereinigt, mein Gehirn gerettet: Als ich völlig kraftlos wie aus einem angstvollen Traum erwachte, war meine

Seele erstarrt, mein Kopf unfähig zu denken, als hätte ich die Erinnerung verloren und das Geschehene halb vergessen. In dem Zustande brachte eine Verwandte mich nach Hasselhausen, im Frieden des Pfarrhauses bin ich genesen, auch war dein lieber Anblick ein täglicher und trefflicher Arzt, und jetzt hat die Ärmste Herzfreude, höchstes Glück und ihr Himmelreich allhier gefunden."

Schirmend zog Willy sie an seine Brust, unersättlich verlangten ihre Lippen nach seinen Küssen; war er doch jetzt ein in der ars Amoris — der Kunst Amors — sehr geübter, ein im weichen, vollen Küssen kunstfertiger Mann.

Warum zittert mitten im süßesten Glück oft eine Unruhe über das Menschenherz, fällt mitten im hellsten Sonnenlicht des Lebens irgendwoher ein Schattenhauch auf die leise singende Seele?

Von der Kirchenkühle fröstelnd, fragte Isabella plötzlich: „Fürchtest du dich nicht, mein Liebster? Die d'Armands sind ein gebrandmarktes Geschlecht, und manchmal möchte ich mich fürchten vor meiner eignen Seele und meinem Schicksal. Bin ich nicht von dem Gott, der die Sünden der Väter heimsucht, gezeichnet? Und eins von den friedlosen Kindern der Erde, die mit der ewigen Sehnsucht und dem ruhelos suchenden, haschenden Herzen das Glück wohl zu finden, aber nicht zu fesseln verstehen?"

Welche tiefe Lebensschwermut mitten in der höchsten Liebesseligkeit! Hatte dieses hartgeprüfte, junge Gemüt von der mütterlichen Melancholie sein Erbteil bekommen?

Willy hielt sie in den Armen. „Ich, ich weiß mein Glück zu fesseln und festzuhalten und, wenn es sein muß, mit der Waffe, mit Leib und Leben zu verteidigen. Ich will dir Vater und Mutter, Bruder und Freund, Geliebter und Gatte, Schirm und Schild sein. Arm in Arm mit dir fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken."

„Du mein Don Carlos! Du bist wahr und treu und trotz deiner Jugend ein ganzer Mann."

Kein Greis hört gern von seinem hohen Alter, kein Jüngling gern von seiner grünen Jugend reden. „Ich bin ein Jahr älter als du!"

„Nein, ein Jahr jünger, dünkt mich, haha!“

Recht verstanden hatte sie recht mit ihrer Altersrechnung, obgleich er ein Jahr vor ihr geboren war.

Stets schlug die dumpfe Kirchenuhr zu schnell und früh. Sie mußten scheiden, schon krähte der Pastoratshahn, der wie alles im fleißigen Hause ein Frühaufsteher war. — — —

Dachenhausen besuchte regelmäßig seinen Kameraden im Kellergelaß. Das Glück und Geheimnis seines aufrichtigen Freundes, dem es in den glänzenden Augen geschrieben stand, erkannte er sofort. Er kaute an seinen Lippen und inquirierte: „Bella hat dich lieb?“

„Ja, sie hat sich im Gotteshause mit mir verlobt.“ Willy redete in einem feierlichen Ton, als ob die kirchliche Verlobung ein kirchliches Sakrament gewesen sei.

Friedsam grinste gezwungen und glückwünschte: „Jetzt machen ja die Kirchenmäuse Hochzeit ... wann wollt ihr heiraten? Nun muß der Pastor, der euch trauen und das Aufgebot erlassen soll, endlich mal erfahren, wo du Steckbriefling steckst. O ich gedankenloser Mensch! Das geht ja nicht. Statt in die weiche Hochzeitskammer würde man dich in die harte Zelle des Stockhauses bringen.“

„Noch nicht dem Pastor es sagen!“ bat Willy, der mit Recht das Ende der nächtlichen Gottesdienste befürchtete.

Friedsam führte moralische Gründe ins Feld. Das Verschweigen sei jetzt nicht mehr eine erlaubte Notlüge.

Willy litt im ehrlichen Gewissen und verliebten Herzen, die hart widereinander waren, große Not und flehte: „Nur zwei Tage noch!“

„Du meinst zwei Nächte ... nein, ich muß hart und verständig sein.“

Dachenhausen sagte dem Pastor — ob aus Gründen der Ethik oder der Eifersucht? — den Aufenthaltsort des Flüchtlings.

Baring schmunzelte: „Ich habe es gewußt, als meine Frau die Arbeit der großen Mäuse in der Speisekammer bemerkte. Wohin aber schaffen wir den wackren Willy? Nach seiner Heimat Hannover kann er sich nicht wenden, da der Steckbrief im ganzen Kurfürstentum angeschlagen

ist. Wie entkommt er ins Ausland? Die Sache fordert viel Vorbereitung." —

Friedsam, der mit besonderem Freundeseifer bemüht war, Willy in Sicherheit und aus dem Schloßversteck fortzuschaffen, fand durch glücklichen Zufall den rechten Ausweg. Durch den Schulzensohn geriet ein vom französischen Gouvernement beschlagnahmtes und just darum, je fleißiger die Gendarmen fahndeten, von Haus zu Haus getragenes Blatt in seine Hände. Es enthielt einen öffentlichen Aufruf des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig an alle deutschen Männer, in das von ihm gegründete Freiwilligenkorps einzutreten und in Böhmen sich zu melden. Der ritterliche Fürst, den Napoleon mit dem lakonisch brutalen, echt bonapartischen Dekret: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren!" des Landes und Thrones seiner Väter beraubt hatte, hielt jetzt, wo Österreich ernstlich um seine Ehre kämpfte, die Stunde der allgemeinen deutschen Erhebung für gekommen. Er rief jeden, der ein deutsches Herz habe und Waffen führen könne, unter seine Fahnen, um Deutschland von der Gottesgeißel zu befreien.

Mit dem Blatt in der Hand rannte Dachenhausen in den Schloßkeller, ganz außer sich las er mit Pathos die Worte vor, die wie eine zum Kampf gegen Bonaparte schmetternde Posaune Willys Ohr und Seele trafen und diesen geschworenen Bonapartefeind in eine patriotische Ekstase versetzten.

„Das ist für mich geschrieben, an mich gerichtet!" rief Willy immer wieder in jugendschöner Begeisterung. „Ich will zu dem Herzog, der ein Welfe, ein Prinz meines angestammten Fürstenhauses ist, dessen Untertan ich durch Geburt bin, und dem ich als Gefolgsmann den Treueid schwören werde. Das Blatt hier ist eine höhere Einberufungsorder an den Urenkel des Generalleutnants von Wahren, ist ein Gestellungsbefehl, dem ich gehorchen muß. Ich muß sofort nach Böhmen!"

„Ja, für eine Einberufung des Himmels halte ich den Aufruf, der in meine Hände fiel, auch," sagte Friedsam mit gottesfürchtiger Miene und legte ein ganz klein wenig die Ohren zurück.

Willys edler Entschluß war unerschütterlich. Selbst die furchtbare Trennung von der Geliebten konnte ihn nicht schwankend machen. Mit dem stoischen „Es muß sein“ hämmerte er sein weiches Herz stahlhart. Dort in Böhmen war der Kampf, dafür er lange berufen war und darauf er seine Zukunft bauen wollte; dort hatte die erhabene Befreiung des Vaterlandes begonnen, dort lächelte und lockte die Kriegsfortuna, die Ehre, Glück und Ruhm ihm bringen sollte. — — — —

Es war am Spätnachmittage; sechs Schläge schlug die Turmuhr, die an das Ende und die Endlichkeit aller Dinge, auch jedweder Schönheit und Seligkeit, gemahnt. Das war also die letzte Zusammenkunft im Gotteshause und für zwei junge Menschenkinder ein bitterschweres Scheiden. Aber Isabella machte ihm die Stunde durch Klagen und Weinen nicht unerträglich schwer, sondern tapfer dem Schmerze trotzend, lächelte sie ihm zu — ein wehmütiges, engelhaftes Lächeln war das letzte, liebe Bild, das er von seiner Märchenfee mitnahm in die weite Fremde und das wilde Feldlager der Kriegsfortuna. —

Was tut der Franzose nicht für Geld! lautete das Sprichwort dazumal. Für ein gutes Douceur war ohne Schwierigkeit ein falscher Paß, ein Reisepaß für den der Ökonomie beflissenen Hans Weiland, beschafft worden. In der Nacht stand Willy, mit Lodenrock, Stulpstiefeln, Flausmütze, Tabakspfeife und Knotenstock angetan, im Pfarrhause und machte für seinen Paß den denkbar echtesten Eindruck. Alle nahmen den herzlichsten Abschied von dem treuen Menschen, und manche Träne floß.

Pastor Baring segnete den langjährigen, scheidenden Hausgenossen. „Der Herr sei mit Ihnen in Sturm und Stille! Vergessen Sie nie, daß Sie hier stets ein offnes Vaterhaus finden werden!“

Ein tröstliches Wort für den, der in die Wildfremde zog. Beim Licht der Sterne wanderte William von Wahren in die Welt hinaus, um seinem Glücksgestirn zu folgen, den Erzfeind zu befehden und die Kriegsfortuna zu finden.

---

Zwölfter Abschnitt.

# Der Totenkopf-Husar, der wie ein Held auszeucht und wie ein Schulbube heimgeholt wird.

Ein müder Wandrer, der in acht Tagen einen Marsch von vierzig Meilen gemacht, erreichte am 2. Juni 1809 das Städtchen Oschitz, das in Böhmen hart an der Grenze der Lausitz liegt. In dem kleinen Orte, der von Angeworbenen, Anwärtern und Menschen aus allerlei Volk, Juden, Polacken, Germanen, Händlern und Roßkämmen, bis zum First vollgestopft war, war keine Wirtshauskammer für Geld zu haben. Auf der Streu eines Stalles schlief der Wandersmann zwölf Stunden in einem Schlaf, ohne von den fluchenden Knechten und feilschenden Juden gestört zu werden.

William von Wahren merkte, daß es ohne Empfehlung unmöglich sei, bei dem vielbeschäftigten Herzog eine Audienz zu erlangen, wußte aber auch, wie man sich Gehör verschafft. Der junge Mann wartete stundenlang in der Nähe des Werbebureaus auf den Fürsten, der die Gepflogenheit hatte, die Neueingekleideten durch eine Ansprache anzufeuern.

Als der hohe Herr mit einem Adjutanten erschien, trat Wahren vor, riß die Mütze vom Kopfe und sagte in strammer Haltung: „Weil ich im ehrlichen Zweikampf einen französischen miserablen Monsieur niederschoß, wurde ich gezwungen, mein Vaterland Hannover zu verlassen. Meine Bitte ist, unter den Fahnen Ew. Durchlaucht gegen die Todfeinde eines jeden Deutschen zu kämpfen."

Der Herzog winkte nicht mit einem herablassenden „Wende Er sich an mein Bureau" rasch ab, sondern musterte inter-

essiert das jugendliche Gesicht. „Ein Duell hat er schon gehabt? Also schießen und — treffen kann Er? Wie alt? Und wie heißt Er? ... Ah, von Wahren! Von Familie ist Er ... ein alter, guter hannöverscher Name. Bei meinen Husaren möchten Sie wohl eintreten, mein Freund? Und ich würde Sie gern zum Offiziersaspiranten ernennen, wenn ich nur nicht — das ist die Malefizsache hier — fast ebensoviele Junker, Leutenants und Hauptleute wie gemeine Kavalleristen und Korporale hätte."

„Durchlaucht, ich will nur eine Waffe haben und gegen Bonaparte kämpfen."

Der Fürst, der so gern und oft zu unbesehen einen Wunsch erfüllte, nickte freundlich. „Ich ernenne Sie zum überzähligen Kornett in meiner Kavallerie — ein von Wahren dient nicht als Gemeiner — doch müssen Sie bis auf weiteres als gewöhnlicher Reiter Dienst tun."

Willy hatte ein erhebendes Gefühl, als ob diese persönliche Begegnung eine Waffenweihe ihm gegeben hätte. Das war also der ritterliche Herr, der edle Braunschweiger, der seinen einst berühmten, zuletzt beweinenswerten Vater, der bei Auerstädt seinen Ruhm verlor und die Todeswunde empfing, in Ottensen bestattet hatte, seither seinem Racheschwur lebte und rastlos bestrebt war, an den Höfen und im Herzen des Volkes den Kampf gegen den Erbfeind anzufachen; das war der tollkühne Heerführer, der vom Erzgebirge auf Sachsen sich stürzen, den Aufruhr anfachen und die große deutsche Volkserhebung entzünden wollte. Ein imposanter Offizier in höchst schlichter Uniform, offen das Auge, etwas finster die hohe, tief gefurchte Stirn; ein dunkler, dichter Vollbart vermehrte noch den düstren Ausdruck. Waren es die vielen Widrigkeiten, die sein Antlitz verdüsterten? War die Unvollkommenheit seines Heeres, in dem auch viel Soldatengesindel und mancher wertlose Offizier Unterschlupf fand, die große Sorge des Herzogs, so daß in seiner Seele gelinde Zweifel an einem guten Ausgang des Abenteuers sich regten? Auch hatten die eben angekommenen Nachrichten von dem Zuge des tapfren, tollen Schill, der schon gescheitert sei, ihn tief enttäuscht.

Willy hingegen besaß den kindlichen Glauben der Jugend, erwartete von dem Unternehmen die ungeheuersten Erfolge und hatte die allerhöchste Meinung von dem Herzog und eine nicht geringe von seiner eignen Person, besonders nachdem er eingekleidet als Kornett im Taschenspiegel sich beschaute. Stolz schwoll ihm die Brust und schwoll ihm der Kamm. Die Uniform der Husaren bestand in einem schwarzen, mit Schnüren besetzten Pohlrock — Kragen und Aufschläge hellblau —, in schwarzen Reitbeinkleidern und einem martialischen Tschako, der mit seinem Roßschweife und seinem schimmernden Totenkopf aus weißem Metall einen trotzigen, toddräuenden Eindruck machte. Willy gefiel sich wohl in dem Heldengewande und diente in der sogenannten Offiziersschwadron, die zur Hälfte aus überzähligen Offizieren bestand.

Bald kamen aber die Tage, wo ihm manches weniger gefiel; denn bei dem Korps — wie bei jeder Freischar — hatten auch Marodeure und Taugenichtse Unterstand gefunden, und viele Rekruten konnten kein Gewehr laden. Auch der Herzog war leider kein Feldherr und besaß nicht die Fähigkeit, große Heeresmassen zu leiten, sondern jenen hohen persönlichen Mut, der an der Spitze eines Regiments die unglaublichsten Attacken zum Siege oder zum Tode reitet.

Das Korps, das etwa viertausend Mann zählte, betrat am 10. Juni sächsisches Gebiet, und großer Schrecken ergriff die braven Sachsen beim Anblick der arg verleumdeten Totenkopfbrigade. Der sächsische General Thielmann hatte in einer schmachvollen Proklamation den Herzog als einen Brigantenführer, der eine Schar von Strauchrittern befehlige, dargestellt. Die Bevölkerung war infolgedessen von einer urlächerlichen Angst befallen. Das rauhe Aussehen der Soldaten, der fürchterliche Totenkopf erregten viel Grausen, die gräßlichsten Schauergeschichten von den barbarischen Gepflogenheiten der Braunschweiger, die kleine Kinder wie Gänse am Spieß brieten, wurden erzählt und von der einfältigen Dorfbevölkerung geglaubt. In vielen Dörfern, durch die der Marsch ging, war tatsächlich

kein Kind zu sehen — alle waren von den vorsorglichen Müttern versteckt worden.

Wahren hatte ein Erlebnis, das er als denk- und merkwürdig seinen Memoiren anvertraute. Als Patrouille zum Fouragieren ausgeschickt, trat er in ein abgelegenes Häuschen, um einen Trunk Wasser zu bekommen. Ein blutjunges, blanksauberes Bauernmädel war allein anwesend. Kaum hat sie den Husaren zu Gesicht bekommen, als sie, in Todesangst nach dem Totenkopf schielend, sich aufs Knie wirft, die Hände ausstreckt und weinend ausruft: „Ach, hären Se, gnädiger Herre Husare, ich bitt gar scheene, dun Se mich nich braden! Ich bin Se noch so jung und mager." Lachend beruhigte er die Kleine, er wolle nur einen Trunk Wasser und, wenn sie ihn freiwillig gebe, auch einen Kuß von ihren frischen Lippen. Bald hatte die Sächsin alle Furcht verloren, bewirtete den Durstigen und steckte ihm beim Abschied eine Rose hinter den Totenkopf des Tschakos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Heer von 10 000 Österreichern unter Feldmarschallleutenant Am Ende vereinigte sich mit den Braunschweigern, und Am Ende, der ein Vorsichtsmeier war, erhielt als Rangältester den Oberbefehl zum großen Schaden des Unternehmens, das nur durch schnelle Überrumpelung Erfolge erzielen konnte. Sachsens Hauptstadt wurde besetzt. Die Einwohner jubelten den Befreiern durchaus nicht entgegen. Schon in der ersten Nacht blies die Alarmtrompete, nach fünf Minuten saß Wahren auf seinem kleinen polnischen Dienstpferde und ritt in sein allererstes Gefecht, nicht gegen Franzosen, sondern gegen Deutsche — Gott sei's geklagt —, gegen Sachsen, die Dresden entsetzen wollten. Seine erste Bataille war ein Kampf Mann gegen Mann, Hieb um Hieb, war ein merkwürdiger Seelenzustand, wo er von der Gefahr gar kein Bewußtsein hatte, aber stets auf den nächsten Gegner sich stürzte und dann mit einem klug sich wehrenden, jede Blöße erspähenden Instinkte hin und her schlug. Ein riesiger Kürassieroffizier vom Regimente Zastrow schwang seinen mächtigen Pallasch, um den jungen Fant zu zer-

schmettern. „Komm her, Hundsfott, ich haue Ihn zu Hackfleisch!" — ‚Schimpfen kann Er wie ein Held Homers!' schrie Wahren zurück und hatte intuitiv die beste Avance erkannt. Er wollte — wie die Kampfinstruktion des Kavalleristen lautet — die linke Seite des Gegners gewinnen und hatte sie mit seinem behenden Pferdchen bald gewonnen. Ein Schlag des Husaren durchhieb den Zügel des Feindes, der jetzt die Gewalt über seinen Gaul verlor, sofort einen Stich in die Schulter erhielt und kleinlaut um Pardon bat. Die sofort angebotene Börse des Gefangenen — wie es damals Sitte war — wies Wahren stolz mit den Worten zurück: „Damit sie keinen Liebhaber finde, versteckt sie gut an Eurem Leibe!"

Welcher Triumph leuchtete auf seinem bartlosen Gesicht, als er nach dem Gefecht den langen Kürassieroffizier ablieferte! Die Braunschweiger zogen als Sieger in dem Städtchen Wilsdruf ein, das diesem Geplänkel den Namen gab. Der Herzog wollte vorwärts, um Kassel und das Königreich Westfalen in Aufruhr zu bringen; doch der langsame, um jede Kleinigkeit erst den Hofkriegsrat in Wien befragende Am Ende war der Heerführer — und Hemmschuh. Kostbare Wochen wurden bei Meißen vertrödelt. Erst als es mit Am Ende endlich ein Ende und der brave von Kienmayer den Oberbefehl in die Hand nahm, wurden die Braunschweiger froh, besonders als es hieß, daß der Marschall Junot mit seinem Korps im Anmarsche sei.

Am 8. Juli donnerten die Kanonen der Schlacht. Wahren ritt mit einem seltsamen Gefühl, mit einem wahren Grimm, aber auch mit einem wahren Entzücken, ins Feuer hinein. Fand er doch heute die erste heiß ersehnte Gelegenheit, auf die verhaßten Bonapartes einzuhauen. Bei dem Sturm auf das Defilee von Böseneck stach er einen Korporal, der seinen Arm mit einem flachen Hiebe getroffen hatte, mit der linken Hand nieder.

Die Franzosen retirierten. Junot verlor sogar seinen Küchenwagen mit Kognak und Champagner. Das gab einen feinen Punsch, um den Sieg und den Herzog und das befreite Vaterland hochleben zu lassen. Willy konnte

ohne infamen Schmerz das Glas nicht heben und ließ sich den Arm vom Feldscher bandagieren.

Da wanderte der Herzog den Verbandplatz entlang, blieb hier und da stehen und klopfte den Kornett auf die Schulter. „Wackrer Jüngling, Sie haben sich Ihrer Vorfahren würdig erwiesen, Sie sind ein echter von Wahren! Wenn ich wieder in Braunschweig bin, werde ich Sie dekorieren."

Dem jungen Roland wurden die Augen feucht; er hätte um ein Haar wie ein Kind geflennt und Freudentränen vergossen. Die Anerkennung tat ihm so wohl: Ein echter Wahren! Aber nach einer Stunde hat das Wort des Herzogs seine Seele mit Furcht erfüllt. War er überhaupt ein echter Wahren? Oder nur der Sohn seiner Mutter, der Enkel seiner Großmutter, die beide von Wahren geheißen? Und wer war sein Vater . . . ? Ein Vetter oder naher Verwandter seiner Mutter? Das war die tiefheimliche Angst seiner Seele.

Nach dem Siege wollte die Truppe auf die westfälische Armee und ihren Operettenkönig Jerome sich werfen, konnte ihn aber bei Schleiz nicht stellen, da er rückwärts nach Erfurt avancierte. Die Stimmung war die fröhlichste. Und hier bei Schleiz traf sie der Schlag, die furchtbare Nachricht von der Niederlage der Österreicher bei Wagram. Das war mehr als eine Niederlage, das war die Vernichtung der deutschen Hoffnung, die Verzweiflung.

Wahren versicherte, es sei eine fette, gemästete Jeromeente und ein Lügenbulletin des Bonaparte. Aber die Westfalen und Sachsen, deren Lagerfeuer man sah, schossen wie toll in die blaue Luft und feierten mit Viktoriasalven den Sieg des Korsen. Das sind Deutsche! fluchte mancher finster vor sich hin.

Der Herzog erkannte das Verzweifelte seiner Lage, versammelte seine Offiziere um sich, hielt die offizielle Depesche und bestätigte kurz und rauh die folgenschwere Niederlage. Ihm sei nicht bekannt, ob er, dem der Pariser Moniteur den Titel eines Insurgentenchefs verliehen habe, in dem Waffenstillstand der Österreicher und Franzosen

miteingeschlossen sei, doch sei die Frage ohne Belang, da er sich niemals einem General Napoleon, dem Ci-devant-Kaiser, unterwerfen werde.

„Keiner von uns unterwirft sich dem Schandkerl!“ rief der jüngste Kornett.

Friedrich Wilhelm teilte dem Freikorps seine Entschließungen mit. Keine Kapitulation! Er wollte mit seiner unbesiegten Truppe durch Norddeutschland marschieren und bis zur Weser sich durchschlagen. Wenn hinter Bremen oder bei Cuxhaven, wie von London aus verlaute, ein englisches Heer gelandet sei, werde man mit demselben sich vereinen und den Krieg gegen Bonaparte von neuem beginnen. Wenn kein Heer lande, werde er mit seinem Korps an der Küste sich einschiffen und auf englischen Fahrzeugen den Boden des freien Britenlandes erreichen. Albion brauche kriegsgeübte Soldaten und werde nicht ruhen, bis Bonapartes Übermut gebrochen sei. Doch überrede er keinen zu dem kühnen Unternehmen, mit solchem Häuflein sich durch ein vom Feinde besetztes Land durchzuschlagen, sondern jeder Offizier und Gemeine, der jetzt das Korps zu verlassen wünsche, solle ohne Angabe seiner Gründe, ohne Vorwurf oder Schimpf sofort seinen Abschied erhalten.

Es war auf einer Wiese bei Zwickau, wo Friedrich Wilhelm diese Ansprache hielt.

Wahren war in einer so starken Erregung, daß sein Ehrgefühl sich in den Worten Luft machte: „Ein Hundsfott, wer seinen Abschied nimmt!“ Viele Heißsporne stimmten in den Ruf ein, verstummten aber bald, denn der Herzog fuhr sie zornig an: „Ich verbitte mir jede Insubordination!“

In der jetzt eintretenden, tiefen Stille hörte man hier und dort ein scheues Geflüster. Zögernd trat ein Rittmeister der Husaren aus dem Kreise und bat mit sehr leiser Stimme um seinen Abschied. Andre Offiziere folgten dem schlechten Beispiel.

Wahren verachtete die Schwachherzigen und konnte keinem der scheidenden Kameraden die Hand zum Abschied reichen.

Auch viele Soldaten baten um ihre Entlassung, erhielten

ihren Sold und mußten sofort die Truppe verlassen. Das Korps, das fortan nur zweitausend Mann stark war, hatte durch die Auslese keine Verluste erlitten, denn minderwertige Offiziere und Soldaten sind jedem Heere eine Schwächung.

Willy konnte mit seinem geschwollenen Arm keinem Franzosen wehtun und kam, ohne aktiv zu sein, nach Leipzig, wo die Schwarzen mit dem Totenkopf von den gut deutschen Bewohnern trefflich bewirtet wurden. Er hatte auch ein feines Quartier in dem Klein-Paris an der Pleiße. Die sehr künstlerische Tochter des Hauses wollte durchaus den jungen Helden malen; er saß ihr geduldig, fiel aber während der Sitzung in Schlaf, so daß hier das artige Bild eines schlafenden Totenkopf-Achilles entstand, das seine Urenkel noch aufbewahren. —

Westfalen und Sachsen, Holländer und Dänen wurden von dem zornschnaubenden Napoleon entboten, das edle Welfenwild zu fangen. Wollte man nicht von den Hunden umstellt werden, war allergrößte Schnelligkeit geboten. Wegen der Sonnenhitze wurden die Nächte zu Eilmärschen benutzt. Um irrezuführen, sandte man Patrouillen, die nie bezogene Quartiere barsch bestellten, in falsche Richtungen. Von den murrenden Bauern requirierte man zahlreiche Wagen zur Beförderung des gesamten Fußvolks, in mancher Morgenstunde hatte die Truppe sieben Meilen gemacht. Das war ein Feldzug, den die Kriegsgeschichte noch nicht kannte, ein wunderbarer Flug mitten durch das vom Feinde besetzte Norddeutschland. In Halberstadt lag das 5. Westfälische Regiment unter Meyronnet, das den Insurgenten den Weg verlegen sollte. Sofort brach der Herzog auf, traf abends um 6 Uhr vor Halberstadt am Kühlinger Tore ein und ließ zum Sturm blasen. Es wurde ein wilder Straßenkampf.

Wahren blieb trotz seiner lahmen Hand nicht zurück. Im Straßenkampfe sah er einen hohen feindlichen Offizier, der hinter seinem erschossenen Pferd die Pistole lud; ohne Besinnen sprengte er auf den Offizier zu und schrie: „Rendez-vous!“ Ein Schuß war die Antwort. Das kleine pol-

nische Pferd war getroffen und bäumte sich. Der Kornett holte mit dem Pallasch aus, aber der Hieb des kranken Arms war kraftlos. Was nun? Er spornte sein Pferd und ritt den Offizier nieder und hüpfte flink aus dem Sattel, denn in demselben Moment stürzte sein getroffenes Tier tot nieder. Soldaten packten und entwaffneten den Monsieur, der kein andrer als Meyronnet war.

Wahren stand neben seinem toten, treuen Pferde und streichelte den Kadaver, kümmerte sich den Teufel darum, daß der Regimentskommandeur erwischt sei, und flennte verstohlen um den kleinen Polacken, das herrlichste Pferd im Regiment, und fertigte die Frager ab: „Kein andrer als mein Polack hat den Meyronnet gefangen genommen."

Zweitausend Westfalen ergaben sich in Halberstadt. Viele, die gut deutsch oder gut landsknechtisch gesinnt waren, traten bei den Totenköpfen ein und schwuren einen neuen Treueid. Die andern wurden entwaffnet und zum Teufel gejagt; nur der Oberst und die Offiziere mußten die Reise nach England mitmachen.

Willy hatte eine stille Wut auf den Obersten, der seinen kleinen Polacken erschossen. Als der Meyronnet auf dem Marsche, obgleich Gefangener, die ganze französische Arroganz und Unverschämtheit zeigte, insofern er einen blessierten Braunschweiger, um mehr Platz zu haben, vom Wagen einfach herunterwarf, empörte sich das junge Gemüt dermaßen, daß der Kornett dem Monsieur eine Maulschelle anbot und seine Offerte wohl ausgeführt hätte, wenn er nicht selbst einen Schlag auf den Mund, d. i. einen militärischen Verweis bekommen hätte.

Bald erreichte der Herzog die Grenze seines Erblandes, das der Usurpator ihm geraubt, und man sah auf seinem Gesicht eine tiefe Bewegung, als das Landvolk in großen Scharen herbeiströmte, um seinen angestammten Landesherrn zu begrüßen. Manch Bäuerlein glaubte in Einfalt, daß die Befreiung gekommen sei. Gegen Abend hielt der Herzog seinen Einzug in seiner Residenzstadt, als Sieger zwar, und war doch nur ein heimatloser Flüchtling, der nur Stunden weilen durfte. Ein schwerer, schmerzhafter Kon-

trast! Der Fürst, mit Blumen und Tücherschwenken begrüßt, und dieser Herr des Landes ein verfemter Mann!

Friedrich Wilhelm betrat das Schloß seiner Väter und schritt tief erschüttert durch alle Zimmer, wo von den Wänden die Bilder seiner Ahnen auf ihn herabblickten. Welche Gefühle zerrissen sein schwergeprüftes Herz in dieser Abendstunde! Die Nacht blieb er nicht im Schlosse, sondern um alarmbereit zu sein, ließ er die Truppe biwakieren vor dem Tore, wo er sich mit einem Strohlager begnügte.

Der westfälische General Reubel und der holländische General Gratien wollten den Herzog einkreisen und waren sehr nahe. Das Wild brach aber an der einzig offnen Stelle durch und schlug den Weg nach Hannover ein.

Es waren beklommene und sich widersprechende Gefühle, mit denen Willy seine Vaterstadt wiedersah. Hier war die teuer werte, liebe Heimat mit dem prächtigen Herrenhausen und der schönen Eilenriede. Dort hatte er gespielt und bei der Gumperfeldtin um seine Reputation sich gebracht. Auf dem Friedhofe lag die liebe, liebe Großmutter; seitdem sie schlafen gegangen, hatte sein Heimweh nach Hannover immer mehr sich verflüchtigt. Dort wohnte ja seine Mutter, die ihm in den vielen Jahren immer ferner gerückt und jetzt so nahe war. Innige, kindliche Gefühle beschlichen ihn. Aber auch ein Trotz regte sich in seiner Brust. Sollte er jetzt als armer Flüchtling vor die Mutter hintreten? Würde er mit Liebe oder mit Hypervorsicht, ja mit schnöden Vorwürfen empfangen werden? Die Mutter werde ihn wohl küssen, aber auch lamentieren, daß er durch sein unsinniges Betragen die ganze Familie ins Unglück bringe und die feste französische Anstellung des Herrn von Hinüber gefährde. Wohl trug er hoch seine Stirn mit dem Totenkopf, stolz zur Heldenschar des Herzogs sich zählend, jetzt aber war er ein um sein Leben reitender Flüchtling und darum in den Augen der seichten und schlechten Deutschen, welche die Schande wie ein Schicksal trugen, ein beklagenswerter oder verächtlicher Mensch. Nein, er wollte nicht das Haus seiner Mutter betreten. Nicht als bemitleideter oder unreifer Tor — denn jeder Gescheiterte ist

dem Philister ein Narr —, sondern als fertiger, ganzer, geachteter Mann wollte er dereinst vor das kritische Auge der Mutter und das würdevolle Antlitz des Stiefvaters hintreten. Unerkannt wollte er seine Vaterstadt betreten und bald verlassen.

In Hannover sollte das Korps nur einige Stunden rasten und sich stärken, um so mehr, als hier ein böses Gerücht bestätigt wurde. Der Korse hatte noch einen dritten von seinen schweifwedelnden Hunden auf den Welfen gehetzt. Die Dänen, die niemals und nirgends gefehlt haben, wenn es galt, der deutschen Ehre eine Schmach zuzufügen, unter dem General Ewald, dem Henker eines Schill, sollten vom Norden die kleine Schar umstellen.

In London Schenke stieg der Herzog ab. Willy betrachtete tiefsinnig und -innig das Haus dem vornehmen Wirtshause gegenüber, das Haus seiner Kindheit, seiner Mutter und Großmutter, das Herr von Hinüber nicht bewohnte. Tausend Bilder zogen vorüber und wurden zu wirren Träumen. Die Erschöpfung stellte sich ein nach wochenlangen Nachtmärschen. Er warf sich hin auf die Steinstufen des Hauses, wo er gespielt und ein glückliches Kind gewesen, und schlief in wenigen Minuten, wie im Daunenbette.

Friedrich Wilhelm hielt — der königlichen Welfensitte treu — in London Schenke offne Tafel. Viele Leute gingen durch den Saal, wo er tiefernst speiste, und bewunderten den Helden. Nach dem Essen hielt er gemäß der Etikette leutselig Cercle und hörte die Wünsche der Hannoveraner geduldig an.

Ein sehr würdevoller, pedantischer Herr mit einer nicht ganz jungen, aber charmanten Frau sprach sehr lange und sehr devot mit der hochfürstlichen Durchlaucht, die anscheinend zustimmte und zuletzt mit jener Hast der hohen Herren, die viel belaufen werden, auf die Straße eilte, gefolgt von dem Paare.

Ein Korporal mußte lange rütteln, ehe Wahren die bleiernen Lider aufschlug. Träumte ihm noch von dem steifkorrekten Stiefvater — und der Mutter? O Gott, das

war kein Traum, sondern eine Frau, die seiner halb vergessenen Mutter verzweifelt ähnlich sah. Feuerrot und verwirrt, besonders als er den Herzog erblickte, sprang der Kornett auf die Füße, stramm salutierend, starr wie ein Zinnsoldat.

„Mein William, so sehe ich dich wieder! Kennst du mich nicht? Küsse deine arme Mutter!" Die klangvolle, etwas scharfe Stimme weckte ihn völlig und hob den letzten Zweifel.

Der Überraschte sollte noch fassungsloser werden, als er die kurze Ansprache seines verehrten Herzogs vernahm. „Herr Kornett, Sie haben durch Ihr Verschwinden aus dem Hause Ihres Erziehers, wie ich jetzt erfahre, Ihren Eltern schweren Kummer bereitet. Ich will nicht tadeln, denn ideale, patriotische Gründe waren ihr Motiv. Aber Sie sind noch nicht mündig, Sie haben die Kindespflicht, der väterlichen Weisheit sich zu fügen."

Herr von Hinüber verneigte sich sehr tief. „Hochfürstliche Durchlaucht, Dero Diener dankt untertänigst. Mein Sohn ist kein unmoralischer Mensch, sondern als halbeduzierter, fürwitziger Jüngling aus der Schule gelaufen und muß noch ein ausreichendes Wissens- und Charakterfundament sich erwerben."

Der Fürst nickte und legte wohlwollend die Hand auf Willys Schulter. „Mein junger Freund, gehe Er mit seinen Eltern und sei Er ihnen untertan bis zu Seiner Mündigkeit! Ich entlasse Ihn mit Ehren und gebe Ihm das Zeugnis, daß Er ein sehr tapfrer Soldat gewesen ist."

Willy, dem die Subordination den Mund verschloß, stammelte nur: „Zu Befehl!"

Herr von Hinüber dienerte. „Hochdero Diener dankt untertänigst."

Willys Stolz drängte die Tränen zurück. Die fürchterlichste Bestürzung, Befangenheit und Beschämtheit zuckte und wogte in seiner Brust. Durch das plötzliche Auftreten und Einschreiten seiner Eltern war er aus allen Himmeln des erträumten Heldentums gestürzt.

Er fühlte die feste Hand der Mutter, die ihn durch bekannte Straßen und zu dem Hause des Rats von Hinüber,

der die rechte Hand des neuen Maire und eine einflußreiche Person war, führte. Welch ein Sturz war das! Der eben noch ein stolzer Kriegsheld gewesen, fühlte sich wie ein aus der Schule entlaufener und erwischter, von der Mutter heimgeholter, still vor sich hinheulender Schulbube. Es war zum Heulen und ihm stockdumm im Haupte. Wie hatte der Stiefvater ihn hier gefunden und gefaßt? Sehr einfach und ohne Mirakel: Pastor Baring hatte, wie es seine Pflicht war, der Mutter seines Zöglings geschrieben und die Absicht desselben, nach Böhmen zu gehen, nicht verschwiegen. Herr und Frau von Hinüber eilten nach London Schenke und klagten dem Herzog, daß der Sohn die Erziehungsanstalt verlassen habe, um seinen Extravaganzen nachzugehen. Der Herzog, von den Muttertränen affiziert, hatte den wackren Offiziersaspiranten entlassen und an seine Sohnespflicht erinnert.

Zu dreien gingen sie durch die Straßen, der verlorne und gefundene Sohn wohlbewacht in der Mitte. Die Mutter warf bisweilen einen kritischen Seitenblick. Sehr kräftig, schmuck und stattlich war ihr Ältester geworden. Das konstatierte sie mit Stolz, und die Mutterliebe regte sich.

„Mein Willy, hast du mich vergessen? Liebst du deine Mutter nicht?“

„Ja—a,“ brummte er, „a—aber es sind so viele Jahre her — wo du mich nicht besucht — und ...“

Scharf wurde ihr Blick. Sollte das ein Vorwurf sein? Trug der Hartkopf ihr die Heirat noch nach? Nachsichtig sagte sie: „Ich habe dir in meiner heißen Liebe den dummen Streich verziehen ...“

„Es war kein dummer Streich!“ rief er energisch.

Frau von Wahren wollte alles Unangenehme vermeiden und fragte sanft: „Hast du nicht ein liebes Wort für deine Mutter beim Wiedersehen?“

„Mutter, ich muß mich erst fassen, mich erst finden... es kam so überwältigend, so anders, als ich gedacht.“ —

Der Sohn schaute in dem großen, feinen Hause erstaunt sich um. Lauter neue, elegante Sachen, die er nicht kannte und die ihm kalt und fremd waren! Vor dem altmodischen

Schreibsekretär der Großmutter blieb er mit einem frohen Ah lange stehen; — nun fühlte er erst, daß er zu Hause und in der Heimat sei. Zwei kleine Geschöpfe von 7—9 Jahren, die ihm wildfremd waren, wurden als der kleine Aristides und die charmante Theodora vorgestellt, knixten sehr artig, und auf Geheiß mußte er sie als Brüderchen und Schwesterchen küssen. Der Kuß war ihm kein Genuß. Sie waren ihm etwas Genierliches, dessen er sich schämte, als ob sie eine leibhaftige Erinnerung an einen peinlichen faux pas der Mutter seien.

Der Stiefvater zerrte Willy in sein Schlafgemach, krümmte sich vor Schreck und wisperte: „Reiße Er schnell die hochverräterische Uniform vom Leibe herunter! Die hohe französische Polizei, die nur für ein paar Stunden durch die Burleske des Insurgentenherzogs suspendiert ist, wird gleich in Funktion treten! Fort mit dem horriblen Totengräbertschako! Will Er sich selbst an den Galgen und mich um Amt und Reputation bringen?“

Willy rührte kein Glied. Der Rat schlug den beschwörenden Ton an. „Stürze uns nicht alle ins Unglück! Ich bitte dich um deiner Mutter willen, nimm von meiner Garderobe, was etlichermaßen auf deinen stattlichen Körper paßt!“

Der Exkornett unterzog sich mit Widerwillen der Metamorphose. Die Pantalons, die Ärmel waren ihm zu kurz, die Halsbinde schnürte ihm die Kehle zu, er fühlte sich wie in einer Zwangsjacke. O, der Spiegel zeigte ihm statt eines heldenhaften Braunschweigers einen närrischen Bajazzo.

In der Dämmerung stand Willy an dem Hoffenster seines Gemaches und beobachtete einen auffallenden Vorgang: Herr von Hinüber huschte im Schlafrock in den Garten, blickte scheu nach allen Seiten, holte einen Spaten und grub mit höchsteignen Händen ein Loch. Immer wieder warf er nach dem Hause, dem Zaune schreckhafte Blicke, als ob er auf bösen, verbrecherischen Wegen sei. Dann schleuderte er Schnürenrock, Säbeltasche, Totenkopftschako — das alles hatte er unter dem Schlafrock getragen — in das Loch hinein, schaufelte Erdreich darüber und trampelte

mit beiden Füßen auf dem Grabe herum. Das Getrampel glich, aus der Ferne gesehen, einem höhnischen Triumphtanz.

Der Zuschauer im Fenster hatte Tränen im Auge. Ihm war so weh ums Herz, als wäre mit der teuren Helmzier im Garten auch seine Ehre, seine Hoffnung, seine Zukunft, sein Marschallsstab begraben worden, als läge sein hehrer Traum, ein Befreier des Vaterlandes, ein Anti-Bonaparte zu werden, tief unten in der trostlosen Gruft, darin sein Totenkopfwappen verfaulte.

Der Sohn wurde gerufen, um an einem Familienrate teilzunehmen.

Der Herr Stiefvater begann: „Ich rede subjektiv als Vater, objektiv als Jurist. In dieser Stunde können wir den Maire und die Behörden zurückerwarten. Jeder, der sich an der kriegerischen Komödie des Ci-devant-Herzogs beteiligt hat, wird schwer, sehr schwer bestraft. Die hochverräterische Uniform ist verschwunden ... aber auch der Zögling des Pastors Baring, jener William von Wahren, der kriminell und steckbrieflich verfolgt wird und ohne Frage seine zehn Jahre Stockhaus bekäme, jener William von Wahren muß spurlos verschwinden, irgendwo in der Welt gestorben und verdorben sein. Wir müssen die zweite Metamorphose vollziehen. Du bist jetzt ein Neffe meiner Frau, namens — nun sagen wir — Theodor von Wahren, der hier im Hause Aufenthalt nimmt, um gute Manieren zu lernen und Privatstudien zu treiben. Die erforderlichen Papiere beschaffe ich. Die Leute kennen dich nicht mehr, keiner wird lästige Fragen stellen. Die Metamorphose ist ein Gebot der Notwendigkeit ... von Stund an bist du mein lieber Neffe Theodor, deine kriminelle Vergangenheit ist tot und begraben. Mein Sohn — was sage ich — mein lieber Neveu, ziehe heute den neuen, den ehrbaren, wohlanständigen, korrekten Menschen in Gottes Namen an!"

Das nochmalige Sichumziehen, besonders da es galt, sich in einen ganz neuen Menschen hineinzuzwängen, mißfiel dem wackren Willy-Theodor ungemein, er machte ein sehr mürrisches Gesicht. Doch erkannte er die Notwendigkeit des Pseudonyms, wofern er nicht für lange Zeit ein-

gelocht werden wollte. Der kleine Aristides und die süße Theodora wurden sofort im Gebrauch des Namens unterrichtet und geübt und plapperten wie Papageien: Mon cher cousin Théodore.

Am schwersten hat Willy an den neuen Namen sich gewöhnt. Er hatte einen instinktiven Verdacht, daß man mit der Wiedertaufe auch eine zweite, unausgesprochene Absicht erreicht habe. War nicht der erwachsene Sohn der Frau von Hinüber den Eltern genant, genau so wie Aristides und Theodora ihm genierlich waren? Sollte er, weil der plötzlich existierende Sohn aus einer Ehe vor der Ehe den Eltern eine Inkommodität, ein Anachronismus war, vom Schauplatz und als Sohn spurlos verschwinden, um als lieber Neffe unauffällig in Hannover zu erscheinen? Diese häßlichen Fragen fraßen an seiner arglosen, aber nicht mehr naiven Seele.

Frau von Hinüber war mit ihm unzufrieden und schenkte ihm eines Tages reinen und recht scharfsauren Wein ein. „Mein lieber Theodor! Was schneidest du für ein Gesicht! Du Undankbarer solltest gegen Gott und gegen mich unendlich dankbar sein. Von uns als verkommener Flüchtling freundlich aufgenommen, durch die klugen Maßregeln deines Vaters — pardon — deines Onkels vor den Folgen deiner Torheit bewahrt, darfst du sorglos in deiner Heimat, an meinem treuen Mutterherzen ...“

„Tantenherzen!“ verbesserte er ironisch.

„... An meinem treuen Herzen weilen! Ich habe um mein Kind mit dem Herzog gerungen und es heimgeholt zu mir. Was wäre ohne mich dein schauerliches Schicksal? Der Herzog und seine ganze Horde wird eingefangen und füsiliert oder auf die Galeeren gebracht. Wie glücklich und dankbar müßtest du sein!“

Er küßte die Mutter, ein wenig gerührt, schluckte ein paarmal und sagte trotzig: „Den Herzog werden sie nicht fangen, so wahr es einen Gott im Himmel gibt!“

Diese Hoffnung wenigstens hat sich erfüllt. Was der gesunde Menschenverstand, der blöde Klughans, als unmöglich verlachte, war am deutschen Weserfluß geschehen.

Willy brachte triumphierend ein Zeitungsblatt und berichtete: „Der Herzog, von siebenfacher Übermacht umstellt, ist den Hunden entronnen — Hurra! — und hat bei Elsfleth mit seiner Truppe sich eingeschifft. Mit donnerndem Salut begrüßten und ehrten die englischen Kriegsschiffe den Helden und seine Schar. Er ist auf dem Meere, das Albions Flotte beherrscht. Hurra!"

„Theodor, temperiere dein Temperament!" sagte Herr von Hinüber.

Als die Frage Was nun? beantwortet werden mußte, kam es zu recht heftigen Konflikten. Der Jüngling hatte immer zwei alliierte Gegner, nämlich den Stiefvater und die Mutter, aber zum Glück auch an seinem Trotzkopfe einen beharrlichen Bundesgenossen.

Ob er für ein bescheidnes Studium, wie z. B. die mit Stipendien versehene Theologie, sich vorzubereiten gedenke? Oder ob er als kluger Praktikus in einem Gouvernementsbureau oder bei der Douane zu dienen und bald die höheren Chargen zu erklimmen gewillt sei?

„Die Protektion des vielvermögenden Maire, meine Konnexionen in hohen, potenten Kreisen können eine rasche Karriere dir prophezeien." Herr von Hinüber meinte die Menschen zu kennen, deren Entschlüsse zuletzt immer vom Egoismus und eignen Vorteil bestimmt werden, und lächelte diplomatisch. — „Du hast dich entschlossen?"

„Ja! Mein Gewissen würde mich mit Injurien überhäufen, würde Schubjack und Lump ins Gesicht mir schreien und speien, wenn ich ein Verräter am Vaterlande, ein speichelleckender Franzosenknecht würde. Ich will lieber der gemeinste Ackerknecht als der höchstbesoldete Söldling des Landesfeindes sein."

„Er unreifer Mensch! Er bewirft mich mit Injurien!" Herr von Hinüber erbleichte in zornigem Echauffement. Noch keiner hatte ihm so kräftig in indirekter Rede die Wahrheit gesagt.

Frau von Hinüber packte den erwachsenen Sohn, rüttelte und schüttelte ihn, wie in den schlimmen Tagen seiner Kindheit. „Du roher Mensch hättest die Bastonade verdient!

Der herzogliche Raubritter hat dich verroht. Du, du hast deinen Vater — deinen Oheim bis aufs Blut beschimpft."

„Ich habe von dem Herrn Rat kein Wort gesagt."

„O du läppischer Mensch! Den Müßiggang hast du dir zum Beruf gewählt? Du willst dein Lebenlang von uns dich ernähren, füttern und kleiden lassen?"

Willy stand stolz, als ob er Rechenschaft zu fordern habe. „Warum hat man mich nicht nach Elsfleth und England ziehen lassen? Warum hat man mich aus meinem Beruf herausgerissen? Ich habe längst gewählt und weiß, was ich will. Heute und morgen und immerdar sage ich dir und mir dasselbe: Ich will Soldat, Offizier werden, um gegen den Bonaparte zu kämpfen."

Es waren peinliche Tage, die Willy in der Heimat verlebte. Man sprach nur die unerläßlichen Worte mit ihm, die Mutter behandelte ihn wie den ungeratnen Sohn. Sogar der kleine Aristides guckte von unten recht suspiziös und spinös empor, als ob er den neuen Cousin für ein mauvaises Subjekt halte. Willy hat in den Wochen eigentlich auch nur vier bis fünf Worte wiederholt, nämlich wenn die Tante Wahren mit feuchten Mutteraugen ernst ihn ansah, die Worte: „Es bleibt dabei, ich werde Offizier!"

An dem 15. August, der sein und Napoleons Geburtstag war, war viel Flaggenwehen, Böllerschießen, Redeschwingen und Festtrubel in der alten deutschen Kurfürstenstadt. Herr Rat von Hinüber hatte zu Ehren des Kaisers gegessen und ein Räuschlein sich getrunken. Als er in Weinlaune heimkehrte und alle Menschen lieb hatte, tupfte er seinen Stiefsohn auf die Schulter. „Äh, möchte feurige Kohlen auf dein dickköpfiges Haupt sammeln und ein schönes Geschenk dir machen. Du darfst auf meine Kosten bei dem Rektor Heer täglich zwei Lektionen nehmen ... äh, was sagt Er nun von dem bösen Stiefv—bösen Onkel?"

„Das nehme ich mit Dank an, wenn ich die Lektionen bestimmen darf."

„Welche Fächer wählt Er?"

„Planzeichnen, Mathematik, Kriegswissenschaft, Geo-

graphie und Englisch, um mich auf meinen Beruf vorzubereiten."

Herr von Hinüber flüsterte im Schlafgemach mit seiner Gattin. „Nach einem Jahre wird er entweder als Subalterner bei dem Regime oder als Konskribierter bei einem Regiment eintreten." — —

Das Jahr vom Herbst 1809 bis 1810 zählte nicht zu den angenehmsten, aber zu den nützlichsten Epochen im Leben des jungen Militärstudenten, der bei dem Rektor Heer die vielen Lücken seines Wissens ausfüllte und praktische Kenntnisse sich erwarb. Freilich war der gute Unterricht nicht ohne Kreuz, und das war der Rektorgehilfe, der „krumme Müller", ein langer, gekrümmter, hämischer Mensch, dem alle kräftigen, kerngesunden Leute antipathisch waren. Das Jahr lief in treuer Arbeit rasch dahin. Wahren war sehr fleißig, wurde aber von dem Gehilfen nie gelobt, sondern gern aufs Glatteis geführt und dann ausgelacht. In dem Schüler bildete sich ein förmlicher Haß, der Lehrer fürchtete sich heimlich vor dem langen Individuum mit dem bösen Blick. —

Willy hatte nicht nur an Pastor Baring geschrieben und seine Erlebnisse berichtet, sondern auch mehrere lange Liebesepisteln an Isabella gesandt. Die Geliebte antwortete innig und zärtlich.

Frau von Wahren kontrollierte unauffällig das Tun des Sohnes, bis sie ein billet d'amour erwischte und skrupellos das Briefgeheimnis brach. Mit jenem boshaften Sarkasmus, über den nur das schöne Geschlecht verfügt, warf die Frau den Brief vor Willy hin und beißende Worte hinterdrein. „Der närrische Mensch hat sich auf der Schulbank verlobt und macht Betisen über Betisen. Je m'étonne, ich wundere mich nur, daß er nicht gleich an seinem Konfirmationstage sich trauen ließ durch Pastor Baring... nächstens wird er uns seine Frau — scheint ein Emigrantenfräulein mit einem Flitterfähnchen am Leibe zu sein — ins Haus bringen, damit mein Mann noch mehr Hungerleider zu versorgen hat. Diese lächerliche Liaison hat von

heute an aufgehört! Ich werde dem Pastor, der schlecht Aufsicht führte, energisch schreiben."

Willy schwieg stolz. Die Angelegenheit war ihm ein Heiligtum, das er durch eine Antwort auf so schmähliche Worte nur profaniert hätte.

Zu Weihnachten beglückte ihn ein herzliebes Billett von Isabellas Hand. Dann aber folgte bis Ostern eine lange, bange, brieflose Zeit. Als er endlich auf mehrere Episteln voll Sorge und Angst ein Schreiben erhielt, war es keine Antwort, sondern ein tieftrauriger Brief, in dem Isabella von seinem langen Schweigen, von Scheiden und Meiden schwermütig sprach.

Also waren mehrere Briefe zwischen Hasselhausen und Hannover verschwunden oder unterschlagen worden. Vorsichtshalber ließ Willy jetzt an einen Studiengenossen adressieren — und prompt gelangte der nächste Brief in seine Hände.

Isabella sagte ihm viel Liebes und Süßes, aber auch manches, was er nicht begriff und ihm bitter war. „Der Pastor" — so schrieb sie — „hat lange und verständig mit mir geredet und mir bewiesen, daß jeder ethische Mensch und jede echte Liebe die Prüfung bestehen müsse. Nur zweimal im Jahre sollen wir uns schreiben zwei Jahre lang. Wenn wir im Herbste 1812 nicht voneinander lassen können und unsre Liebe trotz der Trennung so stark wie jetzo sei, dann habe unsre Liebe die Prüfung bestanden und sei von keinem Menschen zu scheiden. Zürne mir nicht, mein Einziger, daß ich ihm in deinem und meinem Namen das Versprechen gab. Meine Liebe wird heißer mit jedem Tage, wo ich dich nicht sehe, deine Stimme nicht höre, deine Hand nicht fühle. Du bist der beste und wahrhafteste, der wackerste, tapferste und liebste Mann, den ich weiß und wußte und wissen werde! Und ich bin deine allersehnsüchtigste, allertreueste Isabella."

Sein Herz war sehr traurig, weil er die Notwendigkeit der Entsagung, die wie jede Askese eine zwecklose Menschenqual sei, nicht verstehen konnte. Jetzt erinnerte er sich jener Äußerung der Mutter, die ohne Zweifel an den Pastor ge-

schrieben hatte, und sein Mißtrauen suchte hier in Hannover die letzte, listige Ursache der ihm auferlegten Askese.

Oft besuchte er das Grab auf dem Friedhofe, um bei der Großmutter, seiner eigentlichen Mutter, zu verweilen. Als er von einem dieser Totenbesuche, die ihn gut und milde stimmten, heimkehrte, richtete Herr von Hinüber an ihn die neckische Frage, wie weit er mit seinen militärischen Studien und ob er bis zum Paragraphen von der Handhabung des Marschallstabes gediehen sei. Mit spitzen Lippen sagte die Mutter: „Wir haben kein Vermögen, um dir ein Offizierspatent zu kaufen ... sage mir nur das eine, wie du die bedeutende Summe für Patent und Equipierung zu beschaffen, zu borgen oder zu stehlen gedenkst? Oder hat der Monsieur von Wahren die Absicht, als gemeiner Soldat dem Kalbsfell zu folgen?"

„Ja, kann ich kein Patent bekommen, werde ich von der Pike auf dienen." Festen Blicks sah er die Mutter an und setzte hinzu: „Wenn meine Großmama noch lebte, würden die erforderlichen Gelder und Konnexionen mir nicht fehlen."

Frau von Hinüber errötete und verstummte. Wochenlang schien sie von den kleinen Mokanterien geheilt zu sein.

William von Wahren jagte die Träumereien, die Störenfriede beim militärischen Planzeichnen, aus der Stube und studierte mit Fleiß, aber auch mit einer gewissen Einseitigkeit nur die Dinge, die einem zukünftigen Militär notwendig oder nützlich sind. Er hatte ein fröhliches Osterfest, denn zum Fest hatte er von Pastor Baring einen Brief erhalten, und in demselben lag die mit heißer Ungeduld ersehnte, halbjährliche Botschaft der Heißgeliebten.

Noch schneller als der dunkle Winter verrann die lichte Sommerzeit. Sein Urteil wurde maßvoller und milder. Er sah, daß der Stiefvater ein braver Familienvater war, der nur der Not der Zeit gehorchte, um die Seinen zu ernähren, und im verschwiegenen Herzen die gute, alte kurfürstliche Zeit zurückwünschte. Das Verhältnis zur Mutter war nicht warm, aber korrekt und ohne Konflikte — bis im Hochsommer ein unangenehmer Vorfall eintrat. Der Rektorgehilfe Müller, ein übelwollender Mensch, der Wahren

gern schikanierte, machte durch seine närrische Gewitterangst sich lächerlich. Als in den Hundstagen ein schweres Wetter aufzog, verfolgte der Kujon erschreckt die Wolken, schloß alle Fenster, legte Schlüsselbund, Messer, Uhr und Kette von sich aufs Pult, um aller blitzanziehenden Metalle sich zu entledigen, und suchte die andre Zimmerecke auf. Das törichte Gebaren bereitete den Schülern viel Gaudium. Sehr bald verzog das Wetter. Herr Müller zitterte noch immer, jetzt aber vor Wut, und stürzte wie besessen auf Wahren los, den er anbrüllte: „Er hat gegrinst und Seinen Herrn Lehrer verlacht, Er pöbelhaftes Subjekt! Heraus auf den Flur, her—r—raus!"

„Ich habe, wie alle andern, nur gelächelt, weil Ihre Furcht lächerlich war."

„Er Lügenbold!" Der Lehrer wurde in seinem Grimm handgreiflich und packte den Schüler, um ihn herauszuwerfen. Da kam er aber an den Rechten. Der kräftige Bursche griff noch fester zu, und es war der Herr Müller, der aus der Klasse herausgeworfen wurde. Nach dieser Schulszene hat Rektor Heer dem Rat von Hinüber schriftlich eröffnet, daß sein Neffe möglichst bald die Schule verlassen möge.

Der vom Unglück heimgesuchte Willy wurde von der Mutter mit Vorwürfen überhäuft. „O, du bist und bleibst mein Sorgenkind, das enfant terrible der hochachtbaren Familie, das als Kind aus der Abcschule, als erwachsener Mensch aus der Rektorschule infam relegiert wird! Bei deinem üblen, trotzigen, gewalttätigen Charakter sehe ich das Furchtbare kommen ... dem Kalbsfell wirst du folgen, der Korporalstock und die Spießruten werden dich kurieren."

Im Bewußtsein seiner Unschuld brauste der Sohn auf: „So lasse man mich endlich zum Kalbsfell schwören! Man möge mich, den Mißratnen, möglichst geschwind unter die Korporalsfuchtel tun!"

An demselben Tage erhielt Willy einen Brief von seinem Kameraden Friedsam Fürchtegott von Dachenhausen, der ihn wissen ließ, er habe das Pfarrhaus für immer verlassen. Trotz der Gebete seiner Mutter und des Geschreis der Tante Malchen habe sein Vater als vernünftiger Mann

sich gezeigt, dem Wunsche des Sohnes willfahren und ein Offizierspatent bei der englisch-deutschen Legion für gutes Geld ihm verschafft. Er bereite seine Abreise vor und habe schon den väterlichen Segen mit den schönen Worten empfangen: „Der Bengel ist zu nichts andrem zu gebrauchen und bestenfalls einen Schuß Pulver wert."

Willy wurde durch die Nachricht nicht wenig erregt, beneidete den Leichtfuß und bat eindringlich seinen Vater, eine definitive Bestimmung zu treffen. Herr von Hinüber kalkulierte, wie hoch die Kosten des Patents seien, und machte ein sehr erschrocknes Gesicht.

Der Sohn war voll Ungeduld, zog die Stirn in Falten und wollte über seine Zukunft Gewißheit haben, selbst wenn er als Gemeiner die Flinte nehmen müsse. Um an die letzte Instanz des Hauses sich zu wenden und die Entscheidung zu erzwingen, ging er energischen Schritts in das sogenannte Boudoir und nach einem raschen Anklopfen durch Tür und Portieren. Das Zimmer war leer. Er beschloß zu warten und guckte gleichgültig aus dem Fenster. Dabei fiel sein Blick zufällig auf den geöffneten Schreibsekretär — und auf ein hübsches Elfenbeinbild en miniature, das offen auf der Platte lag und ihm völlig unbekannt war. Ein feines Stück, das er in harmloser Neugier in die Hand nahm und erstaunt betrachtete. Das Miniaturbild war das von Künstlerhand gemalte, bis ins kleinste Detail charakteristische Porträt eines jüngeren Mannes. Ein regelmäßiges, sehr vornehmes, aber kaltes Gesicht! Obwohl ein Anflug von Lächeln die Lippen kräuselte — vom Maler wohl berechnet —, um den zu herben Ausdruck zu mildern, erweckte das aristokratische Antlitz mehr Scheu als Sympathie, und die stolzen Augen mit ihrem herabsehenden Blick verwischten den freundlichen Eindruck. Der junge Herr war Offizier und trug eine Uniform, deren Abzeichen der Militärstudent eingehend studierte. Himmel und Herrgott! Der junge Offizier war Oberst eines Garderegiments des früheren Kurfürstentums! Donnerwetter! Der Oberst hatte eine glänzende, blitzgeschwinde Karriere gemacht und mußte entweder ein Kriegsheld à la Bona-

parte oder der Sproß einer der hochadligsten Familien des Landes sein.

Atemlos, herzbeklommen, ahnungsvoll betrachtete Willy das fremde, befremdliche, noch nie erblickte Offiziersporträt. Eine Unruhe jagte ihm durch Herz und Hirn und fragte viel. Ist mein nie genannter Vater der Sohn eines hochvornehmen Geschlechts, der um seiner Liebe willen verstoßene oder durch seinen Leichtsinn verlüderte Sohn eines Fürsten? Ist dieser hochmütige Aristokrat mein Vater? Und warum ist er vor mir verleugnet worden? Ich bin jetzt alt genug, um Antwort zu fordern.

Frau von Hinüber, die durch das klirrende Geräusch zerschlagenen Geschirrs, das sie sofort und überall hörte, plötzlich abgerufen worden war, stürzte in ihr Boudoir zurück. Da stand ihr Sohn an ihrem Sekretär und hielt das in der Eile liegengelassene Bild. Ihre hochroten Wangen wurden in der Sekunde kreideweiß, sie riß ihm das Porträt aus der Hand, ihre enragierte Stimme kreischte, doch ihre Augen blickten ihn nicht an. „Was ... was schleicht Er sich in mein Zimmer ... was schnüffelt Er in meinem Geheimsekretär herum? Er ist ein höchst indiskreter und dummdreister Mensch!“

Willy suchte vergebens ihren Blick. „Das Bild lag ganz offen auf der Schreibplatte. Ist das Porträt ein Geheimnis, das die Mutter vor ihrem Sohne hat?“

Die Frau biß sich auf die Lippen, besann sich schnell und erwiderte, ohne ihn anzublicken: „Wenn du das Recht der Inquisition mir gegenüber zu haben meinst, so magst du es wissen ... dieser Herr ist ein englischer Aristokrat, der vor vielen Jahren auf dem Hofball in Herrenhausen mit mir tanzte, mir die Cour machte ... und das Bild mir schenkte. Ich bin auch jung gewesen ... o, mein Sohn zwingt mich, daß ich vor meinem Sohn erröten muß.“ Um das unliebsame Intermezzo zu beenden, warf sie das Porträt in ein Schubfach.

Willy war entschlossen, die ganze Wahrheit zu erfahren. Er konnte ihr Auge, das sie abwandte, nicht finden, aber er faßte ihren Arm. „Mutter, eine Antwort muß ich haben,

klar und wahr ... eins muß und soll ich wissen ... wer und wo ist mein Vater?"

Sie wurde sehr blaß und setzte sich schwer hin, um nicht zu zeigen, wie ihre Glieder zitterten, ihre Zunge stieß und stotterte: „W—was ist dir un—unklar oder be—bedenklich?"

„Schon mein Name ist mir ein Rätsel, das du mir lösen mußt. Ich heiße Wahren, meine liebe Großmutter war durch ihre Ehe eine Wahren geworden, und ihre Tochter ist auch eine Wahren. Erkläre mir den Stammbaum!"

Frau von Hinüber lachte recht gezwungen und allzu laut: „O du siebenmal gescheiter Großinquisitor! Hast noch nie gehört, daß eine Frau in der Ehe ihren Mädchennamen behält, weil sie einen Verwandten oder Vetter heiratet? O heilige Einfalt!"

Willy stutzte und glotzte. Das hatte er bei all seinen Kalkulationen und Kombinationen nicht bedacht! Ungestüm erfaßte er ihre Hand und rief: „Sieh mich an, sieh mich an! Warum hast du mir nie etwas von meinem Vater erzählt?"

Ein in die Enge getriebenes Weib hat als letzte Wehr und Abwehr die Tränen. Die Mutter schluchzte heftig und laut und hob zwischen den Worten das verweinte Gesicht eindrucksvoll zu ihm empor. „Dein Vater ist nicht mehr hie ... hie ... nie ... nie vergesse ich ihn! Meine jungen Jahre vertrauerte, vergrämte ich ... o, du mit deiner rohen Neugier ... wühlst in meiner Wunde ... du mußt den ungeheuren Schmerz erneuern ... die Narbe aufreißen und ... mein armes Herz martern ..."

Des Sohnes Gemüt war von den tragischen Gebärden, den verzweifelten Tränen seiner Mutter so erschüttert, daß er reuig um Verzeihung bat und auf ihren Wunsch das Boudoir verließ.

Er war so klug wie zuvor.

Nach vier Tagen wurde er zu seinem Stiefvater und Vormund gerufen. Der Herr Rat fing mit einer Vorrede an. Es sei etwas Herrliches um einen alten, edlen Namen, eine wahre Freude zu sehen, was die Zugehörigkeit zu einer hochadligen Familie trotz Umsturz und Brüderlichkeit noch immer auszurichten vermöge. Die Hinübers mit vierzehn

verbürgten Ahnen dürften zum hannöverschen Uradel sich zählen, und darum hätten sie in den höchsten und allerhöchsten Kreisen ihre Freunde und Fürsprecher. Der Name Hinüber sei ein Schlüssel, der viele Türen öffne, und sei begründete Hoffnung, damit den Weg zum Offizierspatent aufzutun.

Der Herr Rat schmunzelte: „Ah, mein lieber Neffe, man hat mit einiger Diplomatie seine Konnexionen benutzt, um dir ein Fähnrichspatent in einem englischen Regimente und nützliche Rekommandationsbriefe für England zu beschaffen."

Willy verbeugte sich zeremoniell, obgleich er toll vor Freude über Tisch und Stühle hätte springen mögen. Er dachte und lachte in sich hinein: Bisher waren ihm stets die bergehohen Schwierigkeiten ausführlich bewiesen worden. Jetzt hieß es mit einem Male: Das Patent liege für ihn bereit, ja sogar durch Empfehlungsschreiben an hochgestellte Herren sei ihm der Weg zum Marschallstabe geebnet worden. Seltsam, sehr seltsam! Dieser jähe Umschwung! Einerlei! Was kümmerte ihn die Ursache, da er die Wirkung und Wonne, das ungeheure Glück hatte und hielt. Seine Seele sang und jauchzte, pries und lobte die Güte des Stiefvaters und den großen Gott im Himmel, die liebe Vorsehung und den gesegneten Zufall und, um keinen Nothelfer zu vergessen, alle unbekannten Gründe und Ursachen seines Glücks.

Später kam ihm der Gedanke, ob nicht der Zufall, der ihn ins Boudoir führte, und das gefundene Elfenbeinporträt der eigentliche Begründer seines Glücks sei. Wenn er in die Fremde, in Kampf und Schlacht hinauszog, hatte die Mutter Ruhe vor den inquisitorischen und lästigen Fragen des erwachsenen Sohnes, der alte Wunden aufriß und neue Tränen hervorrief. — —

Der Abschied von Hannover war für den jungen Offiziersaspiranten eine leichte, ja lustige Sache, die ihm nur einige Zähren, welche mehr Freuden- als Wehmutstränen waren, gekostet hat.

Weil die Blüte der hannöverschen Jugend, um sich der

verruchten französischen Konskription zu entziehen, nach England floh und in Spanien gegen Napoleon kämpfte, wurden die deutschen Küsten scharf bewacht. Der Neffe des Herrn von Hinüber war plötzlich nach seiner Heimat abgereist und fuhr — einen falschen, aber vorzüglichen Paß, versiegelte Empfehlungsbriefe und eine recht gut gefüllte Börse in der Tasche — die Weser hinunter und über Bremen nach Bremerlehe. Hier sollte er auf dem Schiff eines Kaufmanns Schwabe, der vorher instruiert war, nach Helgoland geschmuggelt werden. Das kleine Fahrzeug, das nur sechs Last hielt, lag am Deiche und nahm noch seine Weizenladung, infolgedessen der Passagier warten und in einem Wirtshause am Deiche sich einlogieren mußte.

Mitten in der Nacht trommelten sechs Douaniers an die Fensterläden, um nach Kontrebande zu suchen. Wenn sie den jungen Menschen fanden, wäre die Reise statt nach England nach Frankreich angetreten worden, und Wahren hätte als konskribierter Soldat des Franzosenkaisers seine Heldenlaufbahn begonnen. Das haben der große Herrgott, der keinen Deutschen verläßt, und die dicke Wirtin am Deiche verhindert. Die resolute Frau nämlich hörte das Geplapper der Kiviss — Qui vive's — vor dem Hause, eilte im weißen Negligé zu ihrem Gaste, befahl ihm bündig, so wie er sei, die Treppe hinauf, in ihr Bett, ja in ihr propres Bett hineinzuspringen und hinten an der Wand unter das Deckbett sich zu ducken. Willy verkroch sich in dem Bett, wie ihm befohlen war, vernahm deutlich, wie die brave und beherzte Frau im Hemde den Douaniers zurief, das Haus stünde offen, sei rein und koscher und ohne Kontrebande, sie möchten gefälligst ihre Pflicht erfüllen und ihre Nase in jede Ecke und jeden Dreck hineinstecken und nichts stehlen, aber sehr energisch bitte sie sich aus, daß man sie in ihrem Witwenbette unbelästigt lasse. Wahren hörte die Douaniers unten im Hause plappern und poltern und fühlte im Nachtdunkel allzu deutlich, wie eine weiche, schwere, warme, schwammige Masse in sein Bett fiel und seinen Körper gegen die Wand drängte und zwängte. Der Eingeklemmte seufzte leise.

Eine fette Stimme flüsterte tröstlich: „Ick do di nix, min gode Jung . . . man ümmer hübsch ruhig!"

Das Schwitzbad unter der Decke war fürchterlich. Darum steckte er den Kopf ein bißchen heraus, um etwas Luft zu schnappen. Sofort legte sich eine segnende Hand auf sein nasses Haar und duckte sein Haupt unter die Decke. „Nu awer mäuschenstill! De Pottenkieker kümmt!"

Ein Douanier steckte die Nase durch die Tür. „Qui vive?"

„Moi et mon lit et mon pot de chambre et nix plus," sagte die fette Stimme in ihrem Französisch und fügte die deutsche Übersetzung dazu: „Ick bün en anständige Wittfru, wenn du Kiwif din Snut nicht wegnimmst, smit ick di datt Geschirr dans le visage."

Der Zöllner verschwand. Wahren lag wie ein plattgedrückter Hering zwischen der harten Wand und der dicken Madame, schwitzte und stöhnte.

„Ganier di man nich, min Jung!" tröstete die fette Stimme.

Als die Gefahr der Zollbehörde vorüber und die des Erstickens nahe war, durfte er sein eignes Lager aufsuchen.

Daß Wahren im Bett der braven und beherzten Deichwirtin seine erste Nacht herbergte, war das allererste Don-Quixote-Abenteuer, das der Held der Aventiuren und Amouren auf seiner Kriegsfahrt bestanden hat.

## Dreizehnter Abschnitt.

# Ein Reiterregiment zu Fuß und ohne Pferde.

Ohne Seenot und Seekrankheit hatte der junge Hannoveraner an Bord eines Schmugglerschiffes das Felseneiland Helgoland erreicht und damit den Grund und Boden des freien Großbritannien betreten. Er wäre in der Ekstase seines Gemüts vielleicht niedergekniet, um die von keinem Franzosenfuß geschändete Klippe zu küssen, wenn nicht ein schmieriger Irländer ihn angestoßen hätte: „Young german gentleman, do you want a first-rate lodging?“

Wahren schwenkte seine Mütze und machte seiner Freude Luft: „Zur Hölle mit Napoleon, dem Tyrannen! Hoch das befreite Europa! Hoch das edle Altengland!“

Die andren Passagiere sahen sich nach dem Jüngling um und waren der Meinung, daß er nicht nur viel Patriotismus, sondern noch mehr Genever im Leibe habe.

Jener Schützling des heiligen Patrick und des unheiligen Alkohols bemerkte trocken und mit leisem Tadel: „Young man, do not blame Napoleon! He makes, that we make a very great business.“ Der Kaiser Napoleon, dem man das Riesengeschäft verdanke, habe von den Helgoländern kein Pereat, sondern weit eher ein Hoch verdient.

Wahren kam aus dem Staunen nicht heraus. Von Begeisterung keine Spur, von der Befreiung des geknechteten Festlandes war keine Rede. Nicht in einem patriotischen, sondern in einem ungeheuren Geschäfts- und Vergnügungstaumel befand sich die ganze Insel. Riesige Warenvorräte, zum Teil im Freien unter Persenningen gestapelt, Berge von Kaffeesäcken und Zuckertonnen, Christen und Juden aus allen Völkern, auch Galgengesichter und Gaunertypen,

Brandybuden und Spielhöllen, geschminkte Weiber aus London und Liverpool, ein Feilschen und Fluchen, ein Tauschen und Betrügen, ein babylonisches Menschengewirr war auf Schritt und Tritt zu sehen. Die kleine, weltverlorne Insel war eine Großstadt des Schmuggelhandels, ein ungeheures Depot jener englischen Waren, denen Napoleons Machtwort die Festlandshäfen versperrt hatte, geworden. Unter dem allerhöchsten Schutz der englischen Kreuzer, welche die Nordsee beherrschten, wurde dieser großartige Schmuggelhandel schiffsladungsweise nach allen Häfen der Nord- und Ostsee en gros betrieben. Oft ist ein Sack Weizen, in Holstein gewachsen, mit einem Sack Javakaffee bezahlt worden; und mancher Waghals von Schiffer, der sein kleines Kapital riskierte und die Kugel der Douaniers nicht fürchtete, ist in kurzer Frist zum reichen Mann geworden. Alle diese illegitimen Geschäftsleute mit ihrem Anhang von Wirten und Weibern segneten Napoleon als den indirekten Schutzherrn ihres Riesengewinns.

Willy ging nach dem Rathause, um seinen Paß visieren zu lassen, und dann auf die Wohnungssuche. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, als er die horrenden Preise hörte, und mußte schließlich für ein Stübchen drei Gulden pro Tag bezahlen. Hier war seines Bleibens nicht, schon seine Börse verbot es ihm. Der Jüngling betrachtete das fremdartige Schauspiel mit dem naiven Interesse des Neulings. Die Schenken und Sirenen lockten ihn nicht, und vieles widerte ihn an. Dennoch hat der wackre William, als er ein Mann von Welt sein wollte, sein erstes Lehrgeld hier bezahlt.

Während er im Straßentrubel dem Gesang der Harfenistinnen mit Hingebung lauschte, fixierte ihn ein Herr im stillen. Die Einschätzung schien befriedigend auszufallen, denn der distinguierte Herr trat auf Willy zu und legte die Finger militärisch an die Mütze. „Herr Kamerad! Mein Name ist von Heyden, Leutnant in der englisch-deutschen Legion.“

Es war für Willy wohltuend, das Offiziersstigma an der Stirn zu tragen, und es schmeichelte ihm, daß ein legi-

timer Leutnant Kamerad ihn nannte. Er freute sich, in so gute Gesellschaft geraten zu sein. Selbstverständlich folgte er, wohin der liebenswürdige Kamerad ihn führte. In dem „Lustigen Holländer" wurden zwei Bouteillen Wein getrunken, bei der zweiten war die Freundschaft so herzlich geworden, daß von Heyden die Hand über den Tisch streckte: „Auf du und du, mein Bruder!" Zuletzt erhob sich ein edler Wettstreit, wer die Weinzeche bezahlen solle, schließlich aber trat der ältere Kamerad zurück, und der jüngere blieb Sieger in dem Wein-Wettstreite.

Sie gingen weiter, bis Wahren plötzlich vor einem Spieltische und mitten unter den erhitzten Köpfen der passionierten Jeuratten stand. „Bruderherz, ich habe nur einen großen Scheck auf die Bank von England in der Tasche, aber du hast Kleingeld, lange mal ein paar Louisdor heraus! Ich habe heute infames Glück und setze für uns beide, den Gewinn teilen wir fair und straight."

Willy holte nachdenklich die blanken Louisdor aus der Börse. Allerlei kaufmännische Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Der Gewinn sollte ehrlich geteilt werden, aber die etwaigen Verluste schienen allein auf sein Konto zu kommen. Doch so hochnoble Güter- und Gewinngemeinschaft mochte wohl bei den Offizieren der Legion Sitte sein und zum guten Ton gehören. Hier durfte er nicht als Krämer sich zeigen, ein Goldstück nach dem andern holte er aus dem Beutel.

Sein glückliches, gerötetes Gesicht verdüsterte sich immer mehr. Leider gab es nichts zu teilen, sondern der distinguierte Herr von Heyden hatte das infame Malheur, jeden, aber auch jeden Einsatz zu verlieren. Mit dem Anstand und Gleichmut eines Grafen warf er die Goldfüchse hin, streckte er nonchalant die Hand nach einem neuen Vorrat aus.

Herr Wahren aber wurde plötzlich wach und kühl und unkollegialisch. „Du hast fünfzehn von meinen Louisdor verjeut, das ist genug! Nun muß dein großer Scheck angebrochen werden."

Von Heyden kehrte ihm indigniert den Rücken und kannte ihn nicht mehr. So endete die erste Kriegskamerad-

schaft des jungen Hannoveraners, der mit Schrecken berechnete, daß er beinahe seine halbe Barschaft vergeudet habe. Eine bittre, beißende Reue befiel ihn, zerschmetterte aber nicht seine Energie, wie es in solcher Situation bei schwächlichen Charakteren der Fall ist. Nein, er hatte eine Wut auf den Menschen dort, den bartlosen Croupier, der sein schönes Geld im Nu gewonnen hatte, eine Kampflust, mit dem gemeinen Kerl um das Verlorene zu ringen und die Goldstücke wieder zu erobern. Eine ungeheure und höchst unbesonnene Energie, ein toller Mut und Wagemut erwachte in ihm. Mit finstren Brauen und kalter Entschlossenheit warf er ein Goldstück hin — und gewann. Wohl eine Stunde lang spielte er, ohne den Einsatz zu vergrößern und zu vermindern; bald gewann und bald verlor er den Louisdor, wie just die Kugel rollte, die er mit seinem Willen und seinem Blick zwingen wollte. Seine Börse füllte sich langsam, die Neulinge haben oft mehr Fortuna als Verstand. Als er seine 15 Louisdor bis auf 3 zurückerobert hatte, faßte er den jähen, energischen Entschluß, aufzuhören und die Spielhölle zu verlassen. Stolz und sieghaft kehrte er dem Kerl von Croupier, dem er die Beute entrissen hatte, den Rücken.

Doch sehr klein, beschämt und demütig stand der junge, törichte Spieler oben auf der höchsten Klippe von Helgoland, wo der Meerwind die Stirn ihm kühlte, um vor seinem Gewissen Buße zu tun. Er entschuldigte sich nicht, wie die Leichtfertigen, mit dem faden Wort: Einmal ist keinmal. Nein, er nahm das majestätisch rauschende Meer und die nächtlichen Sterne am Firmament zu Schwurzeugen, denn er wollte seiner Seele einen Eid abnehmen und vor seinem Gewissen ein Gelübde tun. Einmal ist einmal! Einmal und in Ewigkeit nicht wieder!

Wird er den eiligen Eid und den heiligen Vorsatz halten?

Nicht wohlhabender, aber gewitzigter trachtete er danach, sobald als möglich das kostspielige Schmuggelemporium Europas zu verlassen. Einerseits, um die sündhaft vergeudeten Louisdor wieder einzubringen, andrerseits, um seinem spielsüchtigen Leibe eine wohlverdiente Pönitenz

aufzuerlegen, nahm Willy das erste beste und darum recht schlechte und heftig schlingernde Schiff, das ihn für $1\frac{1}{2}$ Guineen nach England bringen und unterwegs beköstigen sollte. Noch in seinen spätesten Jahren wurde ihm übel, wenn er an die scheußliche Überfahrt auf dem elenden Segler Diana dachte. Wenn er als Midshipman gegen Napoleon hätte kämpfen sollen, wäre der Bonapartefeind nach Hannover heimgekehrt. Tagelang lag der Passagier in der engen Koje eingepfercht, während draußen der Sturm und die Seekrankheit in seinen Eingeweiden wütete. Ein Schiffbruch schien ihm kein Schrecknis, wofern nur ein Walfisch ihn aufgeschnappt und an Albions Küste ausgespien hätte. Der maliziös grinsende Schiffsherr sparte gänzlich die Kost, die in schöner Abwechselung aus Erbsen mit Speck und Speck mit Erbsen bestand.

Fahl wie eine Leiche, flach wie ein Flunder und ohne alle Feierlichkeit begrüßte der Deutsche den freien Boden Altenglands in der Seestadt Harwich, von wo die nightcoach ihn nach London brachte. In grauer Tagfrühe stand er in der Riesenstadt am Queens Square in Westminster. In einem kasernenhaften Hause, in den „Three cups", allwo ein gewisser Mister Parker gastfrei jedem Gentleman Bett und Essen für sechs Schilling gewährte, fand er Unterkunft und sein erstes englisches Beefsteak.

Vierundzwanzig Stunden später ging Willy kreuzmunter aus, um das Häusermeer zu besehen — und gründlich sich zu verirren. Froh seiner Schulweisheit, konnte er sich den Leuten verständlich machen, aber leider Gottes keinen Ton verstehen von dem, was die Menschen kauten und quatschten. Wenn er nach den Three cups fragte, zeigten sie lachend auf die nächste Whiskyschenke; dort könne er nicht nur drei, sondern fünf, ja zehn Becher und Brandygläser bekommen. „If you want to pay a glass or two, well, young Gentleman, go on in the name of God."

Das war das einzige, was er verstand, aber wie ein Stocktauber nicht verstehen wollte; weder in Gottes noch des Teufels Namen ging er in eine Schenke. Schließlich hat ein braver Konstabler ihn nach Queens Square zurückgebracht.

Gleich jedem guten Deutschen, der ins britische Ausland geht, suchte der Offiziersaspirant sich ein wenig zu anglisieren, ließ sich das Haar à l'anglaise stutzen und kaufte sich ein zwar nicht stützhaftes, aber stutzerhaftes Spazierstöckchen, wie es die Londoner Leutenants, statt der Plempe, in drei Fingern zierlich trugen. Dann holte er seine Empfehlungsschreiben hervor. Ihm schwante, daß diese Siegel das Rätsel seines Lebens verschlössen, aber er durfte sie nicht brechen. Die Briefe waren an sehr hochstehende Persönlichkeiten und das erste, das er abgeben wollte, an eine Exzellenz und Lordschaft, an den Secretary of war, gerichtet. War der Name von Hinüber so bekannt, um solche Pforten zu öffnen? Oder war auch hier ein Mysterium, ein unsichtbarer, aber mächtiger Deus ex machina, der ihm den Weg zum allmächtigen Kriegsminister ebnete? Die Rekommandationen erfüllten ihn mit einem instinktiven Mißtrauen, als wenn eine Unlauterkeit oder List oder Hintertür die Bahn ihm öffnen solle, und dennoch mit einer frohen Hoffnung, denn sie waren ein Zauberstab. Aber hier war ein Geheimnis. Um es womöglich zu ergründen, beschloß er seine Augen aufzumachen und auf alles acht zu geben.

Der Kriegsminister wohnte in einem Palaste. Willy wurde von Lakaien hochnäsig fixiert und in einen Saal hineingeschoben, der mit ähnlichen Antichambranten angefüllt war. Nach zwei vollen Stunden trat er in das Audienzgemach, recht besorgt, ob er der englischen Konversation fähig sei. Zum Sprechen ist er überhaupt nicht gekommen. Vom Kriegsminister hat er nur wenig — nämlich einen halbalten, gelangweilten Lord in Zivil — gesehen und aus dem Munde des Mächtigen nur das eine, just nicht ungemeine Wort Well vernommen. Ein kurzer Hinweis der Hand, und ein Lakai geleitete den Herrn zu einem der Tische, an denen die Untersekretäre saßen.

Dieser Beamte las aufmerksam das Empfehlungsschreiben, blickte sehr interessiert empor und betrachtete den Petenten von oben bis unten. Ob das eine Probe auf die Militärtüchtigkeit sei? Derselbe vertiefte sich von neuem in den Brief, richtete von Zeit zu Zeit die verkniffenen Augen

empor, als wenn an dem Menschen etwas verdächtig oder kurios ihm erschiene. Zuletzt umspielte ein undefinierbares, belustigtes Lächeln, gleich als ob er einen zweideutigen Witz vernommen habe, seine Lippen, doch er sagte sehr verbindlich: „Bei solcher Empfehlung und bei Ihrer Herkunft kann es Ihnen nicht fehlen, junger Herr, die ganze englische Armee steht Ihnen offen ... wir sind verpflichtet, Ihre besonderen Wünsche zu berücksichtigen ... haben Sie ein Regiment, bei dem Sie eintreten möchten?"

Willy wußte nicht, wie ihm geschah. Der Untersekretär, der auch keine kleine Kreatur war, stellte ihm, dem unbekannten, unbemittelten Jüngling, eine glänzende Offizierslaufbahn in Aussicht und überließ ihm unter den Eliteregimentern die Auswahl. Das Glück war nicht zu fassen noch zu verstehen. Und wem verdankte er es? Bei seiner Herkunft könne es ihm nicht fehlen! War der alte Generalleutenant von Wahren aus dem Erbfolgekriege heute noch in England so berühmt, daß sein bloßer Name eine Macht, ein Magier war, der solche Wunder wirkte und seinem Urenkel als Empfehlungsbrief diente?

Der Beamte bat sehr höflich um eine Antwort.

Wahren erwiderte, daß er schon bei den Braunschweigern in Deutschland gedient habe und am liebsten bei dem Reiterregimente des Herzogs als Kornett eintrete.

Dieser heiße Herzenswunsch solle erfüllt und das Patent sofort ausgefertigt werden! Der Untersekretär im Kriegsministerium konnte eine trockne Lache und eine sarkastische Miene nicht unterdrücken, griff schnell nach dem nächsten Schriftstück und verneigte sich verbindlich.

Willy hatte scharf observiert und sehr wohl bemerkt, daß er in den Augen des Herrn eine allzu bescheidene und sehr törichte Wahl getroffen habe. Ob der ihn für einen Dummkopf oder einen deutschen Phantasten hielt, verdroß ihn durchaus nicht. Als echter Deutscher richtete er sich nicht nach Nützlichkeitsgründen, sondern rein nach seinem Gefühl, das ihn zu dem Herzog hinzog.

Froh des Erreichten, verließ er das Kriegsministerium. Das Geheimnis seiner Herkunft war ihm jedenfalls kein

Hemmnis auf dem Wege zum Ruhme; darum fort mit den nutzlosen Fragen, die dahinten in Deutschland bleiben und ihn nicht mehr belästigen sollten!

In seiner Tasche lag noch ein Empfehlungsschreiben an einen der allerhöchsten Herren Großbritanniens, an eine Königliche Hoheit. War es der Herzog von Cumberland, von Cambridge oder Cornwall, wie die Prinzen aus dem regierenden Welfenhause sich nannten? Er holte den Brief hervor, der an den Herzog von Cumberland gerichtet war. Willy verlor sich in Träumereien, welche Tore dieser Zauberstab ihm auftun werde.

Weil es unziemlich sei, bei einer Königlichen Hoheit zu Fuß zu erscheinen, nahm er ein Cab zum Fahren. Unterwegs übte sich seine Zunge in der richtigen Aus- und Ansprache, die er an Your Royal Highness zu richten habe. Als er möglichst unverfroren das Palais betrat, setzte ein riesenlanger, goldbordierter Kerl ihm seinen Tambourstab auf die Brust und schnauzte: „Stop! Here is no entrance for common people! Get away and go to the other door!"

Mit aller Hoffahrt, die seinem bartlosen Gesicht zu Gebote stand, hielt der Deutsche dem Portier seinen Brief unter die Nase und sagte nur: „Read that here, if you can read!" Die Unterstellung, daß der Goldbordierte ein Analphabet sei, war ja eine schwere Injurie, welche aber auf den Bedienten die eigentümliche und augenblickliche Wirkung hatte, daß er eine sehr höfliche Haltung einnahm und mit seinem Tambourstabe salutierte: „Sir, will you please go up-stairs!"

Wahren ging nicht durch die Hintertür der Lieferanten und ordinären Leute, sondern langsam die Marmortreppe hinauf. Recht lange mußte er antichambrieren, obgleich das Prunkgemach leer war. Endlich riß ein Lakai die Tür auf, ein schlanker Herr in der Oberstenuniform der Gardedragoner trat mit jener Eile, die allen hohen Herren trotz ihres Müßigganges eigen ist, auf ihn zu; Willy verbeugte sich sehr tief und stammelte: „Your Royal Highness."

Der Oberst lächelte wohlwollend, erklärte schnell, daß

er der Adjutant Sr. Königlichen Hoheit sei, nahm hastig den Brief und verschwand.

Willy wartete eine Weile auf den großen Moment, wo er einen Prinzen von Welfengeblüt von Angesicht sehen solle. Der Augenblick kam nie. Nur der Adjutant erschien eilfertig, entschuldigte seinen Herrn mit ein paar billigen Phrasen und überreichte einen Brief als Antwort.

Der Adjutant betrachtete jetzt den jungen Deutschen mit auffallendem Interesse, während er verbindlich sagte: „In dem Briefe werden Sie eine sehr wertvolle Rekommandation an Lord Wellington, aber auch ein reales Wertobjekt finden. Ich wünsche Ihnen viel Glück, mein Herr, Sie werden in unsrer Armee eine gute Karriere machen."

Wahren stand auf der Straße, nach seinen allzu hoch gespannten Erwartungen schwer enttäuscht. Was hatten die Kreaturen des Kriegslords und der Königlichen Hoheit an ihm herumzugucken, als wenn er eine Kuriosität sei? Warum hatten sie die Güte, eine schöne Soldatenzukunft ihm zu prophezeien? Was hatte das zweideutige Lächeln zu bedeuten? Ein abscheulicher Argwohn nahm ihm den Atem. Es gab, besonders bei Hofe, Frauen und Männer, die ihre Auszeichnung ihrer Schande zu verdanken hatten. Hatte er die ungewöhnliche Ehre, daß er, der Kornett, von Königlichen Hoheiten empfohlen wurde, etwa sich selbst oder den Verdiensten seines Ahnherrn oder — oder der Schmach seiner Mutter zuzuschreiben? Ein Dolchstoß ging ihm durch die Seele, ein Schauder durch Mark und Bein.

Die hastenden Passanten der Straße schalten und schoben den verrückten Menschen, der mitten in ihrem Wege stand. Mit zitternden Fingern riß er das ihm vom Adjutanten überreichte Schriftstück auf. Es enthielt einen von dem Inhaber persönlich abzugebenden — to be delivered by Mister v. Wahren — Brief an Lord Wellesley — Wellington—, den hochmögenden Oberkommandanten der englischen Kriegsarmee, einen Brief, den mancher Kaufmannssohn der City mit Hundertpfundnoten aufgewogen hätte,

aber auch ein langes, schmales, mit wenig Worten und Zahlen beschriebenes, vom Herzog unterzeichnetes Stück Papier. Das war ein Scheck auf die Bank von England über 200 Pfund Sterling. Die vier kurzen Begleitzeilen gaben keine Aufklärung, sondern sagten nur: „Anbei 200 Pfund Sterling als Beihilfe zur Equipierung! Wenn Herr William von Wahren als Offizier seine Pflicht tut und Fleiß zeigt, wird ihm alle Jahre eine gleiche Summe vom Hofmarschallamt des Herzogs von Cumberland bewilligt werden."

Der arme Fähnrich mit seinen beschränkten Mitteln, der urplötzlich solchen Reichtum bekam, hätte laut aufjubeln müssen; aber, was aus seinem Munde brach, war kein Jauchzer, sondern ein Stöhnen. Ein Schmerzgefühl zerriß seine Brust, sein Ehrgefühl war tief verwundet worden. War diese Summe nicht vielleicht ein Sünden-, ein Schmach- und Schweigegeld, und dieser Scheck keine Wohltat, sondern eine Schande?

Willy nahm den Hut vom Kopfe, obwohl es vom Himmel rieselte, denn in seinem Gehirn wirbelte es wild. Allmählich zwang und rang er sich zu klaren Gedanken durch. Zu Hause im fernen Hannover hatte man den König Georg in loyalen Kreisen stets den hochverehrten, hochgeliebten Kurfürsten genannt. Hier in London aber erzählte man ganz anders lautende, recht unehrerbietige Hofgeschichten von dem wüsten Treiben der geliebten George und von dem lockren Lebenswandel der königlichen Prinzen. Er rechnete aus, daß der Herzog von Cumberland vor zwei Jahrzehnten lange Zeit in Herrenhausen residiert und rauschende Feste gefeiert habe. Großer, barmherziger Gott! Da war seine Kombination am Ziele und zur furchtbaren, finstren Klarheit im dunklen Mysterium seines Lebens gekommen. War er der außereheliche Sohn eines leichtfertigen oder lasterhaften Fürsten? Ein königlicher Bankert? War darum nie von seinem Vater geredet und über den Anfang seines Lebens ein Schleier gebreitet worden? O! Er war ein Gezeichneter, durch seine Geburt Gebrandmarkter! O scheußliche, angeborne, unauslöschliche Schmach!

Der Deutsche lehnte sich elend, blaß und taumelnd gegen die Mauer. Ein Gassenbube blieb stehen und spottete: „Sir, are you palefull of water or of whisky?“

Willy schwankte in eine Schenke hinein und stürzte ein Glas Brandy hinunter. Nach einer Weile wurde ihm ein wenig besser, und er fragte den Wirt, wie der Herzog von Cumberland aussehe, und ob man ihm nicht irgendwo begegnen könne. Ja, der gute Prinz Bob — wie die Londoner die Königliche Hoheit familiär und despektierlich nannten — könne alle Tage in Augenschein genommen werden, da er stets um zwei Uhr seine Spazierfahrt mache; er sei früher allerdings ein recht irregulärer Gentleman gewesen, jetzt aber ein sehr regelmäßiger, pedantischer und pünktlicher Herr geworden, der seiner Gesundheit lebe, jede königliche Pflicht nach der Uhr erfülle, auf den Glockenschlag Sonntags die Kirche und auf die Minute morgens das Geheimkabinett aufsuche.

Der komische Gast saß stundenlang reglos am Fenster und starrte das gegenüberliegende Palais und die Auffahrt an. Als es von Westminster zwei schlug, stürmte er auf die Straße und nahm Posto am Außentor des Schlosses. In derselben Minute riß ein Leibdiener die Türen auf, ein Adjutant setzte sich und den dicken Leibmops des Prinzen auf den Rücksitz, und Se. Hoheit saß schon im Fond, den er allein auszufüllen vermochte. Der Zuschauer verschlang mit den Augen die korpulente Brauergestalt und richtete die brennenden Blicke auf das fette, schwammige Gesicht, das kaum irgendwelche Züge, aber Bartkoteletten und zusammengewachsene Brauen hatte.

Willy sah im Geiste das Elfenbeinporträt des hohen Offiziers, das auf dem Schreibsekretär seiner Mutter liegen geblieben war, und verglich aufgeregt jenes vorzüglich gemalte Bildnis mit diesem vorbeifahrenden, lebendigen Gesicht, das so wenig Leben hatte. Da war von dem Doppelkinn bis zu den sonderbaren Brauen kein gleicher, gemeinsamer Zug, auch nicht der blindeste Argwohn konnte die kleinste Spur von Ähnlichkeit zwischen jener jungen, vornehm-stolzen Aristokratenphysiognomie und diesem ge-

alterten, verschwommenen Alltagsgesicht der Königlichen Hoheit entdecken.

Gott sei Dank! Der Jüngling atmete tief auf, als wenn ein Alb ihn gewürgt hätte, und fing nach der fürchterlichen Nervenanspannung mitten auf der Straße an zu lachen, über sich selbst zu lachen, so daß die Leute stehen blieben und flüsterten: „He is crazy, I suppose.“

Ja, er war mit seinen tollen Ideen und Kombinationen verrückt gewesen. Der Offizier, an den seine Mutter in heimlichen Stunden dachte, hatte mit dem Welfenprinzen nichts zu schaffen. Seine gräßliche Angst war pure Einbildung gewesen und hatte am hellen Tage verteufelt dumme Gespenster gesehen. Aus dem Extrem der Verzweiflung geriet er jetzt in das andre der ausgelassenen Freude, die nun alle Rätsel natürlich erklärte. Als unbemittelter Sproß eines altadligen Geschlechts war er auf dem üblichen Wege mit Benutzung aller verwandtschaftlichen Verbindungen einigen hochstehenden Personen in England empfohlen worden. Das königliche Haus sorgte aus Großmut und ureignem Interesse für einen Nachwuchs von jungen Offizieren. Es war nichts Ungewöhnliches oder Peinliches, sondern etwas Ehrenvolles, daß ein Welfenprinz zum Gönner und Förderer eines jungen Gentleman sich machte und ihm bis zur Erlangung einer höheren Charge eine jährliche Geldzulage gewährte.

Ohne jeden Skrupel ließ Wahren sich auf der Bank Goldguineen geben, mit wahrer Wonne fühlte er die Sovereigns, die ihn zum wohlsituierten Fähnrich machten, in der Tasche. — — —

William von Wahren hatte den Herzenswunsch, dem verehrten Herzog von Braunschweig sich vorzustellen. Sein erster Kriegsherr empfing ihn mit einem festen Händedruck und einem kordialen, aber dünnen Lächeln: „Ah, Sie sind dem Rock der Mutter entlaufen?“

„Nein, ich habe mein Patent und die Berechtigung, bei dem Korps Ew. Durchlaucht als Junker einzutreten.“

„Das hätten Sie bleiben lassen sollen! Wenn Sie klug sind, gehen Sie zu einem andern Regiment!“ — Noch

tiefer waren die Furchen, welche großer Gram und kleinlicher Verdruß gegraben hatten, auf der Stirn des Braunschweigers. Er verhehlte nicht, daß er von Widrigkeiten und Widersachern in seiner besten Absicht, mit seinem von England besoldeten Korps Napoleon auf der iberischen Halbinsel zu bekämpfen, gehemmt und gehindert sei. Obgleich dieser Welfensproß und souveräne Fürst eines deutschen Landes bei dem König und den Ministern seine ganze Beharrlichkeit einsetzte und sogar bis zu Bitten sich demütigte, mußte er still und tatenlos liegen, von englischem Eigensinn und höfischen Intrigen gelähmt. Der Herzog war ein zu aufrichtiger, aufrechter und stolzer Charakter, der in dem Tückespiel des Hofes keine Gegenminen legte, sondern von Falschheit und Fuchserei angewidert, das Ränkegespinst mit deutscher Rücksichtslosigkeit zerreißen wollte. Sein letztes Wort, das er an den bestürzten Willy richtete, lautete bitter und unverblümt: „Man will im Kriegsministerium allergnädigst geruhen, meine tapfren Krieger auf der Insel Guernsey zum Gamaschendienst und auf Irland als Polizeitruppe zu verwenden, damit wir von den aufsässigen Pächtern die Pachtgelder für die englischen Lords eintreiben. Schöne Schuhputzerdienste mutet man uns Deutschen zu. Ich sage Ihnen, der Stockengländer sieht mit unendlicher Geringschätzung auf alles Fremde, besonders auf uns Deutsche herab, die er bezahlt und besoldet, um sie als Kanonenfutter und Konstabler zu gebrauchen."

Willy wanderte nicht mehr auf Glückshöhen, sondern stampfte nach dieser Unterredung in dem Morast der häßlichen Enttäuschung. Der Staatssekretär im Ministerium hatte nicht ohne Grund gegrinst, als er seine voreilige Wahl traf. Auf der Pyrenäenhalbinsel kämpfte ein freiheitliebendes Volk bis aufs Messer gegen den Tyrannen, und England half ihm mit seinen Truppen, nicht aus Großmut, sondern um den eignen Todfeind zu fällen. Willys Traum war gewesen, am Tajo und Ebro gegen den Vergewaltiger der Welt, den er haßte, die Waffen zu führen. Ach, dieses Wunsches Erfüllung rückte in weite Ferne. Die Versuchung, noch einmal ins Kriegsministerium zu gehen, seine Wahl

zu widerrufen und sich in ein für Spanien ausersehenes Regiment versetzen zu lassen, trat an ihn heran. Es war für ein junges, stürmisches Soldatenherz, dessen Sehnsucht Krieg und Schlacht ist und sein wird, und das nicht harren kann, sondern mit Hast und Hitze den Marschallsstab erreiten und erstreiten will, ein harter Kampf. Aber sein deutsches Gefühl und Gewissen hat über den Ehrgeiz des Ichs den Sieg davongetragen. Um des Vorteils willen zu einem englischen Regiment zu gehen, schien ihm Verrat an seinen Kriegskameraden von Anno 9; bescheiden wollte er das Los der Tapfren, die den Totenkopf trugen, teilen.

Der junge Kriegsmann fuhr in der Postkutsche durch England und im Segelschiff nach der Insel Guernsey, die unweit der französischen Küste belegen, als Naturbastion durch schwere Geschütze und starke Besatzung gegen einen Handstreich des Franzosenkaisers geschützt wurde. Die erste Zeit auf der Insel brachte eine große Freude. Ein Brief von Isabella kam an, was bei der unsicheren Postbeförderung von Hannover nach England, die auf langen Umwegen über Schweden geschehen mußte, als ein Glück galt. Er küßte die Buchstaben, die ihre Hand gezogen hatte, sein Herz floß über von Zärtlichkeit und Sehnsucht, noch in der Nacht schrieb er der Geliebten einen langen Bericht seiner Erlebnisse und zuletzt die flehende Bitte, fortan alle Monate, da er nicht mehr bei seiner Mutter sei, seine große, aber oft ungeduldige Treue zu trösten.

Wie oft er auch im Postkontore nachfragte, eine Antwort aus Hasselhausen kam und kam nicht. War die Post verlorengegangen oder von den Douaniers abgefangen worden?

Das war seine große Sorge, aber auch die kleinen, täglichen Unliebsamkeiten fehlten nicht. Der Sold betrug für einen Fähnrich 9 Pfund monatlich, wovon aber sofort 4 Pfund für Bespeisung, auch ziemliche Abzüge für Wein, Wäsche, für die Musikkasse und die sogenannte income-tax — die Steuer — zurückbehalten wurden. Willy dachte jetzt mit Rührung an seinen hohen Gönner und den schönen

Zuschuß, der allein es ihm ermöglichte, nicht als Schlucker mit jedem Sixpence rechnen zu müssen, sondern standesgemäß leben zu können. Das Essen in der Messe war sehr gut.

Unlobesam aber war die Unterkunft. Auf der Insel waren keine Kasernen, daher war in Eile ein Barackenlager gebaut worden. Kleine Gebäude, von Lehm aufgeworfen, mit Stroh gedeckt, mit Brettern verschalt, gewährten jedem Offizier zwei winzige Stuben mit kahlen Wänden, die jeder Bewohner mit Bildern hätte ausschmücken können, wenn nicht das törichte Verbot, bei einem Schilling Strafe für jeden Fall einen Nagel in die Wand zu schlagen, bestanden hätte. Das Mobiliar war dürftig, 1 Bett, 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Öfchen, 1 Poker, 1 Schaufel, laut Inventar.

Wenig erhebend war auch der Dienst. Von kriegsmäßigen Märschen und Übungen, die wenigstens der Phantasie Schlacht und Sturm und Sieg vortäuschen, konnte auf dem Eilande keine Rede sein. Exerzieren, Paradieren, Appelle und andre unnütze Dinge waren die ganze militärische Tätigkeit. Die einzige ergötzende Abwechselung bildete das gähnende Postenstehen am Strande. Wenn ein französischer Kaper mit dem Glase gesichtet wurde, ein Kahn mit Kontrebande, ein trunkener Exzeß, eine Exekution — das waren die Aufregungen.

Das Allerschlimmste, das die Gemüter am tiefsten niederdrückte und nicht nur als Mangel, sondern als Makel gefühlt wurde, war der verblüffende Umstand, daß das Reiterregiment zu Fuß exerzierte und überhaupt keine Pferde besaß. Die Braunschweiger hatten bei der Einschiffung in Elsfleth ihre Pferde verschleudern müssen. Trotz Eingabe und Beschwerden lieferte die englische Regierung keine Gäule. Mochte der Oberst wettern und der Herzog in London den Kriegslord mit Bitten und mit Grobheit bestürmen, man zuckte kühl die Achseln: We cannot help it. Der Pferdemangel sei groß, mit dem brauchbaren Material müßten zunächst die Regimenter, die vor dem Feinde stünden, versehen werden, Remonten für das Husarenregiment seien nicht vorhanden. Ein Kavallerist ohne Gaul ist wie

ein Mensch ohne Beine und ein schmählicher Krüppel in seinen eignen Augen. Was nützte ihnen das ruhmvolle Totenkopfwappen, da sie eine lächerliche Truppe waren? Was half es, daß sie den edlen Lord tausend Ellen tief in den Erdboden hinein verfluchten? Pferde kamen nicht, die stolzen Reiter waren „Sandhasen", die über ihre langen Säbel stolperten. Dieser unhaltbare Zustand der schrecklichen, pferdelosen Zeit dauerte Monat um Monat. Da wurde die erboste Rede allgemein: Solches wage man nur den dummen Deutschen zu bieten. Mancher Offizier bereute, daß er einen Sovereign Sold vom hochmütigen Albion angenommen habe.

Der Junker von Wahren war nicht der Mann, der seinen Ärger in sich schluckte; immer ehrlich und furchtlos in seinem Urteil, wurde er, ohne Beredsamkeit zu besitzen, ein Hauptredner der allgemeinen Unzufriedenheit. Am Messetisch rief er beim dritten Glase laut über die Tafel, daß die Tapfren vom Totenkopf in einer schmachvollen Lage sich befänden. Der grüne Junker wurde von seinen Kameraden immer höher estimiert; es war merkwürdig, wie die meisten Offiziere diesem Fähnrich mit einer Achtung begegneten, als wenn er einer der ersten Namen des Landes trüge oder der Sohn eines edlen Lords oder schwerreichen Bankiers sei. Sogar die Stabsoffiziere zeigten ihm ein großes, freilich seinem Range entsprechendes, herablassendes Wohlwollen. Diese angenehme Tatsache erregte jedoch seinen Argwohn, da andre, arme Kornetts gar nicht beachtet wurden.

An einem Sonntag war in der Messe gut gegessen und gut getrunken, aber die Laune der Offiziere trotzdem immer schlechter geworden. Der Unwille äußerte sich unverblümter als je.

„Wir wollen nach Hispanien, wo Wellesley hinter den Schanzen am Tajo in ewiger Defension sitzt. Wir wollen ins Feld und die Franzosen verhauen."

„Als Stiefelreuter? Wir haben ja keine Gäule! Ein Reiterregiment ohne Rosse ist ein Gespött für die ganze Welt und ein Greuel vor Gott."

„Die dummen Deutschen sind gut genug für den Grenz-

wächterdienst, denkt der Kriegslord.“ Solche Worte schwirrten über die Tafel.

Da fiel ein englischer Fluch, und es wurde ganz still. „Goddam the secretary of war!“ Wer hatte das Anathema auf das Haupt des Mächtigen geschleudert?

Wahren rief mit rotem Kopfe: „Was schert mich der höchste Kriegsherr, der nicht einmal ein Kriegskleid trägt! Wenn wir in Subordination das Maul halten, wird man uns nach Westindien verschiffen, um den Negern und Affen einen heilsamen Schrecken einzuflößen. Wir müssen durch eine Deputation dem Obersten ohne Umschweife sagen: Entweder — oder! Wenn wir nicht an den Feind geführt werden, werfen wir England Sold und Waffen vor die Füße. Kämpfen, kämpfen wollen wir, bis der Tyrann Bonaparte vom Thron heruntergeschlagen ist.“

Man hörte ein wildes Bravorufen. Es war einer jener Augenblicke, wo ein Funke genügt, um eine Insurrektion zum Ausbruch zu bringen. Aber die deutschen Braunschweiger revoltieren nicht, sondern reden hin und her und beschließen, eine Abordnung zu wählen und an den Obersten zu senden: Das Offizierkorps verlange seine Entsendung nach dem Kriegsschauplatze oder seine Entlassung aus dem englischen Kriegsdienste.

Alle wollten den jungen Kornett, den kecken Vater des großen Regimentsbeschlusses, ehren und mit ihm anstoßen; auf gutes Gelingen ist weidlich und in teutscher Weise getoastet und getrunken worden.

Am nächsten Morgen hatte Willy ein dumpfes Gefühl, eine dunkle Reflexion, daß der Wein, der Wahrheitskünder, vielleicht den besten Teil seiner freimütigen Rede gehalten habe. Da wurde der Kornett von Wahren zu seinem Obersten befohlen — eine Ehre, die ihm zum erstenmal widerfuhr.

Vorschriftsmäßig die Schärpe umgelegt, meldete er sich bei seinem Kommandeur. Dieser hatte sein gutes Gesicht in gestrenge Falten gelegt und sagte: Es schicke sich nicht, daß der jüngste Offiziersaspirant bei Tisch das große Wort führe, es sei unstatthaft, mit dem Dienste unzufrieden zu sein, aber an den hochweisen Maßnahmen des Kriegs-

ministers Kritik zu üben, sei strafbar und mit Kassation bedroht. Der Oberst donnerte das schreckliche Wort Kassation und hatte damit seine Pflicht getan. Augenblicklich wurde sein Gesicht gönnerhaft und gütig, die Befehlshaberstimme traf sogar den väterlichen Ton. „Sie haben Ihren Kameraden und in manchen Punkten sogar mir aus der Seele gesprochen, aber man darf nicht alles, was wahr ist, vor allen Ohren aussprechen. Sie sind ein guter Soldat, an dem ich Freude habe, und mir von London aus warm ans Herz gelegt worden. Sie haben eine militärische Zukunft ... verderben Sie sich nicht Ihre schönen Avancen, Ihr sicheres Avancement!"

Der Kornett klappte die Hacken zusammen und machte Kehrt. Jeder andre wäre freudig nach Hause gegangen. Willy konnte sich nicht freuen, sondern mußte immer fragen: Warum endete der Backenstreich wie ein Backenstreicheln? Weil der Fähnrich dem Obersten so warm empfohlen war! Warum aber war der arme, unbekannte Fahnenjunker von hoher Stelle aus rekommandiert worden? Da war wieder der dunkle Punkt, der deus oder diabolus ex machina, der sein Leben führte und förderte, der so heimlich-unheimlich seine Wege ebnete und Wohlwollen ihm erwarb. Darum konnte Willy keine Freude fühlen!

Er warf die Frage auf, wer der Denunziant sei, der die Vorgänge am Messetisch dem Obersten zugetragen, und war der Überzeugung, daß kein andrer, als der Leutenant von Lerchenfeld der Angeber gewesen sei. Lerchenfeld, ein ehrgeiziger, eitler Mensch, ebenso unwählerisch in seinen Mitteln wie exklusiv in seinem Umgang, hatte von Anfang an den neuen Junker hochnäsig behandelt und den Gegensatz dadurch zur Gegnerschaft verschärft, daß er sich von Wahren ostentativ fern hielt.

Die Abgeordneten des Regiments gingen in full dress zum Obersten, dem sie die Protestation überreichten. Die Eingabe des Offizierkorps hat offenbar im Kriegsministerium einen Eindruck gemacht und wenigstens einen Erfolg gehabt. Der Brite, der von alters her die schlagfrohen Deutschen in seinen Sold nahm, um seine Kriege zu führen,

konnte und wollte in dieser kriegerischen Zeit eine so treffliche Truppe, wie die Braunschweiger, nicht entbehren. Um die Deutschen an Albions Fahnen zu fesseln, hat er ein Zugeständnis gemacht und die Pferde bewilligt.

Darob herrschte große Freude im Barackenlager auf Guernsey. Man ließ den Oberst und den edlen Kriegslord hoch und den jüngsten Kornett am höchsten leben. Eine noch höhere Ehre ist Wahren widerfahren. Das Regimentskommando war angewiesen worden, vier Offiziere auszusuchen und nach England hinüberzusenden, um dort bei verschiedenen Regimentern überzählige Pferde in Empfang zu nehmen. Der Oberst wählte einen Rittmeister, zwei Leutenants und den jüngsten Fähnrich in die Remontekommission. Die Reise nach England war für Wahren nicht nur eine Auszeichnung, sondern auch eine Annehmlichkeit und Abwechselung. Ein Schatten freilich trübte die Freude der Englandsfahrt — der Leutenant von Lerchenfeld war einer der vier Remonteoffiziere. Das tägliche Zusammensein mit dem Menschen war ein Übel. Doch in den Wonnebecher des Tages fiel ein Tropfen, der noch bittrer war. Kurz vor der Abfahrt des Postkutters war endlich ein Brief aus Hasselhausen eingetroffen, ein Brief, der vor fünfzehn Wochen geschrieben, nach Monaten sein Ziel erreicht hatte. Ach, es war nicht der ersehnte Brief von der Hand der Geliebten, sondern ein Schreiben des Pastors, der seinem früheren Schüler voll Schonung mitteilte: Jungfer Darmann sei von einer neuen Heimsuchung Gottes betroffen und infolge der schweren Gemütsaffektion in ein hitziges Nervenfieber gefallen, von dem sie jetzt nach einem langen Krankenlager sehr langsam genese. Nach dem Ausspruche des Medikus müsse jede Alteration von ihrem Geiste fern gehalten werden, eine Feder dürfe die Patientin nicht in die Hand nehmen, derhalben und um des Empfängers Ungeduld zu stillen, habe er diesen Brief geschrieben, der als magerer Ersatz der fälligen Liebesepistel freundliche Aufnahme finden möge. Isabella sende ihrem lieben Freunde die Versicherung ihrer herzlichen Zuneigung, ihrer innigen Gefühle, ihrer treuen Gesinnung.

Willy ließ den Brief sinken und starrte ins Leere. Diese Liebesversicherungen aus zweiter Hand waren eine dürftige Speise, die sein Herz nicht sättigte, ein fader Trunk, der den Durst seiner Sehnsucht nicht löschte. Seine Isa war sterbenskrank gewesen und hatte wohl durch ihren unseligen Vater oder ihre beklagenswerte Mutter neue Trübsal gehabt. Oder was war die erschütternde Not der Geliebten, der er keinen Händedruck, keine Hilfe geben konnte? Warum wurde das Schrecknis, das ihre Nerven zerrüttete, wie ein Geheimnis ihm verschwiegen? Der Pastor hatte offenbar aus sogenannter Schonung das Schlimmste ihm vorenthalten. O, diese falsche Rücksichtnahme, die zur Rücksichtslosigkeit wurde, o dieses schonungsvolle Schweigen, das seine Seele in stete Angst versetzte und das gezückte Schwert der Ungewißheit über seinem Haupte hinhängte.

Willy saß die Nacht durch und schrieb an Isabella Seite um Seite. Der Brief war ein Notschrei seiner Liebe, die um Antwort und Gewißheit bänglich bat. In dieser Nacht umflatterte zum erstenmal eine düstre Ahnung, daß eine finstre Macht das Liebste der Erde, den Lohn und Lorbeer seines Ringens ihm rauben wolle, seine erregten Sinne.

Ohne Schlaf ging er an Bord. Um sieben Uhr in der Frühe hockte er im Bug des Postkutters, der munter die Segel blähte. Der frisch-fröhliche Fähnrich war ein Melancholiker geworden, der von seinen Kameraden so lange gehänselt wurde, bis er gezwungen mitlachte. Die Fahrt durch das reiche Altengland, das mit seinen prächtigen Herrensitzen und Hainen einem endlosen Parke gleicht, war ein hoher Genuß, die vielen schönen Eindrücke verdrängten das Bild der blassen, kranken Isa. Ein rechter Fähnrich ist ein kerngesunder Gesell, der an keinem Schmerze länger als drei Tage krankt.

---

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

Vierzehnter Abschnitt.

# Eine angenehme Strafversetzung.

Die Remontekommission reiste von Regiment zu Regiment, speiste vorzüglich in den verschiedenen Offiziersmessen, trank die besten Weine, wurde gastlich geehrt — und in aller Freundschaft übers Ohr gehauen. Man hatte ja ein gutes Recht auf alle entbehrlichen Pferde. Es war recht englisch, daß überall die schlechtesten Gäule, die Krippenbeißer und Lungenpfeifer und spatlahmen Kracken, als überzählig bezeichnet wurden. Das gab nach dem Tischreden und Toasten, wo man auf die Kampfbrüderschaft der Deutschen und Engländer, auf die Zukunftssiege über Bonaparte ausgiebig getrunken hatte, leider Gottes manches Wortgefecht und Gezänke. Hier hat der Kornett von neuem sich hervorgetan. Er war nämlich ein Pferdekenner und auch nicht blöde, zeigte mit der Fingersprache die Fehler der Rosse und wies in seinem radebrechenden Englisch entrüstet die ausrangierten Mähren zurück. Wohl lachten die Gentlemens reserviert über den jungen Mann, jedoch seine energischen Proteste verhüteten oft, daß sein Regiment mit den schlechtesten Schindgäulen beritten gemacht wurde.

Die Remonteoffiziere erreichten Bexhill, wo ein großes Barackenlager war und auch zwei Bataillone der Legion ihr Quartier hatten. Bei dem ersten Bataillon stand Friedsam Fürchtegott von Dachenhausen als Fahnenjunker; Willy umarmte herzlich seinen langjährigen Schulgenossen, den er für seinen besten Freund hielt. Friedsam hatte sich zu seinem Vorteil verändert, hatte eine adrette Körperhaltung und lachte: „Kennst mich nicht wieder! Kein Schönheitspflästerchen, kein Pickelchen entstellt mehr meine männliche Physiognomie."

In lebhaftem Gespräch tauschten sie ihre Erlebnisse aus.

Willy war froh, jemand zu haben, dem er sein Herz ausschütten konnte, mit dem er von seiner Liebe, seiner Sehnsucht und Sorge sprechen durfte. In seinem Eifer entging es ihm, daß der Zuhörer zuerst mit einem lauernden Blick aufhorchte, zuletzt aber mit einem mißliebigen Ausdruck ins Weite sah.

Dann fing Dachenhausen an zu beichten, blies den Rauch der Pfeife in die Luft und blasierte Worte über die Lippen: „Now I have a little love with an irish girl, it is the third one in Bexhill ...“

Da blies Willy den Freund bös und fast brüllend an: „Kein Wunder, daß der Deutsche in England der dumme Deutsche heißt ... stockdumm, eselsdumm ist der Deutsche, der, sobald er ein paar englische Brocken aufgeschnappt hat, sein miserables Englisch bei jeder Gelegenheit an den Mann zu bringen sucht.“

„Gott sei Dank, du bist der Alte geblieben ... du rechter, rauhbeiniger Sohn Teuts, reich' mir die Hand! Ich bin friedsam und friedfertig,“ lächelte Friedsam und fuhr fort: „Die Irländerin ist mir zu kostspielig ... ach, bei Göttern und Menschen klopfte ich vergebens an, daß sie mir helfen und zehn Pfund mir borgen. Mein kleines Gehalt langt nicht. William, willst du ein wahrer Freund mir sein, und kannst du etliche Guineen mir leihen?“

Ein netter Anfang der erneuerten Freundschaft! Wahren beantwortete sehr ruhig die den meisten so peinliche Frage. „Ja, ich kann es, aber ich weiß noch nicht, ob ich will.“

Jener hatte hier keine Hilfe erwartet und erstaunte: „Erhältst du bedeutende Zuschüsse von zu Hause? Von deinem Stiefvater?“

„Nein, Herr von Hinüber sendet mir keinen Sixpence.“

„Wer denn?“

Willy erzählte etwas verlegen, wie er ohne sein Zutun einen hohen Gönner und einen hübschen Zuschuß erhalten habe.

Friedsam riß die Augen auf und glaubte nicht richtig gehört zu haben. „Der Herzog von Cumber — von Cumberland?“

„Ja, der Cumberländer ist mein Wohltäter.“

Ein langes Hm — hm, ein nachdenkliches Falten der Stirn — das stimmte nicht mit den Informationen, die Friedsam sich widerrechtlich aus den Papieren des Pastors verschafft hatte — zuletzt ein tiefes Verstummen!

Willy gab schnell dem Gespräch eine andre Richtung.

„Wozu willst du Geld leihen?“

„Um meine Schulden zu bezahlen.“

„Warum hast du Schulden?“

„Weil Fortuna infam mich verließ und die schändlichsten Karten in die Hand mir steckte ... hast du zehn Guineen?“

„Ich leihe dir die Summe ...“

„Mein edler Don Carlos ...“

„... Wenn du mir auf Ehrenwort versprichst, nie wieder eine Karte anzurühren ... jeder Offizier müßte zugleich mit seinem Fahneneide dem Spiel abschwören. Willst du das Ehrenwort mir geben, ist hier das Geld.“ Die Brieftasche wurde geöffnet, die Banknoten winkten, wollten und sollten eine Versuchung sein.

Dachenhausen schielte nach den Scheinen, sagte aber energisch: „Nein, ich habe einen festen Charakter ... um den Preis nicht!“

Ruhig steckte Willy die Brieftasche ein, um eine Moralpredigt zu halten. „Hüte dich vor den drei bösen W's, vor Wein, Weib und Würfeln, sagte der weise Vater zu seinem Sohne. Wer allen Röcken nachläuft, wird ein energieloser Weiberknecht, wer dem Bacchus frönt, ein elender Sklave, wer aber die Karten nicht lassen kann, hat allen Teufeln zumal seine Seele verschrieben, ist inkurabel, unrettbar verloren.“

„Höre auf! Mir grauset in Mark und Bein um den armen, der Hölle verfallenen Friedsam Fürchtegott ... ja, manchen braven Kerl haben die Karten umgebracht ... auch der Italiener, der eine Zeitlang mit dir im Pfarrhause war, ging um die Ecke.“

„Vittore de Lisignolo hat sich erschossen?“

„Das wohl nicht, wenn die Spanier ihn nicht erschossen haben. Er trieb es in Kassel toll, tändelte mit schönen

Damen und spielte mit feinen Kavalieren. Zuletzt soll er die Karten gezeichnet und das Glück korrigiert haben, wurde von seinem Stiefvater verstoßen und vagabondierte herum, bis er konskribiert und als gemeiner Soldat in ein westfälisches Regiment gesteckt wurde. Das Regiment ist nach Spanien marschiert. Wenn wir endlich einmal an den Tajo kommen und an den Feind geraten, kannst du vielleicht das Vergnügen haben, deinen Freund Vittore bei den Feinden zu finden und mit deiner Plempe eigenhändig umzubringen."

„Der Italiener war nie mein Freund, aber grausig wäre mir der Gedanke, mit seinem Blut meinen Degen zu beflecken. Das ist die fluchwürdigste Infamie des verruchten Bonaparte, daß er Deutsche auf Deutsche hetzt und Germanen zwingt, ihre Brüder abzuschlachten."

Eine Glocke schellte durch das Barackenlager von Bexhill. „The bell is ringing!" Friedsam fiel im Eifer ins Englische und fast über seine Füße. „Auf die Minute pünktlich ist der Soldat!"

Es war die Essensglocke die Ursache seines Diensteifers. Ein wahrhaft kameradschaftliches Verhältnis herrschte in dem Offizierkorps der Legion, die zumeist hannöversche Offiziere hatte. Hunderte von deutschen Edelleuten waren nach England geflohen, um den Erbfeind zu bekämpfen und an Bonapartes Sturz mitzuhelfen. Wahren wurde als Hannoveraner und Landsmann von allen herzlich bewillkommt. Die ganze Remontekommission speiste alle Tage als Gast in der Messe, besonders Leutenant von Lerchenfeld, der während der Reise jede Reibung vermieden und nur durch Reserve die Distanz zwischen Leutenant und Fähnrich gewahrt hatte, wußte durch sein konziliantes Wesen die neuen Kameraden für sich zu gewinnen. In jener unaufdringlichen, beim ersten Anblick naiv erstaunten Weise, die so wirkungsvoll ist und so warme Freunde sich wirbt, lobte er die Ausrüstung und Ausbildung der Legion. Er verstand es, aufmerksam zuzuhören, von jedem, mit dem er just sprach, Aufschlüsse lebhaft-dankbar anzunehmen und von des andren Ansicht sich überzeugen zu lassen. Man schließt

den Menschen, den man belehrt und bekehrt hat, unwillkürlich in sein Herz hinein. Auch die Kunst, die Schwächen der Leute, ihre Arroganz, Selbstsucht oder Liebhaberei auszunutzen, war ihm nicht fremd. In zwei Tagen hatte Lerchenfeld die Sympathie aller Legionäre gewonnen. A jolly good fellow! sagten die, welche schon engländerten. Die aber Germanen geblieben waren, versicherten und französelten: Ein famöser Kamerad!

Daß der falsche, antipathische Kerl alle Herzen gewann, verdroß Wahren gewaltig.

Das Gespräch in der Messe wandte sich sehr oft der Heimat Hannover zu, denn in der Fremde ist dem Deutschen die Heimat sehr teuer. Man verwünschte die Fremdherrschaft und ließ bei jedem Mahle den König und Kurfürsten Georg und das wiederhergestellte Welfenreich hochleben. Da in Hannover kaum eine Adelsfamilie war, die nicht einen Vertreter in der englischen Armee hatte, wurde naturgemäß viel von den Familienverhältnissen geredet. Die Altadligen sprachen mit Stolz von den alten Sippen, nur die wenigen Bürgerlichen des Korps verhielten sich dann recht still.

Wahren wurde eines Mittags freundlich-neugierig nach seiner Familie gefragt, und wo in Hannover die Wahrens ihre Begüterung hätten. Die Frage war ihm nicht angenehm, doch gab er sich ein unverfrorenes Air und antwortete, seine Ahnen seien Offiziere gewesen, sein Urgroßvater habe sich bei Malplaquet einen Namen gemacht. Lerchenfeld blickte die andern an und lächelte ironisch.

Am folgenden Tage nahm Willy wahr, daß einige von den altadligen Herren seinen Gruß sehr kühl erwiderten und andre bei seinem Eintritt einen eigentümlichen Blick sich zuwarfen. Die paar bürgerlichen Offiziere unterhielten sich mit ihm über den Heldenzug des Herzogs von Braunschweig. Als er die drastische Szene, da seine Mutter ihr entlaufenes Bürschlein heimholte und seiner Heldenkarriere ein Ende machte, amüsant schilderte, lachten sie herzlich. In dem Moment wandte sich Lerchenfeld, der sonst Wahren links liegen ließ, urplötzlich an den Fähnrich, dem er eine

Frage und Falle stellte: „Eh, Ihre Mutter holte Sie heim? Pardon! Wo und was war Ihr Herr Vater?"

Der Fähnrich, der alle Augen auf sich gerichtet sah, wurde feuerrot und stotterte: „M—mein Vater war nicht m—mehr ... als ich ein Kind war ... m—mein Stiefvater ist Herr von Hinüber ..." In dem Augenblick mußte der Stiefvater — der Adel derer von Hinüber war alt und gut — als Deckung ihm dienen.

War das nicht ein anzügliches Grinsen?

Von nun an hatte Willy das Mißtrauen, das auf jede Miene achtet, und das häßliche Gefühl, daß von ihm in seiner Abwesenheit geschwatzt und geklatscht werde. Begegnete er Lerchenfeld, so grüßte dieser, aber mit einem listigen Lächeln. Ungestüm in allen seinen Affekten, hatte er einen Haß auf diesen Menschen, der das schmerzliche Fragezeichen seines Lebens und seines Wappens niederträchtig benutzte, um seine Ehre zu schwärzen.

Die Tätigkeit in Bexhill näherte sich ihrem Ende. Die Kavallerie der Legion hatte ihre kameradschaftliche Gesinnung gezeigt und keine Schindmähren, sondern recht brauchbare Pferde den Braunschweigern überlassen. Um für die großartige Gastfreiheit zu danken, gaben die Remonteoffiziere den Legionären ein opulentes Diner in der Messe. Dabei ging es hoch her, man blieb bei dem starken Portwein sehr lange und sehr lustig sitzen. Innige, ewige Kampfbrüderschaften wurden geschlossen, begossen und besiegelt, das Fest erreichte jenen schönen Höhepunkt, wo alle Menschen Brüder werden. Und da — im häßlichen Kontraste — ist es zu Streit und Zank und Schlägerei gekommen.

Einer lallte: „We have a very good time to day." Ein andrer erzählte zweideutige Geschichten, ein dritter suchte sich Gehör zu verschaffen, wo alle reden und keiner zuhören wollte. Doch dem beliebten Lerchenfeld gelang es, die Aufmerksamkeit zu fesseln, obgleich er altes Jägerlatein und Hundehistorien zum besten gab.

„Der um zwölf Bouteillen Wein gekaufte Hund war ein schönes, kräftiges Tier, ein sogenannter Foxhound, mit dem ich Wunder zu verrichten und manchen Fuchs zu

stellen hoffte. Aber der Hund war keine Flasche Brandy wert, der Racker kniff feige die Rute ein, wenn der Fuchs die Zähne zeigte. Ich erfuhr, daß ich betrogen und mein schön gebauter Hund gar kein vollblütiger Foxhound, sondern ein ordinärer Köter, ein hundsgemeiner Bastard sei. Die Moral von der Geschichte habe ich mir für mein Leben, für meinen Verkehr und Umgang wohl gemerkt ... ein Bastard mag ein noch so nettes und nobles Äußere und die adligsten Allüren haben, Halbblut bleibt Halbblut, die Bastarde sind Köter und kneifen gern." Der Redner hatte bei den Worten einen an- und bezüglichen Blick auf Wahren gerichtet und fragte mit kurios großen Augen die Zuhörer: „Warum lachen Sie, meine Herren?"

Einige fixierten den Fähnrich, der im Gesicht ganz weiß wurde und wütend aufsprang. „Herr! Warum sehen Sie mich an bei der nichtssagenden Geschichte?"

„O, die ist vielleicht vielsagend." Lerchenfeld lächelte irritierend. „Darf ich nicht hinsehen, wo es mir beliebt, Herr Kornett?"

Dieser sprudelte zornheiß, hitzig und hochrot. „Bei Gott, ich bin kein Kneifer! Aber Sie und jeder, der mit Ausflüchten auszukneifen sucht, ist ein Kujon. Antworten Sie mir als Offizier und Ehrenmann mit ja oder nein! Haben Sie mit der dummen Foxhoundfabel mich gemeint?"

Der angetrunkene Leutenant wollte einem Duell ausweichen und provozierte es durch die Antwort, die er auf englisch der ganzen Tafelrunde gab: „„I do not fight but with a nobleman."

„Ich schlage mich nur mit einem Edelmann!" Die unerhörte Beleidigung schürte den Grimm des Gegners. „Sie bezweifeln, daß ich ein Edelmann bin?"

„Ich will es glauben, wenn Sie mir oder einer dritten Person Ihr Ursprungsattest und Ihren Stammbaum vorlegen."

Wahren schrie zornverzerrt: „Sie werden sich mit mir schlagen, oder ich schlage ..."

Lerchenfeld heuchelte Gleichmut, obgleich ihm schwül wurde. „Gern und gewiß, sobald Sie mir beweisen, daß

Sie ein ebenbürtiger Gegner und von adliger, einwandfreier Geburt sind."

Das wirkte wie ein Keulenschlag auf Kopf und Schädel, der Fähnrich taumelte von einer Schwächeanwandlung. Der Leutenant glaubte, daß die Duellgefahr beseitigt und der Gegner abgetan sei, darum sagte er mit maliziöser Freundlichkeit: „Legen Sie sich ruhig schlafen! La récherche de la paternité est interdite!"

Weil gewisse Dinge in fremder Sprache am diskretesten ausgedrückt werden, sagte er es auf Französisch, indem er den Paragraphen des französischen Gesetzes, der alles Forschen und Fragen nach der Vaterschaft verbietet, wörtlich zitierte. Der Witz rief ein schallendes Gelächter hervor. Jede Lachsalve schlug wie ein Faustschlag Wahren ins Gesicht. Alles tanzte und wirbelte vor seinem Blick, nicht von einer Schwäche, sondern von einer riesenstarken, schäumenden Raserei war er sinnlos und taumelnd geworden. Sein Körper schnellte vor, seine große, geballte Faust holte nach hinten aus und schlug Lerchenfeld vom Stuhle herunter. Der raffte sich betäubt und mit blutender Nase auf, flüchtete hinter den Tisch und zischte giftig: „Ein Bauernrüpel soll nicht den Offiziersdegen des Königs tragen."

Friedsam faßte Willy am Arme und führte ihn aus der Versammlung fort.

Die Fidelität und Fraternität hatte sofort aufgehört; das Festgelage endete als tiefernste Sitzung mit hochwichtiger Beratung. Ein paar Stimmen verlangten, daß die Kassation des Kornetts, der nicht wie ein Gentleman sich betragen habe, beantragt werden müsse. Doch die meisten verwarfen diese rigorose Maßregel.

Dachenhausen kehrte in die Messe zurück und plädierte warm für seinen Freund. „Von Wahren hat zweimal Genugtuung gefordert und nicht erhalten ... meine Herren, wenn jemand Ihre Mutter beschimpfte, würden Sie nicht auch den Beleidiger züchtigen? Die beiden Beteiligten werden sich jetzt wie Offiziere benehmen und durch einen Zweikampf ihre Ehre wiederherstellen."

Das Offizierkorps beschloß das Duell, einen Zweikampf mit den härtesten Konditionen, nämlich einen fortgesetzten Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit des einen Gegners.

Willy zeigte eine beispiellose Ruhe und schrieb mit sichrer Hand einen Brief, der im Fall seines Ablebens an Isabella gesandt werden sollte; mit unbegreiflicher Zuversicht sagte er zu seinem Freunde: „Ich falle nicht, sondern ich schieße den Lerchenfeld nieder.“

Aber schmerzlich zuckten seine Lippen, als er fortfuhr: „Jetzt weiß ich, was die Kameraden von mir raunen ... das ist das häßliche Muttermal, das einem Menschen bei der Geburt aufgebrannt wird ... ja, das ist die Stelle, wo ich sterblich bin ... wehe jedem, der mit dem rohen Finger boshafter Fragen daran rührt! Ich fordre jeden, der lüstern ist, mein Rätsel zu lösen, vor meine Klinge, so wahr ich ein Wahren genannt werde!“

Allein beim brennenden Kerzenlicht, schlug er aufs Geratewohl die Bibel auf — es war ihm wie eine Verheißung, als er den Trutzpsalm Davids erblickte, und er las mit Inbrunst, ja er betete die Worte des königlichen Sängers, der Jehovahs Beistand und Rache wider seine Verleumder und Verfolger erfleht.

Willy schlief sieben geschlagene Stunden in der Nacht vor dem Zweikampfe. — —

In den Schießständen des Bataillons hatten die Schiedsrichter und Sekundanten die Distanz zweimal gemessen und die Waffen — schwere Armeereiterpistolen — geladen. In der Stille war nur das Rauschen des Windes, hier und da ein scheu gedämpftes Wort, als wie im Leichenhause, zu hören. Die Zuschauer beobachteten gespannt die beiden Gegner, die um den höchsten Einsatz, ihr Leben, würfeln wollten. Keinem war das blutige Spiel ein Frevel, sondern allen ein heiliges Sühnopfer der Offiziersehre.

Lerchenfeld fröstelte in seinem dicken Mantel und rieb sich die Hände. Wahren stemmte den einen Fuß vor, robust, stark und trotzig, wie ein kampfgewohnter Gladiator, der auf den gewissen Sieg brennt.

Das Los teilte jedem die Waffen zu, für jeden lagen die Pistolen schußfertig. Die Sekundanten traten zurück.

Ein gesenkter Degen salutierte schnell. Sofort fielen zwei Schüsse. Lerchenfeld zielte, wie auf dem Schlachtfelde, nach dem Herzen. Wahren senkte mehr den Lauf der Waffe, die er sicher, wie auf dem Schießstande, meisterte.

Es krachte zwei-, dreimal, der Rauch verzog sich. Lerchenfeld lag langausgestreckt auf dem Rasen. Wahrens stramme Gestalt knickte und fiel rücklings auf den Grund. Die Ärzte, die Sekundanten und Zuschauer beugten sich über die Gefallenen, deren Haupt man hob.

Der Leutenant blutete sehr heftig am Beine, ein Schnitt des Messers riß das Beinkleid auf, der Wundarzt tastete in der blutigen Masse herum und stieß erregte Worte aus: „Böse Blessur ... die Kugel steckt im Knochen ... Scharpie, Scharpie!"

Dachenhausen kniete neben Willy, hielt sein Haupt und befühlte mit der Linken Brust und Beine. Die hellen Tränen liefen ihm über die Backen, er klagte weinerlich: „Die Augen sind geschlossen, o mein armer Kamerad, der brave Kerl! Wo ist die Wunde? Doktor, Doktor!"

Es war merkwürdig, daß nirgends Blut zu sehen und keine Verwundung zu entdecken war.

Da will Friedsam Fürchtegott seinen Augen nicht trauen. Ein katholisches Stoßgebet „Jesus Maria und Joseph" entfährt ihm, denn er sieht eine erstaunlich flinke Totenauferstehung. Sein lang und leichenhaft ausgestreckter Freund schlägt die Augen auf, springt in demselben Augenblick auf die Füße und schüttelt den Staub vom Rocke.

Offiziere umringten Wahren, gratulierten zum ziemlich unbeschädigten Leibe und lachten ein wenig. „Wo sind Sie blessiert? Es blutet ja nirgends!"

Ja, wo war die Blessur und Blutung? Beim besten Willen, wie sehr er auch tupfte und drückte, war er außerstande, eine Wunde zu entdecken und schämte sich fast seines Sturzes.

Ein Spötter witzelte sogar: „I guess, das Loch der Kugel hat sich wieder geschlossen, Sie müssen eine brillante Heilhaut besitzen."

Endlich stellte Wahren frohlockend fest, daß die Kapsel seiner alten, von der Großmutter geerbten Uhr platt gedrückt und gesprungen und sein Schild gewesen sei: „Die Kugel hatte die richtige Richtung und die redlichste Absicht, einen tödlichen Bauchschuß zu machen, ist aber an der Kapsel abgesprungen, Gott sei Dank!"

Der Fähnrich blickte gen Himmel und dachte gerührt an den Psalm Davids und an die Uhr der guten, seligen Großmutter, die seine Schutzheilige gewesen.

Einige ironische Bemerkungen rissen ihn aus der gottseligen Stimmung heraus. „Warum warfen Sie sich hin?" — „War es die Angst, daß Leutenant Lerchenfeld tot sei?"

Der Fähnrich war in der Stimmung, eine ganze Serie von Duellen anhängig zu machen.

Zum Glück konstatierte der Chirurg den Sachverhalt der unblutigen Blessur. „Meine Herren, ein interessanter Fall, ein Unikum von Schuß! Die Kugel stieß auf die glatte Metallscheibe und wurde in einem Winkel von 60 Grad aus ihrer Flugbahn geschleudert. Der Prellschuß wirkte wie der Faustschlag eines boxenden Giganten, warf den Fähnrich um und betäubte ihn für eine Minute!"

Das entsetzlich blutige Spiel um ein Menschenleben endete beinahe wie ein blutiger Witz.

Alle aber wurden stumm, als Herr von Lerchenfeld stöhnend auf die Tragbahre gelegt und ins Lazarett getragen wurde.

Friedsam führte seinen Freund von den Schießständen fort. „Mein Lieber, freue dich deines neu geschenkten Lebens, denn die Kugel wollte dir ans Herz."

„Ach, die Uhr meiner Großmutter ist unheilbar verletzt ... sie soll mir fortan ein heiliges Amulett sein."

„Recht so! Abergläubisch ist jeder Soldat."

„Nein, das ist Glaube ... ich glaube, daß meine selige Großmutter bei den Mächten der Vorsehung eine mächtige Fürsprecherin mir ist."

„Es wäre dir noch nützlicher, wenn deine gute Großmutter bei dem Generalkommando ein kräftig beschwichtigendes Wort sprechen könnte," lautete die kaustische Ant-

wort, „hier in England nämlich hat man recht spießbürgerliche Ansichten, das Duell ehrt man nicht als Ehrenhandel, sondern betrachtet man mehr als polizeiwidrigen Unfug. Kürzlich hat der Kriegssekretär einen scharfen Erlaß gegen die Renkontres der Herren Offiziere veröffentlicht und jeden Duellanten mit sofortiger Kassation bedroht."

Der Sieger im Duell hatte sorgenvolle Gedanken.

Das ganze Barackenlager sprach nur von der jüngsten Sensation, die in dem öden Garnisondienst eine angenehme Abwechslung war. Die sogenannten guten Freunde schüttelten Wahrens Hand: „Sie haben sich ausgezeichnet geschlagen ... aber der Alte soll ganz rabiat sein, schaffen Sie sich eine dicke Haut an!"

Wahren hörte viele ähnliche Ratschläge und hatte eine große, innere Unruhe. Schon am nächsten Tage kam der Befehl, vor dem Generalmajor anzutreten. Das war ein schroffer Herr, besonders wenn er mit seiner Gattin häusliche Kontroversen gehabt hatte.

Als Willy, seine Schutzheilige um Fürsprache ersuchend und sehr beklommen auf Sehweite der Kommandantur sich näherte, trat ein Kornett aus dem Hause, der vor ihm stehen blieb und niemand anders als Friedsam Fürchtegott war.

Dieser wahre und warme Freund redete also: „Ich bin deinetwegen bei dem Generalmajor gewesen und habe eindringlich deine Sache vertreten. Das gute Wort, das ich für dich sprach, wird nicht vergeblich sein, wenn du meine Weisung beachtest und wortgetreu befolgst. Der Generalmajor ist ein saugrober Patron, dem man dreist und furchtlos kommen muß. Wenn du anfangen wirst zu winseln, um Gnade zu bitten, bist du gleich verloren und glatt verabschiedet. Saugrobe Subjekte wollen saugrob traktiert sein. Schaut er dich mit den Borsten wütend an, blickst du ihm frech ins Gesicht, schnauzt er dich an „Ich werde Sie infam kassieren", so sagst du unverfroren und mit größter Ruhe: Ich werde an Seine Lordschaft, den Kriegsminister, und an Se. Königliche Hoheit, den Herzog von Cumberland, denen ich empfohlen bin, persönlich mich

wenden, um vor ein gerechtes Gericht gestellt zu werden. Je unverschämter du dich benimmst, desto vernünftiger und höflicher wird der Poltron sein. Um Gottes und deiner seligen Großmutter willen, höre auf mich und handle nach meinen Worten!"

Wahren wollte nur im Notfalle von den radikalen Verhaltungsmaßregeln vorsichtigen Gebrauch machen und trat mit Herzklopfen in das Haus des Höchstkommandierenden. Endlich vorgelassen, sah er einen dicken Offizier in salopper Uniform, der wie ein Boxer auf ihn lossprang und wie ein Wilder brüllte: „Sie, Kornett! Sie kennen den scharfen Armeebefehl, der alles Duellieren bei Kassation verbietet! Ich werde Sie, der Sie ein Ei, ein Embryo von einem Offizier sind, von einem Kriegsgericht kassieren lassen."

Nach dieser Begrüßung stammelte der Kornett demütig: „Der Armeebefehl war mir leider unbekannt, ich bitte, mir meine erste und letzte Übertretung zu verzeihen. Herr General, Sie werden meine Existenz nicht zerstören, als Kassierter könnte ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen ..."

„Tun Sie das in drei Teufels Namen, obgleich Sie keinen Schuß Pulver wert sind!" Der dicke und hohe Offizier weidete sich in seiner Allgewalt an dem Schrecken, den er einem armen Aspiranten einjagte.

Die brutale Tyrannei des Generals führte aber eine merkwürdige und doppelte Metamorphose herbei. Der empörte Wahren beherzigte jetzt den Rat seines Freundes, richtete seinen etwas eingeknickten Körper in eine trotzige Positur, blickte den General furchtlos an und sagte mit energischer Stimme: „Da ich vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll, ersuche ich um Urlaub nach London. Weil ich nämlich eine Rekommandation an den Secretary of war und an Se. Königliche Hoheit, den Herzog von Cumberland, besitze, will ich versuchen durch die Gnade Sr. Majestät das Unglück, das Ihre Ungnade über mich verhängen will, von meinem Haupte abzuwenden."

Die augenblickliche Wirkung dieser Worte war eine lächerliche Metamorphose des Kommandeurs, der innerhalb

einer Minute eine ärgerliche, ernste, eine horchende, ängstliche, eine humane und zuletzt herzliche Miene machte. „Ah ... ja, ich erinnere mich ... Sie sind mir empfohlen ... Sie haben den Erlaß nicht gekannt ... das mildert die Sache. Wenn nicht das medical board des Regiments nach dem jetzigen Befunde begutachtet hätte, daß der Lerchenfeld wahrscheinlich kriegsuntauglich bleiben wird, hätte ich von der kleinen Schießerei kein Wort gesagt. Von Kassation kann natürlich keine Rede sein, Sie haben sofort begriffen, daß meine Rede eine väterliche Einschüchterung war. Wir haben Mangel an guten Offizieren, ein so kräftiger Soldat und Schütze, wie Sie, muß der Armee Sr. Majestät erhalten bleiben. Aber ein strikter Befehl meines hohen Vorgesetzten befiehlt mir, ohne Ausnahme jeden Duellanten zu bestrafen. Strafen muß ich, I am sorry ... was ist für Sie die strengste Strafe? Wollen Sie eine kleine Erholung von der Rekrutenschinderei, würde ich Sie mit Festungshaft bestrafen."

„Um Gottes Willen nicht! Nur keine Festungsruhe und Faulenzerei!" flehte Wahren, „ich will ja kämpfen, nur kämpfen und auf den Kriegsschauplatz."

„You want to fight?" brummte der Brigadier, der diesen Wunsch für völlig unbegreiflich hielt; aber ein pfiffiges Lächeln erhellte seine Züge. „Ihnen und der Militärjustiz kann geholfen werden." Dann schnitt er ein grimmiges Gesicht, seine Stimme brüllte: „Sie haben schwer gefehlt gegen die Subordination ... die Leutenants Sr. Majestät — God save our great and glorious king! — sollen sich nicht gegenseitig wegen einer besoffenen Affäre niederknallen ... ich muß Sie streng, sehr streng bestrafen. Ich werde Sie von den Braunschweigern versetzen, Ihre sofortige Versetzung zur deutschen Legion ist die Strafe, die ich mit äußerster Strenge verhänge."

Obgleich die burleske Komödie, die der General spielte, die Lachmuskeln reizte, wurde Wahren sehr ernst. Die Trennung von der Totenkopfbrigade war ihm sehr schmerzlich, aber es ging ein Gerücht im Lager, daß die deutsche Legion in nächster Zukunft eingeschifft werde, und darum

salutierte er: „Ich nehme die gnädige Strafe mit Dank an. Wird die Legion nach Spanien gehen?"

„Sie werden bald Gelegenheit haben, an den Franzosenköpfen Ihre Schießkunst zu zeigen."

Ein Leuchten ging über das junge Antlitz. „Darf ich bitten, zum ersten Bataillon strafversetzt zu werden?"

„Warum?"

„Beim ersten Bataillon steht mein Freund, der Kornett von Dachenhausen, der kurz vor mir hier war, um mich Ihrer Gnade zu empfehlen."

Der General grinste und prustete: „Der Windhund ist Ihr Freund? Und der will Ihr Fürsprecher sein, der selber zehn Anwälte nötig hätte? Haha, ein netter Lump, eine nützliche Rekommandation! Ich kann Ihrer Freundschaft nur große Vorsicht anempfehlen, denn der Dachenhausen ist ein Schuldenmacher, ein Spieler. Ich habe ihn herzitiert, um ihm einen gesalzenen Rüffel zu erteilen, um ihm energisch zu sagen: Wofern Sie, so Gott will, noch einige Zeit Offizier Sr. Majestät — God save our great king! — bleiben wollen, so werfen Sie die Würfel in den Fluß, wo er am tiefsten fließt, und die Karten in das Feuer, wo es am höchsten brennt! Der Kerl klapperte mit den Knochen und ist von seinem Leichtsinn kuriert. Ja, ja, durch meine Persönlichkeit habe ich mehr als zehn junge Offiziere, die um die Ecke gegangen wären, dem Könige erhalten. Auch Sie, mein Lieber, vergessen Sie nicht, was Sie dieser Stunde und dem alten, ehrlichen Brigadier zu verdanken haben!"

Der Kornett salutierte und sagte kein Wort. Er ging und spuckte draußen kräftig aus, diesem und allen Genenerälen seiner Art zum Dank und Gedächtnis. In seinem kahlen Gemache lachte er laut über Friedsams freche Flunkerei und freundliche Fürsprache. Aber er konnte dem menschenkundigen Freunde nicht böse, sondern nur dankbar sein für den verwegenen Rat. — — — — —

Die Remontekommission hatte an 700 Gäule zusammengebracht, fuhr nach Guernsey zurück und erntete für ihre oft verdrießliche Arbeit wenig Dank. Viele Pferde konnten einem Reiterauge keine Freude bereiten.

Willy war vom Dienste suspendiert, was er mit einem erstaunlichen Gleichmute hinnahm. Auf dem üblichen Instanzenwege kam endlich ein Schreiben an den Obersten, welches besagte, daß der Offiziersaspirant von Wahren wegen Zweikampfes zum 1. Bataillon der Legion strafversetzt sei.

Ohne großen Schmerz hat Willy von der schwarzen Uniform, dem schreckbaren Totenkopftschako und den braven Braunschweigern Abschied genommen. Das unselige Duell wurde durch seltsame Fügung die Wende seines Lebens, die Erfüllung seines heißesten Herzenswunsches. Sein Sinn brannte ja darauf, in die spanische Kampagne und in den Kampf mit dem Franzmann zu kommen, um den Hundsföttern mit ihrem Oberhundsfott heimzuzahlen, was sie an seinem verschimpfierten Vaterlande verbrochen, denn er haßte den Korsen und die Korsenknechte. —

Eine Order traf aus London in Bexhill ein. Als man in der Messe beim Essen saß, trat Oberst von Alten freudig erregt in den Saal und sagte: „Die deutsche Legion hat sofortige Marschorder nach Plymouth, von wo wir am 7. dieses Monats nach dem Tajo in See gehen."

Sekundenlang war es totenstill, jedes Soldatenherz hörte auf zu schlagen, nicht vor Schreck, sondern in jäher Freude. Wahren warf die Serviette in die Luft und schrie: „Wir kommen in die Bataille, hipp, hipp, hurra!"

Ein tolles, tosendes Hurra hallte gegen die leicht gebauten, bebenden Barackenwände. Die Offiziere sprangen und sangen, umarmten sich und lachten, und alle Augen lohten von jener teutonischen Kampfeslust, die einst des Varus Legionen und Roms Knechtschaft ausrottete. Diese Germanen, die im Jahre 1811 in Englands Solddienst standen, zogen dem Tode, der auf Spaniens Gefilden lauerte, furchtlos, freudig, singend und lachend entgegen, dieweil sie keine Söldner und echte Deutsche waren, die im fernen Hispanien die Schande Germaniens rächen und den Titanen, wo er sterblich war, tödlich verwunden wollten.

In dem allgemeinen kriegerischen Rausch blieb Dachenhausen recht still, und nachdenklich sagte er zu seinem Freunde:

„Man muß sich für die Kampagne equipieren, was eine kostspielige Sache ist und über meine Kräfte geht.“

Willy begriff und behob die Bedrängnis. „Für den Zweck strecke ich 10 Pfund dir vor.“

In zwei Tagen hatten sie eine vorzügliche Feldausrüstung beisammen und in Seehundskoffern verstaut.

Am letzten Tage schrieb Willy Briefe an seine Mutter und an Isabella. Während er die Feder führte, wurde ihm traurig ums Herz, als wenn er niemals das Glück erlangen und die Geliebte erkämpfen werde.

Wenn sie mich wahr und innig liebt, müßte sie nicht die unbezwingliche Sehnsucht stillen und alle Monate, alle Woche ein liebes Wort mir senden, müßte sie mir nicht Anteil geben an ihrem Leid? Bange Zweifel umschlichen sein Herz. —

Die Legionäre schwenkten die Mützen. Unter dem Salut der Batterien verließen 20 Transportschiffe den Hafen, eine ganze Flotte von Kriegsschiffen geleitete sie über das Meer, um vor französischen Kapern die Segler zu schützen und sicher nach Lissabon zu bringen.

---

Fünfzehnter Abschnitt.

# Der Landsknecht Lisignolo.

Vergessen war die Mühsal und Enge der Meerfahrt, wo in einer winzigen Kabine vier Offiziere in Kinderbettkojen sich zwängten, vergessen die scheußliche Krankheit Neptuns beim herrlichen Anblick des sonnigen Südlandes. Breit und blank flimmerte der Tajofluß, der Himmel wölbte sich in einer wunderbaren, tiefblauen Klarheit, die der staunende Germane nie in seiner Heimat, geschweige denn in England gesehen. Rings am Ufer auf den Höhen lag die weiß schimmernde, märchenhafte Stadt mit den flachen Dächern und vielen Kirchen sanft hingebettet in einem einzigen, üppigen Palmen-, Oliven-, Orangen- und Rebengarten, aus dem liebliche Land- und Lusthäuser lugten. Zahlreiche wollköpfige Mohren, braune Laskaren und Malayen in weißen Turbanen, in allen Zungen lärmendes Volk, durch dessen Gewimmel Albions Söhne stolz-steifbeinig schritten, belebten Lissabons buntfarbiges Bild.

Das entzückte Auge des Deutschen, der für alles Schöne der Ferne und Fremde eine schrankenlose Begeisterung hegt, ruhte auf der wunderbaren Stadt und wähnte, daß hier auf Portugals Erde der Garten Eden grüne in voller Pracht. Paradiesisch und prächtig ist die subtropische Welt an der Grenze des Märchen- und Morgenlandes. Wie einst die Germanen der Völkerwanderung über die Alpen schritten und stumm Roms Wunder anstaunten, so betrachteten die deutschen Legionäre mit den blauen, bewundernden Augen das Paradies am Tajo, das ihr Fuß ergriffen und freudig betrat. Ach, wie bitter wurde der von täuschenden Farben geblendete Blick beim Betreten der Gassen entmutigt! Nur Armut und Schmutz, Verfall und Verkommenheit begegnete auf Schritt und Tritt dem Wanderer in dem von der Natur zum Gottesgarten geschaffenen, gesegneten Lande.

Der mörderische, greuelreiche Krieg, die barbarische Kampfweise eines Massena, der die Dörfer verbrannte, die Männer schlug und hängte, die Frauen schändete und in tierischer Zerstörungslust die Olivenwälder fällte, hatte das Paradies weithin in eine Wüstenei verwandelt. William von Wahren sah, das Herz voll Jammer und Zorn, überall den zerstampfenden Schritt des verruchten Tyrannen, des Weltverwüsters, der ein freies Volk, das bis zum letzten Atemzug sich wehrte, roh vernichtete.

Ein Trost in dem unsagbaren Elend waren die berühmten, unbezwinglichen Festungslinien von Torres Vedras mit ihren 108 Schanzen, darauf Willy erhobenen Geistes stand. Diese starren Mauern hatte der Schlächtergeselle Massena mit knirschendem Trotz umsonst belagert und berannt. Unter diesen Wällen hatte er selbst geschwelgt und jeder gemeinen Lust gefrönt, aber in verbissener Bulldoggwut das unschuldige Land verheert und die Hälfte seines eigenen Heeres dem Hunger und der Seuche hingeopfert. An den steilen Wällen von Torres Vedras zerschellte die brutale Kraft des Schlächters, den Portugals Geschichte einen Bluthund nennt. Mit seinen dezimierten, mit Lumpen und Läusen bedeckten Heerhaufen war er zähnefletschend vor dem behutsam und geduldig nachdringenden Wellington aus dem zur Wüste gemachten Lande gewichen. Von dem grollenden Kaiser des Oberbefehls enthoben, ging er, von den Flüchen der ganzen iberischen Halbinsel verfolgt, mit einem persönlichen Raube von einer Million Piaster — der einzigen Ausbeute satanischer Greuel und eines zehntausendfachen Mordes — nach Frankreich zurück.

Als Wahren den Kriegsschauplatz betrat, ging ein Aufhorchen und Aufatmen durch das geknechtete Europa. Der Glaube an die Unbesiegbarkeit der gallischen Heere, der wie ein lähmender Bann gewesen, fing endlich an zu wanken, in Hispanien hatte die Kriegsfortuna ihr Antlitz von den französischen Fahnen abgewandt, der märchenhaft strahlende Glücksstern des großen Abenteurers aus Ajaccio fing jenseits der Pyrenäen an zu verblassen, die Ruhmessonne Wellingtons war aus dem Ostmeere emporgestiegen, begann

über Portugal aufzugehen, warf die erste Morgenröte der Freiheit über die südliche Halbinsel und die Hoffnung eines neuen Tages bis in den höchsten Norden hinauf. Das furchtbare Fatum des frevelhaften Giganten, das auf Rußlands Eisgefilden sich erfüllte, nahm unter der heißen Sonne Hispaniens seinen Anfang.

Willy war ein Glückskind, denn er betrat die Halbinsel, als die Siegesgöttin ihrem Liebling den Rücken kehrte und den Söhnen Albions ihr erstes Lächeln schenkte. Auch in einem andern Sinne schien er ein Sonntagskind zu sein. Dieser unbekannte Fähnrich nämlich besaß, was den Neid jedes Stabsoffiziers erregt hätte, ein Empfehlungsschreiben von einem Königlichen Prinzen an den Höchstkommandierenden der Armee, den allmächtigen Lord Wellington. Er begab sich sofort ins Hauptquartier, um seine Chancen auszunutzen. Der Brief des Herzogs von Cumberland erwies sich als ein vorzüglicher Türöffner, ohne die geringste Schwierigkeit erhielt der namenlose Kornett eine Audienz bei dem berühmten Feldherrn, der zehn Minuten nach zehn für ihn zu sprechen sei. Die Generäle und Adjutanten des Hauptquartiers beguckten erstaunt den deutschen Fähnrich, der solcher Ehre würdig war; es war für einen Subalternoffizier etwas Unerhörtes, von dem Lord empfangen zu werden. Wellington galt in hohem Maße als streng, stolz und unzugänglich, beobachtete eine fürstliche Etikette und verkehrte nur mit seinem Stabe, der ausschließlich aus Sprößlingen der höchsten englischen Aristokratie bestand.

Wahren trat sehr pünktlich und etwas beklommen in das Audienzgemach, salutierte mit Anstand und wartete auf das erste Wort des gefürchteten Mannes, der den Brief durchflog. Ganz eigentümlich und recht enttäuschend war der erste Eindruck des Kriegshelden. Hätte man nicht gewußt, daß dieser Herr Höchstkommandierender der britischen Landmacht sei, in Ostindien mit Auszeichnung gekämpft und in Spanien die ersten Siege über Frankreichs Waffen errungen habe, so wäre man nie auf den Gedanken gekommen, daß dieser bartlose Aristokrat überhaupt Soldat sei. So wenig

Militärisches, so gar nichts Kriegerisches zeigte seine äußere Erscheinung. Wohl erkannte man auf den ersten Blick den ungemeinen, befehlsgewohnten Mann, man hätte ihn für einen großen Staatsmann, nicht aber für einen General gehalten. Schon sein Anzug mit den weißen Pantalons, der gelben Weste, der hohen Halsbinde, dem blauen Rock ohne irgendwelche Abzeichen und Orden war der eines vornehmen Zivilisten. Wellington war Lord vom Scheitel bis zur Sohle und jeder Blutstropfen in ihm blau- und kaltblütig. In dem bartlosen, fast unbeweglichen Gesicht sah man die mannhaften Schriftzüge der unbeugsamen Willensstärke, der selbstbeherrschten Sicherheit, des herrischen Selbstgefühls, aber auch einen abstoßenden Zug des kalten Hochmuts und des menschenverachtenden Hohns.

Der Lord ließ den Brief fallen, begrüßte den Fähnrich mit einer kleinen Kopfneigung, schaute wortlos wohl eine Minute lang ihm gerade ins Gesicht — als wenn er in dem Antlitz etwas suche — und fragte sehr direkt und plötzlich und etwas peinlich: „In welcher Absicht sind Sie ins Hauptquartier gekommen und haben Sie mir diese Rekommandation überreicht?"

„Um unter der Führung Ew. Lordschaft den Feind meines Vaterlandes hier zu bekämpfen," lautete die prompte Antwort.

„Ich habe eine schreckliche Überfülle an Leutenants, die mich belaufen," sagte der Lord sarkastisch, „aber einen schrecklichen Mangel an guten Leutenants."

„Geben Sie mir Gelegenheit zu zeigen, wozu ich gut bin!" Das war die schlichte Bitte des Deutschen.

Um einen Grad wärmer wurde das eisige Antlitz. „Well, ich kann nicht ohne weiteres Ihnen ein Leutenantspatent erteilen, Mister Wahren, aber ich werde den Wunsch Sr. Königlichen Hoheit respektieren ... Sie werden als Leutenant Dienst tun, Ihr Patent liegt bereit und wird Ihnen nach der ersten Bataille, in der Sie sich brav benommen haben, ausgehändigt werden."

Das übertraf die Erwartung des Fähnrichs, der nicht durch des Herzogs Gunst, sondern durch eigne Bravour

die erste Stufe der militärischen Ehrenleiter erklimmen wollte.

„Aus dem Schreiben sehe ich, Sie haben schon gefochten und an dem abenteuerlichen Marsche des Braunschweigers teilgenommen.“ Der Lord fragte nach diesem und jenem mit Interesse, aber so oft der Name des Braunschweigers genannt wurde, umspielte ein überlegenes, mokantes Lächeln seine schmalen Lippen. Die ideale, edle Tat des deutschen Fürsten und Freiheitshelden war dem englischen eingefleischten Aristokraten eine theatralische und törichte Farce.

Das ärgerte Wahren, der froh war, als er aus der Eiskälte des Audienzgemaches herauskam. Nach sieben Minuten war er mit einer Handbewegung und mit den Worten: „Ich freue mich, Sie zum Mittagessen als Gast bei mir zu sehen,“ entlassen worden. —

Zwanzig Personen saßen am Tische Wellingtons. Wahren hatte die hohe Ehre, mit Generälen, Exzellenzen und Lordsöhnen zu dinieren, fürstlich und von Silber zu speisen und von Dienern in voller Livree bedient zu werden, war aber seelenfroh, als das Essen und die Ehre zu Ende war. Die steifste Etikette herrschte an der Tafel, die Herren flüsterten nur leise, und alle hatten die Augen auf den wortkargen Lord gerichtet, stets seines Winks und einer ehrerbietigen Antwort gewärtig. Zum Glück entfernte sich der Hausherr nach dem vierten Gange, eilige Geschäfte vorschützend. Wie mit einem Zauberschlage veränderte sich das Bild, an Stelle der steifen Langeweile trat allzu laute Lustigkeit. Die Portweinflaschen wurden dutzendweise geleert, die hochgebornen Herren tranken tapfer das Pereat des bösen Bonaparte und gerieten bald in jene lärmende Heiterkeit, die der Stockengländer selten, aber allzu sehr zeigt, wenn genügend starker Wein sein kühles Blut erwärmt hat. —

Der als Leutenant fungierende Fähnrich, der bei dem Lord Wellington gespeist hatte, wurde von einigen Kameraden mit stiller Hochachtung, von andern mit neidischen Augen angesehen. Das Aufsehen, das er erregte, war ihm

selbst sehr peinlich. Tuschelte man nicht über ihn hinter seinem Rücken?

Sobald der dunkle Punkt seines Lebens vor seinem Geiste stand, fing er mißmutig an zu reflektieren. Wem verdankte er die Audienz und Auszeichnung? Wem den so wirkungsvollen Empfehlungsbrief? Gewiß nicht dem eignen Verdienst, sondern dem häßlichen Geheimnis seiner Geburt, der Untugend und Schmach — ja, der Schande war er allen Dank schuldig für die hohe Ehre, die er im Hauptquartier genossen. Beschämt verhüllte er sein Antlitz, bitter und böse bereute er, daß er nicht den infamen Brief in tausend Fetzen zerrissen habe. Jetzt war es zu spät. Waren die Leute, die durch Begünstigung Ehrenstellen sich erkauften, nicht große Lumpen? Und hatte er nicht die Schande als Zahlmittel benutzt . . . ?

Als er zu seinem Freunde mit Entrüstung sagte, daß alle Empfehlungen eine versteckte Korruption, eine Förderung der Unfähigen, eine Schädigung der Tüchtigen sei, lachte Dachenhausen ihm ins Gesicht. „O du gesegneter Moralist! Hat der Lord dich zum Kapitän gemacht oder zum Premierleutenant patentiert? Schöne Worte hat man dir geschenkt! Vor dem Feinde sollst du dir das armselige Leutenantspatent — wie wir alle — mit deinem roten Blute und deinen gesunden Gliedmaßen redlich erwerben und vielleicht mit deinem Leben viel zu teuer bezahlen. Das ist ganze, volle Bezahlung, das ist für dich ein höchst gewagtes, vielleicht hundsschlechtes Geschäft.“

Die Rede hat Willys Gemüt beruhigt. —

Die Legion brach von Lissabon auf. Die angestrengte, tägliche Tätigkeit nahm alle Kräfte in Anspruch, jede freie Stunde mußte dem Schlaf gehören.

Ausdauernde, ausdörrende, endlose Märsche sind die Mühseligkeit des Kriegers und wurden oft zur Qual in der spanischen Sommerhitze unter der furchtbar stechenden Sonne des Südens. Eine Legua nach der andern legte man zurück. Die langen Meilen waren der schreckliche Feind, den man Tag für Tag überwinden mußte. Fünf, sechs Leguas schleppten sich die Füße über steinige Klippen,

durch schattenlose Korkwälder, durch feurigen Sand, die Zunge quoll im Munde, das Gehirn brannte, die Augen glotzten und sahen in der grellen, gelben Steinwüste murmelnde Quellen als Fata Morganas; heisere Kommandos, halberstickte Flüche krächzten durch die feuererfüllte Luft, noch eine siebente Legua stolperten die halb bewußtlosen Gestalten vorwärts bis zum Lagerplatze, wo sie hinstürzten und auf hartem Tornister wie die Toten schliefen. Noch nach vielen Jahren sagte Wahren: Die entsetzlichen Märsche jenseits der Pyrenäen seien die größte Tat und Tapferkeit all seiner Feldzüge gewesen, derer er sich weit mehr als seiner Schlachten und Scharmützel rühmen dürfe.

Obgleich die Ausrüstung der Legion vortrefflich, die Provisionen gut und reichlich waren und Wassersäcke mitgeführt wurden, obgleich jedem Offizier für seine Equipierung ein Maulesel und zu seiner Bedienung ein Bursche zugewiesen war, hätte unser Held um ein Haar nicht unter den Kugeln, sondern unter den fürchterlichen Feuerpfeilen der grausigen Sonne sein Leben geendet.

Die Luft glühte und kochte, alle Kreatur erstickte, nur die Fliegen summten und sangen. Willy war in der hintersten Nachhut, torkelte wie ein Trunkener und stürzte, vom Feuerpfeil getroffen. Friedsam, selbst verschmachtet, fiel beim Freunde nieder und weinte hilflos. Zum Glück lief der findige Bursche herbei, übergoß und tränkte seinen Herrn mit dem lauwarmen Wasser und löschte dann seinen eignen Durst. Nachdem er sich wohl eine Gallone einverleibt, lächelte er breitmäulig: „Schmeckt sich viel besser als Branntewein!“

Der Bursche, ein Wasserpolack, liebte das Wasser sonst nur, wenn es gebrannt war, hatte in einem polnischen Regiment unter Massena gedient, war in einem Gefecht gefangen worden und sofort ins englische Heer eingetreten. Das taten Hunderte von hüben und drüben. Es war in der Kampagne ein alltäglicher Vorgang, daß Gefangene bei dem bisherigen Feinde sofort Sold nahmen und den Treuschwur leisteten. Viele sollen häufig Heer und Herrn gewechselt und fünf-, sechsmal geschworen haben. Schlechte

Subjekte desertierten und dienten bald in der französischen, bald in der englischen Armee, bis sie erwischt wurden und die Füsilade ihrer traurigen Laufbahn ein Ende machte.

Willys Bursche war kein Taugenichts von der Sorte, sondern ein brauchbarer, braver und origineller Kerl, den man Kosziusko genannt hatte, weil keine deutsche oder englische Zunge seinen polnischen Namen — eine Häufung von Konsonanten — aussprechen konnte. Treu wie ein Hund, stark wie ein Stier, tapfer wie ein Löwe, schlau wie ein Fuchs, wachsam wie ein Biber, zäh wie eine Katze, geduldig wie ein russischer Postgaul war der Brave, leider aber bisweilen auch einem andern Tiere ähnlich und einem Schwein zu vergleichen. Er besaß nämlich die einzige, unausrottbare Untugend, etwa alle vier Wochen in Branntwein dermaßen sich zu betrinken, daß der Brauchbare völlig betrunken und ein paar Tage lang nicht zu gebrauchen war. Da halfen weder freundliche Moralpredigten noch feste Prügel — wenn der Vollmond am Himmel stand und in einem Umkreise von zwei Meilen Branntwein zu kaufen oder zu stehlen war, wußte Kosziusko sich das Feuerwasser zu verschaffen. Abgesehen von dem Fehler, war er eine unbezahlbare Perle; anhänglich, zuverlässig, gewandt und gerieben sorgte er für die Bequemlichkeit seines Herrn, dem er die beste Laubhütte baute, das kühlste Wasser brachte. Die treue Handreichung des Polen half dem deutschen Fähnrich über die erste schlimme Lehr- und Leidzeit der berüchtigten spanischen Kampagne hinweg; bald hatte Willys robuster Körper an das ungewohnte Klima und die Sonnenglut sich gewöhnt.

Eine Wüste war Portugal auf weite Strecken, sogar die Olivenhaine, die Hauptnahrung des Volks, die fünfzig Jahre Wachstum brauchen, waren von Massena aus Bosheit gefällt. Scheu kehrten die Bewohner mit der vorrückenden englischen Armee in ihre verbrannten Dörfer zurück. Über den Trümmern der Ortschaften ragten die vielen Kirchen und Klöster, die der Feind als Kaserne oder Lazarett benutzt hatte, ziemlich unversehrt empor. Klein war die Zahl der Menschen, auf die man stieß, ungemein groß aber die

der Priester und Mönche. Jeder dritte Portugiese schien ein Geweihter oder Geschorner zu sein. Dieses Riesenheer von geistlichen Herren, das in Friedenszeiten von dem unermeßlichen Gut der toten Hand bequem und faul sich mästete, stand in der Notzeit überall in der Reihe der Patrioten und in dem mit barbarischer Grausamkeit geführten Kampfe treu zu seinem Volke.

Die Priester haben nicht nur zum Kampf bis aufs Messer angefeuert und die Guerillabanden zu Meucheltaten fanatisiert, sondern mit dem Kruzifix und Muttergottesbilde die Krieger in die würgende Schlacht geführt. Die vielgeschmähten spanischen Pfaffen entfesselten durch ihre Todesverachtung jenen bewundernswerten Widerstand des Klein- und Schleichkrieges, der die Achillesferse des Titanen zu treffen verstand. Den Ruhm muß die Geschichte den spanischen Pfaffen lassen.

Die geistlichen Herren begrüßten die englischen Truppen als Bundesgenossen, denen sie gastfrei gaben, was ihre Armut besaß. Wahren hat von den Geistlichen viel Freundlichkeit erfahren und kehrte mit Vorliebe unter dem Krummstabe ein.

Sonst hatten die spanischen Logements große Mängel und kleine Plagegeister ohne Zahl. Myriadengleich war das Heer der Flöhe, das die Alliierten blutgierig überfiel. Gegen die Feinde ist der stärkste Held wehrlos. Nicht nur in den Häusern stürzte sich das springende Getier, das auch an Hungersnöten litt, auf die schlaftrunkenen Krieger, sondern im kahlen Sande der Beiwacht wimmelten die Sandflöhe, die viel Soldatenblut tranken.

Der aufreibende Marsch durch das gebirgige Land wurde vielen Menschen und Tieren verhängnisvoll. Die Gestürzten lagen wie weggeworfenes Gerümpel. Auch das Maultier, das Wahrens Equipierung trug, legte sich langsam nieder. Der Bursche aus Polen erklärte mit Phlegma: „Wenn ein Maulesel nix will, is sich nix mehr zu wollen." Und der langohrige Gesell hat das Zeitliche gesegnet. Der Fähnrich aber mußte mit seiner Kompagnie vorwärts und war in schwerer Sorge um sein ganzes, am Wege liegendes

Gepäck. Zwei Tagemärsche hatte er sich immer weiter davon entfernt und keinen Kamm, kein Stück Seife bei sich. Die Kameraden trösteten entsetzlich: Der Polackenkerl werde die Koffer an die spanischen Juden für einige Piaster verschleudern und zu den Franzosen überlaufen.

Schon ließ der Fähnrich jede Hoffnung fahren, als Kosziusko mit breitem Grinsen sich meldete und ein ungemein schönes Maultier, das das gesamte Gepäck trug, am Halfterseil führte. Wahren sagte tief gerührt: „Du bist ein grundehrlicher Kerl, aber das ist ja nicht unser Esel ... wo hast du den gekapert?"

„Is sich mir immer nachgelaufen wie ein Hund," antwortete der Pole ernsthaft.

„Ja, weil du ihm einen Strick umgebunden hast ... wo hast du ihn geklaut?"

Der ehrliche Kosziusko beteuerte bei der Muttergottes von Polen, daß das Maultier ihm nachgelaufen sei, als er dem Tier, das abseits vom Lager eines irländischen Regiments nach einem Grashalm suchte, ein paar Maiskolben und eine Handvoll Salz unter die Schnauze hielt.

„Lege den Esel fest an die Leine, damit er nicht einem noch schlaueren Esel nachläuft," lachte der Herr, der den brauchbarsten Burschen hatte. — — — —

Vergessen waren die Märsche und die Durstleiden, als ein Raunen durch die Reihen ging: Wir kommen an den Feind! Der Subalternoffizier weiß ebensowenig wie der gemeine Soldat, warum diese oder jene Richtung eingeschlagen wird, blindlings gehorcht er dem Befehl, und sein Fuß geht mechanisch, wohin die Herde getrieben wird. Auch der Herr Leutenant ist nur eine Marschiermaschine in der Hand des Feldherrn.

Nur aus dem Stande der Sonne schlossen sie, daß es gen Osten und an die Grenze von Portugal und Spanien ging. Wellington begann jetzt eine kräftige Offensive und rückte rasch vor, um die von den Franzosen besetzten Grenzfestungen Ciudad Rodrigo und Badajoz zur Übergabe zu zwingen.

Die Armee lagerte diesseits des Flüßchens Albuhera und der Ortschaft gleichen Namens. Der Fähnrich von

Wahren erhielt Befehl, ein Vorpostenpiquet zu führen, sein Oberst schärfte ihm zweimal ein, nur in guter Deckung seinen Posten wie einen Fühler vorzuschieben und den Feind zu finden. Willy pirschte sich mit seinen Leuten durch einen Olivenhain, kroch zuletzt auf dem Bauche bis zum Höhenrande und blickte in ein breites, lachendes Tal, in dem eine Herde von Pferden weidete. Seine Augen sahen aber auch ein andres, unerwartetes Friedensbild. Kaum vierhundert Schritt von seinem Lagerort hockten sechs Soldaten neben einem lustigen Feuer, eifrig damit beschäftigt, einen Hammel am Spieße zu braten. Schon öffnete sein Korporal den Mund, um sich bei den Kameraden zu Gast zu laden — zum Donnerwetter, da bemerkte der Führer, daß die Soldaten zerfetzte, fremdartige Uniformen und weder Schuhe noch Strümpfe trugen. Mit der Hand gab er das Kommando „Still gelegen". Die Hammelbrater und Strauchdiebe waren die ersten Feinde, die man zu Gesicht bekam. Diese zerlumpten Kerle waren die berühmten Krieger des großen Bonaparte! Wahren hatte ein Gefühl, das ihm auf dieses Gesindel zu schießen verbot. Weil aber seine Leute sehr hungrig waren, ließ er plötzlich mit dem Bajonett Sturm laufen und den Braten erbeuten. Die Überrumpelten flohen in langen Sätzen und schossen, sobald sie Deckung erreichten, schossen nur zu gut und trafen einen Gemeinen, der niederfiel. Wahren wurde sehr blaß und still — das war der erste Tote, den er im Feldzuge fallen sah. Die andern Soldaten fingen von selbst an, ein Grab zu scharren. Sobald das erledigt war, zerlegten sie den Hammel, den sie mit Gleichmut verzehrten. O, das ist der Krieg! Der Fähnrich wies jeden Bissen zurück. Sein Blick war düster, sein Herz bedrückt. Hatte er nicht um eines Hammels willen ein Menschenleben hingeopfert? Bei seiner Rückkehr hat er unfroh Rapport erstattet. Sein Oberst hörte kaum, daß ein Mann bei der Affäre geblieben sei, hörte nur hocherfreut, daß man endlich den Feind habe. C'est la guerre! Was war ein Menschenleben und ein gemeiner Mann in den Zeiten eines Bonaparte, wo ein Tag oft Tausende hinraffte?

Mit der neuen Erkenntnis, daß nur die besonnene Tapferkeit eine Heldentugend ist, ging der junge Kornett in seine erste Schlacht, die Schlacht bei Albuhera.

Jenseits des Flüßchens stand der zum Entsatz der Festung entschlossene Marschall Soult mit 30 000 Mann, auf den sanften Höhen. diesseits des Tales befehligte Beresford das englisch-spanische Heer, das den neuen Feind von Badajoz fernhalten sollte. Generalmajor von Alten, der die Legion führte, besetzte das Dorf Albuhera in der Front des linken Flügels. Von tropischen Gewittergüssen bis auf die Haut durchnäßt, standen die Deutschen in den bleischweren Kleidern, fröstelnd, untätig vier lange Stunden. Solches passive Warten auf die Schlacht ist selbst dem Mutigen furchtbar.

Endlich ein Trommelwirbel, eine breite, sich wälzende Masse, ein stampfendes Getöse, ein gellendes En-avant! Godinots Brigade wollte das Dorf nehmen und die Legion vertreiben. Die Salven krachten. Wahren feuerte seine Leute an, schneller, noch schneller zu laden und zu schießen, tiefer zu halten und besser zu zielen. Wie auf dem Schießstande beobachtete er ruhig jeden Soldaten, ob er sein Gewehr richtig handhabe, mit einem kräftigen Tadel, einem kurzen Lob. Hier und dort sank ein Mann seiner Rotte, stöhnte sehr laut oder streckte sich allzu still. Welche unsichtbare, entsetzlich unheimliche Kraft hatte diese fürchterliche Wirkung und schleuderte robuste Männer ohne erkennbare Ursache über den Haufen? Sie stürzten hin, wie wenn Gott mit seinem Blitzstrahl sie getroffen hätte. Waren die Menschen mit den neuesten Schießwaffen nicht Titanen und Halbgötter geworden, die des Himmels Donner und Blitz entlehnt und aus weiter Ferne mit dem Feuerstrahl Gottes zu töten verstanden? So dachte Wahren in seiner ersten Fernschlacht.

Nur zu bald sah er enttäuscht, daß dem Blitz und Donnerkeil der Menschen recht große Mängel anhafteten. Häufig klickten die Steinschloßflinten, statt zu krachen, weil das Pulver feucht war. Die vielen Versager waren verdrießlich.

Plötzlich eine Stille im Feuergefecht, dann ein Blitzen

von tausend Bajonetten, ein brüllendes Geschrei: Vive l'empereur! Godinot wollte das Dorf mit stürmender Hand nehmen.

Jetzt im wilden Handgemenge fühlte Wahren einen Furor in jeder Fiber, eine Riesenkraft in den festen Fäusten. Mit teutonenhafter Wut und Wucht schlug, stieß und stach er auf die verruchten Franzosen. Jeder Franzmann war ihm ein verfluchter Bonaparte, ein Todfeind, den er morden mußte. Mit dem Gewehr eines Gefallenen, als der besseren Waffe, focht er. In seiner Raserei, das Gesicht pulverschwarz, die Backe blutig vom Rückstoß des Kolbens, sah er wie der leibhaftige Teufel aus, so daß mancher Feind bei seinem bloßen Anblick um Pardon bat. Einen französischen Kapitän riß er am Fuße vom Sattel herunter und hielt ihm die Pistole, die freilich verschossen war, an die Schläfe. Schleunig schrie der Brave „Je me rends" und überreichte mit zierlicher Verbeugung seinen Degen.

Wahren hatte sechs Gefangene, die er rückwärts treiben ließ, just als ein Adjutant den Befehl zum Rückzug brachte. Jetzt retirieren, wo die Legion das Dorf hielt? Der Fähnrich mußte fluchend Order parieren und machte sich mit dem Kapitänspferde, das ihm als Beute gehörte, beritten. Mitten auf der Brücke hörte er zufällig, wie ein Offizier mit Bedauern sagte: „Den Dachenhausen haben wir ganz vergessen . . . der arme Kerl liegt unter den Arkaden am Hause des Alkalden."

Im Nu riß Willy sein Pferd herum. „Ist er total verrückt?" rief sein Hauptmann ihm nach. Ohne die Warnung zu beachten, jagte er in das Dorf, das die Franzosen besetzten.

Viermal wird aus nächster Nähe auf ihn angelegt, er sprengt bis zum Hause des Alkalden. In Sekunden hat er den blessierten Freund in den Sattel gehoben, schwingt sich hinten auf und stachelt das Tier mit der Degenspitze. Aus den Seitengassen schreien und schießen die Sanskulotten, aber zu miserabel zielen die Kerle. O, eine halbe Schwadron Reiter ist ihm auf den Fersen und heult ein Tiens-tiens.

Da naht Entsatz. Der brave Kosziusko rennt mit vier

Soldaten über die Brücke zurück und eröffnet ein Schnellfeuer auf die Verfolger. Die halbe Schwadron getraut sich nicht weiter und macht, weiß Gott, vor fünf Gewehren Kehrtum. Der tapfre Pole drückt durch jene unnennbare Geste, die Götz von Berlichingen erfand, den Memmen seine besondere Hochachtung aus.

Warum mußte das Dorf aufgegeben werden? Die Spanier unter Blake, die trotz der heldenhaften Allüren in der Feldschlacht meist untapfer und nicht selten feige waren, hatten auf dem rechten Flügel ihren üblen Ruf bewährt und schmählich sofort die Flucht ergriffen. Soult soll bereits ein Siegesbulletin entworfen haben, als Beresford englische Regimenter auf den rechten Flügel warf. Jetzt wurde die Schlacht am grimmigsten. Auch die Legion rückte vor, nahm die Brücke und stürmte das Dorf, Haus für Haus.

Willy fuhr allzu ungestüm und rachgierig auf die Bonapartes los, hetzte hinter einem Leutenant her, kletterte über einen Steinwall und sprang mit einem Satz herunter. O, der Erdboden versank unter ihm, seine Füße, sein Körper tauchte in stinkende Nässe. In einer tückisch verdeckten Gerberkule, in der jauchigen Lohe stak er bis zum Halse und kam nur mit seines Burschen Beistand heraus.

Das ekle Bad hatte nicht sein Heldenblut abgekühlt. Nein, übel riechend, eine braune, lebende, laufende Lohkule, rannte er den Feinden nach; schon seine gräßliche Erscheinung und sein Teufelsgestank hätte eine Kompagnie verscheuchen können. Erst nach dem Siege, als seine Kameraden naserümpfend von ihm rückten, überkam ihn eine gräßliche Selbsterkenntnis, aber auch eine schnelle Geistesgegenwart. Wie er ging und stand, sprang er in den Fluß hinein, wo er wie eine Ente schwamm und tauchte, bis der infernalische Gestank verschwunden war. Das frische Bad kühlte auch das heiße Blut, so daß der Kampffuror und Blutrausch des jungen rasenden Roland verrauchte. Auf die Steinfliesen unter den Arkaden warf er sich hin und schlief, ohne ein Glied zu rühren, fast wie ein Toter.

Die Glocken des Klosters schlugen die zweite Nachtstunde.

Der Offizier der Ronde war kaum imstande, den Schläfer zu wecken, rüttelte, schüttelte und riß den Tornister fort. „He, der Kornett von Wahren soll mit vier Mann auf Piquet ziehen! Get up, get up!“

Willy taumelte auf die Füße, um die lästige Soldatenpflicht zu erfüllen. Bei jedem Schritt im Dunkel stieß er auf Pferdekadaver, Lafetten, Tornister, stolperte sein Fuß über Tote und — Leichen, die noch ein leises Lebenszeichen von sich gaben. Heiser schrie hier und dort eine Stimme, wenn sein Schritt erklang, um Wasser, um Hilfe.

Die Kirche des Orts war von Fackeln hell erleuchtet, wie zur Illumination. Eine schauerliche Siegesfeier! Vor der Tür war ein Hügel von Gliedmaßen, im Gotteshause amputierten die Ärzte, wie Fleischer besudelt. Leichter blessierte Franzosen hockten am Pfeiler und waren ihr eigner Wundarzt, mit beispiellos stoischer Härte schnitten sie sich mit dem Taschenmesser die Kugel aus dem eignen Fleisch.

Fort, nur fort! Über das gestrige Schlachtfeld marschierte der Fähnrich mit seinem Trupp, und schreckhaft pochte jetzo sein Heldenherz. Wie Schatten lagen die Leiber. Durch das Todesschweigen klangen Laute, hier ein Stöhnen, ein Wimmern, dort ein Bitten, ein Beten, ein seufzendes Geflüster.

Willys Herz blutete, denn seine durch den Dienst gebundenen Hände konnten und durften nicht helfen. Still betete er für die vielen hinfahrenden Seelen, und zornig rief er Gottes Vergeltung auf den Urheber des Jammers, auf den tausendfachen Mörder herab, auf dessen Haupt die Leiden kommen mußten.

Gestern das kampftobende, blitzende, von ringenden Recken erfüllte Schlachtfeld war ein herzerhebender, heldenhafter Anblick. Aber jetzt das nächtliche, verlassene, leichenbedeckte, von Stöhnen und Sterben volle Schlachtgefilde war ein gespenstischer, schauerlicher Schreckensort.

Am Raine lag auch einer, starr wie alle — nein, welche Töne, wimmernde, winselnde, tierische Laute stieß der Sterbende aus! Willy ging näher heran, sein Haar prickelte

— die Leiche gab einen knurrenden Laut von sich. Himmlischer Vater! Und jetzt ein schrilles Gelächter! Lachten die bösen Geister?

Es war der Pole, der das Maul aufriß: „Haha! Warraftigen Gott! Das is sich ein Hund!“

Dicht neben der Leiche eines französischen Offiziers lag der Hund, der die Pfoten auf die Brust, den Kopf auf die kalte Hand gelegt hatte und bei seinem Herrn die Totenwache hielt. Das Tier, ein schöner, schwarzer Pudel, knurrte bissig und wollte den Schläfer bewachen. Als aber Kosziusko ihm Brod anbot, verschlang er es heißhungrig und ließ sich streicheln.

„Du Wackrer, ich will dir ein freundlicher Herr sein, du wirst auch mir anhänglich dienen,“ sagte Willy.

Doch das rührend treue Tier widerstand allen Lockungen und wollte die Leiche nicht verlassen. Kosziusko fesselte den Pudel und zog den armen Kerl, der laut um Hilfe heulte, an der Leine mit sich. Die scheinbare Unbarmherzigkeit war ja Mitleid mit der Kreatur. Aber dreimal hat der Beharrliche den Strick durchgebissen und sich befreit. Wieder kauerte der Pudel bei der Leiche seines Herrn und winselte verzweifelt. Willy ließ ihn durch den Burschen dreimal zurückholen, da er sonst zweifellos verhungert oder verwildert und verkommen wäre.

Kosziusko kraute ihm liebevoll das schwarze Gelock — „Hast es besser bei Kosziusko als bei dem Psja—krew—Franzmann, von Nation meiniges kriegst du Nation deiniges“ — und befestigte mit listigem Schmunzeln eine eiserne Kette am Halsband. „Komm, Woykatsch!“

Willy gab dem französischen Findling nicht den polnischen, sondern den deutschen Namen Treu und hat das Tier, das bald und sehr ihm anhing, sehr lieb gewonnen. Der Pudel war ein lustiger Begleiter, ein wachsamer Beschützer und ist seinem neuen Herrn auf Schritt und Tritt durch den spanischen Feldzug gefolgt.

Wahren führte in der wolkenschweren Mainacht seine Patrouille mit äußerster Vorsicht. Marschall Soult hatte sich in ziemlicher Ordnung zurückgezogen; wo er aber jetzt

stand, war ungewiß und sollte durch Schleichpiquets festgestellt werden.

Kosziusko machte seine Katzenaugen weit auf, um durch die Finsternis zu dringen, und führte den Hund. Durch einen Korkeichenwald, ein unübersichtliches, gefährliches Gelände rückte der Trupp schrittweise vor. Über den Bergen schimmerte der erste Tagschein, der Wald lichtete sich.

Bewegte sich nicht etwas, wie der Schatten eines Tieres am Wacholderstrauch? Der Pole flüsterte: „Is sich nix, nix Psja — krew — Franzmann!“

Da knurrte der Hund und fletschte die Zähne. Der Fähnrich kommandierte zu seinem Glück und mit großer Geistesgegenwart in derselben Sekunde: „Die Gewehre in Anschlag! Finger am Hahn! Feuer!“

Sechs, sieben Gestalten waren hochgesprungen, senkten die Bajonette und schrien: „Rendez-vous!“ Einer versuchte auf Englisch zur Übergabe zu ermuntern: „We are a dozen men . . . surrender!“

Feuer! Vier Kugeln, das war die deutsche Antwort. Die zwei hatten getroffen.

Der Fähnrich Wahren brüllte, denn das Berserkertum befiel ihn. „Hundsfott, du lügst! Ihr seid nur sieben gewesen, und jetzt sind es fünf gegen fünf.“

Ein Handgemenge entstand. Der Pole stach einen durch und durch und packte, da er das Bajonett nicht schnell genug herausziehen konnte, einen zweiten mit seinen Bärenpranken. Das war ein Sachse, denn er fing an zu quieken: „Mein Gudester! Nähmen Se nicht mein junges Läben!“

Ein paar Franzosen rissen aus. Nur der Korporal, der die feindliche Patrouille führte, stand noch und parierte gewandt Willys wilde Attacken. Der Pole riß sein Bajonett heraus, um den Korporal abzustechen.

Dieser hatte einen Säbelhieb weg, focht aber weiter und wischte sich mit der Linken das Blut aus dem Gesicht, darauf ein heller Strahl des Morgenlichtes fiel.

Wahren sah das leidenschaftlich erregte, südländisch gelbliche Gesicht — o das brünette, italienische Gesicht war

ihm einmal begegnet — genau so hatte Viktor in seinem leicht aufbrausenden Zorn oft ihn angeblickt.

Willy sprang zurück und schrie dem Polen, der schon das Bajonett zum Stoße senkte, zu: „Die Waffen nieder! . . . A bas les armes!" Die französischen Worte galten seinem Gegner; aber in gutem Deutsch setzte er die Rede fort: „Viktor von Lisignolo! Du bist in Hasselhausen mein Schulgenoß gewesen, so wahr ich William von Wahren heiße!"

Der Korporal senkte den Degen, lachte sehr erfreut und sehr frech. „Heiliger Joseph von Madrid! Es ist der Frischling aus Hannover! Ich gebe dir einen Waffenstillstand von zehn Minuten, damit wir das unerwartete Wiedersehen feiern und ein wenig plaudern können."

„Du gibst mir? Ich denke, du bist in meiner Hand." Willy zeigte auf seine vier robusten Kerle.

Viktor hüpfte zurück und hob rabiat den Degen. „Gut, dann fechten wir, bis ich oder ihr ins Gras beißt . . . entweder versprichst du mir freien Abzug, oder wir kämpfen weiter."

„Es wäre wohl meine verdammte Soldatenpflicht, dich um- oder einzubringen, aber einmal wollen wir um der alten Kameradschaft willen gegen die Pflicht handeln. Abzug ist dir versprochen. Setze dich, Viktor, damit ich dich verbinde, du bist blessiert."

„Laß die Schramme und gib mir zwei Tropfen! O Willy, du liebes, gutes Grünhorn bist Kornett? So weit hab' ich's mit meiner Weisheit nicht gebracht, die Karten und die Weingläser und die Weiber standen mir im Wege."

„Du bist Korporal bei den Franzosen, den Feinden des Vaterlandes!" Wahren furchte die Stirn.

„Andre Väter geben den Aushebungskommissaren Schmierdukaten, um ihren Sohn untauglich zu machen, ich hörte, der Mann meiner Mutter gab den Lumpen ein Douceur, damit ich tauglich sei und dem Kalbsfell folgen müsse. Ich bin eines Tages konskribiert, numeriert, aus dem lustigen Kassel eskortiert, enroliert, regimentiert und Kanonenfutter des Kaisers geworden."

„Schwärmst du für den Kaiser, dem du den Fahneneid geschworen?"

„Bah, ich legte auf Kommando meine Finger auf den Adler . . . hätte ich es nicht getan, wäre ich an die Festungskarre geschmiedet worden. Ist das ein Eid? Was schert mich der Schwur, was schert mich der Kaiser? Der ein gewaltiger Spieler ist und mit immensem Glück die Kriegskarten spielt! Ich könnte es auch, wenn ich sein Glück hätte. Was gaben sie mir für mein Blut? Die dummen Litzen! Ich würde dem lustigen König Georg mich verschreiben und verschwören, wenn er ein Offizierspatent mir gäbe."

Willy blickte traurig den kecken Landsknecht an. „Quält dich dein Gewissen nicht, wenn du auf Deutsche schießen mußt?"

„Ist zwar ein schlechtes Stück Arbeit, doch will ich lieber Deutsche schießen als von Deutschen erschossen werden."

„Viktor, fühlst du nicht, daß du ein Deutscher und der Bonaparte dein Feind ist?"

Ein frivoles Lachen. „Haha, wenn ich, beim Papst und allen Kardinälen, nur wüßte, was meine Nationalität und wo mein Vaterland ist. Mein Vater war Genuese von Geburt, meine Mutter ist eine stockblinde Hessin. Meine Heimat Hessen hat der große Kartenspieler zum Königreich Westfalen und gleichzeitig le petit Bonaparte, den Jerome, zum König geschlagen. Sage du es mir! Bin ich nun ein Genuese oder ein Hesse oder ein Westfale? Oder ein Franzose? Ma foi, ich bin nichts, nur Soldat, nur — das ist die Niedertracht — nur Korporal geworden. Der Marschallsstab war nicht in meinem Tornister. Maudit! Die Vollblutsfranzosen werden bei der Beförderung uns stets vorgezogen, wir bleiben die Kanaille und, wenn es hoch kommt, Korporal."

Willy fand für seine Worte den günstigen Boden des unbefriedigten Ehrgeizes.

„Willst du für mäßigen Sold ein Söldner und Schuhputzer des Franzmanns sein?"

„Seit Monaten keinen Sou Sold, und oft tagelange Hungerleiderei!"

„Gehe mit mir und kämpfe in der Legion für dein und mein Vaterland!“

Willys Gewissen schalt nicht: Du willst einen Menschen zur Fahnenflucht verleiten; er glaubte vielmehr, es sei ein gutes, patriotisches Werk, einen Deutschen zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Der Landsknecht Lisignolo entschloß sich leichten Herzens zum Desertieren, riß die Kokarde aus dem Käppi, stampfte darauf und rief: „A bas l'empereur! Vive le roi Georges!“

Als das englische Piquet nach der Rekognoszierung den Rückmarsch antrat, ließ der Fähnrich seinem Gaste den Vortritt. Vielleicht war die Höflichkeit auch prophylaktische Vorsicht, um einer plötzlichen Reue und Rückkehr vorzubeugen. Jedenfalls erweckte das artige Benehmen einen unartigen Argwohn.

Der Korporal kehrte sich mit heißem Kopfe um, fixierte den Legionär und fragte hitzig: „Grand diable! Du willst mich wohl als prisonnier de guerre im englischen Lager einliefern und einen Orden dir verdienen?“

Wahren hatte sofort den Degen gezogen und schrie zornig: „Heraus mit dem Eisen! Eine so hinterlistige Schurkerei mir zuzutrauen, ist eine Infamie, die du mit Blut sühnen oder mir abbitten sollst.“

Viktor lächelte beruhigt und wählte die Abbitte. „Vergib mir! Ich bin jetzt bei Deutschen, wo noch das Wort und die Wahrheit gilt. Und vergiß nicht, daß ich zwei Jahre bei zweizüngigen Franzosen weilte!“

Das hörte der Deutsche gern, und der schlaue Italiener fing an zu schmeicheln und zu bitten: „Sage nicht im Lager, daß wir gefochten haben! Sage deinem Oberst, ich sei durch die Konskription zum Soldaten gepreßt und nach Spanien geschleppt worden, sage ihm mit Gefühl, es sei mir ekelhaft, ja unmöglich, gegen meine Landsleute zu kämpfen und deutsches Blut zu vergießen. Das dämpft den üblen Geruch, den das Wort Desertion überall hat.“

„Obgleich die Lüge mir leicht im Halse stecken bleibt, will ich um deinetwillen die Wahrheit verschweigen, wofern du jetzt ein Deutscher bleibst.“

Um sein Deutschtum zu beweisen, schrie Viktor pathetisch, wie ein Gallier: „A bas l'empereur! Nieder mit dem Kaiser, nieder mit den Franzosen!"

Willy lachte zufrieden. „Ich habe der englischen Armee einen tüchtigen Krieger gewonnen, nieder mit dem Teufelsbonaparte!"

Lisignolo war eine Stunde später ohne alle lästige Fragen und Formalitäten bei der Legion mit gleichem Range eingetreten, in die Liste eingetragen, vom Bekleidungsamte eingekleidet und vom Hauptmann vereidigt. — — — —

Der Korporal Lisignolo hegte Offiziersaspirationen und im innersten Herzen die kühne Hoffnung, durch persönliche Tapferkeit das Patent zu erlangen, was in der englischen Armee eine seltene Ausnahme war. Darum hielt er sich gern zu den höher Stehenden, zu den Kornetts, die ihn als lustigen, witzigen Gesellschafter beim Becher duldeten, und besonders zu Wahren, der ihn als Kameraden behandelte und einmal, als er seinen Freund Friedsam im Lazarett besuchte, mitnahm.

Schon war das Wundfieber verschwunden, Dachenhausen saß in guter Laune auf dem Strohlager in der Mönchszelle, schlang, voll Dankbarkeit und ungekünstelter Bewegung, den Arm um Willy, erblickte den Italiener und nickte kühl. Nachdem er ein paar nichtssagende Worte mit diesem gewechselt, stellte er wie beiläufig die sarkastische Frage: „Wie lange gedenken Sie bei der Legion zu bleiben?"

In Lisignolo brauste das Blut bis in die Schläfen, doch er beherrschte und verbeugte sich: „Bis eine Kugel mich trifft oder der Krieg beendet ist! Sie haben, nach Ihrer Rede zu urteilen, noch starkes Fieber und bedürfen der Schonzeit .... wir sehen uns wieder!" Das klang wie eine Drohung, und er entfernte sich sofort.

„Warum brüskierst du ihn?" brummte Willy ärgerlich.

„Ich traue dem Welschen nicht." Was Friedsam fühlte, war jene unmittelbare, unbegreifliche Antipathie, die auf den ersten Blick entsteht und keine Gründe hat. „Sobald er eintrat, lief mir eine Laus über die Leber. Mir schwant, daß der Kerl mit den kohlschwarzen Augen mir einmal lästig

wird, never mind! Der Bursche soll eine Bouteille Xeres bringen . . . ich hab' Fortuna gehabt . . ."

„Der Teufel hole das Kartenglück!"

„Ich habe bei Frauen . . ."

„O die Weiber Portugals!"

„. . . Ich habe bei einem alten Dämchen Glück gehabt und einen beseligenden Liebesbrief bekommen."

Willy nickte kummervoll. „Die Post ist gekommen? Und ich habe nichts erhalten, immer und ewig nichts für mich da, kein Brief, kein Brief aus Hasselhausen!"

Friedsam streifte den Freund mit einem schrägen Blick, der ein sonderbares Gemisch von Mitleid und Malice war, und erzählte in seiner muntren, leichtsinnigen Weise: „Der Liebesbrief ist von der guten Tante Malchen, die mir eine Bankanweisung gesandt hat. Um Bargeld zu bekommen, verkaufte ich den Scheck mit 20 Prozent Damno an den Wucher treibenden Quartermaster."

Willy hatte kaum zugehört und sagte, wie im Selbstgespräch: „Mir bringt die Feldpost nichts. Kein Brief, kein Gruß! Ich bin vergessen, vergessen! Friedsam! Sage mir aufrichtig, wie ich das rätselhafte Schweigen erklären soll!"

Der Freund hat die bösen Zweifel nicht erstickt, sondern begossen. „Eine französische Demoiselle ist ein flatterhaftes Geschöpf und keine deutsche Genoveva. Weißt du nicht, daß nur ein teutsches Herz ein treues Herz ist? Dir, ausgerechnet dir, dem Teutonen und Franzosenfresser, mußte Amors Tücke den gottvollen-gottlosen Streich spielen, daß dein braves Herz an allen blauäugigen Germaninnen kalt vorübergeht und an eine glutäugige Schwerenots-Französin sich hängt. Wehe den Verliebten, denn sie sollen gefoltert werden. Poor fellow, poor friend!"

Willy grübelte eine ganze Weile, als wenn sein Gehirn nur langsam und allmählich das Gesagte begreifen könne, und protestierte plötzlich und heftig: „Isabella ist keine Französin, sondern die rechte Tochter ihrer unglücklichen, aber edlen und echtdeutschen Mutter."

„Lüge dir keinen Trost vor! Hat sie nur einen einzigen Zug, nur ein Härchen von der Mutter, hat sie nur einen

Tropfen Streithorstschen Blutes geerbt? Ist sie nicht brünett, schwarzhaarig, dunkeläugig, wie die d'Armands? Nicht graziös, grazil, heißblütig, leichtlebig, geistreich, wie eine Dame Frankreichs, und ihrem Vater aus Antlitz und Art geschnitten?"

Willy nickte finster vor sich hin. Der bange Zweifel wurde zum bitterbösen Glauben, daß Isabella absichtlich nicht schreibe. Sein Argwohn wurde zum Unmut; zuletzt glaubte er, daß Isabella mit einem andern Liebhaber sich ergötze und über die nächtliche Verlobung in der Kirche sich lustig mache. Was ihm hoch und heilig wie ein Sakrament gewesen, war ihr nur ein amüsantes Komödienspiel, das sie jetzt mit einem andren wiederholte. Der bloße Gedanke war für den Fähnrich so beleidigend, daß er mit einem Fluche einen trotzigen Entschluß faßte und als Ehrenwort seinem Freunde kundgab. „Upon my soul! Ich will nicht um Liebe betteln . . . ich werde schweigen und die junge Dame mit keiner Zeile inkommodieren, bis ich auf meine Briefe Antwort erhalten habe!"

Nun hatte er seine Hände gebunden, und sein Gesicht war kaltruhig. Aber in seinem Allerinnersten war eine Angst, als wenn er seine Seele der Unruhe verschrieben hätte.

Friedsam lugte von unten empor, legte unmerklich die Ohren zurück und lobte sehr laut: „Das ist männlich gedacht und gesprochen! Never mind, my friend! In der Welt sind Weiber genug."

„Aber nur eine Isabella d'Armand," antwortete eine Stimme, die dumpf, fremd und fernher klang.

Sechzehnter Abschnitt.

# Das alte Maurenkastell mit seinen niedlichen Grazien und nächtlichen Geistern.

Nachdem die vielen Toten, deren häßlicher Anblick das Auge des hohen Herrn beleidigt hätte, begraben waren, besichtigte Lord Wellington das Schlachtfeld von Albuhera. Gefolgt von einem glänzenden Stabe, ritt er im schlichten Rock, in vornehmer Ruhe von einer Stellung zur andern, nahm die Rapporte entgegen und ließ ein paar Regimenter Revue passieren. Jeder Soldat salutierte voll Ehrerbietung, aber das Erscheinen des Oberfeldherrn brachte keine spontane Begeisterung zum Ausbruch, kein Hurra, kein Cheer begrüßte den reservierten Kriegsherrn. Wellington lobte mit ein paar knappen Worten dieses und jenes Bataillon und gab dem Obersten eine bestimmte Anzahl von Ehrenzeichen zum Verteilen.

Als der Lord über die Brücke ritt, stand Wahren in Reih und Glied und bemerkte deutlich, daß Wellington ihn erkannte und das Auge auf ihm ruhen ließ. Aber der General hielt sein Roß nicht an. Nach einer halben Stunde sprengte ein Adjutant herbei, fragte nach dem Kornett von Wahren, dem er im Namen Sr. Lordschaft das Leutenantspatent überreichte.

Willy war jetzt wohl patentierter Leutenant und durfte außerdem die Tapferkeitsmedaille, die der Oberst ihm reichte, auf die hochklopfende Brust heften. So ein Stück Metall auf dem Herzen hat sogar eine heilkräftige Wirkung und lag wie ein Balsam auf der Wunde im Herzen. — — — —

Die Offiziersaspiranten saßen am Feuer und trieben knabenhafte Späße. Dachenhausen, der trotz seiner Verwundung Kornett geblieben war, hinkte in den Kreis und

sagte näselnd und den Oberst nachäffend: „Mein lieber Leutenant Wahren, man soll sich nicht zu subalternen Leuten halten!“

„Kränkt es dich, daß ich die Epauletten habe?“

„Nein, nein, du hast es verdient . . . ich fühle keinen Neid.“

Lisignolo war anwesend und rief leidenschaftlich: „Ich beneide dich, Don Carlos! Wenn ich durch ein tolles Wagestück die Epauletten mir erobern könnte, ich spränge über eine platzende Granate hinweg.“

„Monsieur von Wahren ist ein geborner Glückspilz,“ lispelte ein Grünschnabel und lächelte vielsagend.

Willy hielt jede Erwähnung seiner Geburt für eine Malice und schaute kampfbereit die Gesellschaft, die sofort still und gezwungen wurde, an. Jeder fürchtete seinen Degen und hütete seine Zunge.

Als der Korporal, der stets Karten bei sich trug, ein Spiel hervorholte, erhob sich der Leutenant mit Affront und entfernte sich. Dachenhausen machte eine Bewegung, als wenn er dem guten Beispiel folgen wolle, denn des Italieners Gegenwart war ihm unangenehm — aber die schönen, sympathischen Karten haben alle Antipathie überwunden.

Man hasardierte um immer höhere Einsätze. Die Dukaten der guten Tante wanderten in Lisignolos Tasche. Dachenhausen konnte das nicht dulden, setzte waghalsiger, um den Verlust wieder einzubringen, und verlor und verlor. Nach dem letzten Spiel hatte Lisignolo außer den Dukaten einen Ehrenschuldschein über 40 Pfund in der Tasche und verbeugte sich lächelnd: „Wir sahen uns wieder, Herr von Dachenhausen! Ich gebe Ihnen Revanche, wenn immer Sie befehlen . . . wir sehen uns wieder.“

Das Wort gellte in Friedsams Ohr. Jetzt war er in der Hand des konfiszierten Italieners, und er mußte den Kerl, der seinen Ehrenschuldschein hatte und als Pistole ihm auf die Brust setzen konnte, höflich begrüßen und behandeln. —

Die Offiziere hatten einen Siegesmarsch in das Herz von Spanien hinein erwartet; aber im obersten Kriegsrat war es anders beschlossen. Die englische Armee ließ den Feind sich zurückziehen und folgte in seinen Fußstapfen, so daß sie oft

ein Biwak bezog, das die Franzosen vor Stunden verlassen. Hier und da wurde ein wenig geplänkelt und scharmützelt. Die kriegerische Tätigkeit war ein Hin- und Hermarschieren in spanischer Hochsommerhitze. Die Legionäre merkten, daß ein großer Krieg nicht so sehr mit den tapfren Fäusten, als mit den dauerhaften Füßen zum Siege geführt wird.

Eines Tages zog die Legion über eine jener gottverlassenen Hochebenen des Landes, die eine glühende Steinwüste sind. Die Fähnriche stöhnten wie die Armenseelen im Fegefeuer. Willy fühlte eine Schwäche und stolperte weiter, erbarmungslos brannte die Sonne, und längst war die Flasche leer. Zuletzt warf er sich verschmachtet unter einen Felsblock am Wege und glaubte wie Ismael sterben zu müssen. Kosziusko verfluchte sich selber, weil er keinen Tropfen übrig gelassen habe, und war zum erstenmal ratlos. Der Pudel belferte und blickte seinen Herrn, der ‚Wasser‘ röchelte, mitleidig an. Hatte das Tier die Not begriffen? Plötzlich rannte es von dannen, auf dem Grunde witternd. Nach einer Weile kehrte Treu zurück, winselte und wedelte und legte die kalte, nasse Schnauze auf die Hand seines Herrn. Die Schnauze war naß von Wasser! Kosziusko nahm die Flaschen und folgte dem Pudel, der ihn zu einer versteckten Quelle führte. Das war Treus erste berühmte Tat.

Am nächsten Tage wurde die Hitze so infernalisch, daß die Soldaten an den Gewehrläufen sich verbrannten, ungelogen die Finger sich verbrannten. Da wurde der Weitermarsch für eine Unmöglichkeit erklärt und in einem Haine Befehl gegeben, Laubhütten zu bauen. Eine Woche rastete das Bataillon in der Oase. Um das Glück voll zu machen, trafen die Proviantkolonnen und die Post von der Küste ein. Übersättigt vom ewigen Hammelfleische Iberiens, schwelgte man in Beef, Porter und Plumpudding.

Willy kehrte von der Messe zurück und hielt in seiner Hütte eine lange Siesta. Das Schläfchen wurde zu jenem Soldatenschlaf, der nichts sieht noch hört.

Eine Ordonnanz, die eine Ledermappe trug, kroch in die Hütte hinein, sah nach dem Schläfer hin und legte einen

Brief auf den Koffer, der als Tisch diente. Willy schlief in den Nachmittag hinein.

Als eine kleine Kühle durch die Backofenwärme des Hains hauchte, schlenderte Friedsam durch das Lager, kam an Willys Hütte und trat mit Gepolter hinein. Der Schläfer atmete weiter im Takt und reagierte nicht auf den Anruf. Da erblickte Friedsam den Brief auf dem Koffer, erkannte die zierliche Handschrift und starrte mit einem lauernden, gebannten Blick darauf hin. Ohne irgendein Geräusch zu machen, hat er die Hütte verlassen.

Kosziusko kam ein paarmal und ging wieder und konnte es nicht über sein Herz bringen, den Schlaf zu stören. Als Willy endlich sich reckte und aufstand, fand er keinen Brief auf dem Koffer, suchte und vermißte auch keinen, da er von der Anwesenheit der Postordonnanz keine Ahnung hatte. —

Die Kampagne des Jahres 1811 schien in der Sommerhitze allmählich einzuschlafen. Die Festung Badajoz wurde von einem Teile der englischen Armee belagert, die übrigen Divisionen hatten kein belangreiches Renkontre mit dem Feinde, der schon den attackefrohen Elan der großen napoleonischen Zeit verloren hatte. Der Gallier will an Siegesfanfaren sich berauschen und bombastische Bulletins nach Hause senden, will sich mit Gloire und Orden und — nicht zum wenigsten — mit Beute bedecken, wenn er nicht ermüden soll. Weit besser erträgt der zähe Angelsachse und der dauerhafte Deutsche die strapaziöse Marschkampagne mit ihrem scheinbar nutzlosen Hin und Her.

So kam der Herbst, ohne daß eine große Bataille geschlagen wurde. Der kurze, aber oft bitterkalte Winter dieses Landes war bald zu erwarten. Nach alter Gepflogenheit, nach einem ungeschriebenen Kriegsgesetz ruhten die Waffen während der Winterquartiere. Es war eine schöne Völkersitte, daß der Weihnachtsmonat Waffenstillstand brachte.

Wahrens Bataillon sollte in Penamacore Winterquartier beziehen und zog erwartungsvoll über die mächtige Steinbrücke in das Städtchen hinein. Aus einem Fenster neigte sich eine schöne Spanierin und streute auf die Engländer,

die sie als Befreier begrüßte, Blumen herab. Die jungen Offiziere warfen ihr eine Kußhand zu, was die Dame gern zu sehen schien.

Willy lachte: „Ich habe eine Ahnung, daß wir an diesem gefälligen Ort ein angenehmes Abenteuer erleben werden."

Kosziusko aber schnitt eine Grimasse, als wenn er Essig statt Branntwein verschluckt habe. „Geht sich nie gut, Herr Leutenamb, wenn ein Weibsbild einem zuerst begegnet." Ihm war die Dame ein schlechtes Omen.

Vor 2000 Jahren war in dem fruchtbaren Tale eine römische Kolonie gewesen. Die Römer hatten grandiose Werke gebaut, welche die Nachwelt bis auf diesen Tag benutzte. Auch die baulustigen, geschickten Hände der Mauren hatten ihre Spuren hinterlassen und auf römischen Kastellen ihre Türme errichtet. Aus der Römerzeit stammte der gigantische, von sechzig Menschengeschlechtern begangene, unzerbröckelte Steinbogen der Brücke, stammten auch die kolossalen Fundamente des Klosterschlosses, das wie ein Kastell auf der Höhe trotzte. Die klugen Söhne Roms, die im heißen Lande zuerst für Wasserzufuhr sorgten, hatten die staunenswerte Wasserleitung gebaut, die noch heute den Ort mit dem besten Bergwasser versorgte.

Die deutschen Offiziere bewunderten den Aquädukt, der in kühnen Bogen über Berg und Tal sich spannte und für Jahrtausende errichtet schien. Selbst der alles zerstörende Barbar hatte die Leitung wie ein Heiligtum nicht angetastet. Die Deutschen staunten lange und tranken von dem herrlichen Wasser mit freudigem, ja bewegtem Gemüt, denn sie hatten, von Durst gepeinigt, unter Spaniens Sonne gelernt, für das göttliche Wasser, das dem Nordländer ein selbstverständliches Geschenk des Himmels ist, demütig zu danken.

Die kleine Stadt, die schöne Merinowolle, prächtige Reb- und Olivengärten und ein paar tausend Bewohner besaß, hatte vier große Kirchen und vier große Klöster. Wohl vierzig Priester und Klosterleute in saubren Kutten und schmucke Schnallenschuhe an den Füßen, empfingen am Markte das einziehende Bataillon mit freundlich segnenden Händen. Einige Legionäre, deren Fußzehen aus dem

zerrissenen Schuhzeug hervorstanden, betrachteten neidvoll die Schnallenschuhe und suchten durch dreiste Fingersprache den geistlichen Herren begreiflich zu machen, was in solchem Falle eines rechtschaffenen Christen Pflicht sei; sie streiften die Lederfetzen ab und baten: „Bruder im Herrn, tausche mit mir!“ Hilfreich halfen sie den Pfaffen, die Schuhe auszuziehen. Mehrere Mönche ließen sich mit sauersüßer Miene den Schuhtausch gefallen und liefen als Barfüßler ihrem Kloster zu, während die Krieger in den Schnallenschuhen stolzierten und den würdevollen geistlichen Schritt nachmachten.

Das Bataillon erhielt gute Quartiere. Eine halbe Kompagnie, ein Stabsoffizier, ein Kapitän, der Leutenant von Wahren, der Fähnrich Dachenhausen, ein Surgeon — d. i. Wundarzt — und drei Korporale, darunter Lisignolo, sollten oben in dem Kastell wohnen und richteten sich häuslich ein.

Das gewaltige Kastell umschloß mit seiner Mauer eine gotische Kirche, ein riesiges Kloster mit Türmen und Flügeln, zahlreiche Ställe und Steingebäude, grasbewachsene Höfe mit Brunnen, und das alles durch Arkaden und Kreuzgänge verbunden. Der Hausherr dieses ungeheuren, scheinbar menschenleeren Gebäudekomplexes mit seinem Gewirr von Ausbauten, Altanen und Erkern war ein Priester von 35 Jahren, ein bartloser, schmächtiger, milde blickender Herr mit vornehmen Manieren und einer sanften Stimme, der sich als Don Franzisko Martinez vorstellte und in herzgewinnender Weise die allzu vielen Gäste willkommen hieß.

„Die Freunde meines Volks, die den fluchwürdigen Bonaparte bekämpfen, sind meine Freunde. Ich bin ein Priester, aber auch ein Patriot. Sie sehen, mein Haus ist sehr geräumig und kann leicht tausend beherbergen, meine Mittel sind leider nicht der Größe des Hauses entsprechend, doch alles opfre ich meinem Vaterlande, und was ich habe, steht zu Ihren Diensten. Das Kastell hat nur sechs Bewohner, mit meiner alten Mutter, meinen drei lieben Schwestern und einer treuen Magd hause ich allein in dem immensen Kloster.“

Man beeilte sich, dem Zuvorkommenden zu erklären, daß man nur Holz zum Kochen, Stroh zum Lager und, wenn es hoch hergehe, einige Betten höflich erbitten wolle. Der prächtige Gottesmann lächelte kindlich verschmitzt und führte die Offiziere in große, wohnliche Gemächer, die recht kahl, aber mit breiten, dankbar und verliebt betrachteten Betten ausgestattet waren.

Martinez, dem die Zufriedenheit der Gäste wohl tat, sagte offenherzig, daß er anspruchsvolle englische Einquartierung erwartet habe, und nannte sehr schmeichelhaft die Alemannos eine brave, buchliebende, gelehrte, tapfre und ritterliche Nation.

„Was halten Sie von den glorreichen Franzosen?" fragte Dachenhausen spaßeshalber.

Wie da die milden Priesteraugen fast diabolisch funkelten! Mit Feuerhaß, ja mit einem Fluche rief der Gottesmann: „Ich wollte, daß an jeder Korkeiche meines Landes ein Franzose baumelte!"

Doch in demselben Atemzuge war er wieder der liebenswürdige Kurate mit dem sanften Christenlächeln, der die Gäste einlud, die erste Mahlzeit an seinem Tische einzunehmen.

Die Offiziere hatten für das Diner ihre beste Garnitur angezogen, betraten einen mächtigen, maurischen Saal und machten die blauen Germanenaugen sehr weit auf. Schon der Saal mit seinen Steinbogen und Säulen, den ein arabischer Scheich für seine Favoritin gebaut hatte, mußte Aufmerksamkeit erregen, war aber nicht die eigentliche Ursache der köstlichen Überraschung, welche die jungen Alemannen durch ihr Kompliment nicht verbargen. Eine weißhaarige Matrone und drei schwarzlockige Töchter von unvergleichlicher Schönheit und Anmut verneigten sich. Weil keiner der spanischen Sprache, geschweige denn einer Ansprache mächtig war, stand die Männerseite in Reih und Glied und schwieg recht hilflos. Aber die Frauenseite setzte sich — voran die rangälteste Frau Mama — in lebhafte, leidenschaftliche Bewegung, die Damen ergriffen die Hände der Offiziere, sprachen ein süßes und schlechtes Französisch

und sagten den tapfren Befreiern ihres Vaterlandes heißen Dank und herzliches Willkommen.

Ja, die älteste Dame umarmte den Stabsoffizier im Namen ihres Volks und hätte ihm zweifellos gern einen Ehrenkuß, den er jedoch nicht begehrte, gegeben. Die jungen patriotischen Donnas hielten mit weichen Fingern die rauhen Kriegerhände, führten die Herren an den Tisch und flöteten in der Sprache des Todfeindes die charmantesten Worte.

Eine brave und etwas schlampige Magd trug schon die Speisen auf. Die Söhne des Nordens tauten bald auf unter den Feuerstrahlen der sechs Augensterne, die den Fremdlingen eine helle und warme Glut spendeten.

Der Priester streichelte zärtlich über das weiße Haar der Matrone und sagte stolz: „Voilà ma chère mère, Donna Maria Martinez, das Haupt und die Herrin des Kastells! Das ist Elvira, die größte und älteste und . . .“

„. . . Altklügste der drei Schwestern,“ vollendete Elvira selbst den angefangenen Satz und ließ wie zufällig das kleine, kokette Spitzentuch von Nacken und Schultern gleiten. Sie hatte eine junonische, üppige Gudrunsgestalt, aber ein echt spanisches, ganz regelmäßiges Gesicht.

Ihre feine Hand zeigte mit einer Herzlichkeit, die nicht ohne Herablassung war, auf die Schwestern. „Die zwei jüngsten Damen Martinez hören auf die Namen Pepita und Juanita. Welche ist die älteste der beiden? Der Herr, der es sehen und uns sagen kann, soll das größte Stück vom Braten haben.“

Einige riefen Donna Pepita, andre sagten Donna Juanita, und alle hatten falsch geraten. Wahren hob lachend den Finger. „Ich weiß es! Die Damen, die sich gleichen wie die griechische Aphrodite und die römische Venus, werden Zwillinge sein.“

„Sie haben das größte Stück Braten verdient,“ sagte die stattliche Juno, „die allzu lustige Juanita und die allzu stille Pepita wären nicht voneinander zu unterscheiden, wenn Juanita nicht am lockren Mündchen, das zur Strafe nimmer die Lippen ganz schließen kann, zu kennen wäre.“

In der Tat hatte die junge Schöne die Oberlippe ein wenig hochgezogen, so daß sie selten die Lippen ganz verschloß; meistens ließ ihr rotes Mündchen ein paar weiße Zähnchen sehen, was aber ihrem Liebreiz keinen Abbruch tat, sondern den kindlichen und schelmischen Ausdruck ihres Gesichts erhöhte.

Jetzt freilich kniff sie den Mund fest zu, nachdem sie die schnippische Antwort gegeben: „Ich will lieber einen argen Schönheitsfehler als eine arge und unschwesterliche Seele haben."

„Es gibt Schönheitsfehler, die ein Antlitz nur verschönern und versüßen," beteuerte der Leutenant von Wahren.

Der drollige Mund lächelte, und die dunklen Augen leuchteten ihm. Er hielt den Atem an. Waren das nicht die funkelnden Sterne, die ihm einmal strahlten?

„Die Liebe, auch die Schwesternliebe neckt sich gern," sagte die sanfte Stimme des priesterlichen Bruders.

„Aber höchst ungern läßt sie sich necken," erwiderte Juanita.

Die Magd servierte. Der Hausherr schenkte Wein ein, ein vortreffliches Gewächs, das alle würdigten. Aber was sie aßen, ob es vom Hammel oder Huhn, vom Rind, Schwein oder Esel sei, wußte keiner der Gäste. Das erste Gericht war scharf, das zweite noch schärfer, das dritte am schärfsten gewürzt und nach spanischem Geschmacke gepfeffert.

Der Regimentschirurg fragte: „Verirren sich die Hausbewohner nicht zuweilen in dem ungeheuren Labyrinth des Klosters? Die jungen Damen, die des Nachts allein und ohne Furcht durch die unheimlichen Gänge und Gemächer schreiten, müssen viel Courage besitzen."

„Ja, Mut haben wir ... eine Spanierin schrickt nicht davor zurück, ein Schwert zu zücken und dem Franzosen in die falsche Brust zu stoßen ... aber nachts verlassen wir nie ohne Begleitung unsre Gemächer. Weniger vor bösen Menschen als vor bösen Geistern kann einem bangen und grauen."

„Es spukt hier wohl sehr oft und sehr arg," zwinkerte der Fähnrich und legte die Ohren zurück.

Elvira nickte ernst. „Selbstverständlich spukt es hier schreck-

lich, gräßliche Töne stören uns oft im Schlaf ... mein Bruder hat umsonst die berüchtigten Gemächer und die unterirdischen Gewölbe mit Weihwasser besprengt. Wie könnte es hier anders sein, wo seit zwei Jahrtausenden Verbrechen begangen, Blut vergossen und Greuel verübt wurden? In den Kämpfen um dieses Kastell sind Tausende vor den Mauern gefallen, und hinter den Mauern sind Hunderte erwürgt, gefoltert, getötet, vergiftet worden."

Die Matrone winkte aufzuhören. „Entsetzlich würzest du das Mahl, deine Phantasie pfeffert ein bißchen stark, mein Kind. Die beglaubigte Historie dieses Baus ist allerdings lang und blutig. Schon vor der Geburt des von der allerheiligsten Jungfrau gebornen Sohnes" — zweimal bekreuzigte sich die fromme Dame — „haben die Römer die natürliche Feste ausgebaut und ein Kastellum für zwei Kohorten errichtet. In der römischen Kolonie, die entstand, hatte das Christentum viele stille Anhänger ... in den Verfolgungen des Kaisers — wie hieß der Teufel? — ja, des Diokletius ... des Diokletianus wurden sie von dem Felsvorsprunge in die Tiefe gestürzt, doch der Galiläer siegte ... der Tempel des Jupiter wurde zum Gotteshause ... die Christen bestatteten ihre Toten in den Kellern unter uns, von zahllosen Gängen ist der ganze Felsgrund des Klosters durchwühlt, das waren die Katakomben, die noch erhalten sind, und die mein Fuß — die heilige Mutter behüte mich! — nie betreten hat. Die Goten schlugen die Römer, eroberten die Burg und herrschten ihre Zeit, bis die Greuelheiden, die wilden Araber, die den Propheten anbeten, über die Meerenge drängten und im armen Spanien wie die Franzosen wüteten, Kinder schlachteten und Weiber schändeten ... alle Heiligen und Nothelfer mögen uns beschirmen! Das Kastell war eine Burg der Mauren, von deren Zinne der Halbmond wehte. Aber das Kreuz hat den Halbmond besiegt. Jedoch hier oben hielten sie dem Christenheere ein Jahr lang stand, die Moslim in der Burg verhöhnten die Belagerer und waren weder durch Hunger noch Durst zu bezwingen. Im Felsen nämlich ist ein klarer Quell — auf Bergesspitze ein wahres Mirakel — der nie versiegt ... auch hatten sie von den

Katakomben aus einen Gang bis an den Fuß der Höhe, bis ans Ufer des Flusses gegraben."

Der Priester warf der geschwätzigen Dame einen Blick zu, der gar nicht beachtet wurde, und sagte ehrerbietig: „Verzeihe, daß ich dich unterbreche! Das ist eine völlig unverbürgte Fabel, eine Sage, daß die Mauren unter der Erde Proviant herbeischafften . . . ein solcher Gang hat nie existiert . . . Die Katakomben sind zum größten Teil verschüttet."

Donna Maria sah ihren Sohn fest und verständnisvoll an und nickte. „Eine Großmutter darf ja fabulieren und Märchen erfinden. Die Historie aber berichtet, und das ist verbürgt: Der Anführer der Christen, der fromme Markgraf, habe ein Gelübde getan . . . wenn Gott der Herr die starke Feste, den letzten Ort und Hort der Halbmond-Heiden, in seine Hände gebe, so wolle er auf der Bergeshöhe eine prächtige Kirche bauen, die blutstarrende Burg der Mutter Gottes weihen und das Maurenkastell zu einem frommen Kloster machen. Der ritterliche Graf tat mehr, als er geschworen, und schenkte dem Himmel die Hälfte seiner Erdengüter. Seine zweitürmige Kathedrale steht hier oben bis auf diesen Tag . . ein reich dotiertes Gotteshaus, das seine 40 000 Piaster Revenüen hat . . . hätten wir nur den vierten Teil!" seufzte en passant die alte, fromme Dame. „Das Kastell war in den folgenden Jahrhunderten ein begütertes und berühmtes Mönchskloster, dem die meisten Olivenhaine, Weinberge und Wiesen des Tals gehörten, es war das zweitgrößte in allen Königreichen . . ." Die Matrone brach plötzlich ab, obgleich nichts ihren Redestrom störte.

Ein Offizier warf die naheliegende Frage auf, warum das ungeheure Kloster jetzt öde stehe und keine Mönche habe. Ohne zu antworten, senkten die vier Damen sittsam das Haupt.

Der Hausherr erklärte zögernd, das Kloster sei vor fünfzig Jahren aufgelöst worden, suchte offenbar nach einem dezenten Ausdruck und raunte den Herren zu: „Die Teufelsgeister der unzüchtigen Araber hatten den Ort nicht verlassen und verführten die christlichen Brüder zu grober Unkeuschheit . . .

die Mönche waren wie die Söhne Sodoms und wurden verjagt ... das Kloster blieb exkommuniziert, nur die Kirche wurde neu geweiht."

Die Mutter fixierte den Sohn mit strengen Augen. „Rede nicht so garstig von den heiligen Brüdern!" Der Priester wurde rot wie ein Schulbube.

Dachenhausen redete vorlaut: „Den Verlust der Mönche kann Spanien verwinden ... hat doch das Land eine solche Unmenge von Klosterleuten, daß es, ohne Mangel zu merken, zehntausend tonsurierte Herren nach Afrika und Amerika zur Bekehrung der Heiden versenden könnte."

Die Damen bekreuzigten sich bei der ketzerischen Rede. Der Priester aber zog die Oberlippe kraus und schien mit der Rechnung nicht unzufrieden zu sein.

Überall und zu allen Zeiten betrachteten die Weltgeistlichen die viel zu vielen und viel zu fetten Klosterherren mit scheelen Augen.

Als der Hausherr den Tischsegen sprach, sah Donna Maria den Herren scharf auf die Hände, und, weil keiner ein Kreuz schlug, wurde die fromme Dame so erschrocken, daß sie laut rief: „Ist keiner der Herren Alemannos ein Christenmensch?"

„Wir sind gute lutherische Christen," lachten die Hannoveraner.

Die unwissende Spanierin wußte von dem Luther nur, daß er ein gottloser Ketzer gewesen sei, und erschrak noch mehr. Ritterlich bot der Priester seiner alten Mutter den Arm und führte sie in ihr Gemach zum Mittagsschläfchen.

Die Töchter hatten keine Scheu vor den Ketzern in der bunten Uniform, plauderten und scherzten liebenswürdig. Die stattliche Elvira war von drei Herren umringt und nahm die Komplimente wie eine Königin, die den zuständigen Tribut erhält, in Empfang. Dachenhausen stand neben dem Stuhl der stillen Pepita, die mit den feurigen Augen lebhaft sprach. Juanita holte ihre Gitarre und sang ein spanisches Lied, das sie an den Leutenant von Wahren zu richten schien. Wo die französischen und spanischen Brocken nicht ausreichten, verständigte man sich sehr gut mittelst der Gebärden- und Augensprache. —

Die Offiziere richteten sich im Kloster bequem ein und hatten das beste Quartier gefunden. Wahren war so gutmütig, Lisignolos Wunsch zu erfüllen und den Korporal in der Familie Martinez einzuführen und den Damen vorzustellen. Elvira betrachtete mit unverhohlenem Wohlgefallen den schönen, schwarzhaarigen Italiener, unterhielt sich lebhaft mit ihm und äußerte mit verblüffender Offenheit, daß nicht die blonde, sondern die brünette Männlichkeit nach ihrem Gustus sei. Es war schon bei dieser ersten Begegnung auffallend, wie die stattliche Donna den kleinen Korporal auszeichnete und an sich zog.

Der Dienst war leicht, denn Wellington plagte seine Soldaten nicht mit Drill und Exerzieren. Der Offizier führte nur jeden dritten Tag ein Vorpostenpiquet.

Wahren stand eines Tages auf Posten, nur eine Legua von den vordersten feindlichen Piquets entfernt. Da die Gegner nicht aufeinander schossen, war der Leutenant wenig aufmerksam, setzte sich auf einen Meilenstein und träumte vor sich hin. Plötzlich knallten Schüsse und klangen galoppierende Hufschläge. Der Leutenant kommandierte, ehe er noch auf den Füßen stand: „Das Gewehr in Anschlag!"

Eine komische Karnevalsfigur sprengte auf feurigem Pferde immer näher heran, umpfiffen von Kugeln, verfolgt von französischen Kavalleristen, die ihre Karabiner abdrückten und mordswild schnatterten: „Espion . . . coquin . . . maudit moine!" Sobald sie die englische, im Anschlag stehende Vorpostenkette gewahr wurden, hielten die Reiter ihre Pferde an, schalten und fluchten und sprengten von dannen.

Die Karnevalsfigur wurde von den Soldaten angehalten und von dem Leutenant angeredet: „Weiß Er die Parole, sonst kommt Er nicht weiter."

Es war ein langer, robuster Mönch in einer braunen Kutte, der auf einem französisch gezäumten Dienstpferde der feindlichen Kavallerie sehr stramm im Sattel saß. Während die andern über den Kerl lachten, bekreuzigte sich Kosziusko ehrerbietig, denn er war als Wasserpole ein guter Sohn der katholischen Kirche.

„He, wie kommt Er zu dem französischen Gaul?"

Der Mönch, der ein paar Feuerlichter im Kopfe hatte, verschnaufte sich und sagte auf spanisch: Karamba! Die Hunde hätten ihn der Spionerei beschuldigt und ihn arretieren wollen, mit einem Blick habe er gesehen, welches das beste und schnellste Roß sei, mit einem Griff habe er den schmächtigen Reiter heruntergerissen und sechs Ellen von sich geworfen, mit einem Sprung sich in den Sattel gesetzt und das Pferd vorwärts gehauen. Der riesige Mönch ließ seine Augen hin und her laufen während des Rapports, der recht romanhaft klang.

„Mann Gottes, sag die Parole, dann kannst du passieren."

Der Mönch beugte sich vor, als wenn er dem Leutenant die Losung zuflüstern wolle, versetzte aber mit der muskulösen Faust seinem Pferde einen so plötzlichen und gewaltigen Hieb, daß es einen mächtigen Satz machte, den Leutenant und zwei Mann umriß und wie ein Durchgänger ventre à terre von dannen jagte. Kosziusko gaffte und wagte nicht, auf den geweihten Mann anzulegen. Die andern Schüsse fielen zu spät und gingen vorbei.

Willy sprang auf die Beine, lief ein paar Schritte dem Flüchtling nach, sah das Närrische seiner Verfolgung sofort ein und schnauzte die schlechten Schützen an. Alle waren von dem Vorgang verdutzt. „Das war sich kein Mensch, nur eine geweihte Kugel kann den mausetot schießen," murmelte der Pole. Selbst der Leutenant schüttelte den Kopf. „Alle Achtung vor dem Teufelskerl! Man möchte glauben, es sei der Gottseibeiuns gewesen, denn ein Mönch war das nicht."

Der Pudel war bellend und bissig dem Flüchtling nachgelaufen, kehrte mit eingeklemmter Rute zurück und knurrte böse.

Willy streichelte und beruhigte den Hund, dem er viele heitere Kunststücke, aber auch nützliche Kenntnisse beigebracht hatte. Treu war die Freude seines Besitzers, der Liebling des ganzen Bataillons. — — — — — — — — — — —

Franzisko Martinez, ein liebenswürdiger, vornehmer und auch — was bei einem spanischen Priester nicht die Regel ist — feingebildeter und belesener Herr, unterhielt sich gern

mit den Deutschen. Er lud sie bei jeder Begegnung in sein Haus, und wenn sie, von seiner Konversation und dem Liebreiz der Schwestern angezogen, gern und oft erschienen, stand sofort der beste Wein auf dem Tische.

Es dämmerte. Die Magd hatte die eine Kerze, womit die unter sich sehr sparsame Familie sich begnügte, gebracht, der Pudel stieß die Tür auf und meldete seinen Herrn, der mit Friedsam auf dem Fuße ihm folgte. Treu stürzte auf Juanita los, die seine besondere Zuneigung besaß und in hohem Maße erwiderte. Sie legte die Arme um seinen Hals und ihre Wange an seinen krausen Kopf. Das Bild der kokett liebkosenden Spanierin berauschte Willy, der plötzlich ein Verlangen, eine Begierde spürte: Wenn sie so die Arme um deinen Nacken legte!

Sofort wurden sechs Kerzen und drei Bouteillen gebracht. Licht flutete durch den großen Saal. Im Hintergrunde saß Donna Elvira, und neben ihr stand ein Soldat mit Litzen, der Korporal Viktor von Lisignolo. Friedsam starrte ihn an und nickte kalt. Viktor rief sarkastisch: „Wir sehen uns wieder, Herr von Dachenhausen."

Der Fähnrich kehrte sich wortlos um, machte der kleinen Pepita, die nach seinem Geschmack war, die Kour und küßte ihre zierliche Hand.

Der geistliche Hausherr betrat den Saal, überschaute die drei Gruppen mit einem feinen Lächeln und störte nicht die Kreise, sondern der rücksichtsvolle Kurate klimperte am Spinett, wenn er nicht aufstand, um frisch die Gläser zu füllen. Die dünnen Töne des Instruments dämpften diskret das Lachen, Flüstern und Kichern.

Als sie nach einem solchen Abend heimgingen, war Willy berauscht von Wein und Liebe. „Der Priester ist ein Prachtmensch, das Kloster eine wahre Märchen- und Minneburg und das gepriesene Penamacore ein Paradies des großen Propheten, wo die schönsten Huris mit weißen Armen und schwarzen Haaren, mit heißen Augen und langen Wimpern verführerisch locken."

Friedsam brummte: „Warum hast du den Welschen hier — das ist die Schlange im Paradiese — eingeführt?"

Worauf Willy lachte. „Keiner kommt dem andern ins Revier ... dir Pepita, mir Juanita, und um den Rest mögen die andren mit dem Korporal sich raufen.“ —

Bevor die Abenddämmerung die Winkel und Nischen des Klosters mit Dunkel füllte, prickelte eine Unruhe, eine Sehnsucht dem Leutenant in allen Gliedern, er sah oft nach der Uhr, und seine Ungeduld konnte kaum die schickliche Stunde abwarten. Sobald die Kirchenuhr zu schlagen anfing, schnellte sein Fuß vorwärts, und beim letzten Schlage klopfte sein Finger an die massive Eichentür.

Heute war es Willy, der bei seinem Eintritt eine Überraschung erfuhr und einen neuen Mitspieler in dem Melodrama erblickte. Eine hohe, starke Mannsfigur in der charakteristischen Landestracht lehnte lässig-familiär an dem Stuhle, ja an der Schulter Juanitas. Treu, der die antipathischen Gefühle seines Herrn zu teilen schien, fuhr kläffend, bissig auf den Fremdling, der das Bein zur Abwehr hob, los; ja, der besessene Pudel biß den Spanier in die Waden, die zum Glück von Ledergamaschen gepanzert waren. Der Leutenant prügelte den Hund, der sich unter dem Kanapee verkroch, wo er beschämt und mißtrauisch beobachtend liegen blieb.

Juanita winkte Wahren, näher zu treten, und präsentierte den Spanier, der den dunklen Teint, die stolze, regelmäßige Physiognomie des alten Kulturvolkes, aber eine germanische Hünengestalt hatte. „Don Feliciano Varsenas ist ein sehr entfernter Verwandter und ein sehr naher Freund unsrer Familie, auch einer unsrer größten Patrioten.“

„Dann müssen wir Freunde werden, denn ich hasse die Franzosen,“ sagte Willy verbindlich, stutzte plötzlich und starrte unhöflich dem Spanier ins kalte Antlitz. Wo hatte er die verschleierten Augen, die unter den schläfrig gesenkten Lidern grell aufblitzten, wo hatte er das bartlose Gesicht und die muskulösen Schultern kürzlich gesehen? Hier war kein Irrtum möglich. Kreuzschwerenot! Das war der abenteuerliche Mönch, der den Franzosen ein Pferd raubte und ohne Parole durch beide Vorposten tollkühn jagte. Das war der Reiter, der einen königlich großbritannischen Leutenant einfach

über den Haufen gerannt hatte. Oder der mysteriöse Mönch mußte einen Doppelgänger oder Zwillingsbruder besitzen.

Die Fragen, die Willy plagten, platzten aus ihm heraus: „Don Feliciano, sind Sie nicht vorgestern durch die Vorpostenkette geritten?"

Die Augen blieben verschleiert, die Stimme klang gleichgültig. „Nein, mein Herr, vorgestern weilte ich auf meinem Landgut, wie meine sieben Leute bezeugen können."

„Haben Sie einen Bruder, der Mönch ist?"

Feliciano blickte frappiert, als wenn die Frage ihm völlig unverständlich sei. „Nein, wir haben keinen Geweihten in unsrer Familie . . . wenn Sie sich für meine Verhältnisse interessieren, will ich Ihnen gern Aufschluß geben."

„Das will ich tun," rief Juanita, „Ihre Bescheidenheit würde ein falsches Bild zeichnen. Feliciano ist ein Grundbesitzer, der große Oliven- und Rebgärten und Merinoherden besitzt . . ."

„Besaß! Der Krieg hat uns ruiniert, ich bin ein wenig begüterter Bauer."

„Die Türen und Fenster seines Hauses haben die Franzosen verbrannt, die Hälfte seiner Herde haben sie gefressen und seine Haine zerstört."

Felicianos Augen funkelten von Haß, seine künstliche Ruhe fiel von ihm. „Der Satan Massena hat meine Olivenhaine hauen lassen, ein Ölbaum braucht 40, 50 Jahre Nahrung und Wasser und sorgsame Pflege, ehe er Frucht trägt . . . für 50 Jahre ist des Landes Wohlstand aus Bosheit vernichtet."

„Das haben zwanzig Franzosen mit dem Leben bezahlen müssen, töte sie, töte sie!" triumphierte die Spanierin. War das die süße, lustige Juanita?

„Es werden noch ein paar mehr sein," lachte Feliciano kalt, „aber es zählt nicht, solange Massena nicht in meinen Händen ist."

„Ja, der Blutige hat den Tod verdient," sagte Wahren.

„Tausendfachen Tod! Hören Sie! Meine sechzehnjährige, herzige Schwester weilte in Portugal bei der Base, als Massena einzog und über die Straße ritt . . . auf dem Markte sieht er ihre auffallende Schönheit und winkt seinen Scher-

gen. Die Henker schleppen das unschuldige Kind fort und bringen es dem Scheusal . . . der Teufelsschurke behält den reinen Engel, behält das Mädchen, meine leibliche Schwester, acht Tage in seinem Quartier und läßt es sündensatt seine Wege gehen. Meine erbarmenswerte Schwester schleudert ihm den Beutel mit Pistolen vor die Füße, taumelt durch die Gassen und wirft sich verekelt, vergiftet, verzweifelt in den Brunnen . . . o, o, o!" Das eisige, reglose Gesicht zuckte in heftigster Bewegung und verzerrte sich.

Der Leutenant ergriff und drückte des Spaniers Hand. „Ich verstehe Ihren Haß und Ihre Rache."

Juanita erzählte flüsternd: „Nicht alle Ohren dürfen es hören, aber Sie sind ein Bonapartefeind und unser Freund. Feliciano hat eine Partida gesammelt und zum Teil auf seine Kosten bewaffnet, er hat schon viele Franzosenhunde getötet, gehängt, o der große Patriot hat die Hälfte seines Vermögens der Junta gegeben, um Kanonen dafür zu kaufen, er ist ein großer Spanier, ein echter Hidalgo . . . die Varsenas leiten von den Goten ihr Geschlecht her, darum ist seine Gestalt so stattlich groß und gotisch."

Dieser geheimnisvolle und ungewöhnliche Mensch, der kühl, wortkarg und stolz, aber auch falsch und verschlagen, wie ein echter Sohn Kastiliens, war, hatte eine Guerilla, eine jener Banden, die im Schleichkriege dem Feinde schweren Abbruch taten, geführt. Die Guerilla brach aus Bergen und Wäldern, wo sie ihren Unterschlupf hatte, unversehens hervor, benutzte das Gelände und jeden Fehler, jede Schwäche des Feindes, überfiel kleine Truppenteile und große Transportkolonnen, schnitt die Zufuhr ab und tötete alles, was in ihre Hände fiel, gnadelos und grausam. Sie hat oft keinen Verwundeten verschont, ganze Lazarette hingemordet und durch barbarische Greuel ihre Taten befleckt.

Willy hegte keinen Zweifel mehr, sondern die feste Überzeugung, daß Feliciano als Mönch verkleidet im feindlichen Lager gewesen sei, um irgend etwas auszukundschaften. Seiner imposanten Erscheinung, seiner riesigen Manneskraft, seinem verschlagenen Wagemute, sogar den Motiven seines unerbittlichen Hasses konnte er eine Hochachtung nicht

versagen. Und dennoch war der Spanier ihm unheimlich und unsympathisch, ein verschlossener und unergründlicher Mensch, dem man mit großer Vorsicht begegnet und unwillkürlich Tücke zutraut. Das verschleierte Auge hatte bisweilen einen infernalischen Blick. Auch mochte der kleine Umstand, daß Feliciano familiär die Schulter des jungen Mädchens berührte, sein Urteil ungünstig beeinflussen.

Würde es mir nicht Unbehagen, ja Pein bereiten, wenn ich sehen müßte, daß ein Mann diesen hübschen, halboffnen, kindlichen Mund küßt? O, ist das schon Eifersucht und Liebe? fragte Willy sich selbst und erschrak. Er schaute Juanita ins lächelnde Antlitz, spähte aber zugleich nach der Seite, ob der Rival einen bösen Blick ihm sende.

Der Spanier jedoch beachtete ihn ganz und gar nicht, sondern schien seinen Gedanken nachzuhängen und sandte dann und wann einen flüchtigen Blick nach dem andren Ende des Gemaches.

Lisignolo nämlich hatte sich eingefunden und neben Elviras Stuhl Aufstellung genommen. Die schöne Donna trug trotz der Jahreszeit ein helles, dünnes, dekolletiertes Seidenkleid, aber Hals und Schultern bedeckte die spanische Mantille, die im Eifer des lebhaft gestikulierenden Gesprächs heruntergleitt.

Der Galan hob sie auf und legte sie sehr sorgfältig und sehr umständlich an ihren Ort zurück. Elvira schob seine Hand fort.

„Liegt sie nicht richtig?“

„Die Mantille wohl, aber nicht die Hand.“

Da verließ Feliciano seinen Platz, ging festen Schrittes durchs Gemach und stellte sich neben Elviras Stuhl. Die beiden Trabanten rechts und links, der riesige Spanier und der schmächtige Italiener, bildeten einen possierlichen Kontrast.

Juanita zeigte mit einer Kopfbewegung auf das lebende Bild und kicherte. „Die Herren schnurren jetzt, wie die Kater, wenn meine Mieze aufs Dach steigt, dann knurren und fauchen, zuletzt beißen und kratzen sie. Wer wohl die schärfsten Krallen hat, der Goliath oder der David? Ach, Feliciano ist ein schöner und stolzer Mann.“

„Haben Sie Sehnsucht nach dem, der Sie verließ?“ fragte der Deutsche aufrichtig und ohne einen scherzenden Ton zu treffen.

„Sie stellen eine eindringliche, vielleicht sogar aufdringliche Frage. Was würden Sie tun, wenn ich ihn gern hätte?“

„Jedem das Seine! Ich würde die älteren Gerechtsame respektieren und seinen bisherigen Platz an Ihrer Seite und in Ihrem Herzen ihm nicht streitig machen.“

Leidenschaftlich schnellte das junge Weib empor, ihre Hand umschloß seine Finger, ihre Augen sprühten, im heftigen Flüsterton sprudelten ihre Worte: „Sie sind ein Alemanne und kein Spanier! Wenn Sie ein Held und Hidalgo wären, würden Sie um die Eine streiten und mit jedem Nebenbuhler kämpfen . . . o, wenn Sie mich liebten . . .“ Noch leiser, noch leidenschaftlicher wurde ihr Geflüster. „Wenn Sie mich liebten, würden Sie keinem, keinem Platz machen, würden Sie jeden, den nach Ihrem Glück gelüstet, fordern und besiegen, und, wenn er im Zweikampf der Stärkere wäre, müßten Sie im Dunkel mit dem Dolch den Nebenbuhler niederstoßen. Ja, das müßte die Liebe, die mich liebt! So lieben die Männer und Frauen unsres Landes.“

„Ist es nicht hoffnungslose Torheit, an ein Weib, das einen andern verehrt, sein Herz zu hängen? Sie lieben den stolzen Don Feliciano . . .“

„Nein, nein, nein!“ rief sie so heftig, daß der Bruder am Spinett den Kopf kehrte und horchte.

Juanita zog den Leutenant mit der Hand näher an sich heran, mit ihren Augen zog sie sein Haupt herunter. „Hören Sie . . . ein Geheimnis! Feliciano liebt meine große, gescheite Schwester, wirbt seit Jahr und Tag um die Königin der Stadt und wird es erzwingen, denn er ist ein Hidalgo . . . wehe dem, der seinen Weg versperrt! Mein Herz . . . ist frei.“

Willy wurde Feuer und Flamme, sein ganzes Gesicht glühte und strahlte, seine Augen glänzten verliebt — so gefiel ihr der Alemanne. „Ist das die Wahrheit? Ihr Herz ist frei?“

„Gewesen . . . das ist die Wahrheit.“ Wie ein Kind, das

sich verplappert hat, legte sie den Finger auf den halboffnen Mund, scheu lugte unter den langen Wimpern ihr Blick zu ihm empor.

Das Wort Gewesen packte wie ein Taumel, ein toller Übermut den deutschen Leutenant. In diesem heißen Sonnenlande, in dem Paradies von Penamacore mochte die schöne, unschuldige Sitte bestehen, daß die feurige Spanierin aus ihrem Herzen kein Hehl machte, sondern das süße Mysterium ihrer Seele naiv und artig ausplauderte. Das große Wort war schon gesprochen, was ihm sehr lieb und sehr erleichternd war, sintemal er nur recht schwerfällig in einem Sprachgemenge von Deutsch-Englisch-Französisch-Spanisch seine Gedanken und Gefühle auszudrücken vermochte. Ihm blieb nur zu sagen übrig: „Je vous aime." Die drei Worte sagte er, zuerst leidenschaftlich-leise, dann mit Feuer und Ungestüm, zuletzt mit verhaltenem Jauchzen. „Je vous aime, je vous aime!"

Juanita hielt seine Hand, und jeder Druck war ein Ja-ja, und ihre Blicke küßten ihn.

Dem toleranten Kurate, der am Spinett mit seinen Klimpertönen Gott Amors Schäferspiel im Saale begleitete, war nicht das fleißige Geflüster, wohl aber das Verstummen des Pärchens aufs Ohr gefallen. Es ist nicht gut, wenn Kinder plötzlich allzu stille werden. Er stand auf, schneuzte sich im Nastuch, was wie ein Trompetenstoß hallte, und schlenderte im würdevollen Priesterschritt fürbaß.

Sobald Juanita sein Näherkommen merkte, legte sie noch intimer — was den betreffenden Herrn beglückte, aber auch befremdete — ihre Lippen beinahe an Willys Ohr, vertraulich wispernd, als wenn sie eine kleine, diskrete Geschichte beende. „Ja, sehr stolz ist er, und tödlich haben die Franzosen seinen Stolz beleidigt . . . wie treffend und tödlich die Injurie war, kann eine Dame nicht sagen, kann nur mit lateinischen Worten beschrieben werden . . . ah, da bist du ja, Franzisko . . . erzähle du es ihm dezent!"

Der Priester gehorchte, wenn auch ungern, und trat mit dem Leutenant ans Fenster. „Die Ursache seines herrlichen Hasses . . ."

„Ist die scheußliche Tat Massenas, die Schändung seiner Schwester . . .“

„Ja, aber noch mehr die Schändung seines eignen Leibes! Er wurde des Spionierens beschuldigt und gebunden in Marschall Marmonts Hauptquartier gebracht. Der Marschall ließ ihn nicht füsilieren, sondern begnadigte ihn . . . das war die Gnade der Franzosen: Sie banden Feliciano an einen Baum, zogen ihm die Pantalons aus und gaben ihm 50 Stück ad posteriora . . . der Schimpf zerfrißt seine Seele.“

Die Geschichte war bezeichnend für den unbändigen Stolz des Vollblut-Spaniers.

Juanita füllte zwei Gläser, nippte an beiden und nickte dem Leutenant zu. „Stoßen wir an! Auf das unfaßbare, unendliche Glück!“

Er hatte es allzu gut gemeint, auch mochte das Glas einen Sprung gehabt haben, denn es zerbrach in seiner Hand. Ein arges Omen!

Das Mädchen erblaßte, füllte aber sofort ein andres Glas, schlug ein Kreuz darüber, segnete es mit den Lippen und beobachtete, wie sein Mund die berührte Stelle suchte. Schäkernd tauschten sie die Gläser hin und her. Ihr Trinken war ein Küssetauschen.

Horch! Das hörte sich wie ein Wortwechsel an. Die beiden Trabanten, der lange und der kurze, hatten während der ganzen Zeit neben Elviras Stuhl gestanden. Der Spanier, wortkarg und steif, hatte nur selten ein paar spöttisch angehauchte Worte ins Gespräch hineingeworfen. Der Italiener lehnte in lässig graziöser Haltung an der Lehne, auf die er seine Hand legte, und führte lebhaft die Unterhaltung. Elviras Gesicht war meistens dem geistvollen Schwadroneur, der Erlebtes und Erlogenes geschickt zu mischen verstand, aufmerksam zugekehrt, selten schenkte sie dem Herrn zur Rechten einen koketten, kurzen Blick.

Feliciano beachtete die Schöne nicht mehr und blieb doch stehen, wie ein stummer, störrischer Bauer.

Da rutschte die verhängnisvolle Mantille von der weißen Schulter herunter. Viktors flinke Hand hatte die fallende

im Fluge ergriffen und wollte die schwarze Seide auf den weißen Samt des Nackens legen.

Der grobe Bauer aber riß ihm die Mantille aus der Hand. „Geben Sie her!"

„Was erlauben Sie sich? Frechheit!"

„Hier wird nicht geschimpft!"

„Sie werden mir draußen Rede stehen!"

Juanita flüsterte dem Leutenant ins Ohr: „Die Kater fangen an zu fauchen . . ."

Donna Elvira erhob sich und bewegte die Hand wie eine Königin. „Still, meine Herren! Ich werde die Streitfrage entscheiden, und Sie werden sich meinem Urteilsspruche fügen."

Feliciano blickte sie bittend an und brummte ein Ja.

Sie entschied ohne Zögern zu Viktors Gunsten. „Dieser Herr hat die Mantille aufgefangen . . . wer die Pflicht der Galanterie erfüllt, darf auch das Recht des Galanten fordern." Majestätisch sich setzend, reichte sie dem Italiener die Mantille, die er mit vier Fingern anfaßte und ritterlich ihr umlegte.

Der Spanier, der offenbar ein andres Urteil erwartet hatte, wurde blaß, schoß einen seiner grellsten Blitze nach Lisignolo hin, lachte schrill und wandte sich ab.

In einer Fensternische sprach er lange mit dem Priester, der ihm beim Abschiede den Segen erteilte, und dessen Hand er küßte. Er nickte freundlich nach rechts und links, ging aber an Elvira und Viktor vorbei, ohne zu grüßen.

Wenn der liebenswürdige Wirt fragte, ob noch eine Bouteille gefällig sei, wußten die Besucher, daß es Zeit sei, sich zu empfehlen. Wahren ging mit dem glücklichen Bewußtsein, daß morgen und alle Tage eine Fortsetzung des süßen Abenteuers und der Seligkeiten folgen werde. In einem unbewachten Augenblick hatte die Geliebte sein Ohr geküßt und gehaucht: „Morgen nach der Messe in der linken Seitenkapelle!" Er liebte und wurde geliebt. Das war sehr, sehr rasch gekommen und darum — so dünkte ihm — die wahre, rechte, rasende Leidenschaft. In diesem Südlande war alles frühreifer, heißer und feuriger, hier hatten die Frauen Glut im Auge und Feuer im Herzen, und der Funke Amors schlug sofort in hellen, lichterlohen Flammen auf.

Friedsam faßte seinen Arm und pfiff. „Wenn dieses alte Kloster nur nicht in Brunst aufgeht, denn es brennt hier lichterloh an drei, vier Stellen . . . der gute Priester müßte sein Haus besser vor Feuersgefahr behüten. Ich wette, daß ich weiter bin als du . . . Pepita hat mir gesagt: Ich will dein Weib werden, wenn du vorher ein Christ wirst und mein Bruder uns segnet. Also Beichte, Taufe, Ehe und etliche Sakramente stehen mir bevor. Ja, ich könnte um dieses herrlichen Geschöpfes willen katholisch und ehelich werden. Und du?"

„Ich werde morgen ein Stelldichein haben."

„Meine Reverenz! Du reitest sehr schnell und bist um eine Pferdelänge mir voraus."

Sie suchten ihr Lager auf. Willy konnte nicht einschlafen, denn das tiefste Leid und das höchste Glück sind arge Störenfriede des Schlummers, lag halbwach und träumte. Treu lag wie immer neben dem Bett, der wackre Kerl war nachts recht bissig, wich nicht vom Platze und ließ keinen Menschen ans Lager herankommen. Sogar Kosziusko, der spaßeshalber einmal die Bettdecke berührte, mußte schleunig vor dem Raubtierknurren retirieren.

Gegen 1 Uhr wurde der scharfhörige Wächter unruhig und spitzte die Ohren. Sein Herr horchte und meinte, ein Geräusch, wie von schleichenden Schritten und gedämpften Stimmen, weit hinten in den langen Kreuzgängen zu vernehmen. Wer lustwandelte um diese Zeit durch das öde Gemäuer? Der Hund schlug an. Durch die Stille kam deutlich ein Ton, der wie das dumpfe Gemurmel einer fernen Menschenmenge sich anhörte. Willy spannte den Hahn der Pistole. Die Geräusche, die mit Unterbrechungen eine Viertelstunde anhielten, hatten etwas Unheimliches, weil die vielen Zellen von keinem Lebewesen bewohnt waren. Er schlief zuletzt darüber ein.

Willy begegnete am Morgen dem Priester, der von der Frühmesse kam, und teilte ihm seine nächtliche Wahrnehmung mit. Martinez stutzte, schien nicht angenehm berührt, räusperte sich und lächelte gezwungen. „Es wird entweder eine Einbildung oder ein Spuk gewesen sein." Er erkundigte

sich eingehend nach allen Einzelheiten und murmelte, ohne den Leutenant anzusehen: „Das Kloster soll ein Tummelplatz der Geister sein, und nicht bloß die alten Weiber, sondern die klugen Bürger der Stadt sind fest davon überzeugt, daß es hier spukt. Wir Klosterbewohner haben uns mit dem Gedanken, von Geistern umgeben zu sein, vertraut gemacht ... meine Mutter und die Magd können Ihnen Unerklärliches erzählen und würden jederzeit beschwören, daß sie schemenhafte Gestalten in Turban und maurischen Gewändern gesehen haben. Ich will das Übernatürliche nicht als Glaubensartikel bekennen, noch weniger aber leugnen oder gar verlachen. Ich rate jedem Gaste, der in meinem Geisterhause wohnt, nächtens, wenn er etwas hört, sich ganz still zu verhalten, ein Kreuz zu schlagen und ein Paternoster zu beten, ich rate jedem, ruhig in seinem Bette zu bleiben, aber beileibe keine Versuche zu machen, in das uns verschlossene Gebiet der Geisterwelt hineinzudringen. Einem jungen Mann meiner Sippschaft, der sich als starken Geist aufspielen wollte, ist die Geisterbannerei übel bekommen, der Schreck warf ihn aufs Siechenlager."

Der Leutenant kehrte den Soldaten heraus und lächelte mitleidig. „Ich habe in meiner Heimat mit Gespenstern intim verkehrt und verspüre eine kribbelnde Courage, mit dem ruhestörenden Gesindel anzubinden, ich hätte nicht übel Lust, in der Geisterstunde eine Ronde zu machen, den alten Mauren oder Mönchen, die hier rumoren, mal den Turban zu lüpfen, die Kutte auszuklopfen und den Klosterspuk aufzuklären."

„Ich bitte Sie bei unsrer lieben Mutter Gottes! Tun Sie es nicht, um Ihret-, um meinetwillen!" Der Pfarrer hatte einen unsichren Blick und ein scheues Wesen.

„Gut, ich respektiere Ihren Wunsch." Wahren wollte dem liebenswürdigen Herrn den kleinen Gefallen erweisen.

Er aß sein Frühstück, sah aus dem Fenster, streichelte den Hund und zog alle fünf Minuten die Taschenuhr, die beim Duell sein Brustschild gewesen, ein teures Andenken und Amulett geworden war und ein neues Uhrwerk bekommen hatte.

„Der Appell ist erst um 11 Uhr," zwinkerte Friedsam und legte die Ohren zurück.

Willy blickte erwartungsvoll über den Hof.

Juanita ging mit kleinen, frommen Schritten zur Kirche, züchtig den Blick gesenkt und den Rosenkranz betend. Die holdselige Heuchlerin, die süße Schauspielerin!

Willy eilte zum Appell Amoris.

Die linke Seitenkapelle wurde nicht benutzt und diente dem Gotteshause als Gerümpelkammer. Der Leutenant stand frappiert und runzelte die Stirn. Eine ganz ähnliche, nur viel größere Lokalität als der Altarraum in Hasselhausen! War das ein ironisches Spiel des Schicksals, die sogenannte Duplizität der Fälle? Fiel die Erinnerung an die Nächte in der Hasselhausener Kirche, an die heiligen Schwüre vor dem Altar, fiel die Gleichheit des Orts erschreckend und verscheuchend auf seine Seele? Nein, nein! Der Verliebte sah die verführerisch schöne Spanierin, die wie ein Engel in betender Stellung ihn erwartete und mit dem feucht-feurigen Blick der Göttin Aphrodite empfing. Sogar ein Trotz, ein stolzer Triumph regte sich in ihm. Trotz Isabella, die ihn vergessen und verlassen hatte, wollte er es tun! Das war seine Revanche.

Die Zusammenkunft verlief wie alle ähnlichen Stelldicheins. Es war die uralte, ewig neue Melodie Je vous aime, die endlos und ohne Ermüdung gesungen und von langen Küssen begleitet wurde. Der Glückliche küßte ihre Hände und ihr Haar, ihre Wangen und Augen und den warmen Mund, zuweilen sogar, weil sie allzu viel lachte und die schlecht schließende Oberlippe offen ließ, küßte er die kleinen, harten Zähne.

Gegen Ende des gemeinsamen Kirchganges wurden von dem schwächeren und klügeren Geschlecht ein paar verständige Worte gesprochen. „Wenn der schreckliche Krieg aufhört und alle Franzosenräuber getötet sind, wirst du in unsrem Tale eine große Estancia mit Oliven- und Weinbergen kaufen, nicht wahr?"

Er stutzte sehr. „Ich besitze leider keine Schätze . . . mein Schatz und Reichtum bist du."

„O, dann kaufst du eine kleinere Estancia, die englischen Offiziere sind sehr reich und haben den Kasten voll von Piastern und Goldpistolen.“

Ohne die kindlich naiven Anschauungen der Spanierin zu korrigieren, gab er dem holden Kinde einen Kuß und keine Antwort. — — —

Über England und Lissabon war eine Feldpost angelangt und sofort verteilt worden. Die Ordonnanz fragte im Kastell nach dem Leutenant von Wahren, der in der Kirche sich befand, und legte zwei Briefe in das ihm gezeigte Zimmer.

Willy fand nur einen Brief vor, einen Brief von seiner Mutter, die aufs kläglichste lamentierte, ihr Gatte sei von einer bedenklichen Krankheit befallen worden, sie gehe, wenn sie Witwe werde, einer schwarzen und schweren Zukunft entgegen. Daß ihr Sohn vor dem Feinde stehe und täglich den Soldatentod finden könne, wurde mit keinem Worte erwähnt. Darüber schien sie sich, gottlob, keine Gedanken und keine Sorgen zu machen.

---

Siebzehnter Abschnitt.

# Der grauenhafte Leichenfund und der verhängnisvolle Fandango.

Im Januar 1812 fiel, eine ungemeine Wettererscheinung hierzulande, so viel Schnee, daß er zwei Fuß hoch lag. Auch trat starker Frost ein, darunter nicht nur die Einwohner, sondern auch die Nordländer schwer litten. In Portugal und Spanien kennt man keine Schutzmaßregeln gegen des Winters unerwartete Unbill, keine Öfen und kaum Kamine. Nachts verkroch man sich in seinen Betten und Mänteln. Am Tage aber war es schauerlich in dem riesigen, frostigen Kloster. Der vielseitige Kosziusko war der erfinderische Helfer in der Not und konstruierte einen kleinen Blechofen. Der stand in Wahrens Gemach und wurde von den Spaniern wie ein Weltwunder angestaunt. Freilich wurde man nur warm, wenn man mit Händen und Füßen das Blech berührte, nicht alle konnten der Wohltat teilhaftig werden, zu viele verehrten, wie die Feueranbeter, die prasselnde Glut und hockten andächtig um das Öfchen herum. Der Priester und die alte Donna und die jungen Damen eilten herbei, um die erstarrten Glieder und blauen Händchen aufzutauen. Possierlich war das Bild, wenn die Damen zu innerst saßen und ein Dutzend Herren Kosziuskos Werk dankbar umstanden und muntre Anekdoten erzählten.

Manche Offiziere suchten durch starke innere Erwärmung mit Portwein und Punsch der grimmen Frostkälte zu begegnen. Dabei wurden fleißig die Karten gegeben und hohe Summen umgesetzt. Friedsam aber hatte dem Freunde endlich sein Wort gegeben und hasardierte nicht mehr. Als Willy ihn einmal fragte, ob er nie in Versuchung gerate, erwiderte er: „Wer so gräßlich viel Glück in der Liebe hat,

soll die Karten liegen lassen ... er würde von dem Kerl, dem Kartenschläger, rasiert und ausgeplündert werden."

„Du meinst, daß Viktor ... ein Falschspieler ist ... furchtbar!"

„Ich glaube es ... kein Sterblicher kann beides, so immenses Glück im Spiel und in der Liebe haben."

„In der Liebe?"

„Ja, gestern um Mitternacht überraschte ich im Kreuzgange zwei Geister, die sich umschlungen hielten, boshaft schlug ich mit dem Feuerzeug ein paar Funken und erkannte die Fliehenden, die königliche Elvira und den kleinen Korporal ... nur siedeheiße Verliebtheit hätte es fünf Minuten in dem eisigen Gange ausgehalten ... ja, das Maurenkastell und Mönchskloster ist jetzt eine Minneburg."

„Und ein Spukneſt! Nachts höre ich oft unerklärliche Geräusche."

In den letzten Nächten hatte das Knurren des Pudels ihn geweckt, er hatte Gemurmel und gedämpfte Schritte deutlich gehört und hätte zu gern die Ursache der Töne ergründet, doch der Wunsch des Priesters und die Hundekälte hielt ihn im Bett zurück. —

Feliciano stellte sich nach kurzer Abwesenheit wieder ein, begrüßte die fremden Offiziere und zeigte statt der steifen Grandezza, die selbst der spanische Bauer besitzt, ein mehr konziliantes Wesen. Er rühmte die gotische Tapferkeit der deutschen Legion, was viel sagen will, da jeder waschechte Hidalgo seine Nation für das alleinige und tapferste Heldenvolk der alten und neuen Welt hält.

Es fiel angenehm auf, daß Feliciano zuerst Viktors Hand ergriff und herzlich drückte mit den Worten: „Die wahren Patrioten sollen eines Sinnes sein ... wir wollen das kleine Renkontre als nicht geschehen ansehen, alle Tyrannenfeinde müssen Freunde sein."

Viktor, der durchaus kein Anti-Bonaparte und Franzosenfresser, sondern nur Soldat und Söldner war, lächelte ironisch, erwiderte aber den Händedruck. Die Rivalität der beiden Bewerber um Donna Elviras Gunst schien durch des Spaniers großherzige Gesinnung beseitigt. Der Gueril-

lero zog den Korporal oft ins Gespräch und überließ ihm allein den Platz an Elviras Seite mit der höflichen Bemerkung, er sei hier zu Hause und der Gast habe den Vortritt. Viktor machte der Schönen ausgiebig und unbestritten die Cour.

In einer Abendstunde führte Feliciano ihn in eine der tiefen Fensternischen, wo er vertraulich von seinen Unternehmungen und Überlistungen des Feindes erzählte und den Zuhörer aufs lebhafteste zu fesseln verstand, denn die beiden blieben eine volle Stunde in der Nische stehen. Viktor lauschte mit erregtem Mienenspiel, das Zwiegespräch fiel in einen sekreten Flüsterton. Die hitzblütigen Nebenbuhler schieden wie gute Freunde und schüttelten sich die Hände.

Wahren war darob gerührt und rühmte den großzügigen Charakter des Spaniers. Friedsam jedoch grinste. „Karamba! Ich traue keinem Spanier und keinem Italiener . . . ich habe den Guerillero verstohlen observiert . . . drei-, viermal schoß er unter den schläfrigen Lidern einen Blick auf Lisignolo ab, einen geradezu scheußlichen, heimtückischen, giftigen, teuflischen Blick, so daß ich glaubte, der leibhaftige Satanas wäre mitten unter uns.“

In dieser Nacht waren die Geister wieder sehr laut, schlurften und schlüpften in den Keller und schienen eine Last über die Steinstufen zu schleifen. Einmal bumsten und batzten die aufdringlichen Herren so unverschämt, daß der Hund gegen die Tür sprang und wütend bellte. Sofort wurde alles totenstill. — — — — — — — — — — — — — — —

Juanita Martinez ging sehr oft, wenn die Kirche von andern nicht besucht wurde, beten und ließ bigott den Rosenkranz durch die flinken Finger laufen. Es war aber ein wirkliches, inbrünstiges Beten zu ihrer Schutzpatronin, der heiligen Ursula. „Gütige Helferin, steh' meinem Herzen bei, beschütze meine Liebe und meinen Freund! Vergib mir die Sünde, daß ich einen Häretiker und Heiden lieb habe . . . ich will ja beten und ihn bereden, daß er ein rechtgläubiger Christ werde. Heilige Ursula, sprich mit dem großen Herrgott ein gutes Wort, so wird Gott den bösen Krieg beenden, alle Franzosen töten und meinen teuren Freund vor allen Kugeln beschirmen.“

Sobald die Kniende mitten in dem naiven Gebet einen raschen Soldatenschritt, ein kurzes Husten hörte, huschte sie eilig in die Seitenkapelle. Dort stand der Häretiker, lang, lieb und lächelnd, und streckte die Hände aus. Sehr prompt hatte die gute Ursula ihren Schützling erhört, alle Tage erfüllte die brave Schutzpatronin, was Juanitas Herz erflehte. Die feurige Spanierin küßte den langen, blonden Alemannen.

Die stille Zwillingsschwester Pepita hatte am Kirchengehen keinen Geschmack gefunden, sondern den Garten lieb gewonnen und lustwandelte in der verwilderten Baumwildnis. Der Fähnrich Dachenhausen teilte ihren Gustus und liebte die friedlichen Freuden eines Spazierganges, den er zufällig an demselben unbegangenen Orte und zu denselben Tageszeiten machte. Keine Blume blühte, kein Pirol schlug. Aber in dem kahlen, eisig kalten Garten, wo die Liebe wandelte, war der warme, wunderschöne Lenz. — —

Wahren schlenderte, um eine Stunde zu vertreiben, den Bergpfad hinunter und durch die gewundenen Gassen. Zum erstenmal dachte er darüber nach: Ist dieser Zustand ein Rausch? Und wie soll es enden? Allerlei ernste Gedanken gingen ihm durch den Sinn. Kürzlich war ihm eine Anweisung über 400 Pfund vom Hofmarschallamte des Herzogs von Cumberland übersandt worden, im reinsten Geschäftsstil, aber mit der kurzen persönlichen Bemerkung: Auf die eingegangenen Berichte über den Leutenant von Wahren, der sich bei Albuhera ausgezeichnet habe, sei die Summe von Sr. Königlichen Hoheit gnädig, jedoch unverbindlich verdoppelt worden. Willy hatte lange geschwankt, ob er das Geld behalten oder zurückweisen solle, und schließlich sich entschlossen, kein skrupelhafter Tor zu sein. Das Postskriptum, wonach die 400 Pfund eine Prämie seiner Tapferkeit seien, beruhigte sein Ehrgefühl.

Wahren verfügte stets über Bargeld, was bei den meisten Offizieren der Legion nicht der Fall war, gewährte gutmütig und gern ein kleines Darlehen und war ein beliebter Kamerad. Der dunkle Punkt seiner Personalien wurde nie berührt, viele bewarben sich um seine Freundschaft, und einige

schmeichelten ihm. Diesen schenkte er kein Vertrauen, denn er war nicht mehr der Jüngling vom Lande, sondern bei aller Aufrichtigkeit menschenkundiger und klüger geworden.

Belustigt betrachtete der Flaneur die rege Tätigkeit der zahllosen Schweine, die freizügig und fleißig in allen Straßen wimmelten und wühlten; in seinem stillen Sinn lobte er die Borstentiere, welche die einzigen Straßenreiniger in den wenig sauberen Straßen Hispaniens waren und den Unrat in ihrem Magen fortschafften.

Da hängte sich der Leutenant von Mahrenholz, der just nicht nach seinem Gustus war, an seinen Arm, den er bis zum Abend nicht losließ. „Ich lungere seit einer Stunde vor dieser Weinschenke, die einen trefflichen Malaga und Xeres verzapft.“ Als die Anspielung nicht verstanden wurde, sagte er direkt: „Ich werde eine Bouteille mit Ihnen trinken, wenn Sie mir eine Pistole in Gold bis zum Löhnungstage vorstrecken.“

„Hier sind die Piaster! Trinken Sie die Flasche allein auf Ihre und meine Gesundheit!“

„Nein, dann nicht!“ Mahrenholz rümpfte gekränkt die rötliche Nase.

Nun ging Willy voran. Die Weinschenke war ein halb unterirdisches, halb dunkles Gewölbe, das mit seinen Pfeilern, Nischen und Winkeln nicht zu übersehen war. Der Raum schien leer, die eingetretenen Gäste setzten sich an einen Tisch und forderten Xeres.

Willy hörte plötzlich, ohne die Personen zu sehen, hinter dem Pfeiler ein halblautes Sprechen, merkte auf und verstand einige Worte und halbe Sätze.

„Verdammt gefährlich ist die Affäre ... man geht vorher zur Absolution ... er ist in der Falle ... der Marschall gefangen ... ich wette Ihren und meinen Hals“ — — —

„Parbleu ... Hals und Kopf sind der Einsatz ... je waghalsiger das Spiel, je besser ... Topp ... ich halte auf Halbpart.“

Willy kannte die Stimmen, die erstere war die des Guerillero, und die letzten Worte hatte Lisignolo in seinem frivolen Tone gesprochen. Merkwürdig, sehr merkwürdig, daß der

Spanier und der Legionär hier wie die besten Freunde beim Weine saßen und vertrauliche Gespräche führten. Feliciano bestellte eine frische Flasche und flüsterte auf den Italiener ein.

Wahren konnte von dem Geflüster kein Wort verstehen, wollte kein Horcher sein, aber auch den bloßen und bösen Schein strikt vermeiden. Daher trat er schnell hinter dem Pfeiler hervor und an den Tisch der beiden Herren, die er begrüßte. Beiden war eine Überraschung und Verlegenheit wohl anzumerken, Feliciano hatte ein finstres Gesicht, und Viktor fragte argwöhnisch: „Was hast du von unsrem Gespräch gehört? Wie lange sitzt du hinter dem Pfeiler versteckt?"

Als Willy ärgerlich erklärte, daß er soeben die Schenke betreten, lud der Spanier ihn zu einem Glase ein, und der Korporal lachte: „Sennor Varsenas will mich anwerben und ein Offizierspatent in seinem Freikorps mir verleihen."

Der Leutenant grüßte förmlich und entfernte sich bald.

In der Nacht ließen die rätselhaften Geräusche wiederum sich hören. Bei dem Stelldichein in der Kapelle sprach er mit Juanita von den nächtlichen Vorgängen, die seinen Hund in Aufregung brächten. Das Mädchen besaß einen starken Aberglauben, schmiegte sich erschrocken an ihn und wisperte: „Halte dich fern von dem Gespuke . . . wenn du etwas hörst, stecke den Kopf unter die Decke und bete einen Rosenkranz, dann wird die heilige Ursula dich behüten."

„Unsinn!" sagte der aufgeklärte Krieger.

„So gewiß Gottes Dasein bewiesen ist, so gewiß hausen böse Gespenster im Kloster . . . o Willy, sieh . . . sieh . . ."

Eine halb Ohnmächtige hing an seinem Halse, zitterte und hauchte: „Sahst du nicht die schwarze Gestalt . . . hinter dem Altar verschwinden? O, es spukt hier am Tage . . ."

Er konnte nicht bestreiten, daß er auch mit seinen vorurteilslosen Augen soeben ein Etwas gesehen habe, das einem dunklen Gewande glich und am Altare hinter Holzgerümpel verschwand; er wußte keine ausreichende Erklärung, war aber von dem brennenden Wunsche, das Unbegreifliche zu ergründen, beseelt. Das Maurenkastell und Mönchskloster barg in seinen Kreuzgängen, Kellern und Katakomben ein

Mysterium, das seinen Unternehmungsgeist anregte und seine Lust an Abenteuern reizte.

Jetzt, am hellichten Tage, wollte er, begleitet vom spürnasigen Hunde, die ganze Örtlichkeit erforschen und durchstöbern. Er durchwanderte die endlose Öde der Gänge und Zellen, der Flügel und Anbauten, er guckte in jede Nische, jeden Erker, öffnete zahllose Türen und kletterte hunderte von Steinstufen auf und ab, ohne daß irgend etwas ihm oder dem Pudel aufgefallen wäre.

Willy stieg furchtlos in die dämmrige Tiefe des Kellers hinab, wo sein erstaunter Blick ein unterirdisches, vielleicht noch endloseres Klostergebäude entdeckte. Hier war ein Labyrinth von dunklen, modrig dumpfen Gängen, darin ein Unkundiger sich verirren mußte, hier war eine Menge von Türen, eine beängstigende Fülle von Verließen und Verschlägen, von finstren Räumen, Schächten und Treppen. Kühn drang er in dem schaurigen Hades vorwärts. Aber seine Brust rang nach Atem in der Moderluft, eine Angst, daß er den Weg nicht zurückfände, hemmte seinen Fuß und befahl ihm die Umkehr.

Grauenhaft war hier die Luft, ein pestilenzialischer Gestank von Leichen, von Leichen, die lange gelegen! Waren hier die Katakomben, davon der Priester erzählt, und die Grabstätten der ersten Christen? Puh, es stank wie Fäulnis und Verwesung!

Da mußte er über seine eigne Torheit lachen. Jene Toten, seit 1800 Jahren dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen, waren längst Staub geworden, Staub und Erde, ohne den kleinsten Verwesungsgeruch.

War sein Geruchssinn ein Opfer der Einbildung und Selbsttäuschung? Nein, nein, genau so scheußlich unerträglich hatte das Schlachtfeld mit den unbestatteten Leichen am dritten sonnenheißen Tage nach der Bataille gerochen. Hier irgendwo in der Finsternis mußten Leichen liegen, der gleiche, grausige, erstickende Gestank schwängerte die Luft und schlug ihm mit seinen giftigen Miasmen entgegen.

Der Hund winselte und schnüffelte, sah zu seinem Herrn fragend empor und fing plötzlich mit Eifer, ja mit Wut zu

wühlen und zu kratzen an. Morsches Holz zersplitterte unter seinen Pfoten, mit den Zähnen riß er ganze Stücke heraus. Dort schien eine große, mit Holzbelag verschlossene, mit dicker Staubschicht bedeckte Zisterne zu sein.

„Treu, was ist da? Was suchst du?"

Der Hund heulte jämmerlich — das war seine Antwort — und arbeitete mit rasendem Eifer und riesiger Kraft.

Jetzt war ein breites Loch ins Holz gerissen — jetzt schlug der Leichengestank in Schwaden empor und auf die Menschenbrust — das winselnde Tier zerrte mit seinen Zähnen, zerrte an einem Stücke von zweierlei Tuch — o, es zerrte den Arm einer französischen, mit Litzen besetzten Uniform aus dem Loche ans düstre Kellerzwielicht.

O Graus! Willys Haare sträubten sich, bei dem Anblick ging ihm ein Schauder durch Mark und Bein. In der Uniform stak ein Menschenarm, und gekrallte Knochenfinger reckten sich dräuend empor.

Willy wollte entsetzt vor dem grauenhaften Spuk der Totenhand entfliehen, aber der Soldat, der vor dem Leichenblick nicht flieht, erwachte in ihm.

An diesem Orte war ein schauerliches Geheimnis, vielleicht ein schändliches Verbrechen begraben worden. Obgleich die mephitischen Dünste menschlicher Verwesung aus der Gruft in dickem Brodem aufstiegen und den Odem vergifteten, schlug seine zitternde Hand mit dem Feuerzeug kleine Funken, die wie flüchtige Blitze die Finsternis eine Sekunde lang erhellten. Sein Auge stierte in die Tiefe, sein Blut erstarrte.

Der Pudel — selbst die unvernünftige Kreatur erfüllte solch Menschengreuel mit Entsetzen — der Pudel hob die Schnauze hoch in die Luft und heulte in hohlen, gräßlichen Tönen, als wenn die Erinnerung an seine französische Zeit in ihm erwache und er von dem Franzosenmorde zum Himmel Klage und Anklage erhebe.

Willys Auge stierte in die Tiefe. O Graus, o Greuel! Ein Knäuel von menschlichen Köpfen, Gliedmaßen, Armen und Beinen, von Uniformfetzen umhülltes Totengebein füllte die Zisterne bis zum obersten Rande. Viele, viele Leichen

von ermordeten Franzosen waren in die Grube hineingeworfen, zusammengestampft, gequetscht, geknetet worden zu einem menschlichen Moderbrei.

In der Nähe des Klosters war offenbar im tückisch-düstren Hinterhalt eine jener berüchtigten Greueltaten, eine von jenen Bestialitäten, die den spanischen Namen schändeten, begangen worden, und die verscharrten, versenkten Opfer eines ungeheuren Massen- und Meuchelmordes hatte des Hundes Spürsinn ans Tageslicht gebracht.

Blaß und übel vom Geruch, vor Aufregung zitternd, eilte Wahren aus der Unterwelt empor, um sofort den Priester aufzusuchen, dem er in heftigster Gemütsbewegung, und ohne seinen Abscheu zu verhehlen, seine grausige Entdeckung mitteilte. Was er dem wenig überraschten, aber finster-verdrießlichen Priestergesichte ansah, sagte er dem Pfaffen auf den Kopf: „Hochwürdiger, Sie . . . Sie sind ein Mitwisser des Meuchelmordes! Stehen Sie mir Rede! Die ganze Wahrheit will ich wissen . . . ich muß militärische Meldung erstatten."

Die Miene des Priesters wurde glatt und gleichmütig und lächelte sogar ein wenig. „Sachte, sachte, lieber Freund meines Volks, Freund meiner Schwester, meines Hauses und meines Herzens!" Martinez legte die Hand auf den bebenden Arm.

Was wollte und sollte die Anspielung? Der Offizier war sprachlos.

Der Priester redete fließend. „Wenn Sie zehn oder zwanzig Franzosen erschießen, nennen Sie das etwa Mord? Wenn wir die Feinde, die Bestien, die uns foltern und unser Land fressen, schlagen, hängen und brennen, ist das nicht unser gutes Recht und eine heilige Rache? Nur Franzosenkadaver sind der rascheren Bestattung wegen in die Zisterne gestürzt worden, neun Stück wurden im Garten verscharrt, was aber zu langsam ging. Hören Sie den Hergang! Es ist ein richtiges Guerilla-Histörchen und Heldenstück. Als Massenas Heer vor Torres Vedras lag und schweren Hunger und Durst litt, zogen Fouragierabteilungen meilenweit durch unser armes Land, um die letzten Brotkörner und

Weinreste zu rauben. Ein Detachement von 43 Mann kam in der Stadt an, verprügelte den Alkalde, knuffte und puffte mich und die geistlichen Brüder und schnob wild: „Schafft Brot, Fleisch und Wein zur Stelle, oder ihr müßt baumeln!" Demütig erwiderten wir, daß wir nur einen trefflichen Wein hätten, und wir zeigten ihnen, wo das älteste und stärkste Gewächs lagerte. Die Kerle, vom Hunger ausgemergelt, nur Haut und Knochen, fielen über den Wein her, wie die Fliegen ins Honigglas, zerschlugen die Fässer und soffen viehisch, um den leeren Bauch zu füllen. Betrunken wälzten sich die Schweine im roten Rebenblut, auf dem Kanapee schlief ihr Hauptmann, ein paar Korporale torkelten noch auf den Füßen, und meine Schwestern mußten vor den Tieren die Tür verrammeln. Wie sinnlos und trunken sie waren, haha!" Fröhlich lachte der Priester und fuhr fort: „Da kam die Partida durch die Klosterfenster, die von innen geöffnet wurden, gekrochen, einige unsrer tapfren Frauen tunkten den Hauptmann und die Korporale mit dem Kopfe in den ausgelaufenen Wein, damit sie sich zu Tode söffen ... jeder Guerillero tauchte seinen Dolch oder Degen in jede verruchte Franzosenbrust, dreißig Spanier fochten hier, dreißig Wunden hatte jeder Feind, dessen Seele Gott verdammen möge! Die 43 Leichen wurden so gut versteckt und alle Spuren des Gerichts so sorgfältig verwischt, auch war kein einziger Verräter in der ganzen Stadt, so daß die Tat nie ruchbar wurde. Gelobt seien die Heiligen! Wir Männer und Priester wären alle gehängt und massakriert, und die Stadt wäre von den rasenden Franzosen verbrannt worden. Mehrere französische Kommandos verhörten scharf den Alkalde und die Obrigkeit, die standhaft blieb, suchten und scharrten im Kloster, in allen Häusern und Gärten, ohne eine Spur zu finden. Einquartierte Chasseurs erzählten an meinem Tische von dem rätselhaften Verschwinden eines ganzen Detachements, das vom Erdboden wie weggezaubert sei. Haha! Die Dummköpfe! Ein deutscher Offizier ist klüger als zwanzig französische Herren und entdeckt sofort die Zisterne."

Das sollte wohl ein Kompliment für Wahren sein. Im ruhigen Ton, mit Gleichmut, ja mit Genugtuung hatte der

Priester die gräßliche Mordsgeschichte wie ein unterhaltsames Kriegshistörchen erzählt.

Der Leutenant, dem es bald eisig über den Rücken lief, bald der heiße Zorn in die Schläfe stieg, öffnete die zusammengebissenen Zähne und sagte kalt und hart: „Betrunkene hinschlachten, das ist dem Deutschen keine Heldentat, sondern ein hinterlistiges Verbrechen. War Feliciano Anführer bei dem Morde?"

Martinez schwieg und sagte dann scheu: „Sie wollen Meldung erstatten?"

„Nein, das hätte keinen Zweck mehr. Die englische Armee mißbilligt und verhütet, wo sie es kann, die Grausamkeiten der Guerillas und Partidas, aber schon geschehene Morde und Greuel ahndet der Engländer nicht, da er nicht Richter im Lande ist . . . der ewige Richter dort droben wird jede Barbarei und Heimtücke heimzahlen."

„Gott gab die Todfeinde, die Verbrecher an meinem armen Volke, in unsre Hand. Feliciano heißt der spanische Held, der Cid unsrer Zeit, von dem noch nach hundert Jahren unser Volk und unsre Frauen singen werden." Fanatisch funkelten die Priesteraugen.

Aber im nächsten Augenblick war er der humane, tolerante, weltmännische Kurate, der so liebenswürdig lächeln konnte und so zutunlich die Hand auf den noch immer zitternden Arm des Deutschen legte. „Regen Sie sich nicht über die kleine Affäre auf! Was zählen 43 Menschen, wo Bonaparte bis jetzt mit 70 000 Soldaten den frechen Fürwitz seines spanischen Abenteuers bezahlt hat? Die paar Trunkenbolde sind der Rede und Rechnung nicht wert, wo alle, alle 200 000 Franzosen auf unsrer Halbinsel ihr Grab finden werden. Dazu helfen Sie getreulich mit . . . Dank, Dank, mein lieber, junger Freund! Würden Sie nicht mit Freuden zustoßen, wenn Bonaparte selbst Ihnen vor die Klinge käme?"

„Gewiß, mit Wonne würde ich den Antichristen umbringen . . . ein Cid tötet seine Feinde mit Lust, jedoch nur in ehrlicher Feldschlacht."

„Andre Völker andre Sitten! Jetzt ist Spaniens Notzeit,

der ungeheure Jammer schreibt neue, grausame Gebote. Auf der Kanzel, im Beichtstuhl verkünden wir Priester den Franzosenmord als gottgefällige Tat. Kommt der größte Sünder zu mir in den Beichtstuhl, so erhält er völlige Absolution, wenn er zur Sühne gelobt, einen Franzosen umzubringen. Darum wird der Tyrann und Welteroberer an Spanien zerschellen."

„Nein, Germanenmut und Teutonengrimm wird ihn fällen."

Beide waren Propheten, und ihre Weissagung hat sich erfüllt.

Martinez machte einen höflichen Vorschlag. „Ich will einen Leuchter holen und die Unterwelt des Klosters Ihnen zeigen."

Wahren ließ sich von dem Mentor führen und merkte wohl, daß er kaum die Hälfte des verwirrenden Labyrinths zu sehen bekam. Der ganze Klosterberg war von Schächten und Gängen durchwühlt. In den Katakomben, wo Schädel und Knochen und Menschenstaub hoch an den Wänden lag, sprach der Priester plötzlich von dem blühenden, sprühenden Leben, von der lustigen, lebhaften Juanita. Er rühmte die vielen Vorzüge seiner Schwester, ihre Tugendhaftigkeit und Treue, ihre kindliche Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit, er verschwieg nicht ihre kleinen Schwächen, ihre unverfälschte, fröhliche, flatternde Art — eitel süße Mängel, die des Weibes Liebreiz mehren. Er sah den Leutenant fragend an, als wenn er Aufschluß, Antwort, vielleicht eine Beichte erwarte.

Wahren schwieg verlegen und dachte um so eindringlicher über den Kirchenspuk nach, der Juanita und ihn am hellen Vormittage erschreckt hatte. Herr Martinez hatte unzweifelhaft das Stelldichein belauscht und das dunkle Gewand getragen, das hinter dem Altare verschwand. Wünschte der Bruder, der an seinen Schwestern Vaterstelle vertrat, die unverbindliche Liaison und Amour zur offiziellen Verlobung zu machen?

Willy, dem noch der Gestank und das Grausen der Leichenzisterne in der Nase und den Gliedern saß, war nicht in verliebter Gemütsstimmung und spürte im Augenblick keine

heißen Wünsche, sondern einen kleinen und kalten Schreck. Es sollte doch nicht in der sakramentreichen katholischen Kirche die Verlobung ein Sakrament, ein unlösliches Sakrament sein?

Dieser liebenswerte Priester hatte bei aller Humanität einen rätselhaften, unheimlichen Untergrund. Auch das Kloster, das wohlige Winterquartier, die wonnige Minneburg, barg scheußliche Geheimnisse in seinem dunklen Schoße. Und selbst die herrliche Juanita mit ihrer süßen Unschuld, ihrem kindlichen Frohsinn, ihrer verlangenden Liebe und flammenden Glut hatte in ihrem innersten Wesen etwas Verborgenes und Fremdes, das ihm rätselhaft und unverständlich blieb.

Willy fand seinen Kameraden am Blechofen sitzen, und Friedsam Fürchtegott klagte drollig: „O ich Glücklichster, ich werde geliebt! Aber vor dem unheimlich großen Glück beschleicht ein leises Grauen meine Seele."

„Du fürchtest den Neid der Götter?"

„Nein, Pepita will mich aus der Kompagnie wegheiraten. Hast du schon in der englischen Armee Lord Wellingtons einen kopulierten Fähnrich gesehen? Übermorgen gibt die Familie Martinez eine größere Gesellschaft, wir werden eingeladen . . . man arrangiert einige niedliche Überraschungen . . ."

„Was denn?"

„Der Hausherr wird sich erheben und deine und meine Verlobung deklarieren, der Priester wird uns segnen und die Mutter Donna Maria wird ihre Eidame abküssen . . . sind das nicht kleine, nette Sürprisen?"

Willy lachte etwas gezwungen. „Du scherzst."

„Mir schwant . . . eine Spanierin ist kein deutsches Gretchen und läßt nicht mit sich scherzen."

Die im Hause wohnenden Offiziere erhielten in der Tat eine schriftliche Einladung zu einem kleinen „Refresco" abends 7 Uhr. Die kleine Erfrischung war ein großes Traktement mit mehreren Gängen, vielen Weinen und zahllosen eingemachten Früchten.

Willy lächelte im stillen über das zeremonielle und steife

Wesen, das der Spanier in größerer Gesellschaft stets zur Schau trägt.

Der letzte Gast, Feliciano, trat ein und trug die kleidsame Nationaltracht des Kastilianers. Wahrlich, ein stolzer Mann voll Grandezza und doch voll Grazie, eine Herren- und Herrschergestalt, die mit jeder Miene und Geste zu sagen schien: Yo soy un hidalgo! Ich bin ein Hidalgo! Über die linke Schulter war der spanische Mantel lässig geworfen, die enganschließende, mit Silberknöpfen gezierte, gestickte Jacke hob die prächtige Brust und die Kraft der Schultern noch mehr hervor, prall um die kernigen Beine und Waden schmiegten sich die Pantalons und Ledergamaschen, die purpurrote Schärpe, darin der kostbare Dolch stak, umwand die Hüften. Mit Anstand nahm Feliciano den feinen Kastorhut vom schwarzlockigen Haupt und begrüßte die Offiziere mit dem spanischen Gruß: Buenas tardes, Christianos! Guten Abend, ihr guten Christen!

Nein, Buenas tardes, Hereticos müsse er sagen, rief Juanita witzig, denn die Herren seien Ketzer, Häretiker von der schlimmsten, lutherischen Sorte.

„Ob Heide oder Muselmann, ob Korporal oder Leutenant, einerlei . . . wer die meisten Franzosen tötet, ist heutzutage der beste Christ," antwortete der Guerillero und begrüßte Viktor Lisignolo besonders herzlich. „Ich hatte heute nacht einen merkwürdigen Traum. Das Bataillon paradierte, Sie hatten, was mir auffiel, funkelnagelneue Epauletten . . . Sie werden Offizier werden."

Viktor wurde heiß. „Das ist undenkbar in der englischen Armee."

„Wenn Sie den Bonaparte mit eigner Hand gefangen nehmen, ist das Avancement nicht ganz unmöglich," sagte der Chirurg trocken und boshaft.

Da trat Donna Elvira, die von Seide knisterte und von Goldschmuck blitzte, wie eine Königin an die Seite des schmächtigen Italieners, legte die Hand auf seinen Arm und lächelte. „Sie werden mich zu Tisch führen."

Viktor jubelte: „Ich habe meine Auszeichnung und mein Avancement, der Traum hat sich erfüllt."

Feliciano zog hastig sein Taschentuch, darin er sein Gesicht vergrub. Heiter aber war sein Antlitz, als er sich vor dem Muttergottesbilde bekreuzigte und vor der alten Dame, die darunter saß, verbeugte.

Wahren saß bei Tisch neben Juanita, die mit den weißen Zähnen und dem drolligen Munde ihn anlachte und in ihrer festlich geschmückten Schönheit einen unsagbaren Zauber auf ihn ausübte. Sie trug die kleidsame Basquinja, das enganliegende Kleid von Samt und Taffet, mit handbreiten Fransen garniert, mit weißen Achatperlen bestickt, so daß ihre ganze Gestalt im Schein der Lichter märchenhaft glitzerte und sein Auge blendete.

Seine Juanita war eine perlenbesäete Prinzessin aus Tausend und einer Nacht, die heute abend die selbstbewußte, aber durch den tief entblößten Hals auch aufdringliche Schönheit ihrer Schwester in den Schatten stellte. Und das zarte Stück Mousselin, das ihre schimmernden Schultern keusch verschleierte, entzückte am höchsten das Herz des Deutschen.

Hinter dem Fächer, den er ihr geschenkt hatte, spielten ihre Blicke, nur die Spanierin versteht die anmutige Handhabung, das Spiel, die Sprache des Fächers. Schelmisch erzählte sie ihm die hübsche Landessitte. Vor der Einsegnung müsse der Spanier seiner Frau versprechen, jede Woche ihr zwei Paar Schuhe und einen Fächer zu schenken.

Der gewissenhafte Wahren hielt es für seine Pflicht, alle falschen Voraussetzungen über seine Vermögenslage zu zerstören. Die Schöne ließ sich aber ihren kindlichen Glauben, daß alle englischen Offiziere reich seien, durchaus nicht nehmen und kicherte schlau: „Ja, du bist arm . . . darum iß dich für ein paar Tage satt, du Ärmster!“

Freigebig füllte sie ihm den Teller. Er wehrte verzweifelt ab und würgte, die Augen im Kopfe verdrehend, die Speise herunter. Das erste Gericht war brennender, beißender Pfeffer, mit etwas Fleisch gewürzt. Das zweite schwamm in Öl und war noch grausiger; schon der Dunst der siedenden Olive war ihm ein Gestank. Dieses einzige, allbeliebte Fett des Landes, das dem Spanier Schmalz und Butter ersetzt, wollte nimmer dem deutschen Gaumen munden. Während

er mit schmerzlich verzogenem Gesicht die fettige Tunke in sich würgte, lachte ein Kobold neben ihm: „Du wirst noch lernen, die herrliche Olive lieb zu gewinnen.“

Gott sei Dank, die aromatischen Weine spülten die Übelkeit weg; edle Marken, Malaga, Xeres, der feurige Tinto de las Montanas und der milde Hospitalwein von Aragonien, wurden fleißig eingeschenkt. Der Priester war ein Weinkenner, und das unterirdische Kloster barg in seinem Schoße nicht nur Mord- und Modermysterien, sondern offenbar auch einen reichen und ausgewählten Weinkeller. Der Leutenant stillte seinen Durst und sättigte sich an der Fülle der schönsten Südfrüchte. Juanita füllte seinen Teller bis zum Rande und flüsterte die Namen der Götterfrüchte: Nuezes vizcaynas — Nüsse —, Limas dulces — süße Zitronen —, Uvas — Trauben —, Pasas — Rosinen —, Melones — Melonen —, Brevas — Feigen —, Melocotones Albaricoques y Cerezas — Pfirsiche, Aprikosen und Kirschen.

Franzisko Martinez hatte gegen Schluß des Mahles sich erhoben, setzte sich ans Spinett und schlug die Töne einer Tanzweise an. Kaum waren die ersten Takte erklungen, als alle Hände und Füße sich bewegten, die Augen blitzten, die Lippen summten, die Glieder vor Tanzlust zitterten. Eine Tanzweise elektrisiert die Söhne und Töchter dieses Landes, die schon bei den Römern als die ersten Tanzkünstler der alten Welt galten und noch heute den Tanz leidenschaftlich lieben und wie eine echte Kunst ausüben.

Im Nu wurden die Tische fortgeräumt; das einstige Refektorium der Mönche war ein Ballsaal geworden. Der wackre Priester, streng gläubig auf der Kanzel und unnachsichtig im Beichtstuhl, aber in heiterer Gesellschaft ein liberaler Herr, allem Menschlichen nicht feind und ein Freund der Freude, schlug sehr tapfer die Tasten, so daß das alte Instrument, was noch an Musik in seinem Saitenleibe war, hergeben mußte. Die Magd spielte die Gitarre, die jungen Damen schwangen behende die Kastagnetten, Feliciano handhabte den Zambomba, ein komisch brummendes, quietschendes Ding, das Instrument des Bauern, der einen

irdenen Topf mit Pergament überspannt, ein Rundholz hineinsteckt und mit den Fingern auf und ab fährt.

Man tanzte die spanische Tertulia und Seguidilla, aber auch französische Rundtänze und Menuetts. Donna Elvira webte und schwebte wie die göttliche Terpsichore dahin, ihr Tanzen war eine Kunst, ein ästhetischer Genuß, zog alle Blicke auf sich und erregte höchste und stumme Bewunderung. Auch Juanita wirbelte mit einer Lebhaftigkeit und Leichtigkeit, einer Anmut und Ausdauer, die an Willy schwere Anforderungen stellte, über den Grund. Er war dem Furor und Feuer einer spanischen Tänzerin nicht gewachsen und hatte noch nie so steif und unbeholfen sich gefühlt.

Kühle Erfrischungen, Sorbet und Limonade, wurden gereicht. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Die Offiziere tauschten einen Blick und tuschelten sich ins Ohr: Ist der kleine Korporal verrückt geworden? Mitten im Saale kniete der Italiener zu Donna Elviras Füßen, die Gäste umdrängten ihn.

Er erwies seiner Dame eine exzentrische, aber echt spanische Kourtoisie, die bei den deutschen Herren Aufsehen und Anstoß erregte. Und woher kannte er, der Fremdling, die servile Sitte der verliebten Jünglinge Kastiliens? Hatte Elvira ihm eine Aufforderung und Anweisung ins Ohr geflüstert? Viktor nahm zierlich ein Glas Sorbet vom Tische, beugte ein Knie, kredenzte der schönen Donna den Labetrunk und verharrte so lange in der knienden, knechtischen Stellung, bis sie, langsam schlürfend und den warmen Blick in sein Antlitz versenkend, das Glas geleert hatte.

Was sagte wohl der Guerillero zu dieser knienden, kuriosen Anbetung? Er schleuderte einen flüchtigen, aber fürchterlich giftigen Blick, sein hartes Gesicht arbeitete heftig, bis es glatt, gelassen, ja gefällig wurde. Mit dem liebenswürdigsten Lächeln, mit ausgestreckter Hand ging er auf Viktor zu, half ihm beim Aufstehen und sagte laut und schmeichelhaft: „Meine Achtung, Sennor! Obgleich Ausländer, wissen Sie, was feiner Anstand ist, und wie ein galanter Kavalier sich zu benehmen hat."

Vertraulich faßte er den Korporal unter, um zu plaudern.

Allmählich und wohl absichtlich führte er ihn in die fernste Fensternische, wo eine lange Unterredung geführt wurde. Willy passierte im Tanze die beiden, als just die Musik aussetzte, und hörte darum ein Wort, das Feliciano im Eifer laut sprach. „Ich will das heilige Sakrament darauf nehmen, daß man Ihnen für solche Bravour das Offizierspatent geben wird und geben muß.“

Willy fing zufällig diese Worte auf und fragte sich verwundert: Wie kann der Mensch dem Korporal das Unmögliche so gewiß versprechen und mit der heiligsten Beteuerung, die der Spanier kennt, seine törichte Rede beschwören? Warum schmeichelt er dem krankhaften Ehrgeize des Italieners? Und welches Bravourstück ist gemeint, jetzt wo die Waffen ruhen? Willy wiegte argwöhnisch den Kopf und konnte Sinn und Absicht der Rede nicht ergründen.

Die nächste Zukunft sollte eine furchtbare Antwort geben.

Irgend jemand rief: Fandango, Fandango! Das bloße Wort rief eine allgemeine Bewegung hervor; das ist nämlich der Tanz aller Tänze, der den Spanier hinreißt, berauscht, elektrisiert und aufs höchste entzündet, entzückt und verzückt.

Ein Paar trat in den Kreis. Feliciano schaute hochmütig, seines Triumphes gewiß, sich um. Wer anders als er und Elvira, die königlichen Gestalten, hätten den königlichen Fandango, den Feen- und Grazientanz, treten und tanzen können?

Ohne sich nur mit einer Fingerspitze zu berühren, weben und schweben, wiegen und schmiegen sie sich. Lust und Leidenschaft, Verlangen und Sehnsucht atmet ihr ganzes Wesen.

Wie lockend ist sein Gebärdenspiel, wie kühn und gewandt seine Sprünge! Wie funkeln und blitzen, seufzen und schmachten ihre Augen!

Des Weibes Körper ist von der Erde losgelöste Bewegung und Anmut, ihre Füße, Arme und Glieder sprechen, ihre Mienen reden und verraten des Herzens heiße Glut.

Der Fandango steckt an, alle Pulse fiebern. Ein Entzücken, ein Rausch ergreift die Zuschauer, daß sie wie verzaubert, von Sehnen erfüllt, von Lust entflammt sind. Sogar die deutsche kühle Besonnenheit wird südländische flammende

Begeisterung, die Vernunft schweigt, Gefühl und Sinne schwelgen, das Auge glüht trunken, die Seele taumelt in höchster Ekstase.

Willy, vom bloßen Anblick des Fandango außer sich, umschlang in ungestümer Lust Juanita, die neben ihm lehnte und leise seinen Arm fortnahm.

Plötzlich steht der Tänzer still. Elvira spricht mit den Armen, stützt die schön gerundeten Aphroditearme in die Hüften, streckt sie sehnend nach ihm aus, hebt sie flehend empor und läßt sie verzweifelt sinken.

Arriba, arriba! rufen die Zuschauer.

Da packt neue, wildere Leidenschaft die Tänzer, die Musik rauscht in volleren Akkorden, immer stärker klappern die Kastagnetten. Die Liebe- und Wonneberauschten schweben sich näher und näher. Scham hält das glühende Weib zurück, der sich selbst bekämpfende Mann wagt nicht, die Geliebte an sich zu reißen. Jetzt aber will die Liebe alle Schranken überfliegen, Hüften und Lenden zittern, jede Muskel ist gestrafft, der Blick sprüht Flammen, die Lippe bebt dem Kusse entgegen. Ihre Finger berühren sich, sie müssen ineinander versinken . . . die Musik wird leiser, leiser . . . vom Sinnenrausche wird die Scheu verschlungen . . .

Da geschah etwas Unerhörtes. Als wenn ein unsichtbarer Unhold Elvira in dem höchsten Augenblick von Feliciano zurückgerissen hätte, sprang sie rückwärts . . . wie eine trunkene Bacchantin flog die Tänzerin die Reihe herunter, im Liebeswahnsinn sprühten ihre Augen, ihr Atem keuchte von der ungeheuren physischen Anstrengung, ihre Hände rissen Viktor von seinem Sitz empor. An seine Schulter sich werfend, wirbelte sie mit ihm im tollen, wilden Reigen, ohne Ton oder Klang der Kastagnetten, in totenstiller, starrer Menschenversammlung.

Sie raste, bis sie hinfiel und, sanft in den Sessel gelegt, mit geschlossenen Augen schwer atmete.

Das war das unvorhergesehene Finale des Fandango. Alle blickten bestürzt sich an. Der Guerillero erbleichte und biß sich auf die Lippen; denn er war — o Schmach —

von seiner Tänzerin verlassen und eine schwere Beleidigung ihm zugefügt worden.

Was wird er jetzt tun? Willy beachtete jede Bewegung, jeden Blick des gekränkten Mannes. Kalt kehrte Feliciano — sein verzerrtes Gesicht drückte tiefste Verachtung aus — dem Weibe den Rücken, sein verschleiertes Auge schleuderte einen heimtückischen, satanischen Blick voll Höllenhaß und Hinterlist in die Richtung, wo Viktor stand, aber schnell fuhr er mit dem Taschentuch über die nasse Stirn, um den diabolischen Blitz zu verbergen.

Als er in den vollen Lichterglanz trat, ruhte seine Hand lässig auf dem Dolche im Gürtel, und sein Antlitz lächelte verbindlich wie zuvor. Der stolze Spanier war in dieser Stunde seiner tiefsten Demütigung sehr stark, wandte sich an Lisignolo und sagte lächelnd und so laut, daß alle im Saale es hören konnten und hören sollten: „Sie sind der Sieger geblieben in dem Wettstreit, ein andrer wäre vielleicht mein Feind geworden, aber Sie sind mein Freund . . . ein Fandango und eine Frau sollen unsre Freundschaft nicht trennen."

Eine Stunde später bestieg er sein Maultier, der Priester Martinez, der ihm mit dem Windlicht leuchtete, nickte nachdenklich vor sich hin, als der Guerillero längst im Dunkel verschwunden war.

Viktor stand glückstrahlend neben Donna Elvira, als Willy Gutenacht ihm sagte und in dem instinktiven Gefühl, daß er den Menschen vor dem Satansblick des Spaniers warnen müsse, einen Moment stehen blieb. Doch die Gelegenheit zu einem vertraulichen Worte fehlte, Lisignolo verließ als letzter Gast das Haus.

Am nächsten Morgen fehlte der Korporal beim Appell, wurde in seinem Quartier und überall, in Schenken, Spiel- und Trinkhäusern gesucht und nirgends gefunden.

In der Nacht nach dem Refresco und Fandango war Viktor de Lisignolo spurlos verschwunden, als habe die Erde ihn verschlungen.

Elvira Martinez lag in einer Klosterzelle hinter verschlossener Tür, und es hieß, daß sie das hitzige Fieber habe und heftig phantasiere. An der Tür saß die Mutter Donna

Maria, die viele Rosenkränze murmelte und ihre Tochter bewachte.

Die alte Magd, die draußen horchte, hörte Seufzen und Klagen, leises Weinen und wilde, verwünschende Worte und schüttelte den grauen Kopf. Was das wohl für eine plötzliche und schreckliche Krankheit sei? Und warum man den Soldatendoktor, der im Hause wohne, und den man umsonst haben könne, nicht zu dem armen Kinde hole? — —

---

Achtzehnter Abschnitt.

# Die nächtlichen Mysterien der spanischen Guerilla.

Vor der Front des ersten Bataillons der englisch-deutschen Legion wurde ein Regimentsbefehl verlesen. Der Korporal Viktor de Lisignolo sei in der Nacht vom 12. auf den 13. dieses Monats fahnenflüchtig geworden. Weil mehrere Desertionen in letzter Zeit vorgefallen seien und den guten Ruf der Legion geschädigt hätten, solle jeder, der den Deserteur ergreife und an das Kommando abliefere, eine Belohnung von 30 Piastern erhalten.

Kleine Trupps fahndeten in der weitesten Umgebung des Winterquartiers, ohne eine Spur des Verschwundenen zu entdecken, und sehr bald beruhigte sich das Bataillon über den Aufsehen erregenden Fall, denn wenig oder nichts gilt ein einzelner Soldat oder Korporal im Kriege. Die meisten teilten die Ansicht, die der Fähnrich Dachenhausen von Anfang an mit Nachdruck vertrat. Der Italiener sei eben ein unruhiger, unzufriedener Geist, einer von den unsichren, ewig überlaufenden Kantonisten, die wie die Zugvögel hin und her fliegen, nie länger als ein halbes Jahr an einem Orte es aushalten und bei dem ersten Anlaß, Verdruß oder Ärger ausrücken. Lisignolo sei von den Franzosen desertiert, um bei den Engländern Sold zu nehmen, jetzt habe er von den Engländern französischen Abschied genommen, um bei dem Feinde sein Kriegsglück zu versuchen. Der kleine, feurige Kerl habe närrische Prätensionen gehabt und bei seiner Desertion zu den Engländern offenbar geglaubt, daß Lord Wellington ihm das Offizierspatent auf einem Präsentierteller überreichen werde. Sobald er einsah, daß die Engländer keine Korporale zu Offizieren und Rittern schlagen,

verschwand er bei Nacht und Nebel, um vielleicht bei den Spaniern seine Fortuna zu versuchen.

Wahren trat warm für seine entgegengesetzte Überzeugung und Viktors Ehre ein und sagte dem Freunde ziemlich grob seine Meinung von der mysteriösen Geschichte. „Du redest in deinem eignen, egoistischen Interesse. Das Verschwinden des Korporals, bei dem du noch in einer netten Ehrenschuld stehst, befreit dich von einem unbequemen Gläubiger."

„Sehr wahr, ich weine dem Welschen keine Träne nach."

„Einfach unmöglich ist deine Hypothese ... Viktor ist nicht desertiert in der Nacht seines höchsten Glücks. Er liebte Elvira und erfuhr die Gunst der Stolzen in einem Maße, wie er es sich nicht träumen durfte ... mit Elviras Küssen auf den Lippen ist er nicht fahnenflüchtig geworden ... absurd ist die Annahme der Desertion. Er ist nicht ein Opfer seines großen Ehrgeizes, sondern als ein Opfer des Hasses und der Eifersucht hinterrücks ums Leben gekommen ... hast du den diabolischen Blick des Guerillero gesehen? Eifersucht ist die furchtbarste Leidenschaft des Spaniers, der als Nebenbuhler mit vergifteten Waffen kämpft. Was können wir tun, um das Verbrechen aufzudecken?"

„Ja, Feliciano hat den Teufel im Leibe ... ich traue es ihm zu, daß er mit seinem Dolche gespielt und zufällig den armen Viktor von hinten getroffen hat ... aber die Schlauheit aller Auditeure der englischen Armee wird dem verschlagenen Guerillaführer nichts nachweisen können. Wir haben auch nicht den kleinsten Indizienbeweis ... Viktor ist verschwunden, als wäre seine Asche im Winde verstreut. Wir müssen uns damit trösten, daß viele brave und noch bessere Soldaten in diesem Höllenlande Spanien ein ebenso ruhm- und ruchloses Ende gefunden haben. Ein Name mehr auf der Liste der 4000 Vermißten, die in Spanien verschwanden und verschollen blieben!"

„Wir müssen eine Spur des Verbrechens finden!" rief Willy. „Der Unheimliche ist der Meuchelmörder, der unter der lächelnden Maske der Freundschaft den Ärmsten in einen Hinterhalt gelockt hat."

„Sage das sehr leise, mein Lieber, sonst könntest du selber

eines Morgens vermißt werden ... man muß vor Spaniern und Spanierinnen, selbst vor der sanften Pepita stets auf der Hut sein, denn es ist ein feuriges, verstecktes, gefährliches Volk, dem man nie auf den Grund schaut. Darum hüte deine Zunge! Dem Teufelskerl, der ein ganzes Detachement Franzosen im Weinrausche mordete und meuchelte und die Leichen in der Zisterne wie Sauerkraut zusammenstampfte, ist ein Menschenleben nicht mehr, als wenn wir mit den Fingern knipsen und eine Fliege zerquetschen. Viktor ist wahrscheinlich verscharrt ... wir wollen den findigen Treu alles abpirschen lassen."

„Homo sapientissimus, das wollen wir tun!" Willy hatte nicht an das Nächstliegende gedacht.

Sie haben dem Hunde an Viktors Schuhen Witterung gegeben, den Garten, die Höfe des Klosters abgesucht, sie haben tagelang unverdrossen die Gassen und Höfe der Stadt, die Felder und Wälder der Umgebung durchstreift und jede verdächtige oder frische Stelle im Erdreich durchwühlt — aber umsonst, Treu fand nichts als weggeworfene Uniformlumpen. — — —

Im Detektiveifer hatte Willy ein Stelldichein ganz vergessen, und Juanita war in schwerer Unruhe. Die alte Magd brachte ihm einen Zettel, von der Hand der Geliebten den ersten Liebesbrief, den eine ungeschickte Kinderhand in einer recht mangelhaften Sprache geschrieben hatte. Mit der stilistischen und literarischen Bildung der spanischen Damen war es nicht weit her. Der Deutsche mußte über die so unbeholfenen Schriftzüge einer so schönen Hand lächeln. Solch Lachen ist aber der Liebe nicht gut, denn die Liebe, die kleine Lächerlichkeiten sieht, ist nicht mehr blind.

Willy ging, statt zu fliegen, mit bedächtigem Schritt und einem besinnlichen Gesichtsausdruck der Minnefreude entgegen. Was soll das werden? Er hatte kein rechtes Frohgefühl, sondern eine innere Unklarheit und Unsicherheit, ja er hörte sogar eine warnende Stimme, daß zwischen dem spanischen und germanischen Sinn und Charakter eine Kluft sei und bleibe und sein Fuß auf einem vulkanischen Boden schreite.

Juanita bemerkte sofort eine Veränderung an ihm und weinte eine, die erste Träne. „Was ist dir?“

Hart faßte und drückte er ihre Arme. „Wo ist Viktor Lisignolo?“

„Ach, wer weiß, wer weiß ... der Arme ... ich bete sechsmal täglich zu meiner Heiligen: Bringe den kleinen, schmucken Korporal zurück! Auch bete ich zwölf Rosenkränze für meine kranke Schwester Elvira, die im Fieber Feliciano verflucht und zärtlich Viktors Namen ruft.“

Die wußte in ihrer Unschuld nichts von einem Verbrechen.

Heftig verlangte er Aufschluß über den Guerillero Varsenas; und sie erzählte alles, was sie wußte. Feliciano sei eine Stunde vor Viktor aufgebrochen und auf seinem Maultier weit fort und in die Sierra hinaufgeritten, wo er mit seiner Partida einen Kriegsplan ausführen und viele Franzosen erschlagen wolle. —

In der Legion redete längst kein Mensch mehr von dem Korporal. Nur Willy hatte den Kameraden nicht vergessen und gab das Nachdenken und Nachforschen nicht auf. Immer mehr konzentrierte sich sein Verdacht auf das unterirdische Klosterlabyrinth mit seinen unerklärlichen Nachtgeräuschen und dem gräßlichen Mord- und Modermysterium der Zisterne; in seinem Gehirn setzte sich der Argwohn fest, daß Viktor in eine Falle gelockt und irgendwo im Klosterkeller verscharrt sei.

Er drang am hellen Tage, die Pistole unter dem Arm, die Laterne in der Hand, den Pudel an der Seite tapfer in die Tiefe hinein, hörte eine Stunde lang nur das Echo seines eignen Schritts, kam durch Katakomben, Schächte und Gänge und dreimal an seinen Ausgangspunkt zurück, als wenn er von einem Kobold im Kreise und an der Nase herumgeführt worden sei. Der wackre Kriegsmann wiederholte den Versuch und wanderte noch einmal unentwegt durch die Unterwelt. Da verlief er sich, wie in einem Irrgarten, rannte weiter und war in einer verwünschten Situation, bis er Treus Gebärdenspiel verstand, völlig der Führung des Hundes sich überließ und, von Schweiß triefend, aber tief

aufatmend, den ersten Lichtschimmer des Tages erblickte. Der Held von Albuhera hatte heute das Gefühl der vulgären Angst kennen gelernt.

Am Abend ließen die Gedanken ihn nicht einschlafen. Die Spanierin war ein feuriges, unfertiges Kind, das den starken Trieben des Weibes gehorchte und mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. Ihre Liebe beglückte, aber beunruhigte ihn auch.

Wie er so nach Mitternacht über die Gegenwart Revue hielt, knurrte der Hund. Draußen gingen gedämpfte Schritte. Im Nu war der Leutenant aus dem Bett, warf nur den Mantel um das Nachthemd und die nackten Beine, ergriff das Faustrohr und öffnete die Tür. Seine bloßen Füße gingen lautlos über eiskalte Fliesen. Drei, vier Gestalten, nicht Geister, sondern Menschen von Fleisch und Blut, schlüpften die Treppe hinunter, unkenntlich in der Finsternis. Willy trat dicht an einen Pfeiler und rührte sich nicht. Noch ein Nachtwandler eilte an ihm vorbei, hatte leider den Mantel, der auf der linken Schulter lag, gefaßt und den Zipfel als Maske über das Gesicht gezogen. Aber das war ohne Zweifel Felicianos sehnige Figur und stolze Haltung. Der Guerillero, der in der Sierra sein sollte, spukte hier und tauchte in die Tiefe. Willy spannte die Pistole und folgte ihm vorsichtig. Nur sein Ohr vernahm das Geräusch des besohlten Fußes, dem er nachging. Eine Tür knarrte, ein Lichtschein fiel blendend durchs Dunkel, dann war tiefe Stille und Finsternis. Wohin der Späher mit dem Fuße trat, mit der Hand tastete, überall war Mauer oder Erdwand oder der endlose, leere Gang. Nachdem Willy eine Weile, ohne etwas zu hören, oder zu sehen, gewartet hatte, kehrte er frosterstarrt in sein Bett zurück. Alles war wie ein Spuk, eine Vision und doch keine Einbildung gewesen.

Am Vormittage nach dieser Nacht erzählte Juanita in der Kapelle, daß der Guerillero frühmorgens zurückgekehrt, mit seinen Erfolgen sehr zufrieden und in bester Laune sei. Abends besuchte Leutenant Wahren mit anderen Offizieren die gastfreie Priesterfamilie, sein erster, erstaunter Blick fiel auf Feliciano, der neben der sehr blassen Elvira saß;

er ging sofort auf ihn zu, grüßte kurz und sagte unvermittelt: „Wo ist Lisignolo?"

Der Spanier ließ sich weder frappieren noch düpieren, blieb völlig unbefangen und antwortete im bedauerlichen Ton: „Ich höre soeben, daß der arme Kerl desertiert oder verschollen ist . . . er war mein Freund, ich bin fassungslos."

Elvira schloß die Augen, und alle schwiegen.

In diese Stille stürmte der dicke Chirurg hinein, schnallte den Säbel ab und gestikulierte echauffiert: „Haben Sie von der neuesten, tollkühnen Entreprise der spanischen Guerilla gehört? Acht Leguas östlich von Ciudad, also mitten in dem vom französischen Heere besetzten Lande, befindet sich ein französisches Lazarett in der Kirche von St. Jago, das man in dieser absolut gesicherten Position ohne militärische Schutzwache ließ . . . ein Überfall war ausgeschlossen, da ringsum drei Regimenter lagen. In der vorgestrigen Nacht bricht plötzlich eine starke Guerilla, die durch die Luft geflogen scheint, in die Kirche hinein, richtet ein fürchterliches Blutbad an und massakriert 200 blessierte und kranke Franzosen . . . nur ein Chirurg hat sich rechtzeitig unter dem Altare verkrochen, ist Augenzeuge der Greuel und schleppt sich halb ohnmächtig zum nächsten Posten. Als die umherliegenden Truppen alarmiert sind und den Mördern nachsetzen, sind die Spanier spurlos verschwunden und gleich den bösen Geistern davongeflogen. Wie die leibhaftigen Teufel, aufs grausamste haben sie die wehrlosen Verwundeten und Schwerkranken abgeschlachtet. Eine barbarische Scheußlichkeit!"

Feliciano zog die Lippen ins Schräge, sein Auge lauerte und lächelte in sich hinein; er antwortete gelassen: „Wehrlos? Die vielen Leichtblessierten haben sich mit Säbeln, Messern, Töpfen tapfer verteidigt . . . der Chirurg ist ein Feigling und Flunkerer . . . ich hab's von einem Augenzeugen, meine Herren!"

Er selbst war der Augenzeuge, der Anführer und Anstifter des barbarischen Massakres gewesen, das in beiden Heeren ungeheures Aufsehen erregte. — — — — — — — — — — — —

Willy hatte keine Ruhe vor dem ungelösten Rätsel und besprach mit seinem Freunde einen recht gewagten Plan.

„Deine Phantasie geht mit dir durch, sie werden nicht im Keller Lisignolos Leiche einbalsamieren.“

„Wer sagt dir, daß er tot ist? Sie mögen ihn dort unten lebendig eingemauert haben... — sobald die nächste nächtliche Versammlung sich hören läßt, nehme ich meine Waffen und den Hund und folge den Banditen auf dem Fuße, um ihr lichtscheues Tun und Treiben zu erforschen. Hast du Courage im Leibe?“

„Stets!“

„So begleite mich!“

Das Abenteuer war beschlossen, die Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt. Schon in der nächsten Mitternacht hörten sie ein murmelndes Geflüster. Die beiden Offiziere kleideten sich geschwind an, schütteten Pulver auf die Pfanne, legten den Hund an die Leine, traten auf den Flur und horchten hinter einem Pfeiler. Gestalten schlüpften vorbei. Schon wollten sie ihnen folgen, als noch ein Schritt eilig-ungedämpft sich näherte. Die beiden ließen den Verspäteten, der in seiner Hast unvorsichtig war, passieren und schlichen wie Schatten ihm nach. Nach einem ziemlichen Marsche durch die Stockfinsternis versank der unfreiwillige Führer plötzlich, doch ein Lichtschein von unten beleuchtete eine Sekunde lang die Lokalität — hier war eine Nische in der Wand und in der Nische eine Falltür.

Friedsam zauderte und wäre gern umgekehrt. Willy jedoch hob rasch und mutig die Tür, die gut geschmiert ohne das geringste Knirschen sich bewegte.

Unten standen die kecken Abenteurer in einem Gang, der von hinten aus einem hell erleuchteten Gemache genügend Licht bekam. In dem Raume sprach eine Stimme langsam und feierlich, ja salbungsvoll, als würden dort geheime, nächtliche Mysterien gefeiert.

Willy drang unverfroren-unbesonnen in die Versammlung hinein und stutzte wie gebannt, vom Bilde überwältigt, am Eingange. Friedsam blieb hinter ihm und schaute erschrocken ihm über die Schulter. Es war ein sehr großer, hell erleuchteter Raum, in dem mehr als hundert Männer der einen Stimme andächtig lauschten, und der nur durch seine

groteske Ausschmückung mit Totenemblemen unheimlich war. Hier hatten einst die Katakombenchristen ihre verschwiegenen, verbotenen Gottesdienste gefeiert.

Jetzt hielt offenbar eine Partida, eine Guerilla ihre Versammlung ab, und der sanfte Priester Martinez predigte mit heftigen Gebärden und flammenden Worten. Der einzige Schmuck des Altars waren grinsende Totenschädel, rings an den Wänden standen ein paar Dutzend aufrechtstehende Menschengerippe, eine schauerliche Wächterschar. Französische Waffen und Uniformen bedeckten als Trophäen die Mauern des großen Gewölbes. An der einen Wand war ein ganzes Waffenarsenal.

Alle Männer waren schwer bewaffnet, vor dem Priester lag ein gezücktes, gekrümmtes Maurenschwert.

Einer der zu hinterst Stehenden kehrte jetzt den Kopf, bemerkte die Eindringlinge und brüllte einen wilden Fluch und das in ganz Spanien gröbste Schimpfwort: „Borracho, Borracho!“ Trunkenbold! Er hielt die Offiziere für bezecht. Ihr freches Eindringen war ein nur durch totale Trunkenheit erklärliches Tollhausstück.

Sofort war die Versammlung alarmiert und alle in wilder, wütender, schreiender, schimpfender Aufregung. Fünf, sechs rissen das Stilett aus dem Gürtel und sprangen auf die Unverschämten ein. Aber die erhobenen Pistolen des Leutenants parierten, ohne in Aktion zu treten, den Angriff, die bloßen Rohre flößten dem Spanier, der bei aller Rage eine gewisse Feigheit besitzt, die nötige Vorsicht ein.

Franzisko Martinez drängte sich durch die Menge und rief beschwichtigend: „Die Herren Offiziere sind meine Freunde, sind Freunde Spaniens und Rächer des Vaterlandes, wie wir, sie sind Feinde der Franzosen und Hasser des verruchten Bonaparte.“

Der Priester in der Soutane stellte sich mit seinem geweihten Leibe mitten zwischen die Stilette und Pistolen und fragte die Deutschen vorwurfsvoll: „Warum stören Sie unsren Gottesdienst? Was suchen Sie hier?“

Der wagemutige Wahren schwieg verlegen.

Feliciano näherte sich, blickte ihn finster an und fragte höhnisch: „Womit kann ich dienen?"

„Wo . . . wo ist Lisignolo?" Es fuhr ihm über die Lippen, aber fest begegnete sein Blick dem verschleierten Auge des Guerillero, der die Achseln zuckte.

„Wissen Sie es? Weiß ich es? Die fremden Räuber haben mein unglückliches Land zur Räuberhöhle gemacht, die armen, nackt ausgeplünderten Bewohner müssen, um den brennenden Hunger zu stillen, stehlen und morden. Fluch den Verfluchten, die Mord und Totschlag ohne Ende erzeugten! Wahrscheinlich ist der Korporal unter die Wegelagerer, von denen das Land voll ist, geraten . . . Gott weiß es."

„Wir werden unsren Kameraden nicht wiedersehen," sagte der Leutenant mehr zu sich selber.

„Wohl nicht vor dem jüngsten Tage, wo alle Toten auferstehen." In dem einen Augenblick verlor Feliciano die Herrschaft über sein kaltes Gesicht, das zu einem schadenfrohen, diabolischen Schmunzeln sich verzog.

Und Wahren rief ihm ins Gesicht: „Der Gott, der alles gesehen hat in jener Nacht, wird das verborgene Verbrechen ans Licht bringen."

Dachenhausen trat jetzt vor und hielt eine kluge Rede. „Wir bitten die tapfren Herren, die Heldensöhne des berühmten Cid, die hier ihre großen Taten beschließen und ihre Freiheitswaffen vom Priester weihen lassen, wir bitten Sie alle um Verzeihung für unser unbefugtes Eindringen. Wir hatten viel von den Geistern gehört, die im Kloster nachtwandeln, und wollten aus Übermut den Spuk ergründen . . . auf der Gespensterjagd gerieten wir zufällig durch jene Tür und in diesen Raum, wo wir die besten Männer des Landes erblicken. Verzeihen Sie unsren Irrtum, unsren Wunsch, Geister zu bannen! Wir stehen ergriffen, erschüttert in Ihrem Heiligtum, Ihrer hohen Genossenschaft . . . Ihr Todfeind ist unser Todfeind, Ihr Kampf unser Kampf . . . wir haben die Bonapartehunde zu Tausenden erschlagen, wir wollen die Franzosen töten bis auf den letzten Mann, so daß kein Gallier lebend über die Pyrenäen kommen soll. Wir sind Kampfgenossen

und Kampfbrüder . . . das ist unser Stolz und Ruhm, daß wir Seite an Seite mit den Nachkommen eines Columbus, eines Cortez und Pizarro, mit den Söhnen eines Cid, den Helden Spaniens fechten dürfen. Wir haben nur einen Wunsch und eine Bitte: Nehmen Sie uns in Ihren Heldenbund auf!"

Willy war sprachlos und wunderte sich nur, wie der Schlingel so infam zu lügen und so bombastisch, wie ein echter Kastilianer, zu schwadronieren verstand. Die Rede machte aber den vortrefflichsten Eindruck, denn die Spanier können sehr viel Lob vertragen, leiten alle, alle ihre Abstammung von dem großen Cid her und hören gern ihre Tapferkeit preisen. Längst waren die Stiletts im Gürtel versenkt, viele Hände streckten sich aus, um Freundschaft mit den fürwitzigen Deutschen zu schließen.

Aber Feliciano rief mürrisch: „Die Fremden müssen sich sofort entfernen, nachdem sie geschworen haben, daß sie über das Gesehene Schweigen beobachten wollen."

Der Priester bat sie mit seinem sanften Lächeln, ihm zu folgen, und führte sie vor den Altar. Willy schaute sich gespannt im Saale um. Küraſſe, Uniformen der Infanterie und der Chasseurs a Cheval und andre von den Franzosen erbeutete Stücke bedeckten die Wände, doch irgendein englisches Uniformstück oder eine Spur von Lisignolo war nicht zu entdecken.

Während er den Schwur, den Franzisko vorsagte, nachsprach, grinsten die widerlichen Totenköpfe, als wenn sie ihn auslachten. Der Vorgang und alles mutete wie ein Geisterspuk und Hexensabbat ihn an.

Der Priester wandte sich jetzt an die andächtig lauschende Versammlung, und das milde Johannesgesicht glühte von wildem Fanatismus. „Wer einen Franzosen tötet, hat ein Kind des Satans umgebracht und ein gottgefälliges Werk getan, die heilige Mutter wird ihn erhören. Meine Brüder! Schlaget und erwürget die Heiden, tötet, mordet, brennet und bannet die Moabiter und Amalekiter, die Räuber unsrer Freiheit, die Schänder unsrer Frauen. Ich, der Diener der Kirche, der Bote Gottes, sage euch: Wer die größte Sünde

getan, ja wer ein Verbrechen begangen hat, es kann gesühnt werden. Gehe hin und töte so viele Feinde, wie deine Seele Sünden hat, und deine Sünden sind dir vergeben. Heilig, heilig ist das Vaterland und der Franzosenmord! Ich weihe und segne eure Waffen, die von Feindesblut trunken sind und nicht satt werden sollen, bis kein Franzose mehr seinen Fuß auf Spaniens Boden setzt. Ich verkünde euch Ablaß und Absolution im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes."

Das klang wie eine Blasphemie und weckte doch eine fanatische, frenetische Begeisterung im Herzen der haßerfüllten, bigotten Gemeinde.

Willy fühlte ein inneres Grauen und schüttelte sich, als wenn er den mitempfangenen Mordssegen von sich werfen wolle.

Das neue Unternehmen, das heute abend beschlossen war, und dem der Priester die Weihe erteilt hatte, blieb natürlich das Geheimnis der Guerilla.

Feliciano geleitete die deutschen Offiziere durch den Gang und die Falltür und bis an den Fuß der Treppe, wo er leise sagte: „Es wird Ihnen gut sein, wenn Sie das mutwillige Abenteuer dieser Nacht morgen früh wie einen Traum vergessen haben. Buenas tardes, Christianos!" — — — —

Schnell und plötzlich kam der Lenz, der gleich mit Sommerwärme einsetzte. Die wohltuende Winterruhe war zu Ende, die Waffen wurden gereinigt, blank und scharf gemacht; jeder Soldat ahnte, daß er schweren Schlachten und dem blutigen Entscheidungskampfe entgegenging.

Willy wollte seine Equipierung, da im Felde viel verreißt, verschleißt und verloren geht, erneuern und machte in den Läden und auf dem Markte seine Einkäufe. Als Geschenk für Juanita hatte er einen Halsschmuck aus Goldfiligran, mit Halbedelsteinen reich besetzt, bereits in der Tasche, aber auch einen Strauß der neuen Frühlingsblumen erwarb er von der Verkäuferin für die Hälfte des geforderten Preises. Während er die Realen hinzählte, näherte sich ein ungewöhnlich langer und elastischer Mönch, dem die eben noch keifenden Weiber den Saum der Kutte küßten. Willy betrachtete

neugierig den Kuttenträger, den das gottlose Weibervolk beinahe anbetete — der Strauß entfiel seinen Händen und ein Wort seinen Lippen: „Feliciano!“

Es war der Guerillero in Mönchsverkleidung, der rasch zwei Finger auf den Mund legte, gemessen in seiner frommen Maske durch die Marktmenge schritt und freigebig, aber vornehm den Segen spendete.

Sobald Willy mit der Geliebten zusammentraf, erzählte er ihr von dem unheimlichen Allerweltskerl, der bald Bauer und Bandenführer, bald Mönch und Mephisto und alles Mögliche in einer Person war. Die Mitteilung hat sie nicht im geringsten echauffiert, es war ihr offenbar eine alte Neuigkeit, denn sie lächelte und lispelte verschmitzt: „O, er ist ein großer Spanier, und es heißt von ihm, daß er mit den Geistern im Bunde steht und sich unsichtbar machen kann. Er ist Eseltreiber, Säumer, ja Mönch und Priester, sogar französischer Korporal und überall, mitten in den französischen Festungen und zweimal in Madrid gewesen, um den Verschworenen Briefe und Befehle zu bringen . . . o schweige von dem, was ich Törin schwatze!“ Halb scheu, halb schelmisch zog sie die nach oben stehende Oberlippe herunter, um mit zwei Fingern das Mündchen zu schließen.

Da fiel dem Deutschen eine Decke von den liebesblinden Augen. Diese Juanita war nicht das unwissende, unschuldige, heißblütig-harmlose, nur nach seinen leidenschaftlichen Instinkten absichtslos handelnde Kind, das süß und keusch in seinen Armen gespielt hatte; die wahre Juanita war ein wissendes Weib, das vieles ihm verhehlt hatte, war und blieb eine echte Spanierin, die tief innerst und tief unten einen geheimen Raum und unergründlichen Rest für sich behält. Liebe ist ja lieben, fürchten und vertrauen. Ja, er liebte dieses herzige, hingebende Geschöpf. Auch eine Furcht, aber nicht jene heilige Scheu vor der keuschen, königlichen Weiblichkeit, sondern ein banges, unsichres Gefühl spürte er, und das völlige, feste Vertrauen fehlte ihm gänzlich. So wenig wie dem falschen Volke dieses fremden Landes, so wenig vertraute er mit ganzer Seele der geliebten Juanita.

Als der Leutenant unerwartet seiner Geliebten den Hals-

schmuck umhängte, freute sie sich wie ein reines Kind; tänzelnd, trällernd bemühte sie sich, ihren weißen Hals in dem trüben Glas des Fensters zu spiegeln. Als sie dann mit einer Inbrunst dankte, gleich als wenn er ihr ein wahres Gut und Glück geschenkt habe, als sie vor Freude lachend und weinend ihn herzte und umhalste, wurde er so weich und sentimental, daß er ihr die schönsten Liebesworte sagte. — —

Im grauen Nebel des halbdunklen, verschlafenen Morgens rasselten die Trommeln durch die Gassen von Penamacore, der böse Tag, wo das Bataillon sein langes, lustiges Winterquartier verlassen sollte, war eben angebrochen.

Willy hatte seit Mitternacht in der kleinen Rumpelkapelle gewacht und die verzweifelte Juanita, die immer wieder in Schluchzkrampf und Seelenqual an seine Brust sich warf, getröstet. Ihr Weh, ihre Umklammerung, ihre Küsse hatten etwas Wildes, das ihm Furcht einflößte. Sie seufzte und klagte, küßte und quälte.

„Ich vergehe in Einsamkeit und Sehnsucht, und du wirst mich vergessen ... o sende mir Boten und schreibe mir Briefe! Du bist gelehrt und federgewandt, wie alle Alemannos! Williamo! Wenn du mich verläßt, verlasse ich die Welt und gehe ins Kloster.“

Unsagbares Mitleid brannte in seiner Brust. Traurig und stumm ließ er die ungestümen Liebkosungen und wilden Schmerzensausbrüche über sich ergehen.

Plötzlich warf sich Juanita vor dem alten Kruzifix auf die Knie nieder und betete laut, für evangelische Ohren aber lästerlich und lächerlich, zu ihrer Schutzpatronin: „Heilige Ursula, du mußt ihn behüten in allen Schlachten, wenn du meine Nothelferin bist ... o, ich will zwölf Kerzen und einen neuen Kranz dir stiften ... aber du sollst und mußt mir beistehen, denn dieser deutsche Mann ist mein Herz und mein Leben, und sein Tod wäre mein Tod ... du sollst und mußt ihn heimführen an mein Herz, dann will ich dich heißer lieben und höher preisen als die heiligste Mutter und den höchsten Herrgott.“

Die Beterin sprang empor, warf sich in Willys Arme, schmiegte und preßte ihren Leib in höchster Leidenschaft an

ihn. „Wir müssen eins und unzertrennlich werden . . . nimm dieses und trage es stets!" Sie holte aus ihrer Tasche ein winziges Miniaturbild der Schutzpatronin, an einer dünnen Silberkette befestigt, sie riß ihm den Rock bis auf die nackte Brust auf, hängte das Amulett um seinen Hals und bekreuzigte es und ihn dreimal. „Das behütet dich in aller Gefahr, das bindet deine Seele an meine Seele, das kettet dein Herz an mein Herz mit ewigen Ketten."

Ihm wurde bei der Zeremonie ganz unheimlich zumute, als wenn das Weib eine Zauberin sei, die seine Seele binde und banne.

Erfreulich und allen Spuk vertreibend, fiel der erste Tagschimmer durch die blinden Scheiben. Die Trommeln rasselten und riefen ihn. Ihre Hände umklammerten seinen Hals, so daß er sich losreißen mußte. Ein Schrei gellte. Sein feuchtes Auge schaute sich um und erblickte ein Bild, das ihn wie ein Spuk verfolgte.

Die Unglückliche lag auf dem Fußboden, raufte ihr Haar, rollte die schwarzen, glühenden Augen und rief verzweifelt: „Williamo, Williamo!"

Seine Züge zuckten heftig, als er im Kloster von dem liebenswürdigen Priester sich verabschiedete und seinen herzlichen Dank stammelte. Franzisko Martinez war tiefernst, seine Stimme hatte einen düstren, tragischen Klang und sein Blick einen durchdringenden, fast drohenden Schimmer. „Sie haben leichten Herzens und im Übermut der Jugend drei Herzen, mein und meiner Mutter und meiner Schwester Herz, verwundet. Sie sind kein Lügner, sondern ein wahrhafter Mann und wissen, daß Sie nicht wiederkommen werden, um die Herzen zu heilen und das törichte Kind zu holen. Hören Sie meinen strikten Befehl! Entweder Sie senden innerhalb eines Mondwechsels ein bindendes Wort, oder Sie schreiben keinen Brief und keinen Buchstaben an die Bewohner dieses Klosters! Ich weiß, Sie werden schweigen . . . als Spanier müßte ich wohl hassen und die Schmach sühnen . . . aber Sie standen den drei Herzen nahe, obgleich Sie ein Fremdling unsrem Volke sind und bleiben werden. Als Mensch und Priester will ich nicht fluchen, sondern segnen,

den Kampfgenossen meiner Brüder will ich segnen. Der Herr und alle Heiligen sollen Sie behüten und beschirmen!"

Unter Reuetränen küßte Willy die segnende Hand des hochherzigen Priesters.

Das Bataillon marschierte in Schritt und Tritt aus der Stadt. Die Bürger, die Mönche und nicht zum wenigsten die Frauen grüßten und winkten und warfen Blumen, alle hatten die deutschen Krieger lieb gewonnen und bewahrten den blonden Alemannos ein gutes Gedächtnis. Auch die Legionäre nahmen mit Betrübnis von dem paradiesischen Tale Abschied und haben in den armseligen, ausgebrannten Quartieren oft mit Sehnsucht an die schönen Wintertage von Penamacore zurückgedacht.

Sogar der Pudel Treu wandte hinter dem Städtchen immer wieder den klugen Kopf und schaute mit einem traurigen Hundegemüt nach dem Kloster mit dem bequemen Lager und dem vollen Futternapf sehnsüchtig zurück.

Das Städtchen, die vielen Türme seiner Kirchen und Klöster versanken dahinten in der Vergangenheit, nur das massige Klosterkastell auf der Höhe war noch im Dunstschleier zu erkennen.

Kosziusko mit seinen scharfen Polenaugen machte seinen Herrn aufmerksam: „Da oben im Turme steht sich noch schönes Fräulein und winkt mit schwarzer Fahne Lebewohl Herr Leutenamb."

Willy nahm sein Glas, richtete es auf den Turm und ließ es mit einem schweren Seufzer sinken. Ein Weib wehte mit der Mantille, und er wußte, daß es Juanita Martinez sei.

Seine betrübte Seele fühlte das Bedürfnis, ihre Not auszusprechen und ihre Schuld zu bekennen. Er blieb mit seinem Freunde, der auch wie ein Klosterbruder den Kopf hängen ließ, hinter der Rotte zurück und fing wie ein Korporal an, sich selbst auszulümmeln. „Ich bin ein Esel, ein Schuft und Schurke ... mit dem Heiligsten der Erde, mit der Liebe, mit einem hingebenden Herzen habe ich ein frivoles Spiel getrieben. Aus Übermut und Langeweile und übler Lust habe ich drei Menschenherzen beleidigt, blessiert, vielleicht gebrochen. Ich habe ein Verbrechen an der Gast-

freundschaft, eine Gemeinheit begangen. Wie soll ich das Böse wieder gut machen? Meine elende, ekelhafte Reue nützt keinem und kann nichts sühnen."

Friedsam, der sehr niedergeschlagen war, legte heute die Ohren nicht zurück. „Mir ist noch miserabler . . . ich fühle zum erstenmal in meinem Leben wirkliche, brennende, beißende Gewissensbisse."

„Hast du die kleine Pepita so lieb gehabt?"

„Teufel, Teufel! Ich kann mich doch nicht ridikül machen und vom Regimentschirurg als reif fürs militärische Narrenhospital mich erklären lassen, ich kann doch nicht als Fähnrich um Heiratskonsens einkommen. Heiraten nämlich wollte sie mich vor dem Abmarsch, und der Bruder stand bereit mit dem Sakrament, das wohl in der Monstranz verwahrt wird, und geheiratet hätte ich das holdselige Geschöpf stantepe und das Sakrament darauf genommen, wenn es nicht Wahnsinn, Tollheit, Hundswut gewesen wäre. Himmel! Ich bin sonst mit allen Hunden gehetzt, allen Wassern getauft, allen Feuern gebrüht, aber wie die Ärmste sich beim Abschied gebärdete, das war entsetzlich und geht mir noch wie ein Grauen durchs Gemüt. Pepita raufte sich die Haare aus, zerrte mir die Schärpe von der Hüfte, zerriß ihr Kleid, wälzte sich zu meinen Füßen . . . ein Anblick zum Herzbrechen! Sie redete und raste, rief meinen Namen und schrie immerzu: Du sollst bleiben, bei mir bleiben, bleiben! Allmächtiger! Ich kann doch nicht fahnenflüchtig werden um des Engels willen. Ich bin kein Feigling, aber ich hatte Furcht und Grauen vor der kleinen Pepita und bin überzeugt, daß sie fähig wäre, in Enttäuschung oder Eifersucht sich oder mir einen Dolch ins Herz zu stoßen."

Willy hörte aus dem Munde des Freundes seinen eignen Seelenzustand. „Mein Gemüt ist von Schuld bedrückt, aber ich kann's nicht leugnen, es fühlt sich mit jeder Meile, die zwischen mir und jenem Städtchen liegt, erleichterter, erlöster von einem Bann. Um so freier wird meine Seele, je ferner das Paradies von Penamacore versinkt, ein Paradies der Schönheit, wo die Natter nicht fehlte und der arme Viktor am Schlangenbisse starb." — — —

Willy tat in dem neuen Feldzuge, dem siegreichen des Jahres 1812, pünktlich seine Soldatenpflicht, hielt seine Rotte zusammen und übte strenge Mannszucht, denn aiele Leute, durch die Ruhe verwöhnt, wurden marode nnd wollten zurückbleiben. In einem Quartier, wo Wein und Essen reichlich war, simulierten diese unsichren Kantonisten irgendeine Krankheit, oder sie warfen hinter einem Felsblock sich hin, um als Nachzügler zu marodieren. Hier tat der Pudel die besten Polizeidienste, sofern er jeden Marodeur aufspürte und mit höhnisch klingendem Geläut verbellte. Bei den kranken Simulanten übernahm Kosziusko die feldärztlichen Funktionen. Dieser polnische Medikus und Menschenfreund gab nur eine Arznei und kurierte alle mit einem, wenn es schlimm war, mit zwei, und in den hartnäckigsten Fällen mit drei Löffeln Ricinusöl.

Die beiden Assistenten erheiterten ihren Herrn und brachten den Leutenant, der oft tiefsinnig war, zum herzlichen Lachen. Je jünger der Mensch, je gesünder und unverdorbener seine Säfte und Kräfte sind, desto schneller wird er trübe Erlebnisse und traurige Erfahrungen verwinden. Im Kriege jedoch lebt und vergißt der Soldat erstaunlich rasch und noch viel schneller, lebt er nur für den gegenwärtigen Tag, weil über den nächsten schon ein andrer verfügt und er nie weiß, ob er die Sonne des kommenden Morgens begrüßen wird.

Willy schrieb nicht an Juanita und nicht an den Priester — es wäre ihm neue Sünde und Schuld gewesen. Das Liebesabenteuer war ihm ein heiterer, häßlich endender Traum, ein nervenspannender Roman, den man mit pochenden Pulsen hinlegt, um in die nüchterne Wirklichkeit zurückzukehren.

Um die Festung Badajoz wurde gerungen. Dieser von den Franzosen hartnäckig verteidigte Platz war heftig beschossen worden. Endlich am 6. April hieß es, Wellington habe die Breschen praktikabel befunden und mit dem ihm eignen kalten Lächeln gesagt, er wolle den Deutschen a chance geben, ihre wohlbekannte Tapferkeit zu zeigen. Generalmajor von Alten erhielt den Befehl zum nächtlichen Sturmangriff, ließ nicht, wie die englischen Kommandeure,

eine Extraration Branntwein an die Mannschaften verteilen, um die nötige Courage zu erzeugen, sondern befahl dem Prediger, einen Feldgottesdienst zu halten.

Die deutsche Legion stand mit aufgepflanztem Bajonett und ohne Tornister im Lager. Einige schrieben noch eilig einen Brief oder Zettel, für den Fall, daß ... Davon sprach keiner, und daran dachte doch jeder.

Das erste Bataillon rückte in aufgelösten Gliedern aus, jedes Geräusch war streng verboten. Im leeren Lager flatterten die weggeworfenen, halbverbrannten Spielkarten, und lagen die zerschlagenen Flaschen herum. Das waren die Opfer, die der abergläubische Soldat vor der Schlacht darbrachte.

Die Legion mußte sich hinlegen und wartete stundenlang. Willy lag neben einer Leiter und dachte an Isabella d'Armand. Wenn ich mich irrte und Unwahres mir einbildete, wenn sie mir nicht untreu, sondern von einem Unglück, einer Krankheit betroffen wurde, wenn sie gestorben wäre ...?

Da erhob sich in der tiefen Nachtstille, wie auf ein gegebenes Kommando, ein Höllenspektakel ringsum alle Wälle und Glacis der Festung. Es knallte und blitzte, der Feind schoß blindlings in das Dunkel hinein. Auf allen Seiten brüllte das Hurra der Sturmkolonnen. Willy hatte sofort jenes Kampffieber, das wie ein Rausch erhitzt und betäubt, aber auch alle Sinne schärft, alle Kräfte verdoppelt und dem Verstande blitzschnelle Überlegung verleiht.

Leutenant Wahren schwang an der Spitze seiner Rotte den Säbel, sprang in den Graben, dessen Wasser bis zu den Schultern reichte, und schrie hinter sich: „Gewehre und Munition hoch über die Köpfe halten!"

Kein Büchsenlicht, kein Zielen war, der Zufall lenkte die Geschosse.

Kosziusko setzte seine Leiter an, ließ sie los und schlenkerte mit dem Arm, als wenn er Wasser abschütteln wolle — eine rote Flüssigkeit floß über die Hand hinunter. Trotzdem stemmte er mit beiden Händen die Leiter fest, aber der starke Bursche schniefte und flennte: „Is sich der rechte Arm,

kann ich nicht fechten mit Bajonett, Herr Leutenamb!" Darum weinte der blessierte Pole.

„Vorwärts, hinauf!" Zwei, drei Mann kletterten die Sprossen hinauf . . . zwei, drei Körper schlugen hintenüber und fielen in das klatschende Wasser. Keiner wagte sich die Leiter hinauf, angstvolle Augen blickten empor und in die vielen Flintenläufe hinein.

Der Leutenant riß das Bajonettgewehr aus der blutigen Hand seines Burschen und stieg rasch nach oben. Quer über der Brüstung lag ein regloser Körper, den er als Deckung benutzte, um wild in die Flintenläufe hineinzustoßen. Durch den Höllenlärm hörte er deutlich die Stimme des Generals von Alten — der tatsächlich jenseits des Grabens hielt und den Sturm beobachtete — und die Worte: „Brav, Leutenant von Wahren . . . mein bester Offizier . . ."

Jetzt sprang der Berserker von der Mauer herunter und stand als erster Feind in der Festung. Sein Bajonett fuhr in weiches Fleisch, vier-, fünfmal, prallte auf etwas Hartes und brach ab. Mit dem Säbel parierte er etwas, das wie ein Felsblock niederfiel. Vor seinem Ohr war ein Sausen und Brausen, vor seinem Blick war Feuer und sofort schwarze Finsternis. Dann ein Gefühl, als wenn er sanft geschaukelt werde, und völlige Bewußtlosigkeit umfing seine Sinne.

Der Leutenant von Wahren lag mitten unter zwanzig Leichen und blieb liegen, als die Blessierten fortgetragen wurden. In den Gräben und auf den Wällen lagen so viele Gefallene, daß die Träger nur das, was lebhaft sich rührte und nach Wasser rief, aufhoben und alles Halbtote, dem nicht zu helfen war, seinem Schicksal überließen.

Willy blinzelte durch die Lider, sein Haupt schmerzte gräßlich. Neben ihm kauerte der treue Pudel, winselte und wedelte, als zwei englische Soldaten sich näherten und sonderbar scheu nach allen Seiten lugten. Der Hund sah die Soldaten flehend-freudig an, weil er von ihnen Hilfe für seinen armen Herrn erwartete.

Der Verwundete fühlte ein rohes Zerren an seinem schmerzhaften Körper und war außerstande, die festgeklebten Lippen zu bewegen.

Jetzt richtete Treu mißtrauisch sich auf und sträubte die Nackenhaare. Waren das Samariter? Die beiden Kerle rissen dem Offizier die Uniform auf und suchten in den Taschen, der eine brummte glucksend: „Is noch Leben in ihm, drücke ihm ein bißchen die Kehle zu, Bill! Das war ja in Whitechapel dein Kunstgriff."

Bill riß das Heiligenbild und die Silberkette an sich, tastete gierig nach der Börse und faßte gleichzeitig nach der Gurgel. Der kluge Hund erkannte, daß die plündernden Irländer Unmenschen seien und Böses im Sinne hätten, schlug an und knurrte zornig. Der eine Marodeur wollte mit einem Fußtritt den verdammten Köter verscheuchen — da sprang Treu wie ein Raubtier auf die Hyäne des Schlachtfeldes, auf die menschliche Bestie los und biß in die Wade hinein. Der Kerl, der keine Waffe trug, heulte vor Schmerz und wollte mit den Fäusten vom Hunde sich befreien. Sofort biß Treu in beide Hände hinein, ließ von dem Räuber ab und fuhr mit den fletschenden Zähnen dem knienden Bill ins Gesicht und biß in der breiten Nase sich fest.

Der vor Schmerz brüllende Marodeur und der wütende Hund wälzten und balgten sich auf der Erde.

Willy hatte zum Glück sein Bewußtsein wiedererlangt, die Pistole aus dem Halter gezogen und spannte den Hahn. Da rannte der eine Irländer schleunig davon, und reichlicher Schweiß bezeichnete die Fährte dieses Tieres in Menschengestalt.

Sein Kumpan Bill retirierte auch, sobald der Hund ihn freiließ, und tupfte den blutigen Fleischklumpen seiner übel behandelten Nase mit dem Ärmel.

Treu leckte seinem Herrn die Hände und horchte mit den klugen Augen, als die verklebten Lippen einen Laut hervorbrachten, und hatte sofort begriffen, daß er gute Menschen holen solle und seinen Herrn allein lassen dürfe.

Der seltene Hund blieb aber stehen und blickte sich zögernd um, als wenn ein schwerer Konflikt in dieser Tierseele sei und zwei unvereinbare Pflichten, Hilfe zu holen und den Hilflosen zu bewachen, heiß miteinander stritten.

Sein Instinkt fand bald den Verbandplatz des Bataillons

und den biederen Burschen, der den Hund liebkoste und laut weinte: „Unser Herr Leutenamb is geblieben tot . . . du bist jetzt Hund meiniges und bleibst dich bei Kosziusko."

Nein, Treus Bleibens war hier nicht, sondern aufgeregt bellend und vorausspringend, wußte der Pudel deutlich zu sagen, was er wollte. Der Pole, dem ein Licht aufging, nahm zwei Kameraden mit und lief, was er laufen konnte, dem freudig kläffenden Hunde nach. Er hat im Leichenhaufen seinen Leutenant gefunden und ins Lazarett gebracht.

Die Feldärzte fanden zwei schwere Wunden — die Schädeldecke war von einem Kolbenschlage verletzt, im Arm saß eine Kugel, die extrahiert wurde — und erklärten zuversichtlich, daß ihre Kunst den Patienten heilen werde, vorausgesetzt, daß diese oder jene Komplikation nicht eintrete und der Brand verhütet werde.

Der brave Pole lachte und sang: „Heilige Mutter Gottes von Polen! Mein Herr Leutenamb wird leben in Ewigkeit, Amen!" Zur Belohnung gab er dem Hunde die Hälfte seiner Fleischration und seinem eignen Leibe, um selbst nicht leer auszugehen, eine halbe Gallone Branntwein. Obgleich selbst blessiert, hat das Wundfieber sich an seinen unverwüstlichen Körper nicht herangewagt, was er den Zauberkräften des Brandys zuschrieb.

Die englische Armee verlor vor Badajoz 4500 Mann, auch die Reihen der Legion waren sehr gelichtet, so daß man die besten Leute der gefangenen Festungsarmee aussuchte und halb mit Güte, halb mit Gewalt als Rekruten anwarb und sofort vereidigte. Solche Nolens-Volens-Rekrutierung war damals ein einfaches, oft angewandtes Verfahren.

Die entsetzlich überfüllten Lazarette jener Zeit waren Pesthöhlen und Brutstätten des gefürchteten Lazarettfiebers. Selbst das Hospital der Offiziere, ein Kloster-Refektorium, wo eine dünne Strohschicht die Fliesen bedeckte und die bescheidenste Bequemlichkeit fehlte, stank wie eine Kloake, so daß ein Gesunder hier krank werden mußte. Nur die englischen Ärzte waren geschickt in ihrem Metier.

Wahren lag tagelang auf einer Schütte von raschelndem Maisstroh in schweren Fieber-Paroxysmen, eines Abends

wurde das Delirium so stark, daß er im Hemd auf die Straße lief und im Wahne, von Räubern verfolgt zu werden, einen portugiesischen Offizier, der ihn halten wollte, mit einem Boxerschlage niederhieb. Von Stund an blieb Kosziusko bei seinem Herrn Tag und Nacht, der Pole und der Pudel waren die zwei Treuen, die nicht vom Lager wichen. Friedsam spürte ein besseres Unterkommen auf und mietete einen engen, aber sauberen Raum für seinen Freund bei einem sehr jungen spanischen Ehepaar, denn der Gatte wurde 16 und die Gemahlin 14 Jahre alt im Laufe des Jahres.

Hier lag der kraftlose Krieger mit einem stillen, glücklichen Lächeln, als die Kameraden den Schlachtrapport, darin sein Name besonders genannt und gesagt war, der Leutenant von Wahren habe als Erster die Bresche von Badajoz erstiegen, laut vorlasen und in die schmalen, weißen Hände legten. Schmerzlich aber war es ihm, daß sein Bataillon weiter marschierte und er zurückbleiben mußte. Hier jedoch ist ein paar Stunden vor dem Abmarsche Frau Fortuna leibhaftig, wenn auch in der männlich-ritterlichen Gestalt des Generals von Alten, an sein Bett getreten; eigenhändig hat sein Brigadier das Georgskreuz für Tapferkeit und das Patent als Premierleutenant mit den gütigen Worten ihm überreicht: „Ich selbst habe Sie auf der Sturmleiter gesehen und zur Dekoration vorgeschlagen.“

Die beiden Marodeure waren durch die Bisse des Hundes ihrer Schurkerei überführt, vom Kriegsgericht des todeswürdigen Verbrechens schuldig gesprochen und vor der Front des Regiments erschossen worden. —

Nach dem Reglement der englischen Armee kam das sogenannte medical board, d. i. eine Kommission von Ärzten, um den verwundeten Offizier zu untersuchen. Ängstlich sah Willy dem Augenblick entgegen, denn, wenn die Kommission ihn seiner Schwäche wegen für felddienstunfähig erklärte, wurde er nach England zurückgesandt und auf half pay — Halbsold — oder gar auf karge Pension gesetzt. Dann waren seine Zukunftshoffnungen und Heldenträume mit einem Schlage vernichtet. Mancher vortreffliche Offizier hatte

seine Kühnheit bei der Attacke mit langem Siechtum und ehrenvoller Kassation büßen müssen. Je mutiger der Krieger ist, um so eher kann das schwere, unverdiente Los, das den Feigen verschont, ihn treffen.

Dieses medical board aber verstand sein Metier und ließ sich durch die momentane Hinfälligkeit des Rekonvaleszenten nicht beirren, sondern die Jünger Äskulaps betrachteten und beklopften den leicht eingedrückten Schädel, die breite Brust, die Kraft der Muskeln und lachten derb: „Ihr Verstandskasten ist solid gebaut . . . der Kolbenschlag, der einen Niggerschädel zu Brei gequetscht hätte, machte auf Ihr Gehirndach nur einen geringen Eindruck, der Arm ist repariert, Ihre unverwüstliche Konstitution ist noch gut für sechs spanische Kampagnen."

„Gentlemen, Ihr Spruch ist mir die beste Arznei."

Der Leutenant Wahren genas fabelhaft schnell von der schweren Verwundung. Als er, gestützt auf seinen Burschen, von dem lustigen Pudel, der durch lautes Gebell allen Leuten das freudige Ereignis kund tat, umsprungen, seinen ersten kleinen Spaziergang machte, bestellte er im Goldschmiedladen ein teures, massiv silbernes Ehrenhalsband für den Hund, den er vor aller Welt auszeichnen wollte, und der besser als mancher Soldat einen Orden verdient hätte. Auf dem Halsbande stand in großen Buchstaben: „Treu, der Lebensretter seines Herrn." Und darunter in Minuskelschrift Name und Bataillon des Besitzers.

Der Hund ließ aber sehr demütig den Schwanz hängen, als man ihm die hohe Auszeichnung um den Hals legte, und trug das Ehrenhalsband ohne Entzücken, gleich als wenn der brave Kerl eine instinktive Ahnung habe, daß die silberne Ehrenkette ihm zum Verhängnis werden sollte.

---

Neunzehnter Abschnitt.

# Das Schlummerspiel des ehrenwerten Don Aranda.

Obgleich der Leutenant von Wahren bei dem selbst für spanische Begriffe recht jungen Ehepaar von 14 und 16 Jahren die beste Pflege fand, sehnte er sich nach seiner Tätigkeit und seinem Truppenteil. Weil der Marsch zu der weit in Spanien hineingedrungenen Armee lang und beschwerlich war, kaufte er sich einen Gaul für 20 Guineen. Er hatte von dem Kommandeur den Auftrag, eine Kolonne von 60 Rekonvaleszenten zu übernehmen und zum Heere zu bringen, und genaue Marschroute bekommen, ließ seine Krankenkompagnie antreten, musterte jeden Mann und fand, daß die Hälfte der Leute keine Gewehre hatte. Auf sein bestimmtes Verlangen hin wurden die Soldaten mit alten, in Badajoz erbeuteten Karabinern notdürftig bewaffnet. Diese kleine Vorsichtsmaßregel, die sein Verantwortlichkeitsgefühl ihm diktierte, sollte die größten Folgen haben und einen der schönsten Erfolge seiner Soldatenlaufbahn ihm bringen.

Wie eine Henne ihre Küchlein, bewachte er seine Leute, damit keiner ihm ausrücke, brachte er sie abends unter Dach und Fach, solange es durch bewohnte Gegenden ging. Zuletzt marschierte man bergauf und -ab durch die Sierra, die eine Steinwüste mit eingestreuten Taloasen war. Hier gab es nur Fuß- und Saumpfade und keine Wegweiser, auch kamen scheue Menschen, die Aufschluß geben konnten, selten zu Gesicht, um beim Anruf meistens die Flucht zu ergreifen. Der Führer hatte nur eine sehr mäßige Skizze seiner Route und mußte sich auf den Kompaß, auf seinen und des Hundes Scharfsinn verlassen.

An einem echt spanischen Tage hat der Trupp sich trotzdem verirrt, an einem Tage, wo man sich am glühenden Gestein

Blasen in die Finger brannte, und noch dazu im wüstesten Gebirge.

Am Abend kampierten sie todmüde an einer salzigen Quelle, fanden in der Nähe verkohlte Feuerreste und andre Lagerspuren und fragten argwöhnisch: „Wer hat hier gelagert? Es sollten doch nicht Franzosen . . .“

Der Leutenant umfaßte mit beiden Händen seinen Schädel, während Kosziusko grinste: „Zu Befähl, Herr Leutenamb! Sind sich keine Franzosen gewesen . . . Das ist sich ein alter Bekannter von uns und unser eignes Biwak von gestern abend.“

Nun war der Ärger groß und der Ausweg aus diesem öden Einerlei von Bergkuppen schwer zu finden. Zwei Tage marschierte man nach der Sonne.

Endlich ein Hirte, der aber sofort mit seinen Maultieren von dannen jagte. Unten im engen Tale jedoch lag eine verfallene Mühle. Am Feuerherde, rings um den Kessel, in dem eine Igelsuppe brodelte, hockten drei Männer mit finstren, mißtrauischen Gesichtern und ein zigeunerhaftes Weibsbild. Sie schüttelten mürrisch den Kopf, als wenn sie das spanische Kauderwelsch des Offiziers nicht verstünden.

Nichts Eßbares sei im Hause, außer der Igelsuppe, die schaudernd abgelehnt wurde.

In der Mühle müsse doch Mehl sein, man habe gewaltigen Hunger und den guten Willen, bar und ehrlich in spanischen Piastern zu bezahlen. Wahren öffnete die Uniform und zeigte die volle Börse, die ein wirksamer Talisman war. Die Kerle warfen so häßlich gierige Blicke, daß er in der Gesellschaft professioneller Räuber zu sein glaubte, aber sie brachten schnell einen Sack Mehl, dafür sie ein unverschämtes Geld verlangten.

Der Leutenant stellte zwei Posten aus, die er selbst alle Stunden revidierte.

Um Mitternacht kamen noch zwei Räubergesellen und setzten sich ans Feuer. Willy nickte in einem Stuhle, wurde sofort hellwach und horchte mit geschlossenen Augen auf das Gespräch am Feuer. Zu seinem Schreck verstand er von dem Gemurmel so viel, daß die Franzosen in der Nähe seien,

eben jenseits des Berges. Wenn die Banditen einen Boten schickten und seine Anwesenheit verrieten, würde er schon morgen früh mit seinem Trupp in der Falle und in französischer Gefangenschaft sitzen. Hier mußte resolut gehandelt werden, um jeden Verrat zu verhüten.

Leise holte er die Pistole heraus, spannte den Hahn sprang ans Feuer und setzte den Lauf dem längsten Zigeuner, den er für den Hauptmann hielt, auf die Schläfe. „Wo sind die Franzosen? Und in welcher Stärke?"

Seltsam ruhig blieb der schwärzliche Kerl bei dieser ungewöhnlichen Begrüßung, bat nicht, die Pistole wegzunehmen, sondern beschrieb die Richtung und Entfernung. „Dort steht eine Division, keine 10 Leguas von hier . . . gnädiger Herr, gebt uns 50 Piaster, so führen wir Euch zu den französischen Vorposten!"

Den Teufel auch! Man hatte sie für Franzosen gehalten! Der Leutenant lachte: „Wir wollen nicht den Bonapartes einen Höflichkeitsbesuch machen, sondern schleunigst die englische Armee erreichen."

Da ergriff der Räuberhauptmann lebhaft die Hand des Offiziers, und die Banditen wurden liebenswürdige Hidalgos. „Ihre Uniform war uns unbekannt... Sie sind Alemannos und Freunde unsres Volks . . . wir sind Kastilianer! Unsre Vorräte — wir haben Wein, Brot und Käse — stehen zu Ihrer Verfügung, Sie haben zu befehlen."

Mit welchem Stolz und Anstand die zerlumpten Gesellen ihr Yo soy un castellano — Ich bin ein Kastilianer — sagten! Selbstbewußter kann kein Römer sein Civis Romanus sum gerufen haben.

Kosziusko stand mit geladenem Gewehr neben seinem Herrn, der Hund, der schon kampfbereit die Nackenhaare sträubte, bemerkte sofort die völlig veränderte Situation und legte beruhigten Gemüts sich nieder.

Willy schenkte natürlich den neuen Freunden kein unbedingtes Vertrauen, ließ sich die Stellung der feindlichen Division, den nächsten Weg zu seiner Armee, die Berge und Pässe genau beschreiben und lauschte immer gespannter den Mitteilungen und Vorschlägen des verschlagenen Mannes.

Der Anführer, den seine Genossen Galuzzo nannten, benutzte mit Geschick die Herdasche, um ein sehr anschauliches Bild der Örtlichkeit zu geben.

Die Gesellen bemerkten arglos und ohne Renommisterei, daß sie in ihrem Metier nicht unerfahren seien, sondern bis jetzt 72 Franzosen — Nachzügler und Marode — der spanischen Mutter Gottes geopfert und von allem irdischen Mammon gesäubert hätten, und sie flüsterten von einer geplanten, ganz großen Sache, für die sie leider zu schwach seien. Der Schutzpatron Spaniens habe einen großen französischen Wagenzug, der nicht nur Speck, Mehl und Branntwein, sondern auch eine französische Kriegskasse dem Marschall Soult zuführe, mit Blindheit geschlagen und auf einen Abweg geführt. Der ganze Train mit der Kasse — es seien an zwanzig Kisten — sei in einem Engpaß, keine drei Leguas von hier, wo das Wildwasser tiefe Erdspalten gerissen habe, stecken geblieben und arbeite seit gestern abend angestrengt, um die Spalten auszufüllen und einen fahrbaren Weg zu erreichen. Vor dem nächsten Mittag könnten die Franzosen aber nicht aus der Falle heraus sein, da man einem mächtigen Felsblock, der zum Fallen Lust gezeigt, ein bißchen nachgeholfen habe. Der listig lächelnde Galuzzo schilderte verlockend, wie gering die Bedeckung von achtzig Grenadieren, wie schwer die Kasse, wie leicht der Überfall, wie ungeheuer die Beute sei.

Das kecke Abenteuer reizte den unternehmungslustigen Leutenant, der auf eigne Faust und Verantwortung zu dem Handstreiche sich entschloß und mit den Desperados einen langen Kriegsrat hielt.

Dem Galuzzo sagte er unverblümt: „Du führst uns an Ort und Stelle und gehst, bis der Überfall beendet ist, zwischen uns beiden . . . bist du ein Lügner oder Verräter, wirst du zwei Kugeln als deinen Prisenanteil bar und prompt bekommen, andernfalls aber den fünften Teil der Beute.“

„Ihr werdet genug Franzosen vors Rohr bekommen und keine Kugel für mich behalten,“ lachte Galuzzo, nicht im mindesten durch das selbstverständliche Mißtrauen gekränkt.

Willy fühlte sich als selbständiger Heerführer, aber, vor

eine große Aufgabe gestellt, auch, wie die Verantwortlichkeit und Umsicht jede waghalsige Abenteuerlust zügelte. Im Morgengrauen hielt er eine Ansprache an seine Kompagnie, an deren Habgier und Ehrgeiz er appellierte.

Die Spanier führten über pfadloses Gebirge, durch tiefe Schluchten, über steile Klippen, und keiner murrte, obgleich der Atem stockte und der Schweiß strömte. Jeder dachte an den Millionenschatz, der erbeutet werden sollte, und einige berechneten, wie viel an Prisengeldern auf den Kopf käme. O, allmächtiger Mammon, du stärkste Triebfeder, du häufigster und höchster Traum des Menschen, der keinen Heller von seiner Beute mitnehmen wird.

Als die Erschöpfung allgemein war, winkte Galuzzo Halt zu machen und leise Rast zu halten. Mit dem Leutenant und dem Polacken — die zwei Trabanten wichen nicht von seiner Rechten und Linken — kroch er auf die Felsenhöhe, lugte über das Grat ins enge Tal und gab durch eine Grimasse seine Freude und durch stumme Gestikulation seinen Kriegsplan kund. Er redete mit sprechenden Blicken, Mienen und Gesten, ohne einen Ton zu sagen, und wurde sofort verstanden.

Es war höchste Zeit, als böser Deus ex machina zu erscheinen und die Attacke zu machen, denn die Franzosen hatten den Felsblock vom Wege gewälzt, die Erdspalten mit Steinen ausgefüllt und hoben die gestürzten Wagen auf die Räder. Noch stand aber der lange Wagenzug im gewundenen Engpaß eingekeilt, die Grenadiere hatten sorglos ihre Gewehre zusammengestellt und kochten ab, während die Treiber schwer schafften und schimpften oder die Pferde tränkten und ihr Pfeifchen rauchten.

Der Heerführer auf dem Berge teilte seine Kolonne, ließ vier Spanier und dreißig Mann auf dem Grat zurück und gab ihnen strikte Order, ganz still zu sein, bis ein Hornsignal von unten erschalle, worauf sie für 500 Mann zu lärmen und Hurra zu brüllen, aber auch zu feuern und zu fechten hätten. Mit dem Rest des Haufens kletterte er, von Galuzzo geführt, auf einem halsbrecherischen Wege in das Tal, das die Franzosen verlassen wollten. Seine Abteilung schlich

sich auf dem gewundenen Fahrwege, ungesehen vom Feind, der in bodenlosem Leichtsinn Wachen auszustellen unterlassen hatte, näher heran, verschnaufte eine Minute, um die Flinten schußfertig zu machen, und brach, sobald das Horn blies, zur Attacke hervor, mit einem infernalischen Gebrüll, um den Eindruck eines ganzen Bataillons und beim Feinde helle Panik hervorzurufen. Gleichzeitig stürmte die Mannschaft unter fürchterlichem Geschrei und gut gezieltem Gewehrfeuer vom Grat herunter; zwar blieben die Spanier sehr vorsichtig in der Nachhut, heulten jedoch wie die Derwische, was die Hauptsache war. Diese Soldaten fielen den Franzosen in die Flanke und stachen nieder, was sich wehrte. Wahrens Schar schoß die vordersten Pferdeknechte herunter, die andren Treiber liefen kopflos zurück oder verkrochen sich unter den Wagen, die hintersten Treiber schnitten die Stränge durch und jagten auf den Gäulen davon, so daß die Wagen stehen blieben und die Retirade unmöglich machten.

Kosziusko heulte wie zehn Hunnen und brüllte wie zwei Löwen, die um einen Knochen sich balgen, doch er focht auch mit Löwengrimm und fällte alles, was nicht um Pardon bat.

Wahren rief immerzu: Rendez-vous, rendez-vous! Denn der Kampf war jetzt nur ein Morden und Massakrieren der angstgelähmten, kopf- und sinnlosen Menschenherde, wobei die Herren Spanier die Househelden waren.

Die Franzosen baten um Quartier. Wahren gebot Halt zu blasen und zog, als einige Spanier nicht gehorchten, noch einmal den Degen, um mit der flachen Klinge die Kerle, die wie bissige Hunde vom Gegner nicht lassen wollten, fortzutreiben.

Die Beute und der Jubel war sehr groß. Die Gefangenen wurden vorausgetrieben, die Wagen setzten sich in schnelle Bewegung, bei steilen Steigungen leisteten die Soldaten Vorspann, denn der Wunsch, die Kriegskasse in Sicherheit zu bringen, beseelte alle.

Wahren bot dem gefangenen Kapitän Trank und Speise höflich an, doch der unwirsche Herr lehnte alles ab und brummte etwas von hundsgemeiner Verräterei.

„Mein Herr, es war ein ehrlicher Überfall und Kampf."

„Ehrlich? Die beiden spanischen Hundsfötter dort hatten wir als Führer gedungen, die Schufte haben uns acht Leguas vom rechten Wege in die Wildnis und in diese verdammte, von ihren Helfershelfern präparierte Falle gebracht ... in der letzten Nacht rückten die Halunken aus ... mein Herr, es ist ein Erfolg der gemeinsten Heimtücke und Halunkerei."

Ja, das waren die beiden Subjekte, die um Mitternacht in der Mühle sich einfanden.

Willys stolze Freude wurde bedeutend herabgestimmt; es war ihm ärgerlich, daß er nicht die Spanier, sondern die Spanier ihn bei ihrem einträglichen Geschäft benutzt hatten.

Als er aber glücklich mit der Beute bei seiner Legion anlangte, erregte der herrliche Handstreich das größte Aufsehen und bildete das Tagesgespräch der ganzen englischen Armee. Aus dem Munde des Generals und überall hörte er nur höchstes Lob und aufrichtige Bewunderung, aber auch die neidvollen Blicke und die Flüsterrede, daß einem Glückspilz eben alles gelinge, entgingen ihm nicht, und kein Avancement seines Lebens ist so viel beneidet und mißgönnt worden, wie die Erbeutung der Kriegskasse.

Das ist die Macht des verachteten, vergötterten Mammons!

Es hieß allgemein, der Handstreich habe Wahren zum reichen Manne gemacht, und er war klug genug gewesen, den Inhalt der Kasse amtlich feststellen zu lassen — fassungslos hörte er die immense Summe, vier Millionen Franken in Gold und Silber, aber er vergaß nicht, seine Ansprüche auf die ihm gesetzlich zustehenden Prisengelder zu Protokoll zu geben. Friedsam rechnete aus, daß Willy ein Vermögen zu erwarten habe, und sagte ergriffen: „Du wirst Besitzer von 10 000 Pfund sein, und 300 lumpige Guineen könnten alle meine Schmerzen heilen."

„Gut, ich will dein Arzt sein," versprach der Freund gutmütig.

Viele Offiziere nannten sich jetzt Wahrens Freund und ihn den besten Kerl und Kameraden in der ganzen Armee.

Am 4. Juni wurde der Geburtstag des Königs Georg III. mit einer glänzenden Parade gefeiert, wobei der Oberst

eine zündende Ansprache hielt. „Expreßstafetten haben die Nachricht gebracht, daß Napoleon mit einer ungeheuren Armee, man fabelt von 600 000 Mann, an Rußlands Grenze und im Begriff steht, ins endlose Moskowiterreich einzudringen. Dort wird der übermütige Tyrann sein Pultawa und einen Feind finden, der die Ausdauer eines polnischen Postgauls besitzt und durch russischen Widerstand den stärksten Gegner mürbe macht. Der Siegesflug der gallischen Adler, der Kriegsgenius eines Bonaparte wird an der passiven Resistance des Moskowiters zerschellen. Ich kenne den zählebigen russischen Soldaten, der stehen bleibt, wenn man ihn tötet, und den man umstoßen muß, damit er hinfällt. Rußland ist hundertmal besiegt, aber nie unterlegen, an russischer Resistance zerschellte Karls XII. halsstarriger Heldenschädel; in der russischen Steppe wird das korsische Abenteuer sein Ende finden. Unser Lord Wellington aber hat durch seine unerschütterliche Ausdauer, durch Märsche, Zeit und Geduld Frankreichs Marschälle geschlagen, wir dürfen den Ruhm beanspruchen, daß wir zuerst den Ruf der französischen Unbesiegbarkeit zerstört und die ersten Streiche getan haben, um den Tyrannenthron zu stürzen. Es lebe unser gnädiger König Georg! Es lebe die Freiheit der Völker! Auf nach Madrid!"

Die Worte, die Weissagung des Obersten ist mit Enthusiasmus gehört und später viel besprochen worden.

Der grimme Bonapartefeind, William von Wahren, hatte ein frohes, fast prophetisches Gefühl, daß das Maß des Antichristen voll und die Stunde der Abrechnung gekommen sei. Er hatte ein Begeisterungsräuschlein und hat aus purem Patriotismus, als der Geburtstag des braven Königs durch ein Trinkgelage gefeiert wurde, sich so bezecht, daß er jedem Kameraden, der seine Schuldennot klagte, eine Anleihe versprach und schließlich die dreißig Stufen der Treppe herunterfiel, ohne ein Haar sich zu krümmen. Am Morgen nach dem Gelage merkte der kopfhängerische Glückspilz, daß nicht nur der Portwein, sondern auch das Glück ihm ein wenig zu Kopf gestiegen sei, und, wie er einst auf Helgoland den Karten Valet gesagt, so gab er sich jetzt

das Gelübde, ein rechter Mann zu sein, der einmal und nie wieder einen Rausch gehabt haben muß. — — — — — — —

Der kalt wägende Wellington schien mit dem Beginn der Kampagne des Jahres 1812 von einem neuen, feurigen Feldherrngeiste beseelt zu sein und zeigte sich nicht mehr als Kunktator, sondern als der große Stratege und Taktiker, der eine mutige Offensive durchzuführen verstand. Plötzlich drängte die englische Armee mit Energie vorwärts und machte ihren berühmten Siegesmarsch nach Madrid. Die Bataillone der Legion rückten am 18. Juni in Salamanca ein, bezogen aber ein Biwak vor der Stadt, weil das Kloster St. Vincent und mehrere Redouten vom Feinde besetzt waren. Das französische Hauptheer hatte die Stadt verlassen, aber eine Besatzung zurückgelassen in den festen Plätzen. Mit Zwölfpfündern wurde ein heftiges Feuer eröffnet, eine brauchbare Bresche war gelegt; als die Franzosen trotzdem die angebotene Kapitulation stolz ablehnten, wurde der Sturm befohlen. Wahrens Truppe stand in Reserve, er hätte als Zuschauer das blutige Schauspiel betrachten können. Weil augenblicklich kein Ordonnanzoffizier zur Hand war, wurde gefragt, welcher Leutenant sehr fest im Sattel sitze. Wahren trat vor, erhielt ein Pferd und eine Botschaft, die er in Karriere dem englischen Brigadier überbrachte. Als er ankam, stand die Kolonne sturmbereit und pflanzte das Bajonett auf.

Wie das Tier, das seinen Todfeind sieht, sich auf ihn stürzen muß, so erregte der bloße Anblick der Franzosen eine fast instinktive Wut in ihm. Diese seine unzähmbare Kampflust erbat und erhielt die Erlaubnis, der Sturmkolonne sich anzuschließen. Freiwillig und fürwitzig ging er in das gefährlichste Renkontre, das der Krieg kennt, und das jedem, der einen Sturm mitmachte, eine grausige Erinnerung bleibt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Bresche war erstiegen, das Fort genommen, die französische Fahne sank, die englische ging hoch. Willy wischte seinen Säbel am Mantel eines Toten ab und betastete erstaunt seinen Körper — nirgends war Blut oder Schmerz oder Schwere, nur die Rockschöße flatterten zer-

setzt. Um von irgendeiner Flüssigkeit einen Trunk zu bekommen, schlenderte er durch die Redoute.

Hier erblickt er plötzlich einen portugiesischen Leutenant, der in der Bagage eines gefangenen Offiziers eilig wühlt und alles, was ihm gefällt, in seine Taschen praktiziert. Ein plündernder Offizier ist etwas so Neues und Gemeines, daß er es nicht gleich begreift. Dann aber zieht Willy seinen Degen und haut mit der flachen Klinge und haut hageldicht auf Rücken und Hintern des edlen portugiesischen Herrn los, der fassungslos von dannen läuft und seine unedleren Teile heftig juckt. Selbst unter den Offizieren Portugals ist Diebsgesindel. Der geprügelte Herr Leutenant hat dem Deutschen keine Zeugen gesandt und keine Satisfaktion gefordert. —

Der Feind konnte den Verlust von Salamanca nicht verschmerzen, sammelte von weither seine Streitkräfte und machte einen neuen Vorstoß gegen die alliierte Armee. Es kam am 22. Juli zur berühmten Schlacht von Salamanca, darin der Held der Abenteuer und Amouren neue Fährlichkeiten bestand.

Das Bataillon hatte seit ein paar Wochen seine Bagage, die zurückgeblieben war, nicht bei sich, die Offiziere hatten ebensolange die Wäsche nicht wechseln können; eine Kruste von Schweiß, Staub und Schmutz bedeckte den Körper, darauf eine Division des berüchtigten hispanischen Ungeziefers sich einquartiert hatte. Es war fürchterlich. Der erfinderische Pole, der nicht die sogenannte polnische Immunität gegen Schmutz und Flöhe besaß, sondern reinlich war, setzte sich am Flußufer nieder, zog sich splitternackt aus und machte große Wäsche. Sofort befolgte der Herr das gute Beispiel des Dieners, der in Ermangelung der Seife mit Sand die Sachen rieb und reinigte. Während Kosziusko wusch, plätscherte der Leutenant im Flusse Tormes, seinen Leib erfrischend und seine Einquartierung ertränkend. Schließlich sah man alle Offiziere und die halbe Mannschaft im Wasser sich tummeln.

Da erscholl das Signal zum Antreten, zum Angriff, zur Schlacht!

Die weißen, nackten Gestalten sprangen gehorsam und pünktlich in Reih und Glied, standen in Adamsuniform, die Hemden und Kleider im Arme, und richteten die Augen und Glieder, bis der Major lachend „Rührt euch drei Minuten“ kommandierte. Jeder zog das klatschende Hemd und die nasse Uniform an und marschierte also in die Schlacht.

Willys Bataillon tiraillierte durch ein Gehölz, wurde aber von einer französischen Batterie so „inkommodiert“, daß es mitten durch den Fluß zurückwich. Hinter dem Flusse hielt die Meßfrau mit ihrem Wagen, ein couragiertes Frauenzimmer, das einen Kessel voll Fleisch und einen mit Kartoffeln auf dem Feuer hatte. In fünf Minuten wurde gespeist. Jeder Offizier nahm ein Stück Fleisch in die linke, eine Handvoll Pellkartoffeln in die rechte Faust. Das war ein Schnelldiner; die Geschütze machten die Tafelmusik. S—s—s—s! Ein Sausen in der Luft, ein Zischen, ein sofortiges Ducken der Köpfe, ein Klatschen und Krachen! Eine Granate schlug in den leeren Kessel. Alle lachten wie die Kinder, obgleich der Knochenmann mit dem hippokratischen Gesicht neben ihnen stand.

Ein englischer General sprengte in kurzem Galopp heran und schnaufte: „Go on, boys, go on!“

Das Bataillon watete wieder — es war das dritte Bad heute — durch den Fluß.

Friedsam Fürchtegott war allen voran, und in neckendem Tone gefragt, ob er sich den Hosenbandorden verdienen wolle, erklärte er, den Polen persiflierend, seine Tapferkeit: „Psja krew! Der Fähnrich Dachenhausen will sich heute avancieren zum Leutenamb oder zum mausetoten Mann.“

Der harmloseste Witz wurde belacht, obgleich sie in die Feuerschlünde hineingingen. Viele hielten die Hand vor das gebeugte Gesicht, als wenn sie es vor Hagelschloßen beschützen wollten. Friedsam, drei Schritte voran, schwang den Säbel und schaute sich um, als wenn er sagen wollte: Seht ihr mich?

Die französische Infanterie wurde geworfen.

Da stürzen sich zwei Regimenter Kavallerie auf das erste Bataillon, ehe das Karree gebildet ist. Die tapfren Deutschen

werden niedergehauen und -gestochen, es will ein böses Ende nehmen.

Der Leutenant Mahrenholz verliert den Kopf und ruft seiner dezimierten Rotte zu: „Zurück ist befohlen worden, zurück!“ und wendet sich zur Flucht.

Wahren springt vor die Fliehenden und schwingt den Säbel: „Ein Hundsfott, wer retiriert! Zurück! Dort ist euer Zurück!“ Zornrot setzt er die Säbelspitze auf Mahrenholz Brust und sagt kalt: „Da ist der Feind! Vorwärts, oder ich durchbohre Sie!“

Treu heult vor Schmerz und hebt das blessierte Bein, aber er hinkt auf drei Beinen neben seinem Herrn in das Gemetzel hinein.

In der höchsten Not stürmt ein englisches schweres Reiterregiment herbei und bringt den Deutschen Entsatz und Sieg.

Viktoria wird geblasen, als die am Himmel angezündeten Sterne Friede und Ruhe auf Erden rufen.

Mitten auf dem Schlachtfelde, unter Toten und Sterbenden, lagerte sich die erschöpfte Legion. Viele im Bataillon, die von Treus Verwundung hörten, standen noch einmal auf, fragten besorgt nach dem Befinden des Tieres, das die Wunde fleißig leckte, und streichelten sein schwarzes Fell. Sogar der Oberst erwies dem Pudel hohe Ehre und erkundigte sich durch seinen Burschen, ob die Blessur des Hundes schwer sei, in welchem Falle er den Roßarzt hinbeordern werde. Die braven Legionäre zeigten sehr viel Teilnahme und sprachen mehr von dem Tiere als von den hundert tapfren Soldaten, die ringsumher in Todesstarre lagen. —

Die deutsche Legion grub am Morgen viele lange und tiefe Gräber für ihre gefallenen Helden. Als der Ehrensalut verhallte, warf Willy eine Scholle in die Gruft, und zwei Tränen liefen über seine Wangen. Der Krieger, der gestern zehn Menschen mit seiner Hand getötet hatte, weinte.

Friedsam blickte auch nachdenklich und murmelte: „Ob ich jetzt endlich befördert werde, wo so viele Plätze frei geworden sind?“ — Das waren seine grüblerischen Gedanken. —

Die Niederlage der Franzosen wurde, wenn auch nicht zur regellosen Flucht, so doch zur fortgesetzten Retirade. Die

Alliierten folgten ihnen auf den Fersen und trieben in kleinen Scharmützeln die feindliche Arrieregarde vor sich her. Die Legion mußte jetzt wieder mit den Beinen, wie der Memoirenschreiber sagt, ihre Lorbeeren pflücken und legte alle Tage sechs bis acht Leguas auf der Hasenjagd gen Madrid zurück. Der gesamte Troß blieb auf den miserablen Wegen weit zurück, das Heer war ohne Bagage und ohne Proviant und hatte als Siegeslohn Schmutz, Hunger und Durst zu leiden.

Jetzt kam sogar das Olivenöl zu Ehren. Die Not lehrt auch kochen. Aus Eicheln stampfte Kosziuskos Genie ein Mehl, das er mit Öl einrührte, in der Asche buk und als omelette d'olive seinem Herrn servierte.

Als man eine Hammelherde von 5000 Stück aufspürte, brach die glückliche, zuletzt gräßliche Woche an, die im Kriegsberichte als die Always—mutton—week bezeichnet wurde. Eine tüchtige Truppe, die auf einem Rückzuge, wenn sie hungern müßte, murren und marodieren würde, kann unglaubliche Entbehrungen stillschweigend ertragen, wenn das stolze Bewußtsein des siegreichen Vordringens über die Mühseligkeiten hinweghebt.

Einige Waghälse jagten in die feindliche Nachhut hinein, um einen Proviantwagen abzufangen. Wahren nahm ein Dutzend Freiwillige, die reiten konnten, und ritt auf Abenteuer aus. Zehn Leguas drang er ins Land hinein und erbeutete einen Gepäckwagen, der einem vornehmen Vicomte gehörte. Als man die Kisten erbrach, erhob sich ein schallendes Gelächter. Der Koffer war voll von Toilettesachen, Parfüms und Pomaden, von Schminke und Puder pfundweise, von künstlichen Haaren und andren Mysterien einer gefälligen Pariserin. Die andren Kisten enthielten Champagner und Büchsen mit Gänseleberpastete. Zwei volle Tage hat die Messe des Bataillons nur Gänseleberpastete mit Champagner gegessen, und selbst diese Strapaze hat der deutsche Magen siegreich bestanden.

Um die Plagen voll zu machen, fing der Solano an zu wehen, der in ganz Spanien gefürchtete Südostwind, der aus Afrikas Sahara kommt, der Glutwind, der die Luft in

flüssiges Feuer verwandelt und alles Blut in den Adern ausdörrt.

Sofort wurde Halt befohlen, und alles verkroch sich voll Qual, wo ein wenig Schatten und Schutz gegen die grausige Sonnenglut war. In der Nacht wurde dann in unerträglicher Schwüle marschiert. Ein portugiesisches Kavallerieregiment zog dieselbe Straße und erbot sich aufs liebenswürdigste zu brüderlichem Dienst. „Gute Christen und Brüder, hängt euren schweren Tornister an unsren Sattelknopf, unser Gaul kann es tragen."

Die Legionäre entledigten sich ihrer Last und waren dankbar gerührt. Am Morgen nahmen sie ihre Tornister mit heißem Dank zurück, die Reiter ritten schnell und bescheiden von dannen. Nun zeigte es sich, daß die Portugiesen die Tornister geplündert und die paar Armseligkeiten gestohlen hatten. Das waren die lieben Bundesgenossen der englischen Armee, für deren Befreiung die deutsche Legion ihr Blut verspritzte.

Hinter Segovia im Gebirge war die Hitze unerträglich, aber das Ende der Not sehr nahe. Das Bataillon besetzte am 7. August den Guadaramapaß, den die Franzosen vor zwei Stunden verlassen hatten; es wurde en debandade aufgelöst, um den ganzen Berg abzustreifen, fand nichts Verdächtiges und biwakierte auf der Höhe beim Steinernen Löwen.

Gegen Abend stand Wahren mit andren Offizieren und schaute bewegt ins Land. Gar nichts Besondres war vorgefallen, und doch war es eine der großen, unvergeßlichen Augenblicke, die ins Gedächtnis bis ins Alter sich hineinschreiben.

Dort lag auf ihrer kahlen Hochebene die riesige Steinmasse von Madrid, mit bloßem Auge deutlich erkennbar. Madrid, das Zentrum und Herz Hispaniens, Madrid, das Ziel der Kämpfe, der Lohn des Sieges, die altberühmte Hauptstadt des Reichs, die einst die Herrscherin und Hauptstadt der halben alten und neuen Welt gewesen und noch vom Nimbus ihres einstigen Ruhms und von der Grandezza ihrer großen Zeit umstrahlt war.

„Ist Madrid, der alte Mittelpunkt der höchsten Zivilisation des Mittelalters, nicht viel mehr als Moskau, das halb asiatische und halb barbarische Kapitol der Moskowiter?“ So fragten die deutschen Offiziere. „Bonaparte steht nach den neuesten bombastischen Bulletins als Sieger unter den Mauern der Moskowiterstadt. Haben wir nicht, als die Russen nur zu fliehen und ihr Land zur Wüste zu machen wußten, als die Ersten die Macht des gallischen Schreckens und den Bann, der über Europa lag, gebrochen, haben wir nicht zuerst den Ruf der Unbesiegbarkeit zerstört und den Flug des Adlers gehemmt?“

Die Legionäre fühlten mit Stolz die Größe ihrer Tat, aber auch mit leisem Unmut, daß sie die volle, verdiente Anerkennung der Mitwelt nicht fanden. Nicht einmal die gerechtere Nachwelt hat mit vollen Tönen ihre Tat besungen. Der grelle Brand von Moskau hat die Blicke der Historiker geblendet. In allen Liedern und Lehrbüchern klingt allzu laut der Sang von der Geduld und passiven Größe der Russen, die den Bonaparte bezwang; aber nicht die Leibeignen-Tugenden der Moskowiter, sondern des Himmels Frost und der Steppenwinter haben im Norden den Unüberwindlichen besiegt. Warum nennt man nur so nebenbei die Sieger von Salamanca? Reden und rühmen soll man von der englischen Armee und den deutschen Helden, die Napoleons Achillesferse, den Titanen, wo er sterblich war, zu treffen wußten und dem korsischen Koloß, der bei Leipzig und Waterloo stürzte, die ersten tödlichen Streiche versetzten. — —

Am 10. August lagerte die Legion im Tiergarten, nur eine Legua vom Escurial. Die jungen Leutenants benutzten die Gelegenheit, um die Sehenswürdigkeiten dieses berühmten, immensen Gebäudekomplexes, der Palast, Kirche und Kloster, ja die Stein gewordene Geschichte eines stolzen, allmählich erstarrenden Volkes ist und die Erbgruft der spanischen Könige in seinem Gewölbe birgt, zu besichtigen. Sehr viel ist zu schauen, aber man fröstelt in den Mauern und Gemächern, die der finstre, unheimliche Geist eines Philipp noch zu umschweben scheint. Jedes Lachen hallt von den Wänden gespenstisch zurück, wie ein hier streng verpönter Laut.

Friedsam lächelte und legte die Ohren zurück. „O du mein lieber Don Carlos, ich, dein getreuer Posa, erinnere dich daran. Allhier hat dein berühmter Taufpate, der allzu edle Prinz, gelebt und geliebt und gelitten, allhier ist er gestorben und begraben und nie . . . wir wollen zu dem Grabe deines Schutzpatrons, der dir den Spitznamen gab, wallfahrten . . . tue deine Pflicht und bete für die Seele des Prinzen, der zwei Jahrhunderte zu früh zur Welt kam!"

Der Kastellan führte die Herren in die Gruft, wo die Herrscher zweier Welten Staub wurden, nannte gleichgültig die großen Namen und zeigte auf einen Sarkophag. Fürwitzig hob Friedsam den Deckel — im Halbdüster sah man ein Bild aus dem finstren Mittelalter — in dem mit schlechter Hede ausgepolsterten Steinsarg lag eine vertrocknete Mumie, deren Kopf fehlte. Dieser kopflose Körper sollte der Königssohn, den die Fama mit ihrer schaurigsten Mär umspann, sollte der geschichtliche Don Carlos sein, der von seines Vaters Hand fiel.

Den Thron der Könige, die hier schliefen, hatte ein Advokatensohn aus Ajaccio, der von seinem Bruder gefürstet und gekrönt war, bestiegen. Die Spanier verlachten ihn, nicht einmal die Franzosen erwiesen Sr. Majestät die schuldige Ehrerbietung. Jetzt war der Strohkönig Joseph schleunig aus seiner Hauptstadt geflohen.

Schon löste das Mißgeschick die Bande der Pflicht; sogar der Feigheit, der Todsünde des Soldaten, machten höhere französische Offiziere sich schuldig. Der Kommandant des Forts Retiro bei Madrid kapitulierte ohne Kampf, obgleich er 2000 Mann, 180 Geschütze und die Mittel zu einer langen Verteidigung besaß. Das war eine so erbärmliche Kapitulation, daß Wellington den Kommandanten keines Wortes würdigte und mit Affront den Rücken ihm kehrte.

Die Legion hielt ihren Einzug in Madrid und wurde von den Einwohnern mit großem Jubel empfangen. Willy und Friedsam hatten, nach dem ersten Eindruck, das feinste und vergnüglichste Quartier bekommen. Es war ein großes, altes Patrizierhaus und der Besitzer Don Felipe Aranda nannte sich auf dem Türschilde Escribano, welches etwa Notar be-

deutet. Die Escribanos gelten in Spanien als sehr kluge Leute, die das Sieb des Gesetzes zu schütteln verstehen und die großen Gauner durch die Maschen schlüpfen lassen und vor dem Gefängnis bewahren.

Felipe Aranda mit seinem weißen Haar und Bart, seinem würdevollen Benehmen, seiner liebenswürdigen Begrüßung war ein spanischer Gentleman, ein vollstes Vertrauen erweckender Ehrenmann. „Mein Haus gehört Ihnen . . . meine Töchter wünschen, die Sieger von Salamanca mit Lorbeer zu schmücken."

Zwei schwarzäugige Andalusierinnen — Andalusien erzeugt bekanntlich die feurigsten Pferde und Frauen des Landes — knixten und bekränzten mit einer Girlande die beiden Helden. Mit einer so raschen wie überraschenden Vertraulichkeit, mit kindlich naiver Zutunlichkeit und einem koketten Blick schmiegten sich die Damen an den Arm der Herren und lispelten schämig: „Wir begrüßen die Befreier des Vaterlandes . . . Sie, Sie dürfen einen Kuß sich nehmen." Wahren berührte als Kavalier die zierlichen Hände mit seinem Heldenschnurrbärtlein. Dachenhausen jedoch verstand die Erlaubnis dreist und direkt und — offenbar ganz richtig. Er drückte einen Kuß auf den Mund der ersten und zweiten Dame. „Ich küsse Altkastilien . . . ich küsse Andalusien im Namen der Freiheit."

Der deutsche Ritter spitzte die lüsternen Lippen, um den andren Königreichen dieselbe Kourtoisie zu erweisen. „Ich will mich an Leon und Neukastilien nicht versündigen . . ."

Die Donnas gaben ihm mit dem Fächer einen Klaps, kicherten und kokettierten. „Sie verwegener Sohn des Mars! Nicht für 1000 Piaster bekämen Sie noch einen Kuß."

„Was, wenn 2000 geboten und richtig gezahlt würden?" fragte der Unverfrorne.

Willy lächelte vergnüglich, weil so liebenswürdige Empfangssitten in dem schönen Madrid herrschten, entsetzte sich aber über die freche Frage.

Die eine Schöne jedoch sann und schien zu rechnen, die andre streckte das Händchen rasch aus und machte einen ver-

führerischen Mund. „Geben Sie die 2000 Piaster her, und nehmen Sie den Preis! Haha!"

Friedsam hatte in dem Moment ein langes Gesicht und keine 1000 Piaster in der Tasche.

Die andere und etwas ältere Schwester machte schnell eine Lache daraus: „Haha, unsre Küsse sind nicht käuflich für 100 000 Piaster, aber wenn der Rechte kommt, werden die 100 000 umsonst verschenkt." Ihre feurigen Augen blitzten den Offizier an, als wenn er sich einige Hoffnung auf diese spanische Dotation und Schenkung machen dürfe.

Ein Diener in voller Livree, die allerdings bessere Tage gesehen hatte, warf die Flügeltüren auf und verneigte sich. Der Escribano Felipe Aranda stellte seine Gattin, eine unsagbar dicke Dame mit einem rot gedunsenen Gesicht, als wenn sie tränke, mit Anstand vor und tätschelte seine schönen Töchter. „Das ist die Älteste, Manuela, der Diamant meines Hauses, und diese ist die Perle meines Heims . . ."

„Was bin ich denn?" sagte die alte Donna mit einem fetten Lachen.

„Du . . . du bist die Krone und das Haupt und die Hose des Hauses . . ."

„O, o, o!"

„Die Perle heißt Josepha . . ."

Die also präsentierte junge Dame protestierte energisch und stampfte mit dem Fuße. „Du weißt, ich hasse den Namen, ich will nicht wie der Narr von Napoleons Gnaden, wie der Strohkönig Joseph, heißen, wehe jedem, der mich anders als Alexandrina nennt, den kratze und beiße ich!"

Die Gäste sagten mit einem Munde: „Donna Alexandrina . . . ein prächtiger Name! Nach dem großen Alexander?"

„Nach dem großen Don Alexandrino, dem größten Guerillero, der 500 Franzosen getötet hat, habe ich mich genannt."

Auch diese Damen waren Patriotinnen und äußerten einen tödlichen Franzosenhaß.

Die alte Dame erzählte im behaglichen Baß Madrider Anekdoten von dem Bonaparte. Bei seiner letzten Anwesenheit habe der große-kleine Napoleon seinem Bruder Joseph

eine Audienz unter vier Augen erteilt, habe ihm das Ohr gezaust und gescholten: „Sire, ich habe Sie nicht zum Könige geschlagen, um nach Ihrem Gustus zu regieren, sondern um meine Intentionen und Befehle auszuführen.“

Das Essen, von behandschuhten Dienerhänden serviert, mundete recht fade, obgleich es vom Fett der Olive troff; aber ein lieblich-knuspriger Fasan stand auf der Tafel und hielt die Hoffnung wach, der mehr starke als edle Rebensaft wurde fleißig eingeschenkt, die dicke Donna Aranda leerte ein Glas nach dem andern und trank in der Tat — sie trank wie die alten Goten und Germanen. Sie und die lieben Töchter führten eine so lebhafte Unterhaltung, daß die Gäste kaum zum Essen kamen.

Etwas plötzlich und unerwartet wischte Don Felipe den weißen, ehrwürdigen Schnurrbart mit der nicht ganz weißen Serviette und sagte verbindlich: „Die Herren lassen sich nicht mehr nötigen, aber eine Tasse Mokka müssen Sie noch trinken, gesegnete Mahlzeit!“

Friedsam und Willy warfen dem Fasan einen traurigen Abschiedsblick zu, erhoben sich und küßten den Damen die Hände.

„Betrachten Sie mein Haus als Ihr Heim, mich als guten, alten Onkel und meine Töchter als Cousinen . . . ich habe in den bösen Zeiten zwar nicht viel behalten, was ich aber habe, sollen Sie als Ihr Eigentum ansehen.“

Das war ja eine höfliche Hyperbel des Spaniers, aber auch eine wohltuende Aufrichtigkeit und Herzlichkeit. Man wurde gleich vertraut und familiär mit dieser prächtigen Familie, die durch die Kriegskalamitäten offenbar in etwas derangierte Verhältnisse geraten war, dabei aber feinen Anstand und heitre Lebensfreude sich zu bewahren verstanden hatte.

Die Spanierin ist mit ihrem Fächer verwachsen, sie handhabt ihn mit einer Gewandtheit und Grazie, die jede andre Frau, selbst die Französin, nicht nachahmen und nur beneiden kann. Die jungen Damen plauderten und redeten nicht nur mit den lachenden Lippen, sondern auch mit den Händen und Augen und besonders mit dem Fächer, der ein

Teil des Körpers geworden war und jede Geste unterstützte. Hinter dem Fächer brach ein Blick, ein Lächeln plötzlich hervor und machte eine Attacke auf die Männerherzen, und im Kampfspiele Amors wurden die deutschen Helden besiegt. Herr und Frau Aranda hatten sich diskret in ihre Gemächer zurückgezogen und ließen die Jugend Vetter und Cousine spielen.

Willy schaute aus dem Fenster, dabei fiel sein Blick zufällig auf die Straße, wo er einen Livrierten sah und sofort den Diener des Hauses und den knusprigen Fasan, den der Diener behutsam als geliehenes Schaugericht über die Straße zurücktrug, wieder erkannte. Das war ein verblüffendes Wiedersehen.

„Was sehen Sie, was erschreckt Sie?"

„Nichts, nichts!"

Doch die Donna hüpfte ans Fenster, folgte seinem Blicke und sagte schnell gefaßt und mit der schönen Scham der stillen Wohltätigkeit: „Jose trägt die Reste des Mahles ins Hospital Santa Lucia, wo die armen Kranken liegen."

Dann machte Manuela einen Vorschlag: „Wollen wir nicht, wenn die Kühle kommt, eine Ausfahrt machen? Es gibt nur ein Madrid, nur eine Stadt, die so viele Herrlichkeiten hat."

„Und keine andre, die so schöne Frauen hat!" rief Friedsam mit Emphase.

„Und keine, die so viele Kirchen und Klöster besitzt!" rühmte Willy ironisch. „Hier sollen nicht weniger als dreiundvierzig Klöster sein, in denen der heilige Müßiggang sich mästet."

Manuela tauchte flugs den Wedel in den Weihkessel an der Tür und besprengte gründlich den Ketzer, um ihn von seiner Blasphemie zu reinigen. —

Die Offiziere zogen sich zurück, verwandten ungewöhnlich viel Sorgfalt auf die Toilette und warteten voll Ungeduld auf das Rollen des Wagens. Schließlich erkundigte Friedsam sich, ob es noch nicht kühl genug zum Fahren sei; und die Damen erklärten naiv, daß sie schon ein Stunde auf die Kutsche geharrt und gemeint hätten, die englischen Offiziere,

die so viele und schöne Pferde hätten, würden anspannen lassen.

Friedsam lief auf die Straße und schrie nach einem Lohnkutscher. In zwei Minuten hielten zwei Wagen vor der Tür, beide Rosselenker behaupteten, bestellt zu sein, beschimpften sich gegenseitig und aufs gröbste und fingen an zu balgen.

Donna Manuela flötete sanft: „Laßt uns den Streit der armen Kerle christlich schlichten und beide Wagen nehmen!"

So war den Kutschern geholfen und jedes Pärchen ungestört und unter sich. Von der Calle de los Embaxadores, wo der ehrenwerte Escribano Aranda sein Haus hatte, fuhr man an dem Kloster der Theatiner vorbei — Donna Alexandrina bekreuzigte sich vor dem Heiligenbilde und stieß erschrocken den Deutschen an, der just seine Nase putzte. Ob er ein Heide sei? Nein? Ein Christ! Und könne kein Kreuz schlagen! Umständlich zeigte sie ihm, wie er es machen müsse, nahm seine Finger und setzte sie auf Stirn und Brust; lehreifrig übte sie mit ihm die fromme Geste und befahl sie dem Proselyten, vor jeder Kirche und jedem Kruzifix das Kreuz zu machen; denn, wenn ihr Beichtvater sehe, daß sie mit einem Ketzer fahre, werde er ihr eine schwere Pönitenz auferlegen.

Der Wagen rollte über das Kieselpflaster der Stadt bis an den Manzanares. Dieses Flüßchen war jetzt im Hochsommer ein schmutzig gelbes, kümmerliches Wässerchen zwischen hohen Ufern, die mit einigem graugrünen Baumwuchs bestanden waren. Dennoch fragten die Töchter Madrids voll Stolz: „Ist das nicht schön?"

Die Herren suchten vergebens flußauf und -ab und antworteten galant: „Ja, hier neben mir ist die Schönheit Madrids."

Jenseits dehnte sich eine trostlos kahle, sandige Hochebene, auf dieser Seite lag die von einer Mauer umgebene Stadt. Dicht am Walle, gleichwie Schutz suchend vor Wind und Wetter, hatte die bitterste Armut ihre elenden, mit Dung gedeckten Hütten hingebaut, und die offenen Löcher der fehlenden Fenster blickten wie leere Augen auf die Schmutzgasse. Die Augen hatten die Equipagen gesehen. Halb-

nackte Kinder, zigeunerhafte Weiber krochen heraus, umringten die Kutschen und zeterten ihr altes Bettlerlied vom langen Krieg und bösen Hunger. Dachenhausen blickte vornehm über das Gesindel hinweg, Manuela aber flüsterte ihm zu: „Man soll Almosen geben und gute Werke tun, um die Seligkeit zu verdienen.“ — Sofort warf er die Kupfermünzen, die er bei sich hatte, auf die Gasse.

Sie rümpfte die schöne Nase. „Geben Sie doch den Ärmsten etwas Silbergeld!“

Gehorsam schleuderte er einige kleine Silbermünzen, zehn Realen, den Bettlern ins Gesicht. Die fromme Manuela fragte vorwurfsvoll: „Nicht einmal ein paar lumpige Piaster haben Sie für die Armen, wenn ich es wünsche?“

Gezwungen lächelnd nahm er drei Piaster in die Hand und ließ sie wie ein Grandseigneur fallen, jedoch das eine Geldstück klemmte sich zwischen Daumen und Zeigefinger fest und kehrte ungesehen in die Tasche zurück.

Willy hatte aus eignem Antrieb sein Kleingeld geopfert, und Alexandrina klatschte in die Hände. „Sie sind ein rechtgläubiger Christ, der Almosen gibt, geworden . . . schlagen Sie ein Kreuz, noch eins! Bravo! Der Pater wird mich loben.“ Glücklich und naiv, als wenn sie eine Ketzerseele für die alleinseligmachende Kirche gerettet habe, legte sie die Hand auf seinen Arm und den Kopf leicht und leise an seine Schulter, um mit einem berückenden Lächeln zu lispeln: „Die englischen Offiziere sind vornehme und noble Herren . . . ein Pfund Sterling gilt ihnen nicht mehr als uns ein Piaster.“

Das schien der unausrottbare Irrtum und Aberglaube der spanischen Schönen zu sein.

Der ehrbare Deutsche hat keine brüderlichen Intimitäten sich erlaubt. Die Wagen fuhren über die Puerta del Sol, den besuchtesten und berüchtigsten Platz von Madrid, unbefangen schauten die beiden Donnas auf das bunte Getriebe und die grell geputzten Dämchen. Schmutzige Schuhputzer, Barbiere mit der Klystierspritze — ihrem Amtswappen — unter dem Arm priesen ihre nützlichen Dienste, ein langbärtiger Kapuziner bot seine Heiligenbilder und Skapuliere

„por los dolores de la santissima madre de dios“ an, niedliche Blumenverkäuferinnen brachten ihre feurigen Blicke umsonst und ihre Sträuße rasend teuer an den Mann. Händler wollten in Maisstroh gewickelte Zigarren für einen Quart verschenken. Schreiber mit der Rohrfeder hinter dem Ohr schrieben den vielen Analphabeten ihre Briefe. Ausschreier kündeten einen tausendjährigen Ablaß, andre ein Stiergefecht, eine Opera buffa an, Last- und Wasserträger brüllten warnend ihr Achtung — Achtung!

In dem Getümmel fiel eine abscheuliche Hexe auf, die ein blutjunges Mädchen führte und grinsend versicherte: „Que es mas casta y pura que la virgen santissima misma.“ Es sei so rein wie die heiligste Jungfrau.

Wahren trieb den Kutscher zur Eile an und bemerkte väterlich-verständig: „Die Puerta del Sol ist kein Platz für gebildete Damen.“

Alexandrina bog sich aus dem Wagen, betrachtete die alte Hexe und sagte mitleidig: „Das arme Kind!“

Durch die San Geronimostraße wurde der Prado erreicht, diese herrlichste Zierde und wahrhaft königliche Parkanlage der mit Naturschönheit nicht gesegneten Hauptstadt. Vierfache Ulmen- und Kastanienalleen spenden Schatten, wenn der Solano dörrt, und kühlende Brunnen rauschen. Es ist auf dieser kahlen Hochebene ein von Menschenhand geschaffenes Paradies, wo das Volk lustwandelnd Atem schöpft und das vornehme Madrid in allen möglichen Gefährten Korso hält. Bediente in wahrer Harlekinstracht hocken oder hängen hinten an der Equipage. Neben einer alten Betschwester sitzt ein lispelnder Mönch.

Alexandrina hatte für die Kleider der Damen ein sehr aufmerksames Auge und richtete sich lebhaft auf, wenn Reiter auf hüpfenden Pferden vorübersprengten. Sie sah ihnen nach, als wenn sie für den graziösen Gang der andalusischen Rosse das größte Interesse habe.

Bald aber fing das Paradies des Prado an sie zu langweilen. Ihre Sehnsucht zeigte auf das chinesische Häuschen mit dem Pagodendach, das echt spanische Erfrischungen und Preise hatte. Was die Damen an Süßigkeiten in ihrem

hübschen Munde verschwinden ließen, erfreute sogar den Markör, der, auf neue Order wartend, in der Nähe blieb. Friedsam ließ seinem Freunde den Vortritt, und Willy zahlte kaltblütig die hohe Zeche.

Die Fahrt ging weiter durch viele Straßen, wo neben palastartigen Häusern armselige Hütten kauerten, über die Plaza de Cebada, wo vor kurzem der französische Henker die spanischen Patrioten hingerichtet hatte. Die Damen verhüllten ihr Haupt mit der Mantille, um den Schreckensort nicht zu sehen, und sagten zischend: „Dort wird dem Teufel Napoleon eine Schandsäule errichtet werden!“

Die Plaza Mayor mit ihren Arkaden und Kaufgewölben machte auf das Auge den besten Eindruck, aber der stinkende Unrat, der überall lag, beleidigte den Geruchssinn aufs empfindlichste. Die Donnas, die hier durchaus — sie hatten ihre Gründe — aussteigen wollten, hüpften über alle Hindernisse hinweg und horchten dem heiseren Ruf der Händler und Händlerinnen.

„Castanas calientes, doze por un quarto!“

Wie gierig, als hätten sie seit der Frühe gefastet, stopften sie die heißen Kastanien in ihr schönes Mündchen, ließen sie volle Düten im Wagen verstauen.

„Tomates grandes y buenos!“

„O die schönen Tomaten!“

Wahren bezahlte, was genommen wurde.

„Naranjas, limones, limas dulces!“

„Die süßen Zitronen schmecken wie Zucker!“

Friedsam griff in die Tasche.

„Uvas, pasas, zandias brevas!“ Trauben, Rosinen, Melonen!

Unersättlich schienen die lüsternen Augen, die alles sahen, die kleinen Mäulchen, die alles kosteten, die flinken Hände, die alles kauften — und nichts bezahlten.

Friedsam mußte abseits bei seinem Freunde eine Anleihe machen, um seine Gentlemanpflichten zu erfüllen.

„Verdura y coliflor, perexil, cebollas, ajos, pepinos, garbanzos y lentejas,“ empfahl der Baß der dicken Grünhökerin. Sogar der Blumenkohl und die Petersilie, die

Zwiebeln, Gurken, Bohnen, Erbsen und Linsen lockten, und die Offiziere bezahlten, was gewählt und in die Wagen geschleppt wurde.

Ihre Begleiterinnen schauten verliebt nach dem Manne, der Huevos, melocotones, albariquos y cerezas schrie.

„O, von den Pfirsichen, Aprikosen und Eiern haben wir noch nicht gehabt . . . o, die stark gewürzten Würste von Estremadura!"

Willy behielt die Börse in der Hand, bezahlte und runzelte die Stirn.

„Bacallao, tocino y manteca!" Speck und Fett und Stockfisch!

Selbst der Fastenfisch weckte das Gelüst der Donnas, die beide Wagen mit den eingekauften Waren voll beluden.

Die Offiziere machten ein halb verdutztes, halb belustigtes Gesicht und meinten, in den Kutschen sei für Passagiere kein Platz mehr.

Die Sennoritas waren ganz derselben Ansicht und hoben die Kleider über die Knöchel empor, um alle Hindernisse zu umtrippeln. „Wir werden nach Hause gehen und unterwegs ein wenig die Läden besichtigen."

Die Herren tauschten einen besorgten Blick und ahnten nichts Gutes.

Unter den Arkaden lag sehr viel Verlockendes, das die Augen der Spanierinnen begehrlich blitzen ließ. Dieses und jenes und das dort hätten sie seit Jahren ersehnt und erseufzt, umsonst von der Schutzpatronin erfleht und vergebens vom guten Väterchen in der bösen Kriegszeit zum Geburtstag sich gewünscht.

Manuela schaute verliebt ins Schaufenster, noch verliebter und mit leisem, diskretem Vorwurf ihren Begleiter an. Friedsam konnte den flehenden Augen nicht widerstehen, stürmte in den Laden und kaufte ein Täschchen, einen Haarkamm, einen Fächer.

Willy aber ging schwerhörig und zugeknöpft weiter.

Vor dem Juwelierladen standen die kleinen Füße wie festgewurzelt, die Donnas seufzten: „Wie schön, wie herrlich!" Manuela neigte, trostlos entsagend, wie die ewig

unglückliche Liebe, ihr Köpfchen fast an Friedsams Schulter. „Ach, wenn ich den Halsschmuck nur einmal anprobieren könnte!“

„Mademoiselle, das Anprobieren kostet nichts,“ brummte Willy boshaft.

Der pfiffige Weltmann Dachenhausen wurde von einem allzu menschlichen, mitleidigen Gefühl überwältigt, zerrte den Freund zurück und feilschte im Hintergrunde.

„Zweihundert Pfund? Bist du total verrückt? So viel habe ich nicht bei mir,“ antwortete Willy.

„Dann einhundert . . . . mindestens fünfzig . . .“

„Du sündhafter Tor!“

„Gib es heute her und schelte morgen!“

Friedsam erhielt ein Darlehen, kaufte einen Schmuck und legte ihn sorgfältig um den weißen Hals.

Die niedliche Alexandrina hatte so neidische, traurige Augen, daß Willy kein erotisches, sondern ein rein menschliches Erbarmen spürte und aus purer Humanität einen halb so teuren, aber ihm noch viel zu teuren Schmuck der Schönen schenkte.

In ihrer kindlich ausgelassenen, wilden Freude warf sie die Arme um seinen Hals und bot sie ihm den Mund zum Kusse dar. „Sie sind ein sehr, sehr guter Christ geworden . . . die Heilige hat meinen Eifer belohnt . . . morgen werde ich Sie lehren, den Angelus und Rosenkranz zu beten.“

Zu Hause im Quartier revidierten die Kameraden ihre Börsen und blickten sich stumm und dumm an. „Das war eine teure und törichte Fahrt,“ sagte Willy weise und ärgerlich. Am wenigsten verdroß ihn das verpulverte Geld.

Er mußte an Isabella denken, deren Untreue er kleinlich mit Treulosigkeit vergolten habe, und an den furchtbaren Abschied der schönen Juanita, der ihn am hellen Tage wie ein böser Traum heimsuchte und mit bangen Ahnungen ängstigte. Energisch sagte er: „Ich will weder mit einem Frauenherzen spielen, noch mit mir spielen lassen. Die Liebe darf nicht zur Liaison und das einzige Gefühl, das Isabella mich lehrte, nicht zum frivolen Spiel erniedrigt werden.“

„Isabella!“ wiederholte der andre, als wenn er plötzlich einen Schreck bekommen habe.

„Friedsam, sei auf deiner Hut! Sie könnte wohl ein Lock- oder gar lockrer Vogel sein.“

„Manuela ist ein himmlisches Weib, ich glaube wahrhaftig, das heilige, nur einmal entzündbare, einzige Feuer hat mich in Flammen gesetzt . . . du, leihe mir noch fünfzig Pfund, bis ich von Hause meinen Zuschuß bekomme . . . du bist nicht kleinlich.“

Willy war ein gutmütiger Freund. „Nimm hin den Mammon, obgleich du Sottisen machen wirst!“

Das Abendessen bei dem ehrenwerten Escribano war sehr opulent, dank der Vorräte und Früchte, welche die Töchter eingekauft und die Gäste bezahlt hatten. Der Wein war ein starker Rio Tinto, von dem die dicke Madame zwei Liter konsumierte und die jungen Donnas, das gute Beispiel der Mutter beherzigend, ein wackres und fast unweibliches Quantum tranken. Nur der Vater war sehr, sehr mäßig und sagte: Seine Töchter müßten den Hausherrn vertreten und mit den Gästen anstoßen, was die braven Mädchen fleißig taten.

Gegen neun Uhr, als die Konversation sehr laut und lustig und die Stimmung gehoben und glücklich war, bemerkte Manuela, daß ihr Vater, um schlafen zu können, ein Stündchen vor dem Zubettegehen zur Beruhigung und Einschläferung der Nerven ein Spielchen machen müsse, ein kleines, harmloses, familiäres Kartenspielchen, um ein paar Piaster nur, weil die Sache sonst zu langweilig sei.

Alexandrina hatte bereits ein sauberes Kartenspiel, das irgendwo zur Hand lag, geholt und forderte die Herren auf, ein Schlummerspiel zu machen.

Wahren lehnte sehr bestimmt ab. „Ich rühre auf Ehre keine Karte an.“

Das junge Mädchen legte über seine Schulter weg die Karten auf den Tisch, schmiegte sich an ihn, so daß er die Weiche und Wärme ihres Körpers fühlte, und bat schmeichelnd: „O mein Freund, machen Sie doch die Familienpartie mit! Wir spielen alle.“

„Mein Ja bleibt Ja, und mein Nein bleibt Nein! Ich gab ein Ehrenwort und darf nicht spielen."

Friedsam rückte sehr unruhig auf seinem Stuhle hin und her, machte ein verdrießliches und verlegenes Gesicht. Er gehörte leider zu den Leuten, die beim Anblick der Karten zu brennen beginnen.

Manuela blickte mit den glühenden Augen verliebt ihn an und lispelte zärtlich: „Mon cher ami! Sie werden doch mit uns spielen, ein Stündchen nur, um einen lächerlichen Einsatz."

Friedsam schielte unwillig nach dem Freunde, lüstern nach den Karten, unglücklich nach der schönen Versucherin hin und sagte böse: „Ich darf nicht, ich habe dem da es versprochen."

Die Mädchen betrachteten den Leutenant Wahren mit sehr unfreundlichen Augen und sagten ihm, er sei ein hartherziger und grausamer Mensch. Alexandrina zupfte ihn am Ohre. „Gestatten Sie ihm doch das unschuldige Pläsier! Oder Sie werden meine Freundschaft verlieren und meine Feindschaft fühlen." Wie feindselig ihre schwarzen Augen drohten!

Manuela legte die Hand auf Friedsams Arm und lächelte berückend. „Fangen Sie in Gottes Namen an! Es ist eine harmlose Unterhaltung."

Er rückte hin und her und rief gequält: „Ich darf nicht! Ich dürfte nur, wenn mein Kamerad mich von meinem Wort entbände . . . Willy, willst du mich dispensieren?"

Der Gefragte besann sich lange, betrachtete ernst die Karten und des Freundes erregte Züge und sagte hart: „Von deinem Ehrenwort entbinde ich dich nicht . . . aber weil du und alle mich drängen, mag das Kartenspiel en famille eine Ausnahme von der strikten Regel sein."

In demselben Nu griff Friedsam nach den Karten und mischte sie mit den flinken, fliegenden Spielerfingern, die er so oft am Feuer verbrannt hatte. Die Damen lachten: „Santa Lucia, gib uns Glück!" Und sie bekreuzigten sich, bevor sie in der Teufelsbibel zu blättern begannen.

Es wurde l'Hombre mit kleinen Einsätzen gespielt, die Familie Aranda jeute mit großer Ruhe und Routine, nur

der deutsche Offizier war von Anfang an nicht nüchtern, sondern von Wein, Liebe und Leidenschaft berauscht.

Willy schaute eine Weile zu und fühlte bald, daß er eine langweilige, langweilende und überflüssige Rolle spiele, und empfahl sich mit den Worten: „Möchte das Schlummerspiel auf Sie alle eine so einschläfernde Wirkung, wie auf mich, ausüben!"

Der alte Herr Aranda wurde sehr munter und lebhaft und hatte die beabsichtigte Schlafmüdigkeit noch lange nicht erreicht.

Willy hatte einen gesunden Schlaf, erwachte in der Finsternis, schlug Feuer und sah, daß es zwei Uhr und das andre Bett noch leer war. Befremdlich, aber auch beunruhigend!

Endlich kam Friedsam geräuschlos und entkleidete sich im Dunkeln. Plötzlich ertönte eine ironische Stimme: „Die unglücklichen Töchter, die mit Kartenspiel bis vier Uhr morgens den alten Vater einschläfern müssen, sind zu beklagen. Eine recht originelle Familie! Die Mutter muß ihre zwei Liter Wein, der Vater bis vier sein Spielchen haben, um die nötige Bettschwere zu bekommen."

„Du wachst nicht nur, du bist auch witzig. Mensch, Mensch, ich möchte dich, den Stuhl, das Bett, sogar den Topf umarmen, ich bin berauscht, beglückt, beseligt, total und toll verliebt . . . die Göttliche hat mich geküßt . . . ich täte jede Torheit, die meine Manuela von mir fordert! Der heißeste Kuß der blonden Germanin ist wie ein flauer Wassertrunk, der Feuerkuß der Spanierin ist schäumender Wein . . . nie hat ein Weib so gänzlich mich bezaubert."

„Gemach! Gemach! Wer so viel Glück in der Liebe hatte, dem werden die Karten unhold gewesen sein . . . wie viele Piaster oder gar Pfund hast du verloren?"

Der Beredte wurde kleinlaut. „Ja, ich hatte ziemlich Pech . . . was ist der Verlust, wo Manuela Seligkeiten mir schenkte!"

„Schlafe deinen Rausch aus!"

Willy glaubte, daß sein Kamerad nach dem l'Hombrespiel stundenlang gecourt und gekost und eine kleine Amour angefangen habe. Am Tage warnte er eindringlich seinen Freund.

„Denke doch an Pepita, wie wild sie sich beim Abschied gebärdete! Die Weiber dieses Landes sind unergründlich und unheimlich, das Spiel mit einer Spanierin kann Kopf und Kragen kosten, wie Viktors rätselhaftes Ende beweist.“ — So wenig eine Mücke sich von der versengenden Flamme vertreiben läßt, läßt ein Verliebter sich warnen.

Am Abend holte Alexandrina, wie eine gute Tochter die verordnete Arznei, pünktlich die Karten, das eigenartige Schlafmittel des ehrenwerten Don Aranda, und Dachenhausen rief begierig: „Ich muß heute Revanche haben.“

Willy hob warnend die Hand: „Die Ausnahme von der Regel galt nur für den einen Abend.“

Aber Don Aranda hob das weiße, würdevolle Haupt: „Mein lieber Herr, die Ehre befiehlt mir, dem Gastfreund die erwünschte Gelegenheit zu geben, seinen kleinen Verlust wieder einzubringen.“

Die Töchter bestürmten Willy mit Blicken und Bitten, er dürfe kein Barbar sein und das harmlose Vergnügen des Freundes und der ganzen Familie nicht aus purem Eigensinn stören. Nicht ohne Sträuben erteilte Willy Dispens und verabschiedete sich bald, obgleich Alexandrina seine Hand festzuhalten suchte. Er machte sich Vorwürfe, daß er schwach gewesen sei und die Schwäche des Freundes befördert habe, auch hatte er eine unangenehme Ahnung, als wenn das dumme Spiel und die dumme Liebschaft dumme Folgen haben könne.

Jeden Abend wurde das Familienspiel entriert. Spät in der Nacht oder früh am Morgen kam Friedsam ins Schlafgemach und warf sich ins Bett. Tagsüber war er verschlafen und mürrisch, wie Nachtschwärmer es sind. Er wich einem Alleinsein mit Willy und allen Fragen geflissentlich aus; das Loblied der göttlichen Spanierin sang er nicht mehr, aber seine Blässe nahm alle Tage zu, sein Blick flackerte unruhig und wurde verlegen, wenn sein Freund ihn fest ansah, gleich als wenn er kein gutes Gewissen oder eine geheime Sorge habe. Zehrte die Leidenschaft so an ihm, daß sein Körper sichtbarlich und erschreckend verfiel? Selbst die Haltung wurde schlaff und unsoldatisch.

Willy war zu stolz, um seinen Rat aufzudrängen und den öden Moralisten zu machen.

Eines Morgens rasselten die dumpfen Trommeln, die Truppen in Madrid wurden alarmiert. Als Willy, der seinen Kameraden kaum zu wecken vermochte, hastig in die Uniform und aus dem Zimmer stürzte, huschte etwas Weißes über den Flur — es war Alexandrina in sehr wenig Toilette, und sie flüchtete zu seiner Verwunderung nicht, sondern kreuzte die Arme auf der Brust und sah ihn groß und starr an, als wenn sie eine Bitte, ein Verlangen, einen unaussprechlichen Wunsch hätte. Er kehrte ihr den Rücken zu, sagte nichts und dachte einiges.

Der Alarm war blinder Lärm. Trotzdem schwirrten in Offizierskreisen unkontrollierbare Gerüchte, daß der Feind, um ein Korps verstärkt, heranrücke, um Madrid zu entsetzen.

In der folgenden Nacht träumte Willy, die Franzosen hätten die Stadt erstürmt und brächen in sein Zimmer herein, aus dem Schlaf aufschreckend, griff er nach der Pistole und dem Feuerzeug. Beim Kerzenlichte sah er seinen Freund totenblaß, verstört und wild erregt vor seinem Lager stehen.

Friedsam war mit solchem Lärm durch die Tür gepoltert und lamentierte wirr und wild: „Gib die Pistole her, her damit! Ich will, ich muß mir eine Kugel durch den Kopf jagen . . . sonst werde ich verrückt, verrückt. O, das schöne, entsetzliche Weib, das ich liebte, unsinnig liebte, hat mich zugrunde gerichtet . . . ehrlos bin ich! Zweitausend Pfund Ehrenschulden, die ich nie bezahlen kann . . . gib die Pistole her! Aus elender Liebe zu der Elenden, als Lump muß ich mich erschießen, ich muß!“ Er riß die Waffe an sich.

Willy rang mit ihm, um die Pistole zu behalten, und zwängte den Rasenden so lange aufs Bett nieder, bis die an Wahnsinn grenzende Erregung ein wenig sich legte. Jedes Rasen, das einer ruhigen Gewalt unterliegt, beruhigt sich.

„Brauchst nichts zu erzählen, ich höre das Unglück heraus . . . mein Freund, nun höre mich! Ich kann dir helfen und werde dir helfen . . . laß die Dame, die ein dubiöses Frauenzimmer ist, hinfahren! Du hast nicht l'Hombre gespielt,

sondern schwer hasardiert und schweres Geld verloren, du Tor."

„O, ich liebte sie, ich liebte einmal in meinem Leben mit wahrer Leidenschaft . . . und sie hat scheußlich, schändlich mich benutzt, betrogen, hintergangen, zum Spiel verlockt und verlacht." — Friedsam riß den Rockkragen auf und schrie: „Don Felipe, der weißhaarige Gauner, hat die Karten gezinkt, gezeichnet . . . gestern bemerkte ich die Punktierung des präparierten Spiels und noch mehr, o, o . . . ich Narr! Schon am ersten Abend, sobald du fort warst, wurde ein Glücksspiel vorgeschlagen, meine unselige Spielleidenschaft brannte bis in die Finger hinein und berauschte mich, sobald ich die Karten berührte . . . warum hast du mich dispensiert, da du meine verdammte Faiblesse kennst?"

„Stets sucht die Schuld, ihre Last auf andre Schultern abzuladen . . . ja, ich war schwach . . . aber ich bin stark genug, um von dem Unglück meinen Anteil zu tragen. Höllisches Madrid! Himmlisches Hispanien! Das Schlummerspiel war eine Falle und die Familie des ehrenwerten Escribano ist eine Falschspielerbande. Um zweitausend Pfund bist du gerupft worden? Die hattest du ja nicht . . . verschweige mir nichts!"

„O meine stockblinde Liebe, meine immense Dummheit und kolossale Verblendung! Alle Abende wurde um immer höhere Einsätze gespielt, und ich verlor meistens. Manuela tröstete mich, das sei sehr erklärlich, da ich so ungeheures Glück an ihrem Herzen genösse . . . ihr Geflüster, ihre zärtlichen Blicke lenkten mich ab, starblind bemerkte ich den frechen Betrug nicht, bis gestern abend, wo sie zu dreist auf meine Borniertheit spekulierten und unter dem Tisch die Karten tauschten oder verschwinden ließen. Der Escribano hat leider von ihm selbst notariell beglaubigte Wechsel über 2000 Pfund, von mir unterzeichnet, in seinen spitzbübischen Händen behalten . . . es sind Ehrenschulden . . . wenn er mich beim Generalkommando verklagt, bin ich infam kassierter Leutnant Sr. Majestät. Wie könnte ich, wie kannst du zweitausend Pfund zur Stelle schaffen? Das ist unmöglich . . . nur eine Kugel kann den Schaden kurieren."

„Kurieren wird es dich ... ich hoffe, der klaftertiefe Sturz aus dem höchsten Himmel der Verliebtheit in die beschämende Erkenntnis, daß du das Opfer einer Kurtisane geworden bist, ist eine kräftige Arznei, die dich von Spielkrankheit und Liebeleisucht für immer heilen wird."

„Das falsche Frauenzimmer, der fürchterliche Hereinfall hat mich unsterblich blamiert ... ich möchte mich verkriechen ... du, der aufrichtige, ehrliche ..."

„... Einfältige ... sag es nur!"

„Nein ... der ehrliche Willy ist klug und charakterfest und schlägt den raffinierten Sirenen ein Schnippchen, und ich, der als gewitzigter und geriebener Weltmann sich gerierte, benahm mich wie der größte Ochs und Esel, Tor, Tölpel und Trottel unter Spaniens und Gottes Sonne."

„Erneuere dein Ehrenwort!"

„Ich schwöre, daß ich in Ewigkeit den Karten und allen spanischen Amouren entsage ... aber die zweitausend Pfund ... mir graut."

„Laß mich nur machen! Die göttliche Ironie gab dir ein bittres, aber gutes Medikament ... ich werde dem ehrenwerten Escribano ein Pulver verschreiben, das eine heilsame Wirkung haben wird."

Eine Stunde später steckte Willy die geladene Pistole unter den Säbelgurt und ließ Don Felipe Aranda um eine Unterredung unter vier Augen zur Regelung einer sekreten Ehrenaffäre bitten. Der alte Herr war in seinem weißen Haar noch würdevoller als sonst, aber der deutsche Offizier war diesem Gentleman gegenüber barsch, grob, ja brutal.

„Wo ist der Wechsel meines Kameraden?"

„Ich bedaure unendlich das beharrliche Unglück meines teuren Gastes."

„Ich bedaure noch mehr Ihre unverschämte Mogelei und die gemeine Ausplünderung meines Freundes ... wo sind die gestern gebrauchten Karten? Das sind sie nicht! Her mit den gezinkten Karten — oder" — der Offizier nahm die Pistole in die Hand — „oder ich beteuere und bedauere, daß ich Sie verhaften und dem General übergeben muß. Alter Schurke, ergrauter Sünder, ich scherze nicht, sondern

nehme Sie beim Schopfe mit in den Arrest, und dieses Haus wird um und um gekehrt, bis die gebrauchten Karten, die Zeugen des betrügerischen Spiels, gefunden sind."

Don Aranda bewahrte seine Geistesgegenwart und eine gewisse Grandezza, trotzdem sein ehrwürdiges Haar von einer Soldatenfaust unsanft gepackt war. „Ein gütlicher Vergleich ist besser als ein heftiger Streit . . . in Anbetracht, daß Sennor Dachenhausen mein Gastfreund ist und meine volle Achtung und Sympathie besitzt, will ich nicht hart sein, sondern die Hälfte erlassen, wenn der Wechsel mit eintausend Pfund bar eingelöst wird."

„Keine hundert, es seien denn Hiebe, werden Sie in bar bekommen."

Der rechts- und menschenkundige Escribano erkannte, daß von diesem barbarischen Alemannen, der gegen Alexandrinas Reize gewappnet gewesen war, wenig zu erhoffen sei, und sagte großmütig: „Mit Rücksicht auf, in Anbetracht und aus Ursache, daß die Herren Offiziere die Alliierten meines Landes sind, will ich die Ehrenschuld erlassen . . . um aber jeden öffentlichen Eklat, der einem jungen Offizier . . ."

„Und einem alten, abgefeimten Falschspieler von Profession, einer Leuchte der spanischen Rechtsverdrehung!"

„. . . Offizier nachteilig sein könnte, zu vermeiden, werden fünfzig Pfund in meine Hände für einen wohltätigen Zweck, den ich zu bestimmen habe, deponiert."

„Die fünfzig Pfund werfe ich Ihnen hin . . . geben Sie den Wisch her! Sie besitzen meine volle Verachtung." — — —

Dachenhausen hat die böse Lehre für die Folgezeit beherzigt. Menschen, die ein starkes Gewissen haben, werden durch eine schwere Schuld zur Reue und Einkehr getrieben; aber die Leute, die sich für klug halten und in der Tat einen recht hellen Kopf, aber nicht viel ethisches Gefühl und wenig Herz haben, werden durch die Sottisen, die sie begehen, gestraft und durch eine Lächerlichkeit und Dummheit am ehesten zur Einsicht und Selbsterkenntnis gebracht.

Friedsam, der bisher allen Beistand, alle Anhänglichkeit und Treue seines Jugendgenossen als etwas so Selbstverständliches, wie die Soldgebührnisse, hingenommen hatte,

war aufrichtig dankbar und von so freundschaftlichen, innigen Gefühlen, als er überhaupt fähig war, beseelt.

Willy war durch die gewährten Darlehen blank geworden und in einige Verlegenheit geraten. Er begab sich zum Generalkommando, um die Auszahlung seiner Prisengelder zu betreiben. Man vertröstete ihn damit, daß die Anweisung des Kriegsministers wahrscheinlich in Lissabon liegen werde.

Die Frage, ob er nach Lissabon marschieren solle, um sein Geld zu holen, wurde aus Subordination nur innerlich, aber ärgerlich gestellt.

Bald und wider Erwarten sollte diese Marschrichtung eingeschlagen werden.

---

Zwanzigster Abschnitt.

# Ein fröhliches und ein furchtbares Wiedersehen.

Bonaparte hatte bei Borodino und an der Moskwa seinen letzten Pyrrhussieg über die zähen Russen mit Mühe erfochten und stand Ende August vor Moskaus verlassenen Mauern, bitter enttäuscht, als keine Bojaren kniend kamen, um die kaiserliche Gnade zu erflehen. Auf dem Sperlingsberge sah man auf dem finstren Antlitz des Imperators die düstre Ahnung, daß sein Abenteurer-Stern im Sinken sei. Er war schon gesunken.

In Spanien erblaßte der Ruhm seiner berühmten Marschälle. Augereau, Marmont, Junot, Victor, Soult, Suchet, sie alle und selbst Massena, das enfant chéri de la victoire, — das Lieblingskind des Sieges — verloren ihren Lorbeer in dem Lande, wo er wächst.

Als hinten in Halbasien die Kuriere endlich die Nachricht von den spanischen Niederlagen überbrachten, schäumte der Gewaltige in galliger und gallischer Wut und erteilte zornigen Befehl, neue Divisionen gegen Madrid zu werfen.

Lord Wellington war durch verkleidete Guerilleros genau über jede Bewegung und Truppenstärke der Franzosen unterrichtet. Sobald er Gewißheit besaß, daß weit überlegene feindliche Streitkräfte gegen Madrid im Anzuge seien, kehrte er sofort zu seiner vorsichtigen Strategie zurück; ohne Rücksicht auf Ruf und Ruhm, ohne Zögern und Zucken ließ er den Rückzug antreten und Madrid aufgeben. Man hat ihn damals, auch in seinem Heere, geschmäht und ängstlich, ja furchtsam gescholten, aber die Geschichte preist seine Weisheit. Der erfahrene Feldherr wußte, daß der Sieg

stets, wo nicht die unberechenbare Ironie des Schicksals waltet, den meisten Regimentern zufällt, und durfte um keinen Preis die Verbindung mit der Küste verlieren.

Die Armee, die Legion trat gehorsam, wenn auch mit schmerzlichen Gefühlen, die Retraite an auf derselben Straße, die sie, stolz den Feind verfolgend, gezogen war. Der Rückmarsch jedoch vollzog sich in tadelloser Ordnung; Uniform und Schuhzeug, Munition und Train war erneuert worden — nicht zum wenigsten diese äußerlichen Dinge erzeugten den sogenannten vorzüglichen Heeresgeist.

Am ersten Lagerplatze erzählte der Hauptmann von Geldermann, der im Hauptquartier gewesen war, im dichtgedrängten Offizierskreise die neuesten Kriegsereignisse, die wunderbare Erstürmung einer Festung. „Meine Herren, es klingt wie eine Fabel, ist aber kein Soldatenlatein! Zwischen hier und Saragossa hatten die Feinde ein Nonnenkloster auf einem steilen Berge zum starken Fort gemacht und seit Jahr und Tag mit 1200 Mann und 30 Geschützen besetzt und gegen jeden Angriff gehalten. Karamba! Wo zwei von unsren Brigaden blutige Köpfe sich holten, hat eine spanische Banditenbande Karneval gespielt und die Festung überrumpelt. In der Nacht hält ein französisches Bataillon vor dem Tore, der Anführer redet barsch und rapportiert kurz: ‚Das 42. Bataillon, von Marschall Soult zur Verstärkung gesandt . . . . aufgemacht, wir haben Hunger.‘

„Der Korporal am Tore grinst: ‚Das Souper ist bald hergerichtet, wenn Ihr Fasanen und Hasen, Brot und Wein mitgebracht habt . . . ein Dessert von verdorbenem Reis und schimmeligen Biskuits werden wir auftischen.‘ ‚Du Teufelsschwätzer, mach' flink, oder ich schlag' dich aufs Maul!‘ Der Korporal hat Menschen- und Offizierskenntnis und merkt sofort, der Major oder Oberst muß eine große Kreatur sein, er reißt das Tor auf und salutiert. Ein Säbelstich fährt ihm durch die Kehle und spießt ihn am Tore fest — er hängt da, wie ein am Scheunenflügel festgenagelter Habicht. Kaum ist die Vorhut des 42. Bataillons durch den Wall, so liegt auch die Wache am Boden in ihrem Blut und röchelt:

‚O mon camarade, qu'est-ce que . . . Ciel! O mon Dieu!' — Spanische Flüche und Fußstöße geben Antwort.

„Die Offiziere des Forts sitzen alle im Nonnenrefektorium, zechen, spielen, singen und hören nichts, bis die Tür aufgeht und ein unbekannter französischer Oberst mit Gefolge auf der Schwelle steht. Sie springen auf die Füße und salutieren, der Älteste fragt: ‚Mein Oberst, wo kommen Sie her?'

„Ihre Waffen sind im andren Zimmer, die Mannschaften schlafen in den Nonnenzellen. Gaffend, gelähmt sehen sie gezückte Säbel, Dolche, und Flinten knallen. ‚Qu'est-ce que cela?' — Ehe sie das grausige Rätsel gelöst, sind sie abgestochen. Die Soldaten werden im Schlafe niedergemacht, alle, alle tausend Mann müssen über die Klinge springen. Das spanische Gefluche wird zum teuflischen Gelächter, zum wilden Freudengeheul. Eine Guerilla hat französische Uniformen angezogen und in dieser Karnevalsverkleidung die sorglose Besatzung abgeschlachtet. Der Führer der Bande muß ein Teufelskerl sein und soll Felice oder dergleichen heißen."

„Feliciano de Varsenas?" fragte Wahren gespannt.

„Ja, ja, das ist der Mann und nun der Nationalheld, der den echt spanischen, genialen, hinterlistig tückischen Streich ausgeführt hat."

Willy dachte an den rätselhaften Guerillero, an den freundlichen und fanatischen Priester, an die schöne Juanita, er dachte zuletzt an Isabella d'Armand, weich und weh, ohne Vorwurf und Bitterkeit. Die Jugendgeliebte stand gut und rein in seinem Gedächtnis; er zieh sie nicht mehr der Untreue, sondern schalt sich selbst einen flatterhaften, leichtsinnigen Menschen. — —

In dem ersten Lager spielte eine burleske Szene sich ab. Viele Soldaten hatten in Madrid mit einem schwarzäugigen Liebchen sich versorgt, und diese feurigen Schönen besaßen ein so anhängliches Herz, daß sie sich von ihrem Deutschen oder Irländer nicht trennen konnten, sondern dutzendweise mit den Kompagnien liefen und von ihrem Schatz nicht lassen wollten. Dieses schöne Geleit gefiel dem eisigen Lord sehr wenig, er befahl einem Kommando, alle Weiber aufzugreifen

und per Schub nach Madrid zu bringen. O welch ein Heulen und Weinen und Wehklagen sich im Heere erhob! Das war eine tragikomische Parade, als ein heulendes Regiment von 800 schwarzhaarigen, schreienden, schimpfenden Frauen vorüberzog und unter Eskorte nach der Hauptstadt marschierte.

Eiliger wurde der Rückzug der Alliierten, denn eine sehr starke feindliche Armee drängte rasch nach und wünschte eine Schlacht, die Wellingtons Vorsicht vermied. Wiederum erhielt die deutsche Legion eine schwere Aufgabe, die sie wacker löste, denn sie hatte die Nachhut zu bilden und die Retraite zu decken. Bei Venta del Pozo bildete sie zweimal ein Karree, an dem die französischen Kavallerieregimenter zerschellten, und wies sie alle Angriffe ab, um der Hauptarmee den nötigen Vorsprung zu verschaffen. Der kühle Wellington hat sich einmal erwärmt und im Rapport wegen dieser Tat der Legion seinen wärmsten Dank ausgesprochen.

Im November zog das erste Bataillon in Salamanca ein, still und ohne Stolz, und erhielt Quartier im Kloster St. Bernard.

Friedsam und Willy gingen, eine Maisstrohzigarre rauchend, aus der Messe, wo sie gut gespeist hatten, und über die Straße, die ein barfüßiger, ganz zerlumpter Mensch, zigeunerhaft mit einer alten englischen Reithose, einem zerlöcherten Poncho bekleidet, taumelnd hinaufkam. Betrunkenes, verkommenes Gesindel war keine ungewöhnliche Erscheinung, darum man stehen blieb. Dennoch schaute Willy sich den Kerl an, der jetzt die Hand bittend erhob, aber noch schwerer schwankte und auf das Pflaster hinschlug.

„Laß den Borracho, den Trunkenbold, liegen!“

Der Pudel Treu lief hin, beschnüffelte die liegende Gestalt und fing trotz seiner Antipathie gegen Bettler und Lumpen freudig zu bellen an.

Willy beugte sich nieder. „Was fehlt ... das ... ist Viktor Lisignolo ... oder sein Geist ... Friedsam, schau her! Viktor, Viktor! Bist du es? Und in welchem Zustand!“

„Essen ... einen Bissen ... verhungert ...“ wimmerte es von unten.

Nun bestand kein Zweifel mehr. Dieser erbarmenswerte

Mensch, der wie eine mit Lumpen bedeckte Leiche, wie einer, der im Grabe scheintot gelegen hat, aussah, war der verschwundene, totgeglaubte Lisignolo.

Die Offiziere trugen ihn in die Messe, wo die brave Meßfrau ihn wie ein Vöglein fütterte und Wein in seinen Mund tröpfelte. Dadurch erholte er sich so weit, daß er zu sprechen vermochte.

„Der hölleninfernalische Feliciano, wo ist er? Das hielt mich am Leben . . . ich muß den Verräter, den Satan erwürgen und tot sehen, ehe ich sterbe. Der falsche Hund führte mich in eine Falle, ich war Gefangener der Franzosen, ich war in der Hölle.“ Viktors Stimme und Kraft versagte.

Wahren holte Kosziusko, der für alles brauchbar war, und schärfte ihm ein: „Pflege diesen meinen Freund und füttere ihn auf die Füße! Versprich mir, so lange keinen Branntwein zu trinken . . . ist der Kranke hergestellt, gebe ich dir drei Piaster, um einen gründlichen Rausch zu kaufen.“ — Das war der Weg, um eine temporäre Temperenz zu erzielen. Der Pole bekreuzigte sich, legte das Gelübde ab und hat es gehalten.

Am andern Tage schon hatte Viktor sich so weit erholt, daß er, von den staunenden Offizieren umringt, sein Abenteuer berichten konnte.

Feliciano hatte meisterhaft zu heucheln und seinen diabolischen Grimm unter einem Lächeln zu verbergen verstanden. Sobald er erkannte, daß die von ihm schon lange geliebte und umworbene Donna Elvira dem kleinen Italiener ihre Gunst schenkte und ihren früheren Galan nur als eventuelle Reserve freundlich behandelte, hat der verschlagene Mann mit der ungeheuren Selbstbeherrschung der spanischen Rachsucht seinen Haß in der Brust verborgen und dem glücklichen Nebenbuhler sogar seine Freundschaft angetragen. In einer Nacht ging Viktor heimwärts, plötzlich legte der Guerillero in der Dunkelheit seine Hand auf den Arm des Korporals, der zurücksprang und ein Attentat befürchtete. Der Spanier aber lachte trocken und sagte höflich: „Wir wollen nicht wie neidische Hunde uns beißen, geschweige denn uns erdolchen oder duellieren. Donna Martinez wählte Sie und soll Ihnen

unbestritten gehören. Lassen Sie uns gute Kameraden sein! Solange ein Franzose diesseits der Berge steht, bin ich nur Patriot, meine Vaterlandsliebe läßt mir keinen Raum für eine andre Amour. Herr Korporal, lassen Sie uns Freundschaft schließen. Die Leute sollen schauen und horchen, wenn sie unsre Allianz sehen, eine Allianz, die mich rehabilitieren und erfreuen und Sie ehren wird. Hier meine Hand!"

Viktor schloß die originelle Freundschaft mit dem bisherigen Nebenbuhler; er, den alles Ungewöhnliche und Exzentrische stark anzog, begeisterte sich bald für den neuen Freund und merkte gar nicht, welchen hypnotischen Einfluß der Guerillero über ihn gewann, er war bald von dem Menschen, der seine Schwäche und seinen unbefriedigten Ehrgeiz benutzte, völlig bezaubert.

Lisignolo nannte nie den Namen Felicianos ohne eine schreckliche Verwünschung und erzählte: „Mit seinen drei vertrautesten Banditen machte er — die Pest über ihn! — mich bekannt, in der Weinschenke rückte er mit seinem Höllenplane heraus, das ersehnte Offizierspatent, wenigstens bei einem spanischen Regiment, und große Beute war das Lockmittel, womit er den Gimpel in die Falle führte. ‚Sie müssen sich nur einen Namen machen, ein Depot aufheben, oder eine Munitionskolonne in die Luft sprengen, kurz etwas Geräuschvolles ausrichten, und man muß Ihnen die Epauletten geben, das Sakrament darauf!‘ Die Rede klang mir Tag und Nacht in die Ohren. Der Teufelskerl besuchte in vielfacher Verkleidung die von den Franzosen besetzten Bezirke und hatte eine große Sache ausspioniert. In der Gegend von Valladolid sei der Marschall Marmont, aus Frankreich zurückkehrend, von einer plötzlichen Fieberkrankheit befallen und in einem Dorfe in einer gewöhnlichen Posada — Wirtshaus — gebettet worden, ein Militärarzt sei acht Leguas weit geholt worden und habe den Weitertransport des hohen Patienten als lebensgefährlich verboten. Nur ein kleiner Konvoi von Dragonern, zwölf Mann außer den Kutschern und Bedienten, sei die Sauvegarde des Marschalls, der nicht nur Kostbarkeiten, sondern auch ein paar Millionen an Kriegsgeldern mit sich führe. Feliciano,

der Verfluchte, stellte mir vor, wie einfach der Überfall in jener einsamen Gegend, die er wie seine eigne Estancia kenne, wie hoch die Belohnung für einen eingebrachten Marschall Frankreichs, wie ungeheuer der Effekt sei, den ich durch Gefangennahme eines der höchsten Militärs erregen werde, der Ruhm, den kecken Überfall ausgeführt zu haben, solle mir allein gehören. Nicht nur die Epauletten, sondern auch 50000 Piaster Prisengelder seien dem Leutenant Lisignolo so gewiß, wie die unbefleckte Empfängnis der heiligen Mutter. Ich lachte natürlich über den Leutenantstitel, den der Hund mir auf Vorschuß gab, aber die 50 000 Piaster verleiteten mich zu dem Unternehmen. In der unseligen Nacht führte mich der Guerillero, den die böse Seuche fressen soll, in den Keller des Klosterkastells, wo ich zu meinem Erstaunen vollständige französische Chevaulegermonturen für uns alle vorfand. Am Fuße des Berges hielt ein Knecht fünf Pferde und Maultiere, die wir bestiegen.

„Rasch trabten wir in ein mir unbekanntes Gebiet hinein, des Reitens ungewohnt, schmerzten mir die Schenkel von dem Ritt, ich spürte eine Beklemmung und äußerte, ob fünf Säbel nicht zu wenig seien. Der Schuft fragte höhnisch, ob ich Angst und Übelkeit im Magen verspüre und umkehren möchte, er habe alles arrangiert, in dem Konvoi des Marschalls befänden sich zwei Spanier von jener Sorte, die Gott verdammen möge, käufliche Subjekte, die im Solde der Franzosen stünden, aber von ihm gekauft seien und in der Posada alles vorbereiten würden. Der Unhold hatte ja überall seine Helfershelfer und kannte sogar die Parole des Feindes. Als wir den französischen Vorposten nahe kamen, instruierte er mich, der fließend Französisch spreche, als Rottenführer frech vorzureiten und zu rapportieren.

„Obgleich mir die Beine zitterten, rief ich dreist: ‚Austerlitz ist die Losung! Eine Abteilung vom 6. Chevaulegerregiment auf Patrouille gesandt!‘ Mit einem freundlichen Bon soir, camarade ließen sie uns passieren. Noch einmal erschreckte mich ein Qui-vive-Schreier, der hinter einem Baume hervorsprang. Mein Austerlitz beruhigte auch ihn. Wir ritten nun durch eine gottverlassene Gebirgsgegend, wo ich die

Hand auf der Pistole hielt. Doch der Guerillero war aufgeräumter als je, reichte mir den Weinschlauch und tröstete mich, die letzte Legua sei die längste. Vor einem elenden Dorfe banden wir die Tiere an Korkbäume, gingen über Feld um das Dorf herum bis zum Wirtshause, das ganz hinten lag und dessen Hof von zwei Scheunen und einer hohen Mauer umgeben und so eine Festung war, worin die Fuhrleute ihre Wagen gegen Diebsgelüste sichern.

„Nach der verlogenen, aber glaubhaften Angabe des Schurken, der in der Hölle ewig brennen soll, lag der kranke Marschall mit seinen Dienern und sechs Reitern im Hause, die Kutscher und übrigen Reiter schliefen in der Scheune und hätten stets eine Wache im Hofe ... das sei zur Stunde der gekaufte, bestochene Spaniole. Um meine letzten Bedenken zu zerstreuen, rief er durch eine Ritze ein spanisches Wort, und von drinnen antwortete eine Stimme: ‚Buenas tardes ... alles bereit!'

„Der Verräter Feliciano grinste mich an ... o die diabolische Fratze des leibhaftigen Satanas hätte mich abschrecken sollen ... er wisperte: ‚Der Mann, der Spanisch spricht, ist unser Freund und Führer in der Posada ... kaltes Blut behalten und beileibe nicht schießen ... haha, die schmucken Epauletten und die schönen Millionen sind uns gewiß ... Herr Leutenant Lisignolo, Sie sind ein Glückspilz, dem alles, im Spiel, in der Liebe und in dieser spaßigen Komödie, gelingt.' — Das war böser, blutiger Hohn. Plötzlich blickte der Elende mich finster an und sagte befehlend: ‚Beten Sie ein rasches Paternoster ... wenn etwas passieren sollte ...'

„Ich nahm alle meine Courage zusammen, schob den blanken Säbel unter den Arm und kletterte auf die Schultern des längsten Mannes, der mir und den andern, die mir folgen sollten, als Leiter diente. Ich saß bald oben auf der Mauer, bemerkte im dunkeln Hofwinkel unter mir nur eine Gestalt und ließ, an den Händen hängend und die Füße anstemmend, mich heruntergleiten, wobei der Säbel mir entfiel — das Klirren klang wie ein Kichern. Meine vom Ritt geschundenen und steifen Beine gehorchten mir nicht, auch war die Höhe von mir zu niedrig geschätzt worden, ich stürzte hintenüber

und hörte ein schrilles Lachen. Von jenseits der Mauer kam ein höhnisches, höllisches Haha—hoho, ein wahres Teufelsgelächter des Gottseibeiuns, der die arme Seele in den Krallen und im Fegfeuer hat, und danach ein spöttischer Abschiedsgruß: ‚Glückliche Reise!‘ Das Lachen lähmte mich, so daß ich nicht im Augenblick meinen Säbel fand. Der angebliche Spanier neben mir rief: ‚Approchez! Apportez les cordes!‘ und warf sich auf mich, meine Kehle umklammernd. Ich tastete an meinem Leibe, hielt meine Pistole und hatte in der Sekunde, obgleich ich wußte, daß ich verloren sei, nur den glühenden Wunsch, meinen Feind zu töten. O, der Schuß versagte, die Waffe war unterwegs, ohne daß ich es bemerkt hatte, von Feliciano, der sich das Kaliber besehen hatte, arglistig entladen worden!

„Schwere Stiefel knirschten im Sande, viele Fäuste packten meine Hände, meine Füße, meine Haare, ja meinen Schnurrbart. Ein Hundsfott zerrte mich am Barte nieder — o, das war der fürchterlichste, infamste Schmerz, den ich je erlitten habe, und machte mich völlig wehrlos. Man knebelte und warf mich, wie einen zugebundenen Sack, im Stalle bis zum Morgen hin. Ohnmächtige Wut, Verzweiflung und Mordlust tobte in mir. Nicht der gewisse Tod, der mir bevorstand, war meine Sorge, sondern daß ich leben müsse, um den Verräter, den Verfluchten, zu treffen und zu töten, daß ich dafür leben mußte und vorher sterben sollte, war meine einzige, unerträgliche Qual.

„Französische Dragoner fütterten die Gäule im Stall, bescheiden fragte ich den einen, der sehr freundlich mir antwortete: ‚Mon ami, tu seras fusillé demain.‘ Sie seien eine Streifpatrouille und ausgeschickt, um in den Bergen Ausreißer, Marodeure und Deserteure einzufangen. Weil die Desertion zu arg geworden sei, habe der Marschall eine Prämie für jeden eingebrachten Flüchtling ausgesetzt, die Spanier, die mich durch List bewogen hätten, in mein eignes Gefängnis einzubrechen und meine Richtstätte mühsam zu erklettern, müßten ganz gerissene Subjekte sein und hätten für mich ihre zwanzig Piaster als Prämie bekommen. Der liebenswürdige Dragoner schloß seine Rede mit dem sehr

wahren Urteil: ‚Monsieur, Sie sind ein kompletter Tölpel gewesen.'"

Viktor trank erschöpft etwas Wein. Sein Körper war erschreckend mager, nur Haut und Knochen, und das Gesicht tief ausgemergelt, nur die Augen glänzten und blitzten wieder im alten Feuer, aber auch von einer neuen, verhaltenen, verzehrenden Glut. Ein grimmiger, glühender Haß hatte ihn am Leben erhalten im tagelangen Hunger- und Fieberelend.

Der Guerillero hatte durch infernalische Heimtücke seinen Nebenbuhler beseitigt und zwanzig Piaster Judaslohn für den französischen Deserteur, den er ablieferte, bar erhalten. Viktor Lisignolo war der Fangpatrouille in die Hände gespielt worden, wurde sofort ans Kommando abgeliefert und vor ein Kriegsgericht gestellt. Mit einem fahnenflüchtigen Korporal sollte kurzer Prozeß gemacht und ein Exempel statuiert werden. Der Gefesselte jedoch kämpfte klug um sein verwirktes Leben, war sehr bescheiden, aber auch sehr bestimmt und sicher in seinen Antworten und log mit dreistem Pathos, eine Stirnnarbe entblößend, er sei nicht desertiert, sondern im Vorpostengeplänkel schwer blessiert und durch den Hieb besinnungslos geworden. Ins englische Lazarett gebracht und nach Wochen genesen, habe man ihn als Deutschen gepreßt und einfach wider seinen Willen in ein Regiment und eine Montur hineingesteckt, auch die Kriegsartikel ihm vorgelesen: Wenn er desertiere, werde er erschossen werden. Er schloß sein Plädoyer echt französisch: ‚Ich habe unter dem großen Kaiser gedient und bin Franzose geworden und möchte nicht gern von einer französischen Kugel fallen. Meine gerechten und gnädigen Richter, ich flehe Sie an: Stellen Sie mich in der nächsten Schlacht dorthin, wo ich fallen muß, damit ich ehrenvoll von einer englischen Kugel sterbe! Wie Sie aber auch über mich beschließen, ich werde zu sterben wissen, und ich sterbe mit dem Rufe: Vive l'empereur!'

Eine große und geschickte Phrase richtet unter Franzosen große Dinge aus. Die Rede machte einen guten Eindruck und rettete Lisignolo, der zu langer Galeerenstrafe begnadigt

wurde, vor dem Standgericht. Er ist mit einem Gefangenen-transport durch Spanien und über die Pyrenäen geschleppt worden.

Gestärkt vom Weine, konnte er weiter erzählen, bei der Erinnerung an die unmenschlichen Leiden bebten seine Lippen, und die an grausige Bilder gewöhnten Zuhörer murmelten erschüttert-ergrimmt: „Die Schandfranzosen sind Barbaren und um kein Haar besser als die spanischen Banditen."

„Ist nicht der Gefangene durch das Völkerrecht geschützt? Haha! Ein Hohn sind die geschriebenen Kriegsgesetze. Wir waren bei den Franzosen rechtlos, schutzlos brutalen Räubern ausgeliefert . . . sobald unser Jammertrupp formiert und von geladenen Gewehren umringt war, fielen die Soldaten der Eskorte über uns her, plünderten uns aus, nahmen, was irgend brauchbar war, und ließen uns ein paar verlauste Lumpen. Widersetzte sich einer dieser schamlosen Beraubung, wurde er unter dem Vorwande des tätlichen Angriffs niedergeknallt. Von der Stunde an waren wir nicht mehr Menschen, sondern getriebene, gepeitschte, boshaft gequälte Tiere. Tu bête! war die stereotype Anrede, die wir hörten. Auf wunden Füßen schleppten wir uns die 70—80 Meilen; wer kraftlos hinfiel oder vor Verzweiflung sich hinwarf, erhielt seine Kugel, gleich dem gestürzten Gaul. Das war ausdrücklicher Befehl des Kommandeurs. Ekle Nahrung, von Würmern wimmelnde Biskuits, fauligen Fraß warf man uns hin und höhnte: Voilà les cochons! Sie fressen wie die Schweine! Nachts wurden wir in Kirchen zusammengepfercht, keiner konnte sich ausstrecken, manche lagen am Morgen in der Pesthöhle erstickt. Und viele fluchten dem Morgenrot, das sie weckte zu neuer Qual. Ich aber wollte leben, zehn Jahre in der qualvollsten Hölle leben, um den Verräter mit seiner satanischen Grausamkeit zu strafen. Nur die Rache hielt mich auf den Füßen und am Leben. Darum wollte und mußte ich leben und leiden, um Feliciano zu finden. Krankheit schüttelte den abgezehrten Körper, Blut und Eiter quoll aus den Füßen und bezeichnete die Spur des Jammerzuges . . . sie ächzten vergebens um Erbarmen. Am schaurigsten war mir, wenn die Unglücklichen

heißhungrig um eine Brotkruste sich balgten und blutig schlugen und die schurkischen Soldaten an dem Schauspiel sich ergötzten und die Hähne aufeinander hetzten. Genug der Greuel! Die tierische Behandlung der Gefangenen beweist, daß dem französischen Volke der Begriff der Humanität und Menschlichkeit völlig fehlt . . .“

Wahren schlug zornig auf den Tisch. „Ich sage es ja, das französische Volk ist voll der rohesten Barbarei, die Soldaten der sogenannten grande nation sind Banditen, und der fanatische Priester hat nicht ganz unrecht, wenn er predigt: Wer die Bonapartes umbringt, tötet wilde Tiere und tut ein gutes Werk.“

„Beim ersten Appell wurden 450 Gefangene aufgerufen, jenseits der Pyrenäen antworteten 83, die andern sind von der Eskorte ermordet worden, das will ich mit meinem Eide vor Gott und Menschen bekräftigen. Verglichen mit den Martern des Marsches, führten wir auf der gefürchteten Galeere ein menschliches Dasein; denn wir hatten wohl Fesseln an den Füßen, aber auf harten Pritschen acht Stunden Schlaf, auch genießbares Essen und Wasser zum Waschen, — die größte Wohltat, die mir je geworden ist. Natürlich sann ich stets auf Flucht und feilte mit einem geschärften Löffelstiel alle Nacht, wenn der Posten vorüber war, an meiner Kette, so lange, bis sie mit einem heftigen Ruck zu zerbrechen war. Wir brachten Munition von Marseille an der Küste entlang nach dem ersten spanischen, von Franzosen besetzten Hafen und lagen unfern der Felsenküste vor Anker. Frühmorgens nach dem Weckruf sollte ich als Kalfaktor du jour die Kübel hinauftragen und über Bord schütten. Ein Nebelschleier lag auf dem Wasser, da wußte ich sofort: Jetzt sei's gewagt! Ich stolperte absichtlich auf der Treppe, um ein Geräusch zu machen, und schlug mit dem Eisen so gewaltsam gegen die Stufe, daß das Eisen von mir fiel, aber auch mein Fuß zu brechen schien. Hinkend ging ich auf die Reling zu und an dem Posten, der schläfrig auf sein Gewehr sich stützte, vorbei — kaum im Rücken des Mannes kehre ich mich um, stülpe ich ihm den Kübel mit dem grauenhaften Inhalt über den Kopf. Der arme Teufel, vom Unflat über-

gossen, durch den Kübel des Ausblicks, vom gräßlichen Gestank der Sinne und Vernunft beraubt, schloß krampfhaft den Mund und konnte nicht schreien, prustete und taumelte und tat mir sehr leid. Ich hatte aber keine Zeit zu höflichen Entschuldigungen, sprang über Bord und schwamm.

„Eine Minute später schoß der Posten in den Nebel hinein und ein Loch in die Luft, alarmierte aber das ganze Schiff. Ich spannte alle meine Kräfte an, um die Küste zu erreichen. Aber wo war sie? Ich schwamm und schwamm in dem Nebel, der die Verfolgung erschwerte, aber auch mein Verderben werden konnte. Schon fühlte ich die Erschöpfung; ein Galeerensträfling hat nicht viel Kraft in den Knochen und Muskeln; meine Seele schrie zu Gott, unwillkürlich riefen meine Lippen: ‚Hilfe, Hilfe!‘ Da tauchte eine schwarze Schiffswand im Nebel auf — ich erreichte und erkletterte das niedrige Küstenfahrzeug.

„Ein junges, barfüßiges Weib mit einem braunen, schönen, südländischen Gesicht hockte am Herde in der Kombüse und betrachtete mich unbegreiflich furchtlos. Hastig erklärte ich auf Französisch, daß ich ein Flüchtling der Galeere sei; um das Weib zu rühren, warf ich mich nieder und küßte die braunen Füße. ‚Madame, haben Sie mit einem Unschuldigen Erbarmen!‘

„Sie guckte mich verächtlich an und hob den Fuß wie zu einem Fußtritt. ‚Pfui! Pfui! Gehen Sie von unsrem Schiffe! Baracho! Ein Franzose, ein Unhold, ein Ungeziefer sind Sie!‘

„Jetzt habe ich spanisch geredet, echt spanisch geweint und die Hände gerungen. ‚Edle Donna, Sie haben von Lord Wellington gehört‘ — die Dame nickte lebhaft — ‚ich diente unter ihm und dem tapfren spanischen General Cuesta, ich habe 73 verfluchte Franzosen mit dieser Hand getötet, aber in der Schlacht bei Salamanca, wo ich neben Wellington stürmte‘ — sie riß die feurigen Augen noch weiter auf — ‚wurde ich von zwei Säbelhieben, sehen Sie hier die Narbe meiner Stirn, von zwei Kugeln, hier keinen Zoll vom Herzen und hier am hinkenden Bein, schwer blessiert . . . einen halbtoten Menschen gefangen zu nehmen, ist kein Heldenstück.

Edle Donna, wollen Sie einen Bundesgenossen Ihres Volks, der für Spanien blutete, wieder ins Meer zu den Fischen werfen oder zur Galeere zurückbringen, hier bin ich, binden Sie mich!' Die schöne Schifferin nickte mir freundlich zu, reichte mir einen Löffel und Brei aus dem Kessel.

„Ihr Herr Gemahl schlief achter auf einem Segel und schnarchte melodisch, bis sie ihn weckte und lange mit ihm wisperte. Er war ein sehr braver Mann, der mich als guten Christen begrüßte und schlicht mir sagte: Er werde mich verbergen und ans Land bringen, denn ein Alemanne, der unter Cuesta und an Wellingtons Seite gefochten habe, sei ihm ein Bruder. Kaum hatte ich diese Garantie für die allernächste Zukunft erhalten, als die Sonne durchbrach und den Nebel verscheuchte. Hell wurde es über dem blinkstillen Meere, und dort lag die Galeere, die ein Boot zu Wasser ließ. Das Boot, in dem vier bewaffnete Matrosen saßen, sollte auf den Flüchtling Jagd machen und das Meer absuchen und steuerte sofort auf uns zu.

„Der Schiffer kaute nachdenklich an einem Tauende, das er splißte, und beobachtete die Bewaffneten. ‚Wir haben keinen Wind zum Segeln . . . die werden an Bord kommen und jedes Loch und jede Luke durchsuchen . . . es gibt ein Unglück für mich und meine Schute, wenn ein entflohener Sträfling hier erwischt wird . . . versuchen Sie schwimmend die Küste zu erreichen . . . wenn es nicht gelingt, verlieren Sie nichts, denn ertrinken oder erschossen werden, ist ein gleich guter und gleich schlechter Tod.' Ich hielt mich für verloren und zog die Schuhe aus, um zu schwimmen und zu ertrinken — war doch die Küste hoffnungslos fern.

„Die Frau hatte mich eigentümlich betrachtet und sagte barsch: ‚Komm mit! Du bist ein ehrlicher Soldat unter Cuesta gewesen, darum . . .' Sie ging voran nach der winzigen Kajüte. ‚Zieh dich rasch aus und diesen Anzug meines Mannes an, alles, auch das Hemd!' Nur mir den Rücken zukehrend, wartete sie, bis ich nackt geworden und wieder mit dem allzu weiten Schifferanzug bekleidet war. ‚Mach rasch . . . nun krieche auf allen Vieren über das Deck, damit du nicht gesehen wirst, und sage meinem Jose, daß er dich

in dem leeren Wasserfaß verstauen und mitten unter die Kisten auf Deck hinstellen soll!'

„War die Jacke zu weit, so war die Tonne zu kurz für meinen Körper, aber ich rollte mich wie ein Igel zusammen, Jose staute und stopfte nach und nagelte den Deckel mit zwei Nägeln fest. Die wackre Spanierin, die alle Verschlagenheit ihres Geschlechts und des Mannes Großmut besaß, nahm das Bettstroh der Koje, stopfte meine Drillichshose, meine gestreifte Sträflingsjacke damit aus, nähte mit Segelgarn die Puppe schnell zusammen, befestigte die flache Mütze auf dem Hemdknäuel, das den Kopf vorstellte, und band schließlich ein Stück Eisen an die Füße des Popanz. Ich lag in der Tonne und schwitzte und betete. Mein Doppelgänger — der Popanz — stand an die Reling gelehnt auf der Backbordseite und guckte tiefsinnig ins tiefe Wasser. Die Verfolger waren jetzt so nahe, daß sie alle Vorgänge auf dem Schiffe, auch die Sträflingsjacke deutlich sehen konnten, ruderten mit verdoppelter Kraft und riefen: ‚Ahoi, haltet, bindet den Hund!' — Die Schifferin, gedeckt durch die Kisten, kroch wie eine Schlange über Deck und gab der Puppe die notwendige Bewegung. Mein Alterego schoß kopfüber über die Reling und mit einem lauten Plumps ins Wasser. Der Schiffer und sein Weib liefen und lamentierten hin und her, winkten und schrien: ‚Da schwimmt er! Schnell, ihr Leute! O, er si—inkt! Schnell! Er si—inkt!'

„Das Boot, das auf Steuerbord des Schiffes sich befand, schoß um den Bug herum und kam noch rechtzeitig an Backbord, um mit eignen Augen zu sehen, wie die gestreifte Jacke, die flache Mütze in der Tiefe versank, um bezeugen zu können, daß der entwichene Sträfling elend ertrunken sei. Der Pflichteifrigste im Boote riß das Gewehr an die Wange und spickte geschwind die Mütze des armen, ertrinkenden Deserteurs mit einer Kugel. Die gewissenhaften Häscher kletterten an Bord, warfen einen flüchtigen Blick auf die Fässer an Deck und lugten unten in jeden Verschlag, jedes Loch hinein.

„Die Schifferin weinte dem so jäh ums Leben Gekommenen eine Träne nach und fragte in gebrochenem Französisch: ‚O ce pauvre homme . . . was hat ce pauvre soldat mal

gemacht?' — Der Pflichteifrige schnauzte sie an: ‚Du spanische Vettel, was heulst du um den Hundsfott? Sollen wir dich wegen Fluchtbegünstigung mitnehmen?'" —

Die deutschen Offiziere schüttelten sich vor Lachen. Viktor aber sagte ernst und ergriffen: „Ich weiß nicht einmal den Namen der schlichten, hochherzigen Schifferfrau, die durch Klugheit und Edelmut viele hochgebildete Frauen überragt. Jose ließ mir den schlotternden Anzug, brachte mich in der Nacht an den Strand und wehrte meinen Dank ab: ‚Was ich für dich tat, tue ich für mein Vaterland . . . töte noch fünfzig Franzosen, das sei dein Dank!' — Ja, den Dank werde ich noch abstatten, hundert Franzosen sollen über meine Klinge springen und ein Spanier! Feliciano, verruchter Verräter, ich finde dich, und wenn ich zwanzig Jahre hin und her irren und hungern müßte, wie auf meiner schrecklichen Heimfahrt zum Bataillon. Von den Pyrenäen bis Salamanca, wie viele Leguas sind es, die ich auf wunden Füßen lief? Korkeicheln und Kraut des Feldes stillte meinen Hunger, ein paar Kartoffeln habe ich erbettelt, ja gestohlen, um nicht liegen zu bleiben. Mein Blut floß aus den Füßen, aber die Rache hielt mich aufrecht, trieb mich vorwärts zum Ziele. Die letzten zehn Leguas schwankte ich dreißig Schritte vorwärts, setzte mich nieder oder kroch buchstäblich auf den Knien, bis der Racheschwur mich wieder aufpeitschte . . . den taumelnden, totgeglaubten Lisignolo haben Sie, meine Herren, von der Gasse aufgelesen und aufs beste gepflegt. Ich danke Ihnen, ich danke dir besonders, William von Wahren. O, wenn ich gestorben wäre und der tückische Teufelssohn stolz und ungestraft im Sonnenlichte ginge, ich hätte im Grabe keine Ruhe gehabt. Bei dem gerechten Geschick! Meine Ruhe und Rache soll mir werden!" — — — — — — — — — — — —

Die Hoffnung der Legion, daß auf dem ruhmreichen Felde von Salamanca noch einmal ein Sieg erfochten werden würde, erfüllte sich nicht, der geordnete Rückzug wurde leider mit Ausdauer fortgesetzt. Der bedächtige Feldherr verließ sich nie auf Heeresgeist und Kampflust und Kriegsglück, baute nie sein Kalkül auf so unbestimmte Faktoren, sondern

setzte sein Vertrauen nur auf die Zahl der Flinten und Kanonen und seine Hoffnung auf die ihm versprochenen Verstärkungen. Darum spotteten die Franzosen, Wellingtons Parole laute: Toujours en arrière. Still und ohne Musik zog die Armee über das Schlachtfeld und immer rückwärts.

Willy hatte schon in Madrid von einem portugiesischen Offizier ein gutes, höchstwahrscheinlich gestohlenes Pferd für dreißig Pfund gekauft und dasselbe mit einigen persönlichen Effekten beladen. Er blickte durch das Fernrohr immer unruhiger nach dem letzten Standquartier in Salamanca zurück, von wo sein Bursche mit dem Hauptgepäck nachkommen sollte, aber nicht kam. Der gute Kosziusko hatte in Salamanca, weil Mondwechsel war, seinen Quartaltrunk genommen und gestern sich so schwer bezecht, daß kein Wasserguß heute morgen den Schnaps- und Schlaftrunkenen zu wecken vermochte. Er lag im Stalle neben dem Maultier und dem verschnürten Gepäck, blinzelte, wenn der Eimer über ihn ausgegossen wurde, mit den Augen und schnarchte weiter. Der Herr sagte sich, daß er nachkommen werde, und ließ ihn liegen. Um aber das Gepäck zu bewachen und den Polen ans Aufstehen zu erinnern, verfiel er auf einen ganz schlauen Ausweg — er band den Pudel am Beine des schnarchenden Polen fest. Treu werde schon voll Ungeduld den Burschen belecken und belästigen, zerren und wecken. Ach, weder der freudig bellende Hund noch der keuchende, beklommene Pole hatten sich als Nachzügler eingefunden, obgleich die Sonne schon weit über Mittagshöhe stand. Willy lugte die Straße zurück und war schwer beunruhigt. Wenn der nachrückende Feind Diener, Hund und Gepäck abgefangen hätte? Die ganze Ausrüstung war ein sehr schwerer, der treue Bursche ein unersetzlicher und der Hund ein schrecklicher, schmerzlicher und der schlimmste Verlust. Hätte er doch das arme Tier in seiner schlauen Dummheit nicht angebunden!

Auch der Herr Major schaute sorgenvoll zurück und schimpfte ärgerlich: „Mehr als der halbe Train ist in Salamanca zurückgeblieben, die Kerls saufen in Salamanca herum . . . he, ist meine Equipierung hier? Nein? Himmelkreuzdonnerwetter! Leutenant von Wahren, Sie haben ja ein rasches

Pferd . . . nehmen Sie meine Reitpeitsche — die zieht — und hauen Sie die ganze Bande aus der Stadt heraus!“

Willy galoppierte die paar Leguas zurück. Aus dem Tore kam ihm ein kurioser Aufzug entgegen. Kosziusko, höchst unklar im Kopfe und schwer schwankend, aber klug an dem biederen Esel Halt und Stütze suchend, zog die rechte Straße, weil der an seinem Beine festgebundene Pudel ihn führte und immer richtig-rechtzeitig nach links oder rechts abbog. Treu bellte und grüßte freudig, verstand aber sofort den Befehl seines Herrn, nur schleunig in derselben Richtung vorwärts zu machen.

Der Leutenant fand den Troß in der ersten Schenke und fuchtelte die weinselig lächelnden Soldaten zum Tore hinaus. Sobald sein Herz erleichtert und seine Pflicht getan war, betrat er ein Wirtshaus, um sich zu restaurieren.

Die Bouteille ist geleert und das halbe Beefsteak verzehrt, als er durchs Fenster schaut und einen Höllenschreck kriegt — eine französische Patrouille marschiert an dem Schwanze seines angebundenen Pferdes vorüber. Was nun? Schmählich gefangen durch seine törichte, pflichtwidrige Eß- und Trinklust! Er wendet sich an den Wirt, der ihm einen Seitenweg als einzig mögliche Rettung zeigt, und reitet mit äußerster Vorsicht von dannen. Kurz vor dem Tore stehen drei dürre, mithin französische Militärgäule angebunden, und die Reiter sitzen in der Schenke. Willy gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt dem Tore zu. Hinter ihm schreien die Reiter, springen auf die Mähren und verfolgen ihn, Kugeln pfeifen über ihn hinweg.

Allmächtiger Gott! Vor ihm steht ein Posten und legt an! Er reißt das Roß herum, schlägt mit der Peitsche darauf los und sprengt rechts ab und querfeldein. Infolge der dörrenden Hitze des Solano springt der Boden Spaniens, unheimliche Erdspalten, die oft meterbreit klaffen und fadentief sind, entstehen und bilden auf dem Acker gefährliche Fanggruben. Willy ist in voller Karriere — plötzlich und ohne Warnung steht das schnaubende Pferd, die Vorderfüße feststemmend, und der Reiter fliegt über den Kopf weg, fliegt und fällt, fällt klaftertief.

Als der Gestürzte seine Glieder, die nicht gebrochen sind, betastet, sitzt er acht Ellen tief in der Erdspalte festgeklemmt. Sein reiterloses Roß rennt weiter. Der Leutenant, der unmöglich ohne fremden Beistand die Oberfläche erreichen kann, muß sich ganz still verhalten und Gott danken, daß die Verfolger das Verschwinden des Offiziers nicht bemerkt oder nicht begriffen haben und auf ihren ermatteten Tieren umkehren.

Der tapfre Held hat ein verdammtes, eisiges, feiges, fürchterliches Gefühl und leidet, lebendig in dem Loche begraben, die scheußlichste Todesangst. Er wagt nicht um Hilfe zu schreien, weil Feinde in der Nähe sind. Seine Phantasie malt sich aus, wie er hier Tage und Nächte hockt und langsam verhungert, verdurstet . . . das kann vier, fünf Tage dauern und wird ein qualvolles Sterben sein.

Dunkelt es nicht schon dort oben? Die entsetzliche Nacht bricht herein. O hätte er doch feige sich gefangen gegeben! Nun muß er ruhmlos, elend, bei lebendigem Leibe begraben, verderben, verrecken, verwesen. Keine Menschenseele wird diese Einöde betreten. Willy betet: Mein Gott, es ist zu grausig, zu grausam, rette mich aus der Grube und Hölle! Unwillkürlich strömen Psalmworte, die er noch dem Konfirmationsunterricht des guten Pastor Baring verdankt, über seine Lippen.

Mit einem Male denkt er an den Hund. Treu wird seinen Herrn vermissen und suchen und vermöge seines Spürsinns finden. O, der arme Treu ist ja gebunden, o, die grauenhafte Angst kommt wieder. Aber der Bursche wird doch nicht ewig betrunken bleiben, sondern den Pudel lösen. Willy klammert sich an diese Hoffnung, wird viel ruhiger und hat sich von dem Augenblick an auf den Herrgott und des Himmels Hilfe, aber noch mehr auf den Hund und des Hundes Nase sich verlassen und mit lauschenden Ohren zur Erde emporgehorcht. Er denkt fortwährend an Treu, als könne er durch Willenskraft das kluge Tier herbeiholen.

Horch! Welch ein Engelston! Ein kurzes, vom langen, bangen Winseln heiseres Gekläff! Über den Rand der Höhle blickt ein struppig schwarzer Pudelkopf, schnobert heftig, hebt

die Schnauze und heult gen Himmel: Ich hab' ihn, ich hab' meinen Herrn!

Eine andre bekannte, etwas branntweinsrauhe Stimme ertönt, der Polack brummt: „Halte Er seine Schnauze! Er dummes Luder will sich die Franzosen herbellen." Das war des Treuen Lohn.

Kosziusko legt sich auf den Bauch, hört mit frohem Grinsen, daß sein Herr heile Glieder habe, und spricht englisch, all sein englisch: „All right!"

Er hat eine Fouragierleine mitgebracht, knotet eine Schlinge, wirft das Seil in die Tiefe und hißt den lebendig Begrabenen auf festen Grund. Treu preßt den Kopf an seines Herrn Brust und belfert vor Aufregung.

Das reiterlose Pferd hatte sich prompt beim Bataillon eingefunden und vielerlei Mutmaßungen erweckt. Die Kameraden bildeten drei Streifkorps, um den Verschwundenen zu suchen. Als der Pole vernahm, daß sein Herr wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten sei, wurde er sofort nüchtern und weinte dicke Tränen. Klar im Kopfe, löste er den Hund und sagte schluchzend: „Suche unsren Herrn Leutenamb! Abort, Abort!" Der kluge Treu verstand das anrüchige Wort ganz richtig als Apporte, apporte und blickte die Leute, die sich vor Lachen bogen, sehr böse an.

Nachdem Kosziusko im Lager seine Obliegenheiten als Bursche erledigt hatte, meldete er sich bei seinem Leutenant. „Was willst du?"

„Melde mich zum strengen Arrest wegen Besoffenheit, Herr Leutenamb!" — Der Wackre wollte reuig sein Vergehen sühnen, wurde aber begnadigt und — ging hin und trank eine halbe Flasche Rum, um seine Freude zu äußern und seine Reue zu dämpfen.

Treu war der geehrte und gefeierte Liebling der Legion. Darum äußerte Friedsam etwas ironisch: „Willst du nicht dem Köter jetzt ein goldenes Ehrenhalsband machen lassen?"

„Dem Köter?" war die tief entrüstete Antwort. „Treu ist kein Köter und intelligenter, ja menschlicher als mancher Soldat dieses unmenschlichen Feldzuges." — — —

Die Operationen wurden auf beiden Seiten lässiger be-

trieben, als wenn die Sehnsucht nach den Winterquartieren sich einstelle; zu einer frischen Kampagne ist es in diesem Jahre 1812 nicht mehr gekommen.

Um die Armee von beschwerlichem Ballast zu befreien, ordnete der Feldherr an, daß alle invaliden oder kranken Soldaten mitsamt dem entbehrlichen Train nach Lissabon zu transportieren seien. Dadurch wurde das Heer beweglicher und der Troß vermindert. Die Ärzte der Legion suchten 133 Invaliden aus, die mit der Hoffnung auf eine „Wundenpension“ vertröstet wurden. Ein bewaffneter Konvoi mußte selbstverständlich die sogenannte Krüppelkompagnie geleiten und in Lissabon abliefern. Zu Führern der Eskorte wurden die Leutenants Dachenhausen — der sich freiwillig meldete — und Wahren, der eine persönliche Angelegenheit, die endliche Auszahlung der Prisengelder, in Lissabon erledigen sollte, vom Generalmajor von Alten ernannt und instruiert.

Die beiden Freunde zogen guter Dinge von dannen; denn die Reise war interessanter als das Winterlager mit seiner Langeweile. Die meisten Rastörter waren ihnen vom Hinmarsche her bekannt und riefen sowohl ernste als auch heitere Erlebnisse ins Gedächtnis zurück. Als die Eskorte im milden Spätherbstsonnenschein ein liebliches Tal betrat und von den Weinstöcken reife Reben las, wurden die Führer nicht fröhlich, wie die Mannschaften, sondern nachdenklich gestimmt. Sie sahen sich an und sagten nichts und wußten doch, daß sie mit jedem Schritt dem Städtchen Penamacore näher rückten.

Jetzt tauchte das Mönchskastell in der klaren Luft wie ein Märchenschloß empor, und der Turm, auf dessen Zinne Juanita mit der Mantille ihren letzten Gruß gewinkt hatte, war deutlich zu sehen. Kein Wesen stand wartend und winkend dort oben.

Willy brach endlich das Schweigen und seufzte leise: „Mich bedrückt eine unbestimmte, bange Ahnung, ich habe jenes instinktive Gefühl, das mich selten befällt und noch seltener oder nie sich irrt . . . als wenn böse Dinge oder Nachrichten uns erwarten. Auch pocht der Mahner in mir . . .

ja die Amour, die von Juanita so ernst und tragisch genommen wurde, war ein leichtfertiger und schlechter Streich, ein schwarzer Undank gegen die gastliche Familie Martinez ... es ist mir eine Sünde, eine Schuld des Gewissens ..."

„Was ist Sünde?" blies Friedsam blasiert über die Lippen, „doch auch mir ist recht unbehaglich, ja beklommen zumute, fast wie in der seligen Schulbubenzeit, wenn ich mich auf Prügel präparierte und drei Unterhosen als Panzer anzog. Wir haben ein peinliches Wiedersehen, vielleicht noch Schlimmeres zu gewärtigen. O die Spanier und Spanierinnen! Die Weiber sind Engel und Teufel in einer Person, leidenschaftlich, unergründlich, falsch und zu allem fähig. Wenn du zum spanischen Weibe gehst, nimm die Pistole mit! Wollen wir nicht allen Erörterungen ausweichen und Penamacore umgehen?"

„Nein, das wäre feige, auch ist der Rastort in der Route vorgeschrieben, was die Mannschaft genau weiß. Wir müssen dem ehrenwerten Don Franzisko Martinez einen Besuch machen." —

Die Invaliden wurden in der Stadt untergebracht, die Legionäre suchten die Schenken auf und trafen alte Bekannte.

Die beiden den Berg hinaufschreitenden Leutenants verlangsamten den Schritt und senkten grüblerisch das Haupt, sogar der martialisch gezwirbelte Schnurrbart hing unkühn herunter, wie das Schwänzlein eines gekuschten Hundes.

Friedsam wäre am liebsten umgekehrt und ausgerückt und sagte: „Bestelle eine Empfehlung von mir, ich ..."

„Du gehst mit! Die Medizin ist dir und mir nützlich."

Das Gras im Hofe wuchs noch üppiger, in der Öde und Leere hallten die eignen Schritte unheimlich, die zahllosen matten Fenster guckten verwundert, fast drohend die Fremdlinge an: Was wollt ihr unsre Ruhe stören?

Noch verwunschener, totenstiller, menschenleerer, ja gespenstischer am hellen Tage lag das ungeheure Steingebäude. In dem langen Kreuzgange kein Mensch und viele Türen, aber die Standuhr aus dem deutschen Schwarzwald — die in Spanien häufig ist — machte noch ihr schleppendes, schläfriges Tick-tack. Jetzt schlüpfte die Magd von irgend-

woher, dieselbe bräunliche, schwärzliche, saloppe Person nickte und blickte scheu-devot von unten empor und sagte schnell, der hochwürdige Herr sei zu Hause und Donna Elvira sei nicht mehr da, sondern vermählt, wobei die Alte ihre paar Zähne im Vordermunde zeigte und eine Lache in sich hinein grunzte. Die Offiziere warteten in dem großen Saal, wo Viktor neben Elviras Stuhl gestanden, wo Friedsam in Pepitas Ohrmuschel Schmeicheleien geraunt und Feliciano Fandango getanzt hatte.

Der Priester, der würdevoll in Soutane und Schnallenschuhen eintrat, war sehr hager und hohl im Gesicht geworden, hatte in Gang und Haltung etwas Gealtertes und Gemessenes, in den dunklen Augen einen düstren Schimmer und auf der Stirn zwei neue, tiefe Falten, nur der Mund hatte noch das feine, verbindliche, weltmännische, aber auch weltmüde Lächeln und die Sprache den so sympathischen, wohlwollenden Klang, der nur etwas leiser und tonloser geworden war.

Wahren konnte diesem gastfreien, hochgesinnten Manne keine leeren Phrasen sagen, sondern mußte mit aufrichtiger Betrübnis und ehrlicher Reue um Verzeihung bitten. „Ihre Gastfreiheit, hochwürdiger Herr, ist übel belohnt worden . . . vergeben Sie mir den Rausch, der mich befiel, das leichtfertige Spiel mit dem Heiligsten der Erde, der Liebe, das schlechte, sündhafte Spiel mit einem heißen, hingebungsvollen Menschenherzen! Ich habe nicht geschrieben, ich durfte nicht schreiben, nicht die Schuld, die Täuschung, den Irrtum, die Unwahrheit fortsetzen und vergrößern . . . es wäre ein Schüren des Brandes gewesen, den ich frivol in Ihr Haus geworfen hatte. Zwischen dem Nord- und Südländer ist und bleibt eine Kluft des Naturells, der Nationalität, des Bluts, des Blicks auf alle Dinge, eine Kluft des Geistes und Gemüts, der bloßen Triebe, der besten Regungen und der heiligen Religion, eine tiefe Kluft, welche nur die größte und echteste Liebe zu überbrücken vermöchte. O, vergeben Sie einem Reuevollen, der das Heiligtum der Liebe und des Herzens in Zukunft achten und ehren wird!"

Der Priester blickte und redete sehr milde, als er diesem

Offizier Antwort gab. „Ich habe vergeben, mein junger Freund, gleichwie der Herr Christus die Schuld vergibt und tilgt, noch ehe wir gesündigt haben. Es wäre besser für Sie gewesen, wenn Sie die Kluft nicht an einem dünnen Seile, das reißen mußte, überschritten hätten. Ich beklage Sie, daß Sie leiden mußten und eine so schmerzliche, wenn auch kurze Krankheit in meinem Hause sich holten."

War das feine Ironie? Nein, unbegreiflicher, christlicher Edelmut, denn seine Augen hatten einen untrüglich guten, sanften Glanz und das ganze blasse Priesterantlitz leuchtete verklärt. „Ich darf Ihnen nicht zürnen, sondern ich muß Sie segnen. Sie waren ein Werkzeug in der Hand des Herrgotts und des hl. Benediktus, Sie, mein lieber Freund, haben mit nichten Schmerz und Leid, Böses und Unglück über uns gebracht, Sie haben, zwar ohne Wissen und Willen, mir und meinem Hause hohe, himmlische Freude, Friede und Heil vermittelt. Ich will Sie dafür segnen, freundlich Ihrer gedenken und Fürbitte tun. Meine teure Schwester Juanita ist gestorben . . ."

„Gestorben!" Es war ein Aufschrei. Wahren schlug entsetzt die Hände vor sein Antlitz und stöhnte und weinte: „Gestorben, getötet . . ."

„Nein, seien Sie still und getrost! Sie ist gestorben der argen Welt und als Schwester Benedikta von neuem geboren worden. Meine Schwester hat den Schleier genommen und aller flüchtigen, faden Lust, aber auch allem nichtigen, irdischen Leide Valet gesagt und ist als Novize, um dem Gebet und den geistlichen Exerzitien zu leben, bei den Benediktinerinnen in guter, in Gottes Hut. Benedikta ist eine Gottesbraut, eine Erwählte Christi, eine Magd des Herrn. Meiner alten Mutter ist es ein täglicher Trost, eine feste Hoffnung der ewigen Seligkeit, eine reine, heilige Tochter zu haben, die für sie und alle ihre Lieben betet und fromme Werke tut. Mir und meinem Herzen ist hohe Freude und himmlische Ehre widerfahren, denn meine leibliche Schwester ist eine geweihte Nonne, eine heilige Braut, eine Dienerin des Herrn und hat das höchste Gut gewonnen. Sie junger Offizier aus dem fernen Alemannenlande, wo die Menschen

kalt sind und die glühende Liebe nicht kennen, ich schelte nicht . . . Sie lehrten meine Schwester, die törichte Lust verachten, die wahre Liebe suchen, das beste Teil erwählen . . . ich schelte nicht . . . ich segne Sie! Der Herr behüte Sie vor großer Schuld und aller Trübsal der üblen Tat!" — Franzisko hob die milden Hände.

Wahren zitterte unter dem Segen, als wenn des Rächers Faust ihn schüttele, und barg erschüttert das schamvolle, tränenüberströmte Antlitz.

Dachenhausen aber saß wie auf Kohlen des Fegfeuers und schwitzte innerlich, wollte der peinlichen Situation gewachsen sich zeigen und nahm seine Zuflucht zu den banalen Phrasen der Konversation. Wie Donna Maria Martinez sich befinde? Wofern er nicht die Freude habe, die gnädige Madame zu sehen, seine ergebenste Empfehlung! Und die schöne Sennorita Elvira sei vermählt . . .?

Die großen, düstren Augen des Priesters waren reglos und rätselhaft auf den Schwätzer gerichtet, der einen höchst unsichren, verlegenen Blick warf, weil keine Antwort kam, dennoch aber mit erzwungener Dreistigkeit und nervöser Redseligkeit fortfuhr: „Hochwürdiger, haben Sie gehört, daß der Korporal Lisignolo, der in der Nacht, wo er Ihr gastfreies Haus verließ, so mysteriös verschwand, sich bei seiner Truppe wieder eingefunden hat?"

Endlich sprach der Priester: „Er war desertiert?"

„Nein, er war das Opfer eines ungeheuren, satanischen Verrats! Unter dem teufelslistigen, erlogenen Vorwande eines gemeinsamen, gewagten Überfalls auf den Marschall Marmont hat der Guerillero ihn ins feindliche Gebiet hinein gelockt und für einen Judaslohn von zwanzig Piastern an die französischen Häscher verraten . . . ja, der Schurke spielte ihn durch eine diabolische Arglist in die Hände der französischen Fangpatrouille."

Martinez wurde sehr rot und zornig. „Schmähen Sie nicht einen Spanier! Von welchem Guerillero reden Sie?"

Der Leutenant stotterte verlegen: „Der . . . der Don . . . Feliciano verriet ihn . . . Li—lisignolo hat es berichtet und beschworen . . ." Er verstummte und verwünschte seine Rede,

als er die furchtbar finstren Blicke und den flammenden Zorn des Priesters sah, der ihn anfuhr und fluchte: „Verdammt sei die Lüge! Lästern und lügen Sie nicht, junger Herr! Ein Feliciano ist kein Verräter, kein feiger Meuchler ... was sind zwanzig Piaster ihm, der Wiesen, Weinberge, Olivengärten und dreitausend Schafe besitzt! Seine Feinde und Nebenbuhler tötet er im offenen Kampf. Der sehr ehrenwerte Don Feliciano de Varsenas hat sich mit meiner Schwester Elvira vermählt und ist mein Eidam. Zwei Jahre hat er um ihre Hand und Liebe geworben, und sie liebt den großen Feliciano, von dem ganz Spanien redet und rühmt, den besten Freiheitshelden in allen vier Königreichen."

Dachenhausen stammelte eine kleinlaut lahme Entschuldigung. Ein schrecklich bedrückendes Schweigen herrschte, der Priester brütete vor sich hin, zuweilen streifte sein böser Blick den Offizier, mit dem er zuletzt gesprochen.

Dachenhausen, dem höchst unbehaglich zumute war, wartete ungeduldig darauf, daß Willy seiner Bewegung Herr werde, und wollte sich erheben.

Plötzlich klang die dumpfe Stimme des Priesters, dessen Auge unheimlich brannte, scharf und lauernd klang sie: „Es sind nur wenig Wochen her, daß Sie für nichts und niemand so viele Worte hatten als für meine jüngste Schwester ... seltsam, daß Sie Pepita so ganz vergessen haben und so gar nicht nach ihr fragen!"

Der Angeredete verzog die Lippen zu einem verunglückten Lächeln. „Es war nicht Unhöflichkeit ... sondern Ehrfurcht ... die schönen Stunden und die schöne Pepita sind mir eine unvergeßliche Erinnerung ... ist ... ist Ihre reizende Schwester im Hause?"

„Sie ist hier ... nur durch zwei Wände von uns getrennt ... haben Sie vielleicht Furcht? Oder wünschen Sie Pepita wiederzusehen?"

Das Priesterauge bohrte sich in Friedsams Antlitz mit einem stechenden, sarkastischen, fast diabolischen Blick.

„Es wird mir ... eine Ehre und Freude sein, Donna Pepita die Hand zu küssen."

„Ihr Wunsch wird erfüllt werden, es war Ihr Wunsch ...

Sie sollen Pepita wiedersehen ... ich werde meine Schwester Ihnen bringen." Drohend waren die Worte.

Martinez entfernte sich gemessenen Schritts und zog die Tür fest hinter sich zu.

„Willy! Du! Das ist eine dumme, verfluchte Situation!"

Der Gerufene hob das bleiche Gesicht. „Das war kein dummer, sondern ein schlechter Streich! Ich habe an Juanita schwer gesündigt! Was mir nur eine leichtfertige Liebelei, war ihr eine heilige Liebe und wurde eine große Leidenschaft, eine tödliche Krankheit, der sie erlag. Ich habe die arme Nonne auf dem Gewissen und einen Mord auf der Seele! O, ich habe ein junges, frisches, feuriges Menschenherz ins Kloster gejagt und hinter den schauerlichen Mauern lebendig begraben! Die verwünschten Amouren, das frivole Trug- und Tändelspiel, das den edelsten Frauen zur Tragödie, zum frühen Tode wird! Ich will der unseligen Lust am Weibe, die im Manne gärt, abschwören und wie ein Mönch sein."

Friedsam hörte nur mit halbem Ohre zu und horchte ängstlich nach der Tür und dem Nebengemache, tupfte sich die Stirn mit dem Tuche und trocknete den Schweiß. „Du! Laßt uns davonlaufen, um allen Szenen auszuweichen ... mir graut vor dem Wiedersehen mit Pepita ... hier ist entsetzlich schwül ... laßt uns gehen!"

„Nein, du sollst bleiben und deine Buße leiden."

Ein Geräusch von langsamen, schweren Schritten, als wenn eine Last getragen werde, näherte sich der Tür, die angelweit aufging. Den Rosenkranz in den Fingern, Gebete murmelnd, trat der Priester feierlich, wie in der Prozession, über die Schwelle, vier schwarzgekleidete Männer, die eine Bahre trugen, folgten ihm und setzten die Bahre mitten in das Gemach zu Friedsams Füßen nieder.

Willy bebte und erbleichte vor Schauder und Entsetzen.

Dachenhausen sprang empor und hielt sich am Stuhle fest, um nicht zu fallen.

Im blütenweißen, bräutlichen Gewande, mit Herbstblumen geschmückt, schneeweiß und mit geschlossenen Augen lag Pepita still und starr, bleich und tot auf dem Schragen.

Wunderschön war sie als Leiche, Friede und Verklärung des Jenseits ruhte auf den kindlichen Zügen der Schläferin, Stirn und Schläfe waren von der jungfräulichen Krone ganz verhüllt; aber — ach — o Graus! — zwei Blutstropfen sickerten rätselhaft und schaurig darunter hervor; und die Lippen standen halb offen, als wenn sie fragen wollten: Warum, warum?

Das junge, lebensfrohe Mädchen schlummerte den langen Schlaf der Sterblichkeit, des Staubes.

Franzisko Martinez, der Priester Gottes, stand an der Bahre seiner Schwester, wie ein harter, herzloser Richter Jehovahs des Höchsten, wie ein Richter, der das Todesurteil spricht. „Sie wollten meine Schwester wiedersehen und Pepitas Hand noch einmal küssen . . . hier sehen Sie sie wieder! Knien Sie . . . nieder . . . küssen Sie die eisige Hand!“

Friedsam blickte fahl, furchtsam, flehend nach seinem Freunde, der nicht weniger entsetzt war, warf sich an der Bahre nieder, berührte die Hand und prallte vor Grauen zurück, denn die Todeskälte ging ihm durch Mark und Bein.

Erschüttert, erstarrt von dem schaurigen Wiedersehen mit einer Leiche, die er in Leben und Leidenschaft umarmt, voll Schönheit und Jugendfeuer verlassen hatte, schluchzte er: „Welches fürchterliche Schicksal vernichtete so viel Schönheit und Jugend, welche tückische Krankheit brach so grausam jäh die holde Blume?“

Der Richter legte hart die Hand auf Dachenhausens Schulter und zog ihn von der Bahre empor. „Sie haben grausam die Blume gebrochen, die seit dem Abschied das Köpfchen hängen ließ und schwermütig hinsiechte! Sie haben herzlos durch Lugliebe und rohes Schweigen das arme, törichte Kind aus allen Himmeln in wilde Verzweiflung gestürzt . . . Sie haben zu schreiben versprochen und nicht geschrieben! Meine kleine, stille, bleiche Pepita stand oft auf dem Klosterturme und schaute ins Land und sehnte sich nach einem Lug- und Trugglück und sagte immer: Er wird und muß kommen. Vor zwei, drei Wochen aber sprach sie: Er kommt nicht wieder! Und sie verstummte und starrte

vom Turme ostwärts gen Madrid . . . vorgestern stürzte sie von dem Turme in die Tiefe und zerschmetterte ihr Haupt."

„Was . . . wer . . . hat," stammelte eine vor Entsetzen irre, wirre Stimme.

„Sie, Sie haben diesen Leib in die Tiefe, in den Tod gestürzt! Fluch über den Frevler und Mörder!"

Dachenhausen wähnte in Angstvision und Wahnsinn, daß die Leiche sich aufrichte und mit den starren Augen ihn ansehe, er taumelte und floh, von den Erinnyen verfolgt, aus dem Gemache.

Der Priester rief ihm die furchtbaren Worte nach: „Ich verfluche den Mann, der meine geliebte Schwester in den Selbstmord und die Todsünde, in die Fegfeuerpein und ewige Verdammnis trieb! Verflucht sei deine kurze Erdenfrist, und deine Seele fahre zur Hölle hin, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlöscht!"

Der Fliehende lief in hellem Grausen, von einem gellenden Geschrei verfolgt, den Klosterberg hinunter.

Willy hatte ohne Furcht und Zucken die Leichengreuel des Schlachtfeldes gesehen, aber sein Auge wandte sich angstvoll von dem rührenden Bilde des im Tode süß schlummernden Weibes ab. Dieser blumengeschmückte Leichnam mit dem friedlichen Kindergesicht war ein Menetekel, das sein Blut erstarrte und durch seine Seele schauerte und schnitt. Sein Gesicht verhüllend, um seine Tränen zu verbergen, verließ er das gespenstische Klosterkastell, in dem er einen wonnigen Liebeswinter, aber auch die furchtbarste und weheste Stunde seines Lebens erlebt hatte.

Kein Zweifel bestand, die schöne Spanierin hatte ihn mit der ganzen, schrankenlosen Leidenschaftlichkeit der Südländerin geliebt. Hier hatte eine große, heiße Liebe sein Herz begehrt und das süßeste Menschenglück ihm geboten, und er hatte, wie ein Verschwender, der vom Becher nippt und den köstlichen Inhalt vor Übermaß und Übermut verschüttet, nur gekostet und vielleicht das wahre, ihm vom Schicksal bestimmte Glück auf die Gasse geworfen.

Warum war er von dem Priester so sanft gesegnet und sein Freund so entsetzlich verflucht worden? Weil Juanita

zufällig, ohne sein Wissen und Zutun, im Zerschellen des Glücks, im Zusammenbruch der Seele ein paar Grad weniger Verzweiflung, ein paar Grad mehr an Verstand und Willenskraft besessen hatte; weil Juanita ihr banges Herz in der Klostergruft und nicht im Kirchhofsgrabe bestattet hatte und die arme, stille Pepita noch tiefer, noch wilder und wahnsinniger geliebt und das wertlose, liebeleere Leben auf dem Felsen mit eigner Hand zerschmettert hatte? Nimmer kann das Zufällige eine Schuld sein! Oder hatte eine höhere Macht in der unbestechlichen Hand die Wagschale gehalten? Er hatte schwer an seinem Schuldgefühl getragen und den heiligen Entschluß, hinfort nicht mehr am Weibe zu sündigen, gefaßt und in Madrid gehalten; Friedsam dagegen hatte das galante Abenteuer auf die leichte, lachende Schulter genommen und auf die andren Töchter des Landes das verlangende Auge geworfen. Bestand eine vom Menschen geahnte, geheime und grausige Wechselwirkung von Schuld und Sühne, von Gesinnung und Geschehnis, so daß eine höhere Macht durch den Mund des fluchenden Priesters gerichtet hatte? —

Willy fand seinen Kameraden in der Stadt. Friedsam saß in einer Schenke vor einem großen Glase und stierte, statt zu trinken, den Wein an. Er wehrte mürrisch ab und wollte von dem Bild der weißen Todesbraut, das ihn verfolgte, von dem grauenhaften Wiedersehen mit der toten Pepita, mit der Braut, die ihm auf der Bahre gebracht wurde, nichts hören. Nur Schweigen, Schweigen und Vergessen! Er wollte das Grausige weit von sich weisen und konnte es nicht, die Leiche, die — wie sein Wahn glaubte — sich aufrichtete und ihn ansah, folgte ihm auf Schritt und Tritt, am hellen Tage und in der finstren Nacht.

In den acht Tagen, wo sie gen Lissabon ritten, hat der Leutenant Dachenhausen kaum acht Worte gesprochen. Eine auffallende, allmähliche, aber totale Veränderung vollzog sich an und in ihm, in Benehmen, Wesen und Denkungsweise. Der etwas eingebildete, blasierte, genußsüchtige und pfiffige Egoist verschwand immer mehr. Friedsam war gleichwie ein andrer Mensch geworden, ein ernster Mann, der an dem lauten Geschwätz, an den zweifelhaften Amüsements, welche

Portugals Hauptstadt den englischen Offizieren in Fülle bot, keine Freude fand und für die Schönen des Landes kein Kennerauge hatte. Er ist, was mehr sagen will, ein andrer Mensch geblieben.

Geputzte Dämchen aus London, Gaukler und Gambler aus der City, Harfenistinnen und Händler, englische Wirte mit Porter, Ale und Beefsteak waren nach Lissabon gewallfahrtet, um den auf Urlaub befindlichen Offizieren ihren Sold abzunehmen.

Willy wollte seinen Kameraden erheitern und ein Stündchen durch das Getriebe führen. „Du legst gar nicht mehr die Ohren zurück . . . ein schlechtes Zeichen, wenn die Katze nicht schnurrt . . . komm, du mußt dich zerstreuen.“

Der Aufgeforderte schüttelte das Haupt und sprach — nach langer Zeit — im vertraulichen Flüstertone mit seinem Freunde. „Willst du mit mir nach Belem und in die Berge reiten, wo es still ist, wohlan! Ich fürchte nicht den Fluch des wilden Pfaffen . . . Pepita ist die einzige in aller Welt, die mich in Wahrheit geliebt und die ich zum Lohne getötet habe. Wie könnte eine so unendliche Liebe im Fegfeuer schmachten und Pein leiden? Heller Wahnwitz, finstrer Pfaffenwahn! Pepita ist im schönsten, hellsten, höchsten Himmel . . . aber, höre! Die Tote ruft und lockt, zieht und zwingt mich. Wer den sechsten Sinn hat, wird mich verstehen. Halte mich nicht für verrückt, ich versichre dir . . . die blumengeschmückte, tote Braut, die mir auf dem Schragen gebracht wurde, schlug einmal die Augen auf — still! — die weiße Leiche lebte eine Sekunde lang und sah mich mit ihrem tiefsten, traurig beschwörenden Blicke an, als wolle sie mir sagen: Sträube dich nicht, ich harre dein und habe Quartier dir bestellt, ich liebe und locke, ich hebe und hole, ich suche und ziehe dich zu mir hinauf.“

Willy war wie vor den Kopf geschlagen und wußte nicht, was er sagen und denken sollte.

Der aufgeklärte Friedsam hing mystischen Grübeleien nach, wollte aber nicht mehr von der Vision an der Bahre noch von den Ideen, die ihn bewegten, sprechen oder reden hören. — —

Der Premierleutenant von Wahren hat endlich durch viel Antichambrieren und Drängen die Regelung seiner Ansprüche an die englische Kriegskasse, die er um einige Millionen bereichert hatte, erreicht. In guten Schecks auf die berühmte Bank von England wurden mehr als 9000 Pfund dem Glücklichen ausgezahlt. Sein überströmendes Herz wollte andre glücklich machen und verteilte einige hundert Guineen unter die verwundeten und invaliden Soldaten der Lazarette.

Seinem Freunde Friedsam, der immer mehr in mystische Ideen sich einspann, bot Willy jede erforderliche Summe an, um kleine Schulden zu tilgen. Doch bestimmt und beinahe heftig wies jener jedwedes Darlehen zurück. „Als wenn ich nicht hoch genug in deiner Schuld stünde! Bewillige mir einen Wunsch . . . ich will heute fünf Pfund abzahlen . . . das ist ja für dich eine lächerliche Summe, aber ich habe leider nicht mehr und muß in so kleinen Raten meine Verbindlichkeiten tilgen. Wenn ich als ehrlicher Mann ins Grab gehen will, muß ich mich sehr sputen und sehr sparen."

Willy wollte die fünf Pfund nicht nehmen, sondern einen Strich darüber machen.

Doch der früher so leichtsinnige Friedsam war sehr fest und skrupelhaft und führte wieder im vertraulichen Flüsterton verwunderliche Reden. „Wenn ich, ohne Schulden zu hinterlassen, von der Schaubühne verschwinden will, muß ich mich sehr beeilen und mit jedem Sixpence rechnen. Ich werde fallen und in spanischer Erde begraben werden, das weiß ich jetzt gewiß . . . oft höre ich des Nachts ihre Stimme, die mich ruft: Komme bald, mein Geliebter! . . . Ja, meine Kugel ist schon gegossen . . . rede nicht!"

Er ließ sich die Todesahnung oder -einbildung nicht ausreden und nahm wie ein Kranker, der eine fixe Idee hat, des Freundes Widerspruch recht übel.

„Wir wollen das unerforschte Gebiet der Geisterwelt verlassen und den Boden der Wirklichkeit betreten," sagte Willy ruhig und zündete seine Pfeife an. „Höre eine wahre, historisch verbürgte Geschichte und mache die Nutzanwendung! Am Abend vor der Schlacht bei Zorndorf erzählte ein preußischer Rittmeister tief niedergeschlagen seinen Kameraden,

daß er ein Traumgesicht und seinen Tod gesehen habe und morgen in der Bataille bleiben werde; weil man ihn ungläubig anhörte und einige lachten, verschwor er sich nicht nur darauf, daß er morgen fallen werde, sondern er verteilte seine Schmucksachen, Uhr, Petschaft, Ringe, unter seine Kameraden, er verschenkte Börse und Bargeld an die Soldaten und erwartete arm und pauvre, wie er in die Welt gekommen, sein sichres Ende und einen schönen Heldentod. Der Rittmeister verlor in der Zorndorfer Schlacht kein Haar seines Hauptes, wurde nicht einmal am kleinen Finger blessiert und mußte sich am Abend gefallen lassen, daß man ihm herzhaft lachend seine Todesandenken zurückgab. Er wohnte als Pensionär in Hannover und wird als achtzigjähriger Greis dort noch auf der Alten Zellerheerstraße hausen. Auch du, mein Freund, wirst den Strohtod sterben."

Friedsam machte ein eigensinniges Gesicht, ließ sich in seiner tragischen Gewißheit nicht beirren und wünschte, diese Gespräche nicht fortzusetzen.

---

Einundzwanzigster Abschnitt.

# Der mit Ehrensalven bestattete Hund und der unehrliche Tod des großen Guerillero.

Die englische Armee hatte ihre Winterquartiere von 1812 auf 1813 bezogen. Als Weihnachtsbotschaft kam die Kunde: Gefallen ist der Antichrist Europas, der Feind der Menschheit, kam die erstaunliche Stafettennachricht vom ungeheuren Brande Moskaus. Der halbbarbarische Moskowiter hatte seine heilige Hauptstadt als Opfer des Vaterlandes angezündet und den verhaßten Eroberer mit Feuer ausgeräuchert.

Stafetten jagten durch Europa vom Niemen bis zum Tajo, jagten durch Spanien und brachten die unglaubliche, gesegnete, göttliche Weihnachtsmär, die alle Herzen erlöst aufjauchzen ließ, die wunderbare Mär vom Sturz des Abenteurers von Ajaccio, von der jammervollen Retirade und dem gänzlichen Untergange der großen Armee.

Da soll Lord Wellington sogar lebhaft vom Stuhl gesprungen sein, für einen Augenblick die vornehme Reserve verloren und warme Worte gefunden haben. Der Titane floh. Sein Heer war eine Horde von Marodeuren, Invaliden und halbverhungerten Bettlern. Ein unsagbarer Jubelschrei hallte durch die Lager der englischen Regimenter und der deutschen Legion.

Aber nicht lange feierte man den Sieg, den nicht die Russenflinten und Kosakenpiken, sondern des Himmels Elemente, Feuerflammen und Eisfröste, erfochten hatten, sondern der Kampfgeist, der jetzt im letzten Krieger lohte, wollte an den Feind und den verhaßten Bonaparte ver-

nichten, ausrotten und in alle Ewigkeit unschädlich machen, wie ein wildes Getier, das der Leute und Länder Schrecken, Angst und Geißel gewesen.

Sorge und Mutlosigkeit hingegen beschlich die Marschälle und französischen Maulhelden, Ahnung des Unterganges lähmte ihre Kraft.

Wellington zauderte und zögerte in dem Lenze nicht, seinen Vorstoß zu machen. Vorwärts war die Losung im Norden und Osten Germaniens, im Süden der Pyrenäen, die alte Welt war endlich einig und nur von dem Wunsche, dem Haßinstinkte beseelt, den Gewaltmenschen und gigantischen Glücksritter, den Despoten der Fürsten und Völker, Europas Geißel und Greuel, einzukreisen und zu vernichten.

Wellington hatte im Armeebefehl seine Zufriedenheit mit den leichten Bataillonen der Legion ausgesprochen und dieselben zur Auszeichnung der ersten Division, die zum Teil aus Garde bestand und als Elitetruppe betrachtet wurde, zugeteilt.

Nordwärts zog der Feind und folgte ihm das Bataillon auf den Fersen. Im Juni wurde der Ebro mit voller Musik passiert, ein Merkstein war die Brücke, die unter dem Hurra erbebte. Wahren, der sich als schneidiger Reiter bewährt hatte und darum von Generalmajor von Alten als Ordonnanzoffizier verwandt wurde, war einer der Ersten auf der Höhe und sah, wie lange französische Kolonnen durch Burgos, wo eine starke Zitadelle war, sich wälzten. Er betrachtete just mit regem Interesse die hohen Türme der berühmten Kathedrale, als diese Türme sich bewegten und verbeugten. Er hielt es für eine seltsame Sinnestäuschung — da bebte die Erde, ein krachendes Getöse betäubte sein Ohr, wie eine unsichtbare Riesenfaust warf ihn der Luftdruck auf den Grund, ein Feuer- und Flammenmeer erfüllte das ganze Tal zu seinen Füßen, als wenn ganz Burgos von einem Vulkan verschlungen sei. Sobald die stinkende Rauchwolke sich verzog, sahen die starren Augenzeugen, daß die Kathedrale, die Zitadelle und ein Teil der Stadt ein Schutthaufe geworden sei. Weil die Festung nicht genügend verproviantiert und darum nicht zu halten war, sollte sie beim Abzuge in die

Luft gesprengt werden. Aber durch gallische Nachlässigkeit geschah die Entzündung der Mine viel zu früh, das Feuer erfaßte Tausende von Bomben und zahllose Munitionskisten, eine ungeheure Explosion entstand und riß Hunderte von Franzosen in Atome.

Dieses Erlebnis und der Anblick der gräßlich verstümmelten Leichen machte einen unauslöschlichen und tieferen Eindruck auf Willy, als das schreckliche Schlachtfeld, er fühlte zum erstenmal, daß der Krieg nicht nur die Kraft erscheinen läßt und Helden erzeugt, sondern auf seiner Kehrseite ein barbarischer Greuel, ein Überbleibsel menschlicher Bestialität ist.

Als er mit seinem Bataillon Burgos erreichte, flohen die letzten Franzosen aus dem andern Tore der verwüsteten Stadt, die ein Chaos war. Munitionskarren, Lafetten, Wagen, Mobilien, Militärsachen waren durch die Explosion durcheinandergeworfen worden und wurden von plündernden Soldaten durchwühlt.

Nahe der Kathedrale sah Willy einen halb zerschmetterten Planwagen, die Pferde von Turmquadern zermalmt, und mitten zwischen den Kadavern lag eine junge schöne Frau, der Leib gräßlich verstümmelt, aber das fahle Antlitz völlig unversehrt, unblutig, zart und lieblich. Nach der Kleidung, dem Halsschmuck und der Feinheit der Züge zu urteilen, offenbar eine Frau aus den gebildeten Ständen, wahrscheinlich die Gattin eines Offiziers.

„Jesumariaundjoseph!“ rief der Pole und zeigte auf ein Kind, das weinend und unverletzt im Planwagen lag. Kosziusko betastete es mit seinen großen Tatzen, nahm es mit bärenhafter Zärtlichkeit auf seine Arme, tätschelte die tränengestreiften Wangen und wiegte sanft das zierliche Wesen, das er anlächelte, anpolte und anpolnischte: „Liebe Mascha deinige ist mausetot, du armes Mäuschen!“

Das zweijährige, dunkellockige, ungemein liebreizende Mädchen wurde still und richtete die großen, braunen, blanken Augen auf den häßlichen Polacken, in dem es instinktiv einen Freund erkannte. Leutenant Wahren liebkoste den kleinen Engel, der zu diesem freundlichen Manne noch mehr Vertrauen hatte und die Ärmchen nach ihm ausstreckte.

Innig drückte er das süße, unschuldige Geschöpf an seine Brust.

Die Soldaten wischten schnell ihre blutigen Bajonette am Rock und Rücken der Leichen ab, als wenn das Kind das scheußliche Blut nicht sehen solle. Zehn, zwanzig, immer mehr Krieger umringten verwundert und gerührt das liebliche Friedensbild mitten im grausigsten Kriegsgreuel. „Ein Kind, ein Kindlein!" ging es ganz erstaunt von Mund zu Mund, als wenn sie noch nie ein zweijähriges Mägdelein gesehen hätten. Einer nahm aus seinem Tornister ein Stück Wurst und hielt es dem Würmchen hin, das hungrig sein müsse. Die Klugen lachten ihn aus. „Du bist wohl nicht richtig im Kopfe, es müßte die Flasche haben."

Kosziusko holte geschwind seine Schnapspulle aus der Tasche und meinte: Wenn man nur Milch finden, kaufen oder klauen könne, eine Flasche sei vorhanden.

Ein alter Veteran nahm eine Apfelsine aus der Tasche und hielt die goldige Frucht dem Kinde hin, das danach griff, freudig lächelte und flugs hineinbeißen wollte.

Wahren aber schälte säuberlich die Frucht und stopfte die labenden Stücke ins verschmachtete Mäulchen.

Jetzt standen wohl hundert Soldaten, drei Leutenants und ein Stabsoffizier erstaunt um das Kind herum. Der vom Stabe näselte und witzelte: „Nun haben Sie ein Kind und keine Frau, Herr Leutenant ... was wollen Sie mit dem Balge machen?"

Kosziusko brummte empört: „Ein Balg? Ein Balg? Is sich ein Engel, ein Engel Gottes."

Die Soldaten hielten Kriegsrat, redeten hin und her und durchsuchten den Wagen, der schon von Nachzüglern geplündert war und keinerlei Aufschlüsse gab; die unglückliche Mutter war tot und hatte keinerlei Schriftstücke bei sich. Wahrscheinlich sei der Vater ein französischer Offizier und irgendwo unter den Toten und Leichenfetzen.

In dem aufgerissenen Koffer lagen Kinderkleidchen, die mit den Buchstaben B. D. gezeichnet waren und von dem Polen sorgfältig zusammengelegt wurden. „Was willst du damit?" fragte der Leutenant den Burschen.

„Wir können nicht lassen das Engelchen liegen, Herr Leutenamb, wir nehmen es mit.“

Wahren griff den glücklichen Gedanken auf, streichelte zärtlich das süße, unschuldige Wesen und sagte: „Die Meßfrau ist ein praktisches Frauenzimmer . . . oder noch besser die Frau des Feldwebels könnte des Findlings Pflegemutter sein, hurra, ich hab's.“

Alle Soldaten riefen Beifall und freuten sich über den Ausweg und über das liebreizende Kindlein, das jeder mit seiner rauhen Hand einmal berühren und tätscheln oder wenigstens betrachten wollte.

Wahren selber trug das Kind zwei Leguas weit auf seinen Armen und zum Troß hinter der Front. Hier gab es mehr Aufregung, als wenn ein gefangener General eingebracht worden wäre. „Ein Kind, ein französisches Kind!“ lief es von Mund zu Mund, und viele rannten herbei, um das Wunder zu sehen.

Die Frau des Feldwebels Hagen übernahm herzensgern die Pflege des kleinen Findlings, kämmte flink die dunklen Haare und wusch die weichen Wangen und wurde noch pflichteifriger und freudiger, als der Leutenant Wahren ein bedeutendes Kostgeld aus seiner Tasche aussetzte. Der biedere Kosziusko wünschte auch einen kleinen Erziehungsbeitrag, nämlich die Saugflasche, zu geben; jedoch Frau Hagen wies die angebotene Schnapspulle entrüstet zurück. „Dummkopp, lutsche du selbst an deiner Schnapspistole, das Kleene kann schon trinken und essen.“

Das gesättigte Mägdlein, das seine neue Mutter anlächelte, trug am Halse ein goldenes, nur mit einem B. gezeichnetes Kreuz, welches Willy als eventuelles Erkennungszeichen und als einzigen Anhalt für spätere Recherchen an sich nahm.

Wie viel und wie freundlich man auch die kleine Französin fragte: Wie heißest du? Quel est ton nom? — sie konnte nur ein ma und mère plappern.

Wiederum hatte Wahren eine gute Idee. „Unser Pflegekind muß einen Namen haben . . . . da die Wäsche den Buchstaben B hat und der Findling in der Stadt Burgos

gefunden wurde, wollen wir das Bataillonskind Burga nennen."

Oft sind Soldaten an das Kochzelt, in dem Frau Hagen Gehilfin war, herangetreten und haben gebeten: „Frau Feldwebelin, derfen wir nit mal das Bataillonskindche sehen?" Kaum ein Tag verging, an dem Willy nicht die süße, jetzt sehr lebhafte und zutunliche Burga besucht und lange bei ihr geweilt hätte. Er war ihr guter und Treu ihr bester Freund, sie spielte mit dem klugen Pudel, ritt auf seinem Rücken ringsum das Zelt und zupfte sein zottiges Fell. — — —

Hatte der Leutenant von Wahren in dieser Kampagne bisher an keinem Gefecht aktiv sich beteiligt, so ist er um so gründlicher bei Vittoria ins ärgste Feuer hineingekommen. Der 21. Juni war ein sehr heißer Tag, an dem 60 000 Alliierte 80 000 Franzosen angriffen. Der Geist der Armee war so gut, der Mut so groß und das Selbstvertrauen der Franzosen so arg gesunken, daß Wellington zum erstenmal eine überlegene Macht attackierte und besiegte.

Die Schlacht währte nicht sehr lang, war aber äußerst erbittert. Der Geschützdonner krachte und rollte wie noch nie, so daß die Erde zitterte und kein Kommando zu verstehen war. Doch wozu auch? Jeder sah den Feind vor sich und stürzte darauf los, solange noch einer stand und feuerte, und rannte ihm nach, sobald er zu laufen anfing.

Willy hatte ein Bajonettgewehr ergriffen und stach in Berserkerwut alles nieder, was ihm vor die Spitze kam. Einen Moment erwachte er aus dem fast sinnlosen Kampftaumel und hörte deutlich einige französische Worte. Ein junger feindlicher Offizier stand noch allein und wollte sich nicht ergeben und schrie schmerzerfüllt: „C'est une honte d'être français!" und sank, von Kosziuskos Kugel getroffen.

Da wurde Willy ganz wach, ekelte sich an dem Morden und schalt: „Der wäre uns nicht entgangen und hatte gewiß sein Leben lieb . . . du Hundsfott, sei tapfer, aber kein Tier!"

Jetzt donnerte der Grund, ein feindliches Kavallerieregiment preschte geschlossen in das in Echelons vorgehende Bataillon hinein. Willy befand sich in einem Knäuel von

Menschen- und Pferdeleibern, schwang sich auf ein lediges Pferd, jagte zurück und winkte mit dem Säbel: Verstärkung, Verstärkung! Das Bataillon wäre aufgerieben worden, wenn nicht ein englisches Reserveregiment im Laufschritt Ersatz gebracht hätte.

Willy focht eine Weile und sprang plötzlich vom Pferde. Sein Bursche war von einem furchtbaren Lanzenstoß getroffen worden und brach zusammen. Aus dem aufgeschlitzten Leibe quollen die Eingeweide. Kosziusko stopfte sie energisch zurück und hielt das grauenhafte Loch mit der eignen Hand fest zu. Der betrübte Herr überwachte selbst den Transport seines treuen Dieners, den er für verloren hielt. Als der Zug das Lager erreichte, riß sich die resolute Meßfrau die Schürze von der Hüfte, drängte die Eingeweide zurück und band die Wunde damit zu. Kosziusko verlor keinen Augenblick die Besinnung und lächelte sogar die kleine Burga an, die ängstlich an der Bahre stand und den Finger ins Mäulchen steckte.

Der Feind hatte auf der ganzen Linie die Retirade angetreten, setzte sich aber in dem Dorfe Abechuco fest, das die erste Division stürmen mußte. Der Hund Treu sprang durch eine Bresche in der verfallenen Gartenmauer und bellte seinen Herrn herbei. Willy schlug mit dem Säbel nach einem Schützen, der auf den knurrenden Hund anlegte. Die Kugel zischte an dem Pudel vorbei und traf dennoch. Der Leutenant stutzte, stach mit dem Säbel in den Sand, stolperte und machte eine halbe Kreisbewegung, bis ihm schwarz vor den Augen wurde. —

Leutenant von Wahren stand rühmlichst genannt in dem Schlachtrapport, aber leider auch in der Verwundetenliste und lag in Wirklichkeit sehr apathisch in einem Nonnenkloster. Die Bauchwunde war gefährlich und eiterte trotz Scharpie und Salben. In zwei Wochen schwand er zum Schemen hin, und Treu, der nicht vom Lager wich, blinzelte mit den traurigen Augen und wimmerte bisweilen.

Erst als der Patient sehr eigenmächtig die Scharpie fortschleuderte, trat eine Besserung und langsame Genesung ein. Nach vier Wochen stand urplötzlich sein Bursche, den er längst

für tot gehalten, gesund und munter und breitmäulig lachend neben dem Lager. Der unverwüstliche Pole, der seine eignen Eingeweide aufgelesen hatte, war den Ärzten ein Mirakel gewesen; ein Mensch von solcher physischen Widerstandskraft und so völlig ohne Nerven, der von einer derartigen Wunde sich erholte, war ein Fall, der in allen englischen Lazaretten nicht vorgekommen war und darum in den ärztlichen Zeitschriften viel besprochen und beschrieben wurde. Das ist die Unsterblichkeit des Polen.

Wahren passierte zum zweitenmal ein medical board, das ihn für die Wundenpension vorschlug. War damit seine Soldatenlaufbahn zu Ende? Nein, die Offiziere der englischen Armee, die schwer blessiert waren, erhielten einen Ehrensold, die sogenannte Wundenpension, ein angenehmes Pflaster von 30—70 Pfund jährlich.

Wer da hat, dem wird gegeben. Der Schlachtrapport war ins Kriegsministerium gesandt worden, und die Auszeichnungen gingen aus London über Lissabon zurück. Wahren erhielt die goldene Tapferkeitsmedaille und trotz seiner Jugend die Ernennung zum überzähligen Kapitän. —

Der Lazarettarzt Doktor Ovens, an old legcutter, ein alter Beinabschneider — wie der Soldatenwitz die Chirurgen titulierte —, ein guter Mensch und braver Arzt, der nur drei Medikamente hatte und durch Arzneien nicht die Gesundheit seiner Patienten schädigte, unterhielt sich gern mit dem Rekonvaleszenten und freute sich, wenn sein Arztlatein und seine Wunderkuren — er wollte der erste Armeearzt sein, der mehrfach einem frischen Toten das Bein abgesägt und einem frisch Operierten angeheilt, oder wie sein Ausdruck lautete, angepfropft habe — Kopfschütteln erregten. Auch hatte er stets einen Sack voll von den neuesten Nachrichten, Lagergerüchten und Abenteuern des Krieges, verachtete gründlich die lieben Alliierten, die stolzen Spanier, und liebte einen guten Tropfen. Heute wurde ihm ein Whisky vorgesetzt, den er mit Andacht trank, und das Redewerk des Doktors lief lustig dahin; nur wenn er ein „Ungelogen" hinzusetzte, durfte man eine kräftige Flunkerei vermuten.

„Gott segne Sie und mache Sie gesund! O, die Spanier

sind groß, groß in der Hinterlist und Niedertracht, auch — allen Respekt — groß in der Hungerleiderei, denn so ein dürrer Kerl ist genügsam wie ein Laubfrosch, nährt sich von einem Stück Brot, einer Gurke, einer Maiszigarre . . . das habe ich stets an den Lumpen bewundert, die im Feuer feige davonlaufen und Söhne Cids sich nennen, aber die greulichsten Kujone sind . . . die Spanier von heute werden kein Pavia, kein Mühlberg, kein St. Quentin gewinnen . . . nur einige von ihren Banditenführern sind ganze Kerle, aber auch grausame, blutdürstige Bestien, die mit wahrer Wollust meucheln und morden und ihre Opfer martern. Wissen Sie . . . die Explosion in Burgos ist gar nicht durch den Leichtsinn der Franzosen entstanden, ein Guerillaführer hat, als Korporal verkleidet, eine Lunte ins Pulverlager der Zitadelle gelegt, hat mit einem Stück Zunder 500 Franzosen in Stücke, in Fetzen gerissen . . . echt spanisch!“

„Ist das der berüchtigte Guerillero Marquesito gewesen?“ fragte Wahren.

„Nein, dessen Ruhm verblich vor den unglaublichen Greueltaten eines gewissen Feliciano . . . dieser sprengte die Zitadelle in die Luft, ist bei den Franzosen wie der wahre Gottseibeiuns gefürchtet . . . und das gemeine Volk schreibt ihm übernatürliche Kräfte zu . . . daß er vielfache Gestalt annehmen kann, bald als Priester oder Mönch, als Kriegsmann, Bauer, Bandit, als Kavalier und Hidalgo sich zeigt und jederzeit sich unsichtbar machen kann. Tatsächlich taucht er bald hier bald da, oft mitten im französischen Gebiet, ja Lager auf . . . die Fama behauptet, er habe ein schönes Weib, eine fanatische Dame, der er die Franzosenohren als Trophäen bringe, welche die Donna als Hausschmuck an ihre Zimmerwand nagele . . . ungelogen. Seine letzten Teufelsstücke sind aber verbürgte Tatsachen. Ein Fort auf einem Berge bei Pamplona ist von 1600 Franzosen besetzt und durch Beschießung nicht zu nehmen. Der Guerillero fängt einen spanischen Fähnrich, einen Verräter, der dem König Joseph dient und der eine Order ins Fort zu bringen sich erboten hat, unterwegs ab, haut ihn zusammen, zieht seine Uniform an und schleicht sich mit der Botschaft — alle Ach-

tung vor seiner Courage! — ins Kastell hinauf. Die Order besagt, daß die Besatzung sich bis zum äußersten halten soll, man schenkt dem Pseudoboten, der, ein Meister der Verstellung, als Franzosenfreund sich geriert, König Josephs Wohltaten rühmt und mit Eifer bei der Erhöhung des Walles Hand mitanlegt, ein unbedingtes Vertrauen. An dem letzten Abend hat der Spanier der Wachmannschaft Opium in den Wein getan, die Posten auf den Kontreskarpen und Türmen schlafen schwer. Im höchsten Turm wird eine Laterne geschwenkt, welches das verabredete Zeichen ist. Die Guerillabande erklettert mit Affengeschwindigkeit den Berg, legt Leitern an den Wall — und die Schläfer schwimmen in ihrem Blut. Die Spanier huschen leise hin und her, um die Besatzung nicht zu wecken, verteilen die Munition der Pulverkammer in den Kellerräumen und ziehen sich lachend in respektvolle Entfernung zurück, um das grausig-ergötzliche Schauspiel zu betrachten. Ein Knall, eine Feuerlohe, ein Stein- und Staubregen! 1600 Menschen sind in einer Sekunde getötet, die ganze Besatzung ist in Atome geblasen. Ist das nicht satanisch?

„Der Höllenfürst Feliciano hat noch eine ähnliche Heldentat verübt. Neulich hörte ich ein braunes Frauenzimmer zur Gitarre singen: Marquesito hat fünfhundert, Feliciano aber hat zweitausend erschlagen. Er treibt als Säumer und Händler verkleidet drei Maultiere, mit Weinfässern beladen, in das Feldlager einer französischen Brigade und schreit seine Ware aus: ‚Echten Rio Tinto, starken Wein, roten Wein! Einen Liter für 10 Realen!‘ — Das ist ein unverschämter Preis, die Soldaten höhnen und schimpfen und machen sich nach Franzosenart einfach über die Fässer her. Der Händler lamentiert und läuft, um einen höheren Offizier zu holen, läuft immer weiter und aus dem Lager fort. Mag der Schreier sein Geld beim General oder Teufel sich holen, die Franzosen, die das Unterscheidungsvermögen von dein und mein längst verlernt haben, fallen über den Wein her, öffnen ein Faß, füllen die Feldflaschen und schlagen mit dem Kolben den Zapfen des zweiten Fasses heraus. Da flammt es wie von tausend Blitzen zumal, da kracht es,

als wären tausend Kanonen geplatzt. Sofort ein zweites Geblitze und Feuergespeie, eine zweite entsetzliche Explosion! Die Maultiere, die Fässer, die 200 trinkgierigen Soldaten sind verschwunden, nur Fleisch- und Uniformfetzen, Blutlachen, menschliche Gliedmaßen zeugen von ihrer einstigen Existenz. Was war's, was war geschehen? Was im Lager noch lebt, rennt schreckensbleich, kopflos, wahnsinnig, schreiend von dannen. Beim Appell nach drei Stunden fehlen 220 Soldaten, 220 Vermißte — wo sind sie geblieben? Kein Vulkan hat sie verschlungen . . ."

„Was war denn in den Fässern? Kein Sprengpulver hat eine so enorme Brisance."

„Ja, die französischen Feuerwerker haben geforscht und gerochen und klug geredet, und, weil kein Körnchen von dem Sprengstoff als corpus delicti zurückgeblieben war, haben sie philosophiert d. i. gefaselt: In den Fässern sei eine Höllenmaschine und ein Zentner eines gewissen Explosivstoffes von infernalischer Zerstörungskraft gewesen. Der gemeine Mann aber schwört: Jener Säumer habe einen Pferdefuß und die Spielfeder am Hut gehabt und sei kein andrer als der Mosjö Urian in höchsteigner Höllenmajestät gewesen. Doch war der Schreckensspanier, den die Franzosen jetzt überall wittern, fürchten und von weitem sehen, ein ungemein hoher, kräftiger und schöner Mann und kein andrer als der berüchtigte Feliciano. Sein bloßer Name ist ein Spuk und Schreckgespenst der abergläubischen Soldaten; wo es in einem französischen Biwak heißt, der Teufel, der Tiger sei in Verkleidung gesehen worden, entsteht eine Panik, und die Posten laufen von ihrem Platz."

„Ich habe Felicianos persönliche, ja intime Bekanntschaft gemacht," sagte der Kapitän Wahren sehr ruhig.

„Ungelogen!" lachte der Arzt.

„Nein, auf Offiziersehre!"

Der alte Herr, der ein Sammelwerk aller Kriegsabenteuer war, bat aufgeregt um einen wahrhaftigen Bericht.

„Eine Hand wäscht die andre! Wenn Sie mir ein Attest geben, daß ich wieder felddienstfähig bin, gebe ich Ihnen die

hochinteressante Geschichte von dem Spanier Feliciano und dem Italiener Lisignolo." — —

Wahren hat sein Gesundheitsattest erhalten und das Lazarett verlassen. Doktor Ovens schüttelte ihm herzlich die Hand beim Abschiede und zupfte nachdenklich seine eigne Nase. „Wundere mich nur, wie das ablaufen wird . . . ich habe einen Offizier, der an einer Krücke humpelt, für felddienstfähig erklärt."

Mit dem Pudel und dem Polen zog Willy seinem Heere nach. Der Weg, den eine große Armee gezogen ist, ist nicht zu verfehlen. Weggeworfenes Gerät, ausgefahrene Geleise, zertretene Felder, stinkende Kadaver und krächzende Krähen sind die Heerspuren. Die traurige Arrieregarde der Nachzügler, Marode und Marodeure, schuhlose, fußkranke Soldaten schleppten sich weiter, aber auch Schacherjuden, schlechte Weiber, Zigeuner, Diebsgesindel und Hyänen des Schlachtfeldes schlichen mit scheuen Wolfsaugen des Weges.

Willy hatte zwar seine 9000 Pfund in London deponiert und nur die Depotscheine auf der Brust, immerhin aber zwei vortreffliche Pferde, ein gutes Maultier und eine wertvolle Equipierung. Die Nachzügler schauten neidisch und lüstern auf die schnellen Pferde und die flotten Reiter. Treu, der als Offiziershund ein starkes Standesbewußtsein besaß und alles zerlumpte Gesindel aufs tiefste verachtete, knurrte die verdächtigen Kerle bös an: Bleibt uns zehn Schritte vom Leibe! Oft warfen die erbosten Gesellen Steine nach dem Tier.

Gegen Abend passierte man ein Feuer, an dem wahre Galgengesichter lagen, eine gestohlene Gans brieten und eine Schlinge nach dem zornig kläffenden Pudel, ohne ihn zu treffen, schleuderten. Eine gewisse Diebeszunft in Spanien hat im Lassowerfen eine beispiellose Geschicklichkeit und erwirbt sich ihr Brot dadurch, daß sie mit dem Lasso aus Höfen, Gärten und offnen Fenstern Begehrenswertes herausholt.

Kosziusko baute weit abseits der Straße unter Korkeichen das Zelt für das Nachtlager auf, der Kapitän spannte, wie stets, seine Pistolen und legte den blanken

Säbel neben sich. Sorglos schlief er in der Hut seiner Waffen, seines Hundes und, last not least, seines Gottes.

War das ein Traum? Oder hatte er halbwach ein Kläffen, ein Quieken des Pudels gehört? Mit Willensanstrengung sich ermunternd, griff er nach dem Säbel — der nicht da war, nach der Pistole, die nicht zu finden war.

„Himmelkreuzdonnerwetter! Kosziusko!" — Nun hatte er die Pistole zur Linken erfaßt, die Hosen festgegürtet, seinen Körper auf die Füße gebracht. Er tastete sich ins Finstre, ins Freie.

Der Hund röchelte irgendwo und rang mit einem stärkeren Gegner.

„Treu, Treu! Ich komme! He, Kosziusko!"

Auf dem angepflöckten Maultier saß ein Kerl!

Willy stürzte mit der Pistole auf den Pferdedieb los.

Der brave Pole sprang beim Rufe seines Herrn auf die Füße, schlug aber in derselben Sekunde mit einem schauerlichen Fluche vornüber und auf die Nase hin. Im Schlaf hatte man ihm, weiß Gott, die Füße zusammengebunden.

Der Räuber hieb mit dem gestohlenen, flachen Säbel auf das Maultier ein, und eben das war sein Malheur, denn der Esel bockte, und über den großen, zwischen die Beine gesteckten Maultierkopf flog der Nachtreuter hinweg.

Zwei Schüsse krachten. Der Spitzbube am Boden stöhnte, von der Kugel des Kapitäns schwer getroffen.

Ein losgerissenes Pferd kam wiehernd angallopiert, als wenn es Schutz suche.

Kosziusko hatte seine Fesseln durchschnitten und eine Laterne angezündet. Das eine Pferd war verschwunden. Und der Hund? Der Hund!

„Treu, mein Treu!" lockten und riefen und flöteten sie. Aber der Hund gab keinen Laut. Willy wußte, daß sein liebes Tier getötet oder gefangen sei, und fing an zu weinen. Er hat in seinen Memoiren die Tränen um Treu nicht verschwiegen.

Herr und Diener haben die ganze Umgebung traurig abgesucht und schließlich in ziemlicher Entfernung den — toten Pudel gefunden.

Die Räuber hatten den Hund, der einmal anschlug, mit dem teuflischen Lassowurf gefangen und erdrosselt, hatten mit dem Lasso oder der Hand Säbel und Pistole aus dem Zelte herausgeholt und ihr ruchloses Handwerk nur zu meisterhaft verstanden.

Kosziusko wischte heftig seine Augen und wühlte unter Schluchzen ein Grab für den Pudel, dem das silberne Ehrenhalsband gestohlen und zum Verderben geworden war. Er sagte schniefend: „Is er sich doch gefallen auf dem Felde der Ehre!“ Und der Pole schoß zweimal die Pistole als Ehrensalve über dem Hundegrabe ab.

Willy stützte das Haupt und weinte dem einzigen Tiere bittre Tränen nach.

Nach ein paar Monaten hat er sich einen andren, ganz ähnlichen Pudel angeschafft, der Treu II. getauft wurde und ein guter Vertreter seines gelehrigen Geschlechts war. Doch er blieb Hund und hat weder die hohe Liebe seines Herrn noch die hohen, fast menschlichen Tugenden Treus des Ersten und Einzigen besessen. —

Willy stieß bei Villafranca zu seinem Bataillon und trat sofort in Aktion, erhielt die Kompagnie eines gefallenen Kapitäns und setzte sich an die Spitze seiner Kolonne, die mit Tirailleurfeuer angriff und den Feind durch Villafranca und nach Tolosa zu vertrieb. Alle einstige Kraft schien von den Franzosen gewichen, selbst die Veteranen hatten den unnachahmlichen Elan verloren, gingen ohne jedes Vive l'empereur, welches die Siegesparole der gloriosen Zeit war, in den Kampf, und die Rekruten ließen sich gern gefangen nehmen. In jedem Heere, das ständig Schlappen erleidet, verschlechtert sich die Disziplin von Tag zu Tag; die Besten murren, die Schlechten werden frech und unbotmäßig, und die Offiziere, die eine Kugel von hinten fürchten, wagen keine Strafen zu verhängen. Das französische Heer war in Nordspanien zuchtlos geworden. Der Kaiser raste und befahl dem Marschall Soult, den Oberbefehl zu übernehmen und die Disziplin wiederherzustellen. Fusillez, fusillez! soll Napoleon geschrien haben. Der Marschall brachte in der Tat einen andern Geist in die entarteten Truppen und das

Vorwärtsdrängen der englischen Armee zum Stillstand. Doch nur für sehr kurze Zeit! Die vernichtende Lawine war nicht mehr aufzuhalten, die Weltgeschichte wurde zum Weltgerichte.

An dem Sturm auf Tolosa, das durch Blockhäuser, eine Mauer und einen Schlammgraben geschützt war, hat Wahren — es war sein vierter Sturm auf eine Festung — teilgenommen. —

Tolosa war besiegt und besetzt. Die Kolonnen standen zum Appell, um die Gefallenen und Vermißten festzustellen. Das „Hier — hier — hier“ klang wie ein Hurra, wie ein Es lebe das Leben. Jedoch manches Hier blieb aus, viele Lücken waren in den Gliedern.

Die Offiziere des ersten Bataillons sammelten sich um die Meßfrau, aßen und tranken mit Gier und erzählten kauend: Der und jener sei blessiert, ins Bein geschossen oder geblieben. „Auch William von Wahren ist tot, er stürzte von der Leiter und blieb im Graben liegen,“ rief einer, und alle hörten auf zu essen. Mit einem ernsten Kopfnicken, ein paar rauhen Worten wurde viel Gutes und Rühmliches von dem gefallenen Kameraden gesagt.

„Heiliger St. Jago von Campostella!“

„God almighty!“

„Halt' mich fest, oder ich fall' um.“

Das war ein Gerede, Geschrei, Gedränge und zuletzt ein Gelächter.

Der tote Wahren stand mitten unter seinen Lob- und Leichenrednern und meldete sich bei der Kompagnie, Wahren, wie er leibte und lebte, obgleich sein Äußeres fast unkenntlich und ganz urkomisch war. Das Gesicht von Pulverrauch geschwärzt, der Schnurrbart, der martialische, seiner Seele stiller Stolz, versengt und beschädigt, die Uniform, Arme und Beine ein festgetrockneter Schlammpanzer!

„Erkläre das Mirakel deiner Totenauferstehung!“

„Ein Hundsfott zielte direkt auf mein Gesicht, ich flog hintenüber und lag bis zum Halse im Schlamm. Zum Glück erwachte ich, ehe der Schlamm mich erstickte, kroch wie ein Laubfrosch, der in Buttermilch gefallen ist, aufs feste

Land und befühlte meinen Korpus. Ich hatte keinen Blutstropfen für das Vaterland und den guten König Georg verspritzt. Die Kugel war nämlich auf der couche des Gewehrs, mit dem ich stürmte, aufgeschlagen und abgeprallt. Ein Prellschuß, der mich, wie schon einmal im Duell, um und umwarf! Nun laßt mich trinken, eine Gallone!"

Er löschte seinen Durst und wusch sein Gesicht in der Blechschüssel der Meßfrau. „Ist das Kind gesund?" war seine erste Frage.

Die Meßfrau blinzelte lustig und rief ins Zelt hinein: „Frau Hagen! Frau Hagen! You know . . . sie geht mir ein little bit zur Hand."

„Die kleine Burga kann Ihnen zur Hand gehen und helfen?"

„No, die Feldwebelin."

Willy setzte sein lieblichstes Lächeln auf und streckte die Hände aus. Die kleine Burga mit den großen, dunklen Augen und braunen Locken stutzte einen Moment, prüfte und musterte den schrecklich schmutzigen Mann, erkannte ihn aber trotz der vielen Wochen wieder, lief lebhaft auf ihn zu und legte die Ärmchen um seinen Hals.

Der Offizier küßte den Engel und hatte eine innige Freude und eine tiefe Liebe im Herzen, als wenn es sein eignes Kind wäre.

Nach einem gründlichen Bade stieß er auf Friedsam Fürchtegott, der gänzlich unversehrt und wegen Bravour zur Dekorierung vorgeschlagen war.

„Na, mein Freund, du bist nicht programmäßig gefallen und ein schlechter Prophet, aber ein guter Soldat."

„Der Tod wird mich schon zu finden wissen in diesem furchtbaren Lande, das ein Vulkan ist. Hier ist der Tod wohlfeil und nicht nur in der Bataille, sondern durch Solano und Sonnenstich, durch Feuer, Meuchelmord und Verräterhand billig zu haben."

„Laß die melancholischen Mucken! Du wirst noch älter als ich . . . und ich rechne noch auf fünfzig Jahre, denn die Totgesagten leben lange."

Oberstleutenant von Ompteda winkte, hielt etwas in der

hohlen Hand versteckt und überreichte Dachenhausen die Medaille. Das kleine, schimmernde Stück Metall erfüllte den Melancholiker mit neuer Lebensfreude. Man soll die Orden nicht schelten, die so viele Menschen glücklich machen! — — —

Die alliierte Armee stand siegreich am Fuße der Pyrenäen, nur noch die Festung St. Sebastian wurde von den Franzosen hartnäckig gehalten, aber auch vom Juli bis in den August hinein hartnäckig belagert. Mit 57 Geschützen wurde ein schweres Feuer auf beide Flanken gerichtet, aber die Batterien standen zu entfernt und hatten keine rechte Wirkung. Auf der Reede lagen englische Kriegsfregatten und konnten mit ihren 300 Kanonen St. Sebastian nur bedrohen und nicht beschießen, weil die Felseninsel St. Clara zwischen Stadt und Reede ein französisches Fort war und die Schiffe fern hielt.

Der Korporal Viktor Lisignolo, der jetzt wieder ein kleiner, zäher, energischer und ehrgeiziger Soldat war, hat sich hier einen Namen gemacht. Zufällig traf er den patriotischen Schiffer, der ihn aus der Galeerengefangenschaft rettete, zufällig sprach er von dem verdammten Felsenneste und hörte er, daß der Küstenfahrer eine schwache, zugängliche Stelle der steilen Naturfestung kenne und gern seine Kenntnisse verwerte. Schwer findet ein Korporal das Ohr des Generals. Viktor bat Wahren um seine Vermittelung, erhielt Audienz, legte dem General Hill seinen genialen Plan vor, bat um dreißig bis vierzig verwegene Kerle, bedang sich selbst das Leutenantspatent und dem Schiffer einen Geldlohn aus und redete kein einziges überflüssiges Wort. Die bei aller Kühnheit kühle, überlegte, geschäftsmäßige Art gefiel dem Engländer, der in Zahlen sein Kalkül machte. „Well, 40 Soldaten kosten Sr. Majestät 2000 Pfund . . . ich will das Risiko übernehmen . . . bewilligt!“

Viktor erklomm mittelst einer Strickleiter und auf einem Steige, der den Franzosen unbekannt und darum unbewacht war, die Höhe. In einer Viertelstunde waren die Posten getötet, die Kanonen vernagelt. Vor Sonnenaufgang landeten die Schiffe 500 Matrosen, welche die wehrlose Insel besetzten und mit englischen Geschützen bestückten.

Viktor war ein paar Tage lang im Munde der ganzen Armee und maßlos glücklich, aber auch maßlos eitel, weil er endlich, endlich die Leutenantsepauletten trug und Aufsehen erregte. Auch wenn kein Anlaß vorlag, spreizte er sich gern in Schärpe und Gala, um sich in seinem Glanze und Ruhme zu sonnen. Kurz aber, wie des Schmetterlings, sollte seine schimmernde Glanzzeit sein.

Eines Abends stürzte er aufgeregt in Willys Zelt, hörte nichts und fuchtelte mit den Händen. „Ich habe ihn hier gesehen ... kein Zweifel ... er war ausgestopft, behäbig, wie ein gaunerischer Armeelieferant in Kleidung und Gehaben ... der Satan schauspielert gut ...“

„Wer, wer?“

„Der Höllenhund Feliciano! Ich werde den Verräter jetzt finden und furchtbar vergelten ... ich werde meine Rache und meine Ruhe haben. Ob es mir wohl erlaubt wird, 48 Stunden lang Zivil zu tragen?“

„Schwerlich!“

„Nicht, wenn ich in St. Sebastian kundschaften will ... leb' wohl!“ Der Aufgeregte lief hinaus.

Noch lange hörte Willy das Lebewohl und hatte jene Ahnung, die ihn selten täuschte, daß es ein Lebewohl im tiefsten Sinne sei.

Die Festung wurde mit Bomben, Brandgranaten und Congreveschen Raketen überschüttet. Viele Überläufer, besonders von den Rheinbundsregimentern, meldeten sich bei den Vorposten, beschimpften, um des besseren Empfanges willen, den Bluthund Bonaparte und berichteten, was sie wußten. Ein Nassauer, der einen intelligenten und glaubwürdigen Eindruck machte, wurde eingehend vernommen, und andere Deserteure bestätigten seine Angaben.

Der gemeine Soldat habe seit zwei Wochen nur ranzigen Speck und Mehl, welches von Maden wimmele, erhalten, jedoch nicht halb genug, um seinen Hunger zu stillen. Und in den letzten Tagen seien Hunderte von Soldaten eines rätselhaften, schrecklich schnellen, unheimlichen Todes gestorben, keiner wage mehr aus Furcht vor Vergiftung die ekle Speise in sich zu schlingen.

„Das verdorbene Mehl wirkte wie Gift und erzeugte Dyssenterie?“

„Nein, es war vergiftet mit Arsenik und Strychnin . . . ganze Bataillone erkrankten schwer nach dem Genuß des Brotes, kriegten gräßliches Bauchgrimmen und Erbrechen, und an vierhundert starben in zwölf Stunden. Die Ärzte haben Arsenik und Strychnin im Mehl gefunden . . . man vermutet, daß ein Lieferant oder Proviantverwalter, ein verkappter Spanier oder ein erkauftes Scheusal, das Gift pfundweise in die Mehlfässer gemischt hat. Es ist noch entsetzlicher gekommen . . . die ganze Besatzung wird umkommen . . . gestern, als ich meine kleine Weinration erhielt, nahm ich vorsichtig einen Schluck und spie ihn flugs aus, denn es schmeckte gallenbitter. Hunderte, die vom Wein gierig getrunken hatten, wanden sich in den gräßlichsten Schmerzen und schrien: Wasser, ich brenne, Wasser! Der mysteriöse Verbrecher hat auch die Weinfässer vergiftet. Keinen Bissen kann man essen, keinen Schluck mehr trinken ohne Grauen vor dem Gifte. Wer nicht von den Bomben erschlagen, vom Feuer verbrannt wird, muß wie eine vergiftete Ratte an dem ekeln Fraße, den er in sich schlingt, elend verrecken. Heute brach eine Meuterei aus, ein Stabsoffizier, der einen Soldaten schlug, wurde rücklings erschossen. Da dachte ich: Ein braver Soldat revoltiert nicht, und darum rückte ich aus.“

Die Angaben bestätigten sich. In San Sebastian hauste ein diabolischer Mensch, ein wilder Fanatiker, der die teuflische Idee einer Massenvergiftung zum Teil schon durchgeführt und mit Hilfe der Proviantleute und Bäcker ganze Fässer Mehl und Wein mit Gift vermischt hatte. Der Kommandant der Festung ging mit äußerster Strenge vor. Ein paar Proviantwieger wurden verhaftet und — Anno 1813 ist es tatsächlich geschehen — so lange torquiert, mit Daumschrauben befragt, bis sie die Lippen öffneten und als Urheber und Anstifter einen Namen nannten: Feliciano de Varsenas!

Der Massenmörder, der Hunderte von Soldaten vergiftet hatte, wurde in jedem Hause und Winkel der Stadt gesucht und auf seinen Kopf eine Prämie von 3000 Piastern gesetzt. — —

Als die Breschen gut waren, wurde der Sturm auf San

Sebastian beschlossen, aber nur Freiwillige, die sich beim Aufruf meldeten, wurden als Stürmer verwandt. Wahren erhielt den Befehl, eine Kompagnie der Reserve zu führen, und kam nicht ins Feuer.

Der Sturm kostete den Alliierten 3600 Mann, denn die verhungerte Besatzung kämpfte heldenhaft, bis sie der Übermacht erlag.

In San Sebastian jubelte das Volk, und die Priester sangen ihre Tedeum. Spanien war jetzt von der Tyrannei befreit, die letzten Franzosen flohen über die Pyrenäen.

Kapitän Wahren rückte mit seiner Mannschaft in die Stadt und hatte Order, das Glacis zu besetzen, in den anliegenden Straßen zu patrouillieren und Diebsgesindel zu erschießen.

Auf dem Glacis, das auch als Richtstätte gedient hatte, lagen mehrere halbnackt geplünderte Leichen. Nur durch rigorose Strenge war in der belagerten Stadt dem Gesetz Geltung verschafft worden, das Standgericht hatte täglich seines Schreckensamtes gewaltet, um die Bestie im Menschen, die bei großen Katastrophen und in Weltuntergangszeiten erwacht, zu bändigen.

Kosziusko betrachtete seelenruhig die Gerichteten, beugte sich über einen Körper und stotterte in höchster Erregung: „Bei der polnischen Muttergottes! Is sich Herr Leutenamb Lisignolo . . . hat drei Kugeln in der Brust.“

Willy sah erschüttert, daß es Viktors Leichnam war. Ein unruhiger und ehrgeiziger Geist hatte die Ruhe des Todes gefunden.

Der Erschossene, der das spanische Fransenbeinkleid und den Poncho trug, war in Verkleidung in die Festung hineingeschlüpft, unter dem Vorwande, kundschaften zu wollen; aber seine wahre Absicht bei dem mehr als waghalsigen Unternehmen war, seinen Todfeind, den er in der Stadt wußte, zu finden und fürchterliche Vergeltung zu üben. Sein wilder, blutdürstiger, blinder Haß war seine Verblendung gewesen und sein Verderben geworden.

Den Massenmörder, den Hunderte, um der 3000 Piaster willen, wie ein Kleinod in jedem Winkel vergebens gesucht hatten, fand der Rachedurst mit den Raubtierinstinkten.

Viktor hatte in einer engen Gasse auf den als Mönch verkleideten Guerillero sich gestürzt und seinen Dolch gezückt; Feliciano jedoch war gewandter und stärker und trotz seiner Dolchwunde dem schmächtigen Italiener überlegen. Viktor wurde vom Mönch geworfen und schrie in sinnloser Wut: „Zur Hilfe! Ich habe den Vergifter, den teuflischen Mörder!"

Französische Soldaten liefen aus einer Schenke, fielen über den Mönch her und banden ihm mit seinem Kuttenstrick die Arme.

Feliciano wußte, daß seine Stunde geschlagen habe, stand aber stolz und voll Grandezza in seinen Banden und sagte höhnisch und heiser lachend: „Ihr habt einen guten und doppelten Fang gemacht, bindet auch diesen, denn er ist ein englischer Spion und französischer Deserteur."

Die Soldaten schleppten beide vor das Kriegsgericht.

Viktor biß sich die Lippen blutig und blieb stumm. Er hatte in seinem Rachedurst nicht nur seinen Todfeind, sondern auch sich selbst vernichtet. Blind wie die größte Liebe ist der grimmigste Haß.

Feliciano redete vor seinen Richtern und rühmte sich: „Ich habe mein Vaterland gerettet und mehr als 3000 Feinde getötet."

Die Richter sahen ihn rasend an und richteten: „Du bist ein Meuchler und gemeiner Verbrecher, du sollst den unehrlichen Tod der Räuber und Strauchdiebe leiden."

Keine zwanzig Schritt von dem erschossenen Lisignolo war ein Querbaum, daran der Guerillero am Stricke hing und noch im Tode die Zunge nach seinen Henkern höhnisch ausstreckte. Seine geborstenen Augen schienen finster-drohend nach dem toten Nebenbuhler hinzuschielen.

Willy sorgte für die Bestattung seines Kameraden. Anders, als er gedacht, hatte Lisignolo seine Rache und Ruhe gefunden, ein Höherer hatte gerichtet und gerächt. Er bekam aber ein ehrliches Soldatengrab, und die Ehrensalven donnerten sein Lob: Ein tapfrer Söldner, der aus Ehrgeiz für die Völkerfreiheit focht!

Auch den Guerillero, der wie ein gemeiner Verbrecher

starb und wie ein Heros vom spanischen Volke besungen wird, ließ Willy in geweihter Erde bestatten. Keine fünf Schritt von einander ruhten die zwei grimmen Hasser. Der Tod ist der große Gleichmacher und Versöhner, der allen Haß und alle Feindschaft endet. — — —

In mühseligen Märschen zog die deutsche Legion über das Pyrenäengebirge und mit brausendem Hurra in das hochmütige, frivole Frankreich hinein. Die große Zeit Europas war angebrochen, der Völkersieg bei Leipzig war errungen, der Feind der Menschheit in Bann getan.

Die französischen Soldaten beschimpften ihren Götzen Bonaparte und streckten die Waffen. Ganze Bataillone ergaben sich. Die deutschen Regimenter Frankfurt und Nassau gingen mit Fahnen und voller Musik zur englischen Armee über. Der Leutenant Dachenhausen nahm eine ganze Kompagnie gefangen und wurde dekoriert.

Willy gratulierte herzlich und spottete gutmütig: „Was? Du bist nicht tot, sondern gesund und springlebendig und diesseits der Pyrenäen? Das ist ja ganz prophetiewidrig, programm- und polizeiwidrig. Du solltest ja doch in Spanien begraben werden . . . du bist ein guter Soldat und ein schlechter Prophet."

Friedsam hörte solchen Spott gern. Er fühlte sich freier, als wenn er einem Verhängnis entronnen wäre. Die alte Lebensfreude, doch nicht der alte Leichtsinn, kehrte zurück. Die Karten ließ er links liegen, und die gefälligen Französinnen, die das Wort „Liebet eure Feinde" allzusehr befolgten, lockten ihn nicht. Willy hatte die Überzeugung, daß sein Freund von der Schwermut und dem „Spleen" ganz kuriert sei, und irrte sich sehr.

Es war vor der Festung Bayonne. Eine Stafette auf abgehetztem Pferde schwenkte den Tschako und brachte große Kunde. Der Kaiser Napoleon hatte abgedankt und auf die Krone, die er sich vor zehn Jahren aufs Haupt gesetzt, verzichtet, der große Abenteurer hatte seine Rolle ausgespielt und wurde nach Elba gebracht, um über ein Duodezfürstentum und eine Leibwache zu herrschen.

Der Waffenstillstand war geschlossen. Bayonnes Tore

standen offen. Viele Offiziere der englischen Armee machten um der Einkäufe oder des Amüsements willen einen Besuch in der Stadt, was mitunter zu Renkontres führte. Wahren sogar wurde in einen Streit verwickelt. In einem Kaffeehause saß er mit andren in Unterhaltung, auch ein englischer Midshipman war da, der nach englischer Art oder Unart sein Bein auf einen Stuhl gelegt hatte. Ein französischer Leutenant passierte den Gang, blickte provozierend den Midshipman an, stieß den Stuhl und das Bein fort und näselte: „Ne savez-vous pas vivre?“ Der junge Kadett griff nach seinem Dolche, der Franzose erklärte höhnisch, daß er zu jeder Satisfaktion bereit sei.

Wahren erhob sich ruhig. „Mein Herr, dieser blutjunge Krieger ist für Ihre Kraft kein ebenbürtiger Gegner . . . bringen Sie mit mir den Ehrenhandel zum Austrag!“

„Certainement, monsieur!“

Im Garten hinter dem Hause wurde sofort duelliert, der Deutsche hielt sich in der Defensive, bis er den hitzigen Franzosen ermüdet hatte, dann ging er mit seiner robusten Kraft zum Angriff über und schlug den Gegner nieder. Dieser Ehrenhandel hat Willy von seiten des englischen Offizierkorps viel Achtung und viele Einladungen eingetragen; er erfuhr erst nachher, daß der Midshipman der jüngste Sohn eines englischen Ministers sei.

Darum sagte Friedsam etwas sarkastisch zum Freunde: „Du bist ein Glückspilz! Ich wundere mich nur, daß der Bengel, das Lordküken und Admiralsembryo, sich nicht als königlicher Prinz entpuppte. Ich bin eben vom Schicksal anders gestempelt worden . . . never mind!“

„Warum so melancholisch?“

Friedsam wollte nicht recht mit der Sprache heraus. „Ich geize mit meinen Ausgaben und habe doch nur 25 Pfund von meiner Schuld abgetragen . . . das bedrückt mich . . .“

„Mir schuldest du nichts! Ist es der alte Wahn?“

„Ich falle, ehe das Jahr um ist.“

„Wie denn? In ganz Europa wird kein Kanonenschuß mehr gelöst . . . du wirst absurd!“

„Wenn auch nicht in der Schlacht, werde ich doch sterben,

durch irgendein unsinniges Unglück, eine verirrte Kugel, eine Verwechslung sterben . . . das weiß ich gewiß. " — Seine Stimme wurde geheimnisvoll gedämpft. „Sie . . . sie ist mir in den letzten Nächten erschienen . . . wie sie als Leiche auf der Bahre lag, im weißen Gewande stand Pepita in der Tür und winkte mir: Komm, mein Geliebter, mein Gatte, komm zu mir! Die Tote ruft und lockt, zieht und verzaubert mich."

„Du bist krank . . . jedes Jahr, das du lebst, wird dich widerlegen, mein Freund."

Ein Kind lief quer über die Straße und hängte sich an Willys Säbel. „Nimm mich auf, Onkel Wahren, nimm mich hoch auf, damit ich in den Himmel sehen kann!"

„Was willst du am Himmel schauen?"

„Die Mutter sagt, daß meine erste Mutter im Himmel sei, nun will ich sehen, ob sie dort oben ist."

Willy hing mit ganzem Herzen an der aufgeweckten Burga. Längst hatte er veranlaßt, daß ein Parlamentär ins französische Hauptquartier geschickt wurde, mit einem Bericht über das bei Burgos gefundene Kind. Das Hauptquartier hatte Nachforschungen versprochen und keine Nachricht gegeben. Jetzt ließ Wahren an die verschiedenen Korpskommandos, die bei Burgos gewesen, eine Anfrage mit genauen Angaben richten, auch in den größten Zeitungen Frankreichs hat er auf seine Kosten einen Aufruf erlassen und Angehörige des verwaisten Kindes gesucht. Niemand meldete sich, die Herkunft des Findlings ist dunkel geblieben; was man aber mutmaßte, wird der Wirklichkeit sehr nahe kommen. Burgas Mutter war durch die Explosion getötet, ihr Vater irgendwo in Spanien geblieben, nahe Verwandte fehlten oder hatten keine Neigung, den lebenden Nachlaß anzutreten. Willy trug für die Erziehung des Kindes Sorge und übernahm alle Kosten.

Hier in Bayonne langte die Feldpost über England an und brachte einen Brief von Willys Mutter. Sie schrieb ihm mit christlicher Fassung, daß ihr Gatte das Zeitliche gesegnet habe, klagte aber ausgiebig über die kleine Pension und die große Not einer Beamtenwitwe. Ihr großer Trost sei nächst

Gott der kleine Alexander, der ein für sein Alter extraordinär artiger und intelligenter Knabe sei.

Willy schenkte dem Herrn von Hinüber ein freundliches Andenken und schickte seiner Mutter eine größere Summe, damit auch ihr ältester Sohn — wie er bemerkte — ihr ein kleiner Trost sei. —

Am 20. Juni marschierte die Legion nach Bordeaux und die Garonne hinunter, um nach England eingeschifft zu werden. In Pouillac embarkierten die Truppen, und am 17. Juli ging Wahren, vom Boote aus durch eins der unteren Kanonenlöcher kletternd, an Bord. Als das Kriegsschiff von 98 Kanonen, die alte Duchess of Richmond, unmerklich dahinglitt und das Südland allmählich unter die Kimmung tauchte, war ihm so ernst und feierlich ums Herz, als wenn die erste Hälfte seines Lebens, der schönste Teil seiner Zeit, dahinten versänke.

Jetzt war Völkerfriede in Europa, die Gottesgeißel der Welt war gebunden und nach menschlichem Kalkül keine Aussicht für den Krieger, Lorbeeren zu pflücken. Keine Hoffnung auf Auszeichnung und Avancement war für den Offizier, der Gamaschenknöpfe besichtigen und im Garnisondienst versauern oder verlüdern konnte. Jeder dachte mit Wehmut an die herrliche Heldenzeit, die jetzt mit dem Federstrich der Friedenstraktate abgeschnitten wurde, und mit gelindem Grauen an den tödlichen Gleichschritt der Kaserne. Viele dachten auch mit Sorgen an die Zukunft, denn viel Heldentum wurde überflüssig und auf den Halbsold, der das Verhungern verhütete, gesetzt.

Willy jedoch schaute nach oben mit dankbarem Herzen. Die Vorsehung hatte in blutigen, in todgewissen Sturmattacken auf steile Forts sein Leben behütet, er hatte sehr viel Kriegsfortuna gehabt, eine ungemein glänzende Soldatenlaufbahn gemacht, Orden und Kapitänsepauletten erhalten und sogar ein beträchtliches Vermögen sich erworben. Vor Tausenden von Offizieren hatte das Glück ihm gelächelt. Das war zum kleinen Teile eine Wirkung seines Verdienstes, zuhöchst aber eine Gunst und Güte des allmächtigen Gottes; denn andre hatten dasselbe geleistet und dreimal weniger erreicht.

Willy war im Glück bescheiden und dankbar und dachte an Gott.

Friedsam Fürchtegott schaute über die Reling in das ruhige Wasser und grübelte schwer. Der Freund schlug ihn auf die Schulter. „Fort mit der Melancholie! Wirf sie ins Meer! Du bist weder in Spanien noch in Frankreich begraben worden — begrabe nun endlich deine schwarzen Gedanken!“

„Vielleicht wird ein Sturm unsren alten Kasten heute nacht zerschlagen und uns alle in 500 Faden Wasser bestatten,“ kam es düster und im vollen Ernst zurück.

„Selbst wenn wir ins Wasser plumpsten, würde dich ein Walfisch aufschnappen und an Cornwalls Küste ans Land spucken . . . so gefeit bist du kraft deiner Einbildung gegen den Tod.“

Auf dem Hinterdeck erhob sich ein heitres Gelächter. Der Kapitän der Duchess hatte versprochen, daß keine Langeweile aufkommen solle, und einer französischen Seiltänzergesellschaft für Gratisvorstellungen freie Überfahrt nach England gewährt. Hoch oben zwischen Fock- und Besanmast war ein straffes Seil gespannt, an dem „die Tochter der Luft“ ihre hübschen Glieder und ihre halsbrecherischen Künste zeigte.

Lustig war die Fahrt, die Offiziere tranken Franzwein, verwünschten den Franzmann und segneten seine Reben, ließen die schlanke Tochter der Luft und den korpulenten König Georg und alles, was Leben hatte und lustig war, hochleben, auch töteten sie den bösen Bonaparte mit manchem Pereat.

Ein sehr übermütiger Fähnrich rief da plötzlich: „Wir sollten ihn ja nicht ganz umbringen, denn das heißt die Kuh, die uns versorgt, den Kriegsgott, der uns ernährt, mit eigner Hand erschlagen. Auf daß der Bonaparte sich verschnaufe, denn er bedeutet Bataille, Kriegssold und Kriegsfortuna.“

Das war eine gottlose, geniale Fähnrichsidee. Man war erst stumm, dann aber lachte man unbändig; und mancher arme Leutenant, der keinen Zuschuß hatte, ließ im stillen Herzen den gebundenen Mars des 19. Jahrhunderts seine Fesseln brechen.

Der weinfrohe Brigadekommandeur plauderte aus, was

in der Order des Kriegslords stand. „Unsere Bataillone werden wahrscheinlich nach den Niederlanden verschifft, mithin außerhalb Englands Kantonnements und daher auch die Kriegszulage erhalten.“

Hipp hipp hurra!

Die Duchess of Richmond ankerte auf der Reede von Spithead. Ach, da kam vom Kriegslord der Befehl, daß die Bataillone wegen anderweitiger Dispositionen in Bexhill kantonnieren sollten.

Der Marsch nach dem öden Barackenlager von Bexhill war eine arge Enttäuschung.

Die Offiziere wohnten wieder in den kleinen, kahlen Stuben. Musterung und Messeglocke, Drill, Appell, Parade, alles war akkurat wie vor dem Kriege. Mancher gähnte und wähnte, die drei großen Jahre seien nur ein Traum gewesen.

---

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

# Das Fatum der Familie d'Armand erfüllt sich.

William von Wahren dachte in der vielen freien Zeit viel und oft an die Heimat Hannover, wo der König Georg jetzt wieder als Kurfürst regierte, an den Pastor Baring und das Dorf Hasselhausen.

Dennoch hatte er dem Manne, den er wie einen Vater schätzte, seit Jahr und Tag nicht geschrieben. Warum nicht? fragte er sich selbst anklagend. Nicht aus Vergeßlichkeit und Schreibfaulheit, nicht weil die Unruhe der Kampagne keine Sammlung gestattet hätte, sondern weil die Erinnerung zu schmerzlich, die Erwähnung Isabellas zu peinlich war, hatte er geschwiegen.

Jetzt jedoch in dem Einerlei der Garnison erwachte eine Sehnsucht und ein starkes Heimweh nach Hasselhausen. Rasch von Entschlüssen, bat er um Urlaub für eine Reise nach Hannover.

Willy fuhr zunächst nach London. Er mußte nämlich, um die Wundenpension dauernd zu behalten, von einem höheren medical board untersucht werden.

Einmal in London hielt er es für seine Pflicht, seinem geheimen Gönner, dem Herzog von Cumberland, seinen Dank abzustatten, er warf sich in full dress und nahm eine Droschke. S. Königliche Hoheit sei im Bade und könne nicht empfangen. Aber der Hofmarschall fragte höflich nach den Wünschen des Kapitäns.

Worauf Wahren mit Wärme sagte: „Ich möchte ehrerbietigst für den empfangenen Ehrensold danken, zugleich aber muß ich aufrichtig sagen, daß ich hinlängliche Mittel besitze und der Wohltat entraten kann."

Der Höfling guckte ihn an und gaffte fast. Ein Mensch, der selbst um Zurücknahme eines herzoglichen Benefiziums bat, war ihm in seiner langen Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Er blätterte rasch in seinem Hauptbuche, um sich zu orientieren, und lächelte höchst eigentümlich. Da war wieder das infame Lächeln!

Der Hofmarschall wurde jedoch sehr verbindlich. „Es freut mich, einen so tapfren Offizier Sr. Majestät kennen zu lernen ... S. Königliche Hoheit hat Ihnen ja nichts geschenkt, sondern — you know — nur im Auftrage gehandelt. Sie haben ein gutes Recht auf die Rente ... und die Wundenpension werden Sie bekommen of course, of course.“

Willy ging wieder draußen auf der Straße. Das alte, ungelöste Rätsel wurde immer verworrener. Der Herzog von Cumberland war nur beauftragt! Und von wem? Hatte er dieser unsichtbaren, mächtigen Hand, die von Anfang an in sein Leben eingriff, sein Kapitänspatent, seine Auszeichnungen zu verdanken? Verflucht, verflucht! Er faßte sich an den Kopf und rief: Nein, nein! Er selbst, William von Wahren, war in die Feuerschlünde hineingerannt, die Leiter hinauf und in die Bajonette hineingeklettert; er hatte die Kriegskasse erbeutet, er und kein anderer.

Wer war dieser heimlich-unheimliche deus oder diabolus ex machina? War es sein Vater?

Seine Mutter sollte jetzt die volle Wahrheit ihm sagen; es sei ihre Pflicht, dem erwachsenen Sohne Aufschlüsse über seine Herkunft zu geben; er wolle und müsse eine Aussprache in Hannover fordern oder erzwingen. —

Vormittags 10 Uhr stellte sich der Kapitän der höchsten militärärztlichen Behörde, die feststellen sollte, ob sein schlechter Gesundheitszustand ihn dauernd einer Wundenpension würdig mache. Die Herren behorchten und beklopften und bestaunten seinen kräftigen Korpus, befühlten seine Narben, sahen sich an und fragten besorgt: „Hier und ... hier haben Sie bisweilen Schmerzen?“

„No Sir, J have not any pain.“

„Ihr Gedächtnis hat offenbar infolge des Schädelhiebes gelitten?"

„No Sir, not at all."

Der aufrichtige Deutsche erleichterte ihnen ihre Pflichterfüllung nicht. Der älteste und erfahrenste Doktor betrachtete die Pupille und sprach apodiktisch: „Infolge der Fatiguen und Aufregungen des Feldzuges ist eine allgemeine Sensibilität der Nerven eingetreten."

Das Gutachten, das eine allgemeine Reizbarkeit der Nerven konstatierte, wurde sofort ausgefertigt und verschaffte dem Kapitän eine Wundenpension von 70 Pfund im Jahr.

Die Untersuchung war eine Farce gewesen. Der robuste Willy, dem die Nervenschwäche amtlich bescheinigt war, lachte auf der Straße laut auf — und machte dann ein Gesicht, als wenn er wütend werden wolle. Der Hofmarschall hatte so gewiß prophezeit: Sie werden die Pension bekommen!

Hatte der deus oder diabolus ex machina auch hier hinter den Kulissen sein Spiel getrieben? In seiner ersten Aufwallung wollte er der englischen Regierung die 70 Pfund vor die Füße werfen. Doch er tat es nicht, sondern beruhigte seine Ethik und Entrüstung mit der Erwägung, daß hundert andre kerngesunde Offiziere Beschwerden simuliert und die Wundenpension bekommen hätten. Er war aufrichtig gewesen und konnte aufrechten Hauptes das schöne Geld abheben. — — —

Der Kapitän Wahren nahm Passage auf einem schnellen Klipper, fuhr über Helgoland, das aus einem goldklirrenden Schmuggel- und Handelsemporium in ein armseliges Fischernest sich verwandelt hatte, über Hamburg, das noch immer die Befreiung von Davoustscher Tyrannei feierte und jeden deutschen Offizier wie einen Heros fetierte, und durch die Lüneburger Heide nach der Heimat.

Hannover war noch dieselbe Stadt mit den gleichen Gassen und Häusern, mit den Welfenwappen und -fahnen und der gut welfischen Untertanentreue, als wäre sie nie eine preußische und französische Stadt gewesen. Alles Alte war

restauriert, die alten Uniformen und die invaliden Beamten, die althannöverschen Institutionen, Gewohnheiten und Zöpfe; die Regierung wünschte, daß alles in zehn Jahren Geschehene nicht gewesen sei. Ein Herzog von Cambridge kehrte mit dem berühmten Silberschatze zurück und gab in Herrenhausen wieder Feten und Empfänge im Namen des Kurfürsten-Königs.

Willy stand in dem Hause, in dem der Kammerrat gestorben war, und vor der Frau von Hinüber. Diese stark gealterte, gefurchte, weinerlich-wehleidige Frau, die er nicht wiedererkannte, war seine Mutter. Ach, Sohn und Mutter waren sich wie Fremde geworden. Sie küßte ihn nach ziemlich langer Überraschung mit den schmalen Lippen und fing dann an zu klagen über die hannöversche, neue-alte Regierung, die ihr nach langen Bittgesuchen endlich eine elende Witwenpension bewilligt habe. Die Franzosen seien doch ganz anders noble Leute gewesen!

„Still davon," sprach er.

Ihr Zweites war ein ängstlich prüfendes Anblicken, ein vorsichtiges Vorfühlen, ob er etwa Schulden habe oder mit seinem Solde auskomme. Als er von seinem bescheidenen Vermögen erzählte, leuchteten ihre Augen hell auf.

„Du bist stets ein braver Sohn gewesen."

Bald jedoch fing sie wieder an zu klagen und eine Träne tropfen zu lassen, weil sie mit ihren geringen Mitteln ihre Kinder nicht standesgemäß erziehen könne.

Mit seiner Stiefschwester schloß Willy bald gute Freundschaft; das Mädchen war lebhaft und lernbegierig, bewunderte den neuen stattlichen Offiziersbruder, liebte ihn schon nach zwei Tagen und lief nicht wenig stolz mit ihm durch die Stadt, wo er die alten Stätten, das Haus seiner Kindheit, das der Gumperfeldtin, London Schenke und das Welfenschloß, betrachtete und seine Kindheit noch einmal lebte. Am Grabe der Großmutter weilte Willy am öftesten und längsten, und es war ein stiller Gottesdienst, den er hier hielt, eine dankbare Gedächtnisfeier zu Ehren der edlen Frau, die seine eigentliche Mutter gewesen.

Etwa eine Woche nach seiner Ankunft, als Frau von

Hinüber über das zu bezahlende Schulgeld jammerte und düster prophezeite, ihr fleißiger, strebsamer Knabe werde noch eine subalterne Karriere einschlagen müssen, erklärte Willy großmütig, daß er als Erziehungsbeitrag eine Jahresrente von 250 Gulden sicher stellen werde. Der kleine Alexander war ein sehr artiger, korrekter Schüler und ein Musterknabe, aber allzu wenig knabenhaft und kindlich, allzu altklug und dem seligen Kammerrat allzu ähnlich. Dennoch wollte Willy seinem Stiefbruder den Weg ebnen.

Nachdem die Mutter von ihrem freudigen Schreck sich erholt und zweimal gefragt und gehört hatte, daß ein Kapital als Garantie für die Rente gegeben werde, küßte und segnete sie ihren ältesten Sohn mit den schönen, christlichen Worten: „Dir wird es wohl gehen, und du sollst lange leben auf Erden."

Der Älteste hielt die Stimmung und den Augenblick für günstig, um eine heikle Frage zu stellen, und bat um ein Gespräch unter vier Augen.

Sofort wurde der Blick der Mutter argwöhnisch. In der besten Stube fing er ohne Umschweife an: „Ich bin jetzt alt genug und habe ein gutes Recht, über meine Geburt und Herkunft, über meinen Vater und dein Verhältnis zu ihm wahrheitsgemäße Aufschlüsse zu erhalten. Du mußt das Schweigen brechen!"

Das Schweigen brach sie gründlich. Sie warf sich auf den Divan hin und kreischte in hohen Tönen: „J'ai ma maladie ... c'est ma mort ... o, o, ich kriege meine Ohnmacht, meine Alteration ... du verlangst, daß ich die furchtbare Zeit wiederlebe und leide ... o je meurs, je meurs .. mon fils me tuera ... mon fils."

Die exaltierte Frau redete nicht mehr, sondern röchelte, verzerrte das Gesicht und verkehrte die Augen.

Willy holte erschrocken die Magd, die sich aber gar nicht aufregte, sondern ihn fortzupfte und flüsterte: „Man ümmer liggen laten und leise weggahn, dann givt sich datt wedder ... datt is watt Gräsiges, aber nix Gefährliches."

Die hysterischen Krämpfe waren keine ungewöhnliche Erscheinung. Dennoch hatte Willy so viel Mitgefühl mit

seiner Mutter, daß er das Rätsel seines Lebens nicht wieder berührte.

Frau von Hinüber war gedrückt, scheu und ängstlich in der Gegenwart ihres ältesten Sohnes, als wenn sie stets eine Wiederholung der Frage fürchte.

Darum reiste Willy in gemieteter Kutsche weiter durch Hannoverland und nach seiner zweiten Heimat Hasselhausen. Er legte auf der letzten Station seine schönste Uniform und seine Orden an und lächelte selbst über seine kleine Eitelkeit und seinen Wunsch, hier, wo er ein grüner Bursche und unbeholfener Ökonomiestudent gewesen war, sich in seiner besten Figur und allen Bekannten zu zeigen, was er durch eigne Kraft geworden war. Der Sonnenschein verschönte das Land. Viel herrlicher war dieses Hannover mit seinen Wäldern und Hügeln als die wilden Felsschluchten der Sierra und die lachenden Reb- und Orangentäler des sonnigen Spaniens. Dort floß das Leineflüßchen zwischen Wiesen und Erlen dahin, und viel anmutiger dünkte ihm die kleine Leine als der besungene Rhein und der brausende Ebro.

Je mehr sein rasches Gefährt dem Ziele sich näherte, desto nachdenklicher wurden seine Züge. Wo weilte Isabella, die Erste, ja die Einzige, die sein Herz besessen hatte, wo, unter den Lebenden oder den Toten? Töricht und leise hatte er von einem wunderbaren Wiedersehen, von einer Wiederauferstehung der toten Hoffnung und der alten Liebe, von einem Schauen und Staunen und Herzanherzsinken geträumt. Statt des Traumes sah er die traurig kalte Wirklichkeit. Sie war wohl eines andern Weib, und er konnte ihr wenig und sich selbst so viel vorwerfen. Er war sich selbst und dem Heiligtum des Herzens, der Jugendliebe, untreu geworden, er hatte den Tempel, den er seiner einzigen Liebe weihen wollte, durch den Götzendienst der Afterliebe entweiht. Das war seine Schuld, und das Schicksal forderte die Sühne.

Sein Sinn wurde immer bedrückter, ihm schwante, daß er einer herben Enttäuschung, einer harten, häßlichen Wirklichkeit entgegenfahre; dunkle Ahnungen warfen ihre Schatten über ihn.

Pastor Baring kam in denselben groben Schmierstiefeln, aber etwas schwerer auf den Unkrautstecher gestützt, über das Feld und erkannte den winkenden Offizier erst nach eingehender Prüfung. Lebhaft sprang er in den Wagen, umarmte seinen einstigen Zögling, schluckte ein paarmal vor Rührung und schwatzte dann redselig: „William, du warst immer ein grimmiger Bonapartefeind, und du bist ein Held, ein Befreier Hannovers, ein Befreier Europas geworden, Gott segne dich! Einer meiner Schüler half den Antichristen stürzen . . . man hätte den Bösen nach Cayenne, wo der Pfeffer wächst, bringen und mit Ketten binden müssen, die Rücksicht rächt sich, rächt sich schwer . . . ich habe den politischen Blick, der den Wiener Diplomaten fehlt. William! Du bist der beste und liebste von meinen Schülern, du bist mein Stolz und meine Freude.“

Die Frage, wie es ihm und der Familie ergangen sei, beantwortete er also: „Ich muß ja Gott für die vielen Kinder danken, zehne sind es, und elfe werden es werden — weißt du noch, das doppelte Werden machte dir in der Grammatik viel Mühe — ich muß und will Gott danken für gut Gemahl und Kind, aber zehne kosten sehr viel Geld. Wenn nur der Roggen einen Gulden mehr gälte! Sechs Zöglinge werden von mir unterrichtet, aber es sind keine Williams ... o du stattlicher Discipulus Martis et Minervae!“

Er hüpfte ganz jugendlich aus dem Wagen und rief durch die Haustür: „Meine Eheliebste, alle Barings, alle Burschen, alle Domestiken heraus! Blumen und Kränze und Lorbeeren her! Der Held von Salamanca und Vittoria tritt unter mein Dach! Heute ist diesem Pastorate Freude und Ehre widerfahren . . . traget die besten Gerichte und den ältesten Wein auf!“

Willy wünschte die Ställe und den Garten zu besichtigen, betrachtete alles ergriffen, denn an das Kleinste knüpfte sich irgendeine Erinnerung, er blieb tiefsinnig unter dem Baume stehen, wo er sein erstes Duell mit einer Flinte ausgefochten hatte.

Langsam entrang sich ihm die Frage: „Lebt Isabella noch?

Warum schrieb sie mir nicht mehr, warum löste sie die Verbindung mit mir durch Schweigen?"

Der Pastor blickte verlegen in die Luft, als wenn er in seiner frohen Stimmung gestört sei. „Sei aufrichtig, Willy, und schiebe ihr nicht die Schuld zu! Sie hat genug gelitten und dreimal dir geschrieben — ich selbst habe die Briefe zur Post gebracht und frankiert — und nicht eine Antwort erhalten . . . sie glaubte felsenfest an dich und hielt dich für tot, wir alle waren überzeugt, daß du gefallen seist, so überzeugt, daß ich in meiner Kirche am Totensonntage dir eine Lob- und Leichenrede hielt, du kannst sie nachher unter dem Titel In memoriam defuncti discipuli aus dem Jahrgang heraussuchen und lesen."

Willy zitterte am ganzen Leibe, wechselt die Farbe und sank auf eine Bank. Ein Blitz und Donnerschlag hatte ihn getroffen, ein böses Verhängnis, ein tückischer Zufall hatte sein Glück zerstört.

Der Geistliche wollte mit dem billigen Pastorentroste trösten: „Es ist Gottes unerforschlicher Wille gewesen . . ."

„Nein, es ist gemein, boshaft, grausam," schrie Willy auf, „fünf Briefe sind verschwunden und verloren gegangen! Zwei vermißte Briefe, das wäre möglich, menschlich . . . aber fünfe verfehlen ihr Ziel, das ist ein unmenschliches, diabolisches Verhängnis. Ich habe nämlich zweimal vergebens an Isabella geschrieben."

Baring wurde wieder pastoral. „Berechne im Unglück nicht, was du verloren, sondern was du errungen hast! Du bist ein Hauptmann, an Ruhm und Ehren reich, sei tapfer und trage dein Schicksal!"

„Ach, ach, Fortuna, die feile, schenkte mir etwas Soldatenglück und stahl mir inzwischen das wahre, große Menschenglück. Sagen Sie mir alles . . . Isabella war krank . . ."

„Ich habe das Mädchen bewundert, denn selten hat ein zartes Geschöpf ihres Alters eine so furchtbare Tragödie erlebt, ein unverschuldetes Schicksal so ergeben, so ohne Zorn und Zweifel ertragen. Demoiselle d'Armand wurde, als das Entsetzliche sie niederschleuderte . . ."

„Reden Sie doch! Was . . .?"

„Ihr unseliger Vater war ja als Spion zu lebenslanger Festungshaft begnadigt und in die finstren Kasematten von Thorn überführt worden. Der Monsieur d'Armand war offenbar nach seiner ganzen, unbegreiflichen Conduite schon lange ein geistig defekter, psychisch kranker Mann, was eine raffinierte Intelligenz nicht ausschließt ... in der hoffnungslosen Haft hat sein Geist wahnsinnig verzweifelte Fluchtpläne ausgeheckt. Eines Morgens kommt hier ein amtliches, kurzes, kaltes Schriftstück an, das die Tochter von dem Tode des Vaters benachrichtigt. D'Armand hat einen Aufseher in der Zelle rücklings überfallen und erwürgt, nimmt die Schlüssel und den Säbel an sich, gelangt in den Hof und klettert über die Mauer, da sieht ihn ein Posten, schreit dreimal Halt, schießt und springt dem stürzenden, aber wieder aufstehenden Flüchtlinge nach. D'Armand, obwohl schwer verwundet, rennt noch 200 Schritte und fällt, infolge des Blutverlustes, hin. Der Unglückliche wird ergriffen und geheilt und nach seiner Prozessierung dem Henker übergeben. Isabella liest ohne vorherige Ahnung oder Warnung, daß ihr Vater unter dem Henkerbeile endete, und die Ärmste verliert nicht den Verstand bei der rohen Nachricht! Stumm, still und sanft saß sie im Stuhle, seelenstark in der Trübsal, aber ihr zarter, ätherischer Körper verfiel in Krankheit, in ein heftiges Nervenfieber. Nicht Ärzte, noch unsre Pflege und mein Gebet, sondern allein ihr starkes Vertrauen, ihr Glaube — ich will für William leben, flüsterte sie oft — hielt sie am Leben. Langsam genas sie, ein weißes, fast überirdisches, unendlich liebes Wesen, das wir in die Sonne des Gartens trugen."

Willy schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte laut. Der Pastor schwieg eine Weile, um den lindernden Tränen ihren Lauf zu lassen, und sagte kein salbungsvolles Gerede, sondern menschlich-mitleidig: „Mein Sohn, sage du auch zu deiner Seele, was im Leide ihr Lieblingswort war: Was bist du so unruhig in mir? Meine Seele, sei stille zu Gott, der dir hilft! ... Ich will das Schreckliche rasch berichten. Kaum hatte die Demoiselle sich erholt — sie spielte just mit ihrem Liebling, dem Hänschen, Pferd und Kutscher,

als eine dürftig gekleidete Frau, in zerrissenen Schuhen, ein Tuch um Kopf und Schultern geschlagen, erregt ins Pfarrhaus, ins Zimmer tritt und Isabellas Füße umklammert. Es ist ihre ärmste, kranke, gemütskranke Mutter, grauhaarig, abgezehrt zum Skelett, Stirn und Antlitz tief durchfurcht, der Blick angstvoll, unstät umherirrend, das Kleid beschmutzt und unten zerfetzt. Die Kranke war aus der Irrenanstalt entwichen und die vielen Meilen zu Fuß gewandert, ohne Mittel, immer weiter taumelnd, todmüde. Wir betteten die Mutter in Isabellas Stube, der Arzt verschrieb ein Opiat, sie schlief sechzehn Stunden, und die Tochter wachte. Auch diesen Schmerz hat das junge Mädchen ergeben und standhaft ertragen, obgleich der Anblick der heißgeliebten, erbarmungswerten Mutter, die geistig und leiblich verfiel, verdorrte, eine Qual und Folter für das eigne Kind war. Dennoch flehte Isabella, daß ihre Mutter bei ihr bleibe; ich willigte ein, wenn auch schweren Herzens, und sie dankte es uns durch die zarteste Rücksichtnahme. Trotz ihrer schwachen Konstitution hegte und hätschelte sie ihre Mutter, bei Tag und Nacht wartete und überwachte, unterhielt und erheiterte sie das arme Wesen, das durch ein tragisches Geschick die bejammernswerte Ruine einer edlen, klugen, hochherzigen Frau geworden war. Es ging aber nicht trotz unsäglicher Geduld und Liebe. Frau d'Armand litt an schweren Anfällen von Verfolgungswahn — in schreckhaften Visionen floh sie vor preußischen Feldgensdarmen, in dem Wahne, daß der König Friedrich Wilhelm sie auf Lebenszeit im Göttinger Gefängnis einsperren lasse, unter Geschrei und Verwünschungen rannte sie aus dem Hause, und hätte sie sich ein Leid antun können. Ich mußte an die Anstalt schreiben. Ersparen Sie mir den gräßlichen Schluß der Tragödie!“

Willy fragte nicht. Nach einer Pause stieß Baring abrupte Sätze hervor, denn er wollte es erzählen und das Sprechen fiel ihm schwer. „Wie die zwei Wärterinnen ins Pfarrhaus kamen, um sie abzuholen . . . die Unglückliche wird wie eine Furie, zerrt mit Riesenkraft die eine, ein robustes Frauenzimmer, an den Haaren nieder . . . kratzt und beißt die andre . . . stößt die Tochter beiseite . . . rennt querfeldein . . . . .

das ganze Dorf hat sie gesucht und . . . in einem Wasserloch gefunden."

Der Pastor blinzelte mit den Wimpern. Willy sagte schluchzend: „Meine ärmste, engelhafte Isabella! Welche Macht verhängt über ein kindliches Gemüt ein Grauen, das selbst dem Starkgeistigen den Verstand verrückt? Meine Isabella siechte hin und starb an dem Schrecknis?"

„Nein, sie lag ganz still und stumm, sa daß der Medikus und wir alle befürchteten, sie habe von dem Nervenchok eine Gehirnstockung und Zungenlähmung bekommen. Aber sie hatte weder Verstand noch Sprache verloren, sondern lag blaß und weiß wochen-, monatelang, bis sie in einen seltsamen Schlaf fiel und zwölf Tage und Nächte schlummerte. In jenen furchtbaren Monaten war es unmöglich, daß Isabella Ihnen Nachricht sandte . . . sie ist zu entschuldigen."

„Doch ich, ich trotziger, gottverlassener Tor! Ich schwieg kindisch gekränkt . . . meine Schuld kann weder bei Gott noch Menschen verziehen werden."

„Es war ein Verhängnis, das wir nicht ergründen können, eins jener vielen Rätsel des Daseins, die wir mit einem Non liquet — als Gott reserviertes Gebiet — stehen lassen müssen. Sobald die Kranke eine Feder führen konnte, hat sie geschrieben . . . dreimal ohne Antwort, zuerst mit Furcht und Sehnsucht, dann mit Angst, zuletzt mit jener hoffnungslosen, stillen Ergebung, die mehr als Klage und Geschrei und wie das große Seufzen der ganzen Schöpfung ans Herz mir schneidet. Wir sagten uns alle, du seist gefallen und in fremder Erde bestattet. Sie hat dich wie einen teuren Toten verehrt, vergöttert und jedes kleine Andenken an dich wie ein Heiligtum gehegt."

Der Kapitän weinte in die Hände und murmelte voll Verzweiflung: „Ich habe einen Engel besessen, den eine Teufelei des Zufalls mir raubte . . . nein, ich . . . ich war mein eigner und ärgster Feind, ich habe durch Torheit und Treulosigkeit an mir und meinem Glücke Selbstmord begangen."

Der Pastor nickte. „Sie ist ein Engel . . . das ist keine

Phrase. Sie war ein herziges Kind, als sie mein Haus betrat, aber sie wurde in dem ungeheuren Leide ein engelhaftes, sanftmütiges Wesen, auch äußerlich in der ätherischen Gestalt, dem wehmütig weißen Antlitz, in der unendlichen Liebe und Güte gegen die Geringsten. Sie verschenkte alles, oft ohne Prüfung. Sie hat in der Tat ihr kleines Vermögen einem wenig Würdigen hingegeben. Es ist dir bekannt, daß sie einen Oheim, einen Mutterbruder, hatte, einen von Streithorst, der als Offizier bei den Preußen diente und ein höchst leichtsinniger Patron, ja übler Mensch war. Plötzlich, um den Jammer voll zu machen, kam er hier an, sehr echauffiert ... er habe seine Pistolen mitgebracht und müsse sich erschießen, wenn er nicht einen Schuldschein über 8000 Taler einlöse. Der Lump war ein Spieler. Ich hätte ihm erwidert: ‚Kaufen Sie sich einen Strick, das ist billiger, denn einen Schuß Pulver sind Sie nicht wert.' Isabella aber gab ihm ihr ganzes Vermögen und sagte stolz: Darum weine ich keine Träne. Sie faßte mit den weißen Händen wacker an und wollte als Gehilfin meiner Frau sich ihr Brot verdienen. Einen Spieler soll man ruhig sich erschießen lassen, damit er nicht mehr Menschen umbringe ... der Lump jeute weiter, wurde infam kassiert, kam hier an und bestürmte seine Nichte ... sie hat sich 500 Taler verschafft, selbst mit Mühe geliehen, um dem Streithorst, der wegen Falschspiels verfolgt wurde, übers Wasser zu helfen. Nie sah ich solchen Edelmut ... nie sah ich ein Menschenkind, das von Gott so hart und hartnäckig heimgesucht worden und so groß im Unglück geblieben ist."

Willy zog die Schultern hoch, als wenn ein Kälteschauer ihn schüttele, seine Lippen bebten und bewegten sich. „Wo ... weilt sie ... jetzt?"

„Isabella... wohnt... ganz in der Nähe ... im Forsthause."

„Sie ist ... sie ist ... ver ..."

„Ja, sie ist die Gattin des Forstmeisters."

Willy faßte mit der Hand nach dem Obststamm, blieb auf dem Flecke stehen und blickte, wie in die Ferne.

Baring drückte ihm die freie Hand. „Dir ist jetzt kein andrer Helfer als Gott der Herr und die heilende Zeit."

„Ich habe es geahnt . . . vor Jahr und Tag, als ich in Penamacore lag, hat sie sich vermählt . . . ich muß fort . . . der Kutscher soll anspannen."

„Du Held von Salamanca, nun bist du in eine heiße Bataille geraten . . . ich habe ein Zimmer, wo du den Kummer besiegen kannst."

Wahren blieb 48 Stunden in seinem Zimmer allein. Es war seine härteste, heißeste Schlacht, wo er keinen Bonaparte, sondern die bösen, grausigen Mächte der Zweifel und der Verzweiflung überwunden hat. Eine stille Trauer blieb in seinem Herzen, als wie eine Wunde des Kampfes.

Willy erwähnte Isabella nicht wieder und wanderte mit dem Pastor durch Dorf, Feld und Forst. Einmal auf der Suche nach den verlaufenen Schafen, folgten sie den Spuren, die in den Wald führten, und gelangten zu den Wildschuppen, die in der Franzosenzeit als Notstall gedient hatten. Hier begegnete ihnen ein Grünrock, der kurz grüßte und trocken lachte. „Wenn Ihre Schafe meinem Wilde das Heu wegfressen, Herr Pastor, schieße ich mal einen Schafbock weg."

„Das klang wie Scherz und war doch eine Warnung," sagte Baring ärgerlich. „Es ist der Herr Forstmeister, der schon manchen Hund weggeknallt hat und ein jähzorniger Herr sein soll . . . nun, den verhunzten Wald bringt er wieder hoch . . . ein tüchtiger Beamter ist meistens unbeliebt."

Willy zuckte zusammen und prüfte den Grünrock mit einem Blick. Viele sehen am Rivalen nur die Fehler; er dagegen bemerkte das Stattliche und Tüchtige des Mannes, der einen dunklen Vollbart, etwas düstre Augen, soldatische Gestalt und männliche Schönheit besaß.

Da entschlüpfte ihm das Wort: „Wenn sie mir ein treues Andenken bewahrte, wie . . . wie konnte sie den — den andern heiraten?"

„Dreimal warb er, lange hat sie gezaudert . . . sollte sie ihr Leben vertrauern? Das gab aber nicht den Ausschlag . . . der Forstmeister von Quentin war stattlich, wohlhabend und sehr vernarrt und beharrlich in seiner Liebe . . . das bestach . . . ich bin überzeugt, es war ihr qualvoll, dem Manne Schmerz zu bereiten. Und die Hauptsache war wohl, er kaufte sie

sozusagen ... sie glaubte, sie müsse sich opfern ... um dem Schlingel von Streithorst die Mittel zur Flucht zu geben, machte sie ja eine Anleihe, Herr von Quentin streckte ihr die Summe vor."

„Sie hat sich für lumpige 500 Taler verkauft, haha, ich hätte 30 000 gegeben," rief Willy mit zornigem Galgenhumor.

„Gekauft ist nicht richtig ... Isabella hat sich geopfert." —

Am Sonntag saß Willy in der Kirche im Pastoratsstuhl, als ein recht unaufmerksamer Zuhörer. Seine Gedanken weilten bei den Nachtstunden, wo seine Jugendliebe hier in diesem Stuhle, unter jenem Altare ihre Gottesdienste und Glückseligkeiten feierte. Auf dieser Bank hatte er Seligkeiten genossen und Schwüre getauscht. Er träumte während der Predigt.

Nach dem Segen verließ er, ohne nach links oder rechts zu sehen, das Gotteshaus. Auf dem Friedhofe stand sie, die auf dem Chore gesessen und nach der Pastoratsbank gesehen hatte, plötzlich vor ihm — in ihrer ganzen einstigen Schönheit, in ihrer neuen engelhaften Sanftmütigkeit. Was sagten ihre Augen, die wunderbaren, märchenhaften Augen? Die sprachen von alter, unendlicher Liebe. Nur wenig Worte wechselten die beiden mitten im Gewühl der Kirchgänger.

„William, ich habe lange geharrt und hätte noch länger harren sollen."

„Mein Leben ist ziel- und zwecklos geworden ... meine Hoffnung liegt jetzt begraben, wie die Toten hier ..."

„Nein, es gibt eine Auferstehung des Toten ..."

„Isabella ... Frau von Quentin ..."

Der Forstmeister stand da und nahm schnell, fast schroff den Arm seiner Gattin, die das Haupt wandte. „Sie werden uns besuchen, ich bitte Sie ... Herr von Wahren ist ein alter Freund von mir."

Die beiden Herren grüßten militärisch. — — —

Bei Tisch schwatzte die redselige Pastorin. „Heute war der Forstmeister da ... ist ein rarer Kirchengast und macht dem Herrgott nur ab und an eine Visite ... ist aus alter Familie und ein Gentleman ... die Isabella hat eine gute Partie

gemacht. Herr von Quentin hat Vermögen, 160 Morgen Dienstland, mit Spesen und Sporteln eine Einnahme von 400 Louisdor, fährt mit eigner Karosse, hat Kutscher in Liberey."

Wahren lächelte bitter. „Soso . . . ist Isabella eine glückliche Gattin?"

„Glücklich muß sie billigerweise sein, und glücklich wäre sie, wenn sie nicht bisweilen ganz unmotiviert von einer Melancholie molestiert würde. Unser Medikus sagt, das rühre wohl vom Blute her und sei ein böses Erbteil von der Mutter, er hätte sie mit Aderlässen leicht vom schlechten Geblüt heilen können, aber die Madame Quentin ist eine widerspenstige Person."

Der Pastor verteidigte. „Frauen können Frauen nicht beurteilen. Sie ist keine Eigensinnige, sondern ein Engel — wie meine Eheliebste."

Der Kapitän aß ein paar Bissen und hob den Kopf. Nur eine Frage lag ihm auf dem Herzen. „Ma—Mada—." Das Wort wollte nicht über seine Lippen. „Die frühere Demoiselle d'Armand ist glücklich und der Forstmeister ein liebevoller Gatte?"

Die Pastorin ergriff gern die Gelegenheit, durch ein pikantes Gericht, ein Dorfgerede, das Tischgespräch zu würzen. „Monsieur Quentin adoriert la belle Isabelle, trägt sein Weiblein auf den Händen, ist sehr eifersüchtig . . . seine Jalousie soll bisweilen lästig und lächerlich werden. Ein On dit behauptet, ein Jägerbursche habe der gnädigen Frau die ersten Primeln als Strauß aus dem Walde gebracht, der Forstmeister habe aber die Kourtoisie sehr übel belohnt, den Burschen zornig angefahren, er sei nicht als Botaniker, sondern als Jäger vom Kurfürsten bestallt und besoldet."

Der Pastor schüttelte mißbilligend sein Haupt. „Das ist wohl Klatsch und Chronique scandaleuse des Dorfes."

Die Gattin ereiferte sich. „Kein On dit, sondern ein Inter omnes constat — ja, ich bin nicht umsonst Hilfslehrer im Lateinischen gewesen — ist die Tatsache, daß Quentin seither dem Burschen was am Zeuge geflickt und ihn jetzt mit Eklat fortgejagt hat."

Willy hatte bisher geschwankt, ob er im Forsthause einen Besuch machen dürfe; nun war er andern Sinnes. Ich gehe hin! Ist er ein so eifersüchtiger Tor und Haustyrann, der sein Weib für sich absperren und einschließen möchte, will ich ihm justement zeigen, daß ein Gentleman ein verbindliches Gesicht machen muß, wenn andre der Schönheit seines Weibes schicklichen Tribut zollen, will ich seiner Gattin ein Bukett mitbringen.

Schon am Montag machte er sich besuchsfertig, doch ein sonderbares Gefühl, eine Ahnung hielt ihn davon ab. Abergläubisch, wie alle Soldaten, brummte er: Der Montag ist ein übler Anfang.

Am Dienstag wanderte er in Galauniform den wohlbekannten Weg zum Walde. Sein Taschentuch fuhr oft über die Stirn, obgleich der Tag kühl war, alle Orden klirrten auf der Brust, heftig klopfte sein Herz, wie es in keiner Attacke geschlagen.

Isabella saß am Fenster, als wenn sie auf jemand warte, kam rasch ihm entgegen, hielt seine Hand und heftete die dunklen Sterne fortwährend auf sein Antlitz, als wenn sie sich satt sehen wolle. Eine warme Röte belebte den Schmelz der Züge, das schwarze Haar lag wie eine Krone auf der hohen Stirn. Ein Meisterwerk der Schöpfung, eine Königin der vollendeten, fehllosen Frauenschöne war sie, die Geliebte, der Traum, das Märchen und Glück seiner Jugend. Der Klang ihrer Stimme bezauberte ihn, keines Worts war er mächtig.

„Der Forstmeister“ — so nannte sie ihren Gatten — „ist bis drei Uhr im Gericht, wo ein armer Kerl, ein Wilddieb, verdammt wird . . . wir haben ein paar Stunden für uns . . . William, ich wußte, daß du kommen würdest. Damals habe ich Tag für Tag am Fenster gehorcht, zuletzt dich für tot gehalten und auf das Wiedersehen jenseits gewartet . . . nun weiß ich, daß du lebst und mich nicht mehr liebst . . . rede nicht! Ich entschuldige dich . . . die Liebe ist wie der Geist, wie der Lenzwind, keiner weiß, woher sie kommt, warum sie geht . . . in mir ist die Liebe geblieben bis auf diesen Tag.“

Alles Blut jagte nach seinem Herzen, seine Rede war wie ein Aufschrei. „Isabella! Keiner von deinen Briefen gelangte in meine Hände ... wie konnten drei verloren gehen! Dieses Verhängnis, dieser Irrtum und Wahnsinn des Zufalls schied und schnitt dein Herz von meinem Herzen. Ich habe dich geliebt bis zum heutigen und werde dich lieben bis zu meinem letzten Tag."

„William, halte mich! Ich falle, ich falle in einen grauenhaften Abgrund ... o mein Haupt, mein armer Verstand! Nein, ich will nicht das Erbe meiner Mutter antreten. Ein Fluch, ein Todesurteil liegt auf mir und meinem Geschlecht. Ein furchtbares Schicksal will mich langsam töten. Du liebst mich, du liebst mich!" — Sie hielt sich an seinen Händen fest, wie einer, der über der Todestiefe an einen Halt sich klammert.

In ihm tobte ein wilder Kampf zwischen dem übermächtigen Gefühl und dem strengen Gewissen, er sagte ton- und atemlos: „Ich darf nicht lieben, du bist eines andren Eigentum, ich darf ihn nicht bestehlen, nicht einmal beneiden."

Die Frau schreckte empor und schaute wirr um sich, als wenn sie aus einem süßen Traume zu einer angstvollen Wirklichkeit erwache. „Wo ... und was bin ich? Ich bin Frau — Quentin."

„Komm, setze dich dort in den Sessel! Ich will auf dieser Seite des Tisches Platz nehmen ..."

„Ja, ja, eine Scheidewand ist zwischen dir und mir errichtet worden und wird errichtet bleiben."

Willy gab einen langen Bericht und eine aufrichtige Beichte seines Lebens, nichts verschweigend, sondern alle Last auf seine Seele ladend. „Erbärmliche, gekränkte Eitelkeit und böser Trotz befahlen mir, beleidigt zu schweigen ... das elende Mißtrauen gebar seine Ausgeburten: Du habest mich vergessen und einen andren lieb gewonnen ... aus Trotz und böser Lust wurde ich ein Treuloser. Nicht ein finstres Fatum, sondern meine Schuld hat uns getrennt und die Kluft zwischen dir und mir gerissen."

„Wir müssen über die Kluft, ich muß zu dir," rief sie außer sich. „Ich muß, auch wenn es mein Untergang würde."

„Isa . . . ich würde für dich sterben . . . ich fürchte den Tod nicht, aber ich fürchte die Schreckliche, die Schuld, und mir graut vor der Schuld. Ein Schurke, wer das höchste Gut eines andren heimlich stiehlt!"

Sie trat um den Tisch herum, sah ihn mit bittenden, schmachtenden Blicken an und beugte das blasse, aber brennende Gesicht so nahe, daß er den Hauch ihres Mundes, das Klopfen ihres Herzens spürte. Wenn er nur die Arme erhoben hätte, so wäre sie willenlos an seine Brust, an seine Lippen gesunken. Die einzige, große Liebe seines Lebens, die jetzt in den hellen Lohen der alten Leidenschaft emporschlug, begehrte seine Seele und bot ihm ihre Küsse. Doch seine Hände vergriffen sich nicht an dem Schatz eines andren, sondern fielen herab, als würden sie von seinem guten Geiste festgehalten.

„Isabella, du bist eines andren Weib."

Er, der starke Mann, weinte in dieser seiner stärksten Stunde, als der pflichtgewaltige Wille das unbesiegbarste Menschengefühl bezwang.

„Ich bin dein gewesen, ich bin dein und dir getraut, ich will dein sein," flüsterte sie leidenschaftlich, feurig, schrankenlos, alles vergessend und eins verlangend.

Aber selbst in der höchsten Ekstase horchte ihr Ohr und hörte ein Geräusch von rollenden Rädern. „Herr von Quentin kehrt früher zurück, als ich erwartet habe. Er wird nach der Remise fahren, von hinten eintreten und sein Zimmer aufsuchen . . . frage nicht, sondern erfülle meine kleine Bitte und verlasse sofort das Haus durch den Haupteingang! Er würde vielleicht nicht höflich sein . . . ich muß dich wiedersehen, mein Freund, das will ich erreichen . . . bleibe am Freitag im Pfarrhause!"

Willy stutzte. Sollte er sich wie ein Dieb hastig und heimlich aus dem Staube machen? Sie bemerkte den peinlichen Eindruck ihrer Worte und drückte flehend seine Hand. „Erzeige mir die kleine Liebe und gehe schnell . . . lebe wohl, mein Einziger!"

Der Kapitän verließ die Försterei mit gemessenem Schritt.

Allein im Zimmer, sah Frau Quentin sich um, als wenn

ihr alles hier wildfremd geworden sei; sie hatte alle Selbstbeherrschung und Überlegung verloren und fühlte nur eine völlige, grenzenlose Verzweiflung und fiel mit einem Schrei auf das Sofa hin. Die bisher als stille Dulderin mit Sanftmut und Wehmut ihr Los getragen, bäumte sich wild auf und raste wider ihr Schicksal und fluchte dem furchtbaren Fatum, das sie verfolgte. Sie schluchzte und redete: „O Gott, wenn du bist, wo bist du?" Sie riß und raufte ihr Haar, als wenn sie das Erbe ihrer kranken Mutter angetreten.

Der Forstmeister fand sie in diesem seelenkranken Zustande, und eine Schreckensszene, die keine Zeugen hatte, folgte bis in die Nacht hinein, ja bis zum hellen Morgen. — — — —

Willy bat im Pfarrhause vom Abendessen dispensiert zu werden und blieb in seinem Zimmer. Die ganze Nacht brütete er, ins Kerzenlicht hineinstarrend. Eine Gedankenreihe kehrte unaufhörlich wieder und kreiste in seinem Gehirn. Sie kann und wird sich scheiden von dem ungeliebten Gatten, sie kann, sie wird und soll und muß die meinige werden, o wonniges Glück . . . aber wehe uns! Wenn ich auf das Leid eines andren mein Haus und Glück baue, wird nicht ein Unsegen, eine Schuld darauf ruhen, und der Fluch, der das Geschlecht d'Armand verfolgt, mein Glück zerstören? Er fand keinen Frieden.

Isabellas große Liebe erfüllte ihn mit Seligkeit, aber auch ein Nachtgrauen umschauerte ihn, gleich als wenn Geister und Gespenster durchs Zimmer unsichtbar schritten.

Am Morgen ging der Kapitän bleich und übernächtig nach unten, wo er mit dem Hausherrn das Frühstück einnahm. Die Bissen des eigen gebackenen Landbrotes, das er so lange entbehrt und so sehr liebte, ballten sich ihm im Munde.

Draußen auf der Gasse galoppierte ein Reiter, aufgeregte Stimmen wurden laut. Auf dem Dorfe genügt wenig, um die Neugier wachzurufen, der Pastor öffnete das Fenster und fragte.

Der Pfarrknecht trat heran und stotterte die gräßliche Dorfneuigkeit, die er soeben erfahren. „Hochwürden . . . watt mutt man erleben . . . Mord und Totschlag in Hasselhausen! In der Försterei hat der Forstmeister seine Frau —

die unser Fräulein war — totgeschossen . . . der Jägerbursche jagte eben nach dem Doktor . . . sie soll noch nicht ganz tot, aber so gut wie tot sein."

„Großer Gott! Das Gerücht übertreibt!" Dem Pastor zitterten die Knie.

Willy war leichenfahl und wußte sofort und instinktiv, daß es keine Übertreibung sei. In seinem Hausrocke, seinen Hausschuhen lief er aus dem Hause und, ohne sich über sein Handeln Rechenschaft abzulegen, dem Walde zu.

Schneller wurde sein stürmender Schritt, der heiße Schweiß der Anstrengung, der kalte Schweiß der Angst lief an ihm herunter. Die Kalesche des alten Doktors hatte Eile und holte ihn ein, doch er rannte mit dem Wagen um die Wette und erreichte fast gleichzeitig das Forsthaus.

Im vordersten Zimmer stand Herr von Quentin finster und blaß.

Wahren holte Atem und keuchte die Worte heraus: „Ist sie tot? Sie — haben Ihr Weib — ermordet?"

Des Försters Blick war voll Haß und Drohung. „Sie haben keine Rechenschaft von mir zu fordern, Sie sind der Mörder! Sie haben mein Glück, meine Ehe, mein Leben, Isabellas Leben vernichtet . . . o, sie hat nur Stunden oder Minuten noch. Die Magd ist Zeugin, daß ich kein Mörder bin, wie Sie, wie Sie!"

Wahren stöhnte: „O, wir wollen am Sterbebette der Teuren nicht schelten und streiten, nicht richten und verdammen."

„Ich verfluche den Tag, wo Sie nach Hasselhausen kamen . . . wir lebten bis dahin in Frieden . . . Sie trugen den Jammer, die Qual, den Tod in dieses Haus."

„Wider meinen Willen, Gott weiß es!"

Der alte Arzt trat, den Mund sehr breit gezogen, — bei ihm ein bedenkliches Anzeichen — aus dem Krankenzimmer und zog das graue Haupt tief zwischen die Schultern herab, was bei ihm ein Ausdruck schmerzlicher Bewegung war. „Die Wunde ist . . . tödlich . . . ich will bleiben und durch Linderungsmittel der Kranken das Stündlein erleichtern, bis die Anämie . . ." Er räusperte sich, ging hin und her,

hob den Kopf und heftete die grauen Augen auf Herr Quentin. „Herr Forstmeister, ich muß die ganze Wahrheit wissen. Hat Ihre Gemahlin Hand an sich gelegt? Oder haben Sie mit dem Jagdgewehr . . .?"

Quentin horchte an der Tür zum Krankenzimmer, wandte das schmerzverzerrte Antlitz abwärts und sprach dumpf und heiser in den Grund hinein: „Als ich gestern heimkam, wälzte sich meine Gattin wie eine Rasende auf dem Divan und redete irre, so daß ich fürchtete, die Angstanfälle ihrer Mutter seien bei ihr . . . doch bald erkannte ich, ihre Worte seien kein Wahnsinn . . . sie hatten einen furchtbaren Sinn und offenbarten mir eine entsetzliche Wahrheit. Wohl hatte sie mir vor der Ehe bekannt, daß sie in ihrer Jugend einen jungen Mann sehr lieb gehabt, aber im spanischen Kriege verloren habe, wohl stieg mir, wenn sie an ihrer Schwermut litt, eine bange Ahnung auf, sie verberge mir etwas und trage noch das Bild des Gefallenen im Gedächtnis oder gar im Herzen. Doch meine Liebe war sehr groß. Gestern, ganz jählings traf mich der tödliche Schlag . . . ihr Geschrei: Mein William lebt und liebt mich! gab mir die furchtbare Klarheit und Gewißheit. Der totgeglaubte Offizier war nicht gefallen, sondern zurückgekehrt, war gestern in meiner Abwesenheit zu meiner Gattin gegangen und hatte sie mit der alten Liebe betört . . . er hat sie getötet . . . der Offizier ist dieser Herr."

Der alte Arzt stand vor Wahren und prustete zornig. „Mann, Mann, was haben Sie auf dem Gewissen!"

„Mein Gewissen ist rein und frei von dieser Sünde, so wahr mir Gott gnädig sei! Ich habe mit keinem Wort und keinem Gedanken die Ehe dieses Herrn befleckt."

„Beschwören Sie es mit heiligen Eiden!" befahl der Forstmeister barsch.

„Ich schwöre!"

Quentin horchte an der Tür und richtete seine Worte an den Doktor. „Sie schluchzte und schrie fortwährend: Ich liebe William und werde ihn nur lieben, ich will die Scheidung, die Scheidung, gib mich frei! Da lag ich vor ihr auf den Knien und bat . . . und flehte, den Wahnsinn zu lassen

und meine treue Liebe nicht so schändlich fortzustoßen ... sie schwieg zuletzt und starrte ihren Finger und den Trauring an ... ich meinte, sie sei ruhiger geworden, und küßte ihre Hand ... und was antwortete sie mir? Wenn eine Frau ihren ersten Mann für tot hält und vermählt sich einem andern, und der erste kehrt plötzlich wieder, so gehört sie dem ersten, dem sie angetraut wurde, als eheliche Gattin, ich bin Willy angetraut vor dem Altar, ich gehöre ihm zu eigen, ich will die Scheidung, ich will nicht auf einer Lüge leben. Sie riß sich den Ring vom Finger und warf mir ihn vor die Füße ..."

Quentin hatte Tränen in den Augen, nahm rasch einen Zipfel seines starken Bartes in den Mund und biß darauf. Als der Arzt ihn fragend ansah, fuhr er fort: „Die ganze, grausige Nacht habe ich sie angefleht und beschworen, die Vernunft zu behalten, die Tollheit zu lassen, die Schande und Schmach vor der Welt zu meiden, umsonst! Die ganze Nacht habe ich vor ihr auf den Knien gelegen und um ein wenig Liebe gebettelt, habe ich geweint, gerungen und gefleht. Immer nur der geisteskranke Starrsinn, die wilde Antwort: Ich bin ihm angetraut, nicht dir, er ist der Erste und Einzige, den ich geliebt und lieben werde. Das mußte ich hören ... am Morgen, als ich sah, daß aller Kampf vergebens sei, war meine Kraft zu Ende ... die Verzweiflung packte mich, mein Verstand verließ mich. Das ist mein Tod, rief ich, ich will mich töten und dich schleunig frei machen von deiner Fessel ... ich rannte in mein Zimmer, riß das geladene Jagdgewehr aus dem Schranke und den Ladstock heraus, um damit den Hahn des auf meine Brust gesetzten Laufes abzudrücken ... meine zitternde, unsichere Hand stößt vorbei, ich ziele langsam mit dem Stocke, um den Hahn zu treffen ... in dem Moment reißt meine Frau, die mir nachläuft und den Selbstmord verhindern will, das Gewehr aus meiner Hand, von meinem Herzen fort ... der Lauf schlägt gegen ihre linke Brustseite ... barmherziger Gott ... der Schuß kracht ... die Kugel durchbohrt ihre Brust ..."

„Die Lunge," seufzte der Doktor, „die ganze Lunge durchbohrt! Gott sei ihr gnädig!"

Der Forstmeister wurde von einem Schluchzkrampf geschüttelt, man hörte unartikulierte Töne, aber auch einzelne Worte. „Mich selbst erschießen . . . tötete mein Weib . . . dort, dort ist der Mörder . . .“

Der Medikus machte den breiten Mund und polterte: „Führen Sie nicht so gottlose Reden! Wir respektieren Ihre völlige Konsternation . . . kein Mensch, sondern jene undefinierbare höhere Macht, eine tragische Verkettung von Umständen tötete Ihre Gattin . . . wir sehen es oft, daß eine kleine Zufälligkeit die Ursache einer ungeheuren Katastrophe ist . . . die erste und tiefste Ursache dieser beklagenswerten Tragödie ist die große Liebe und Treue der Frau Quentin.“

Eine Magd stand in der Tür und winkte. Der Wundarzt trat ins Krankenzimmer und kehrte sofort zurück. Herzlich nahm er die Hand des Forstmeisters, den er durchdringend ansah. „Ihre Frau hat einen letzten Wunsch vor dem Ende . . .“

„Ich will ihn gleich erfüllen und zu ihr gehen.“

„Nein, Frau Quentin hat die Stimme des Kapitäns gehört, hat den letzten Wunsch geäußert, Herrn von Wahren zu sehen.“

Der Forstmeister prallte zurück. „Auch das, auch diese Bitterkeit! Ich, ich bin der Gatte, der dahin gehört.“

„Den letzten Wunsch eines Sterbenden muß man erfüllen,“ sagte der Doktor energisch, keine Widerrede duldend.

Quentin biß sich auf den Bart und murmelte durch die Zähne: „Er mag gehen . . . er ist ja meinem Weibe angetraut . . . haha!“

Häßlich, gräßlich klang der Hohn, wo des Todes Majestät sich nahte.

Der Forstmeister legte die Arme auf das Fensterbrett und warf das Haupt in die Hände.

Wahren eilte auf leisen Sohlen ans Sterbebett.

Ein blutloses Totenantlitz lag in den Kissen, nur die schwarzen, feurigen Augen schienen noch zu leben, aber auch das sanfte Lächeln war noch nicht gestorben. Mit dem Lächeln begrüßte sie ihn. Weil durch den Schußkanal viel Luft in die Lunge trat, war ihr das Sprechen schmerzhaft und fast

unmöglich, trotzdem nahm sie mit einigen lieben, letzten Worten Abschied.

„Der Fluch meines Geschlechts ist vollendet . . . das ist Gottes Lösung . . . mein Liebster . . . ich werde dich lieben . . . im andern Leben . . . immer . . . immer . . . vergesse . . . vergesse mich nicht . . .“

Er kniete am Bette und küßte ihre Hand, nur ihre Hand. „Isabella, ich werde dich nie vergessen, nie vergessen und nie eine andre lieben als dich und dein heiliges Andenken.“

Die Kranke, die heftig abwehren wollte, bekam einen Angst erregenden Erstickungsanfall; die schauerlich hohl pfeifenden Töne klangen wie das Todesröcheln. Nach der Beruhigung, die allmählich eintrat, brachte sie nur einzelne leise Worte hervor. „Mich nie vergessen . . . aber nicht ehelos bleiben . . . du sollst leben und lieben . . . mein Liebster . . . lebe wohl . . . o mir ist wehe . . . bete . . . bete mit mir . . .“

Etwas hilflos sah sich der Kapitän, der Seelsorger sein sollte, nach der Tür um; doch er fand in dem Schatze, den er Pastor Barings Unterricht verdankte, die rechten Worte am Sterbebette, er betete innig und feierlich:

„Die Herberg' ist zu böse,
Der Trübsal ist zu viel,
Ach, komm, mein Gott, und löse
Mein Herz, wenn dein Herz will.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um mein Herze sein,
Dann reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein!“

Willy beugte sein Haupt über ihr Antlitz. Sie lächelte ganz wunderbar, als wäre sie schon der Erde entrückt und ein Engel geworden. Das Lächeln war ihr letztes Lebewohl.

Ein Heben und Sinken der Hände, ein pfeifender Laut, ein Erlischen der Augensterne, das war das Ende. Der Tod hatte mit sanfter Hand sein rauhes Werk getan.

Willy drückte die Augen zu und küßte leise die Lider. Das war der erste Kuß, den er seit dem Wiedersehen der Teuren gab, und der letzte bis zum Wiedersehen jenseits der Grenzen von Zeit und Ort.

Der Kapitän ging durch das Vorderzimmer und wandte sich an den Forstmeister, der feindselig blickte. „Vergeben Sie mir die unwissentliche Schuld!“

„Ich kann dem Zerstörer meines Glücks nicht vergeben, noch nicht ihm verzeihen. Hätten Sie dieses Haus nie betreten!“

Willy ging auf schweren, schleppenden Füßen nach dem Pastorat und war infolge der furchtbaren Tragödie, die er mit herbeigeführt, an Leib und Seele so zerrüttet, daß er eine Woche fast keine Speise zu sich nehmen konnte und krank im Bette lag. Am bittersten und qualvollsten war die Frage, die sein Gewissen hartnäckig stellte: Bin ich nicht die Ursache des unermeßlichen Jammers, bin ich nicht der Verderber eines Familienglücks, der Zerstörer der Ehe, der Todfeind des armen Quentin gewesen? Warum kam ich Unseliger nach Hasselhausen? Ich trage eine Schuld und bin untröstlich.

Pastor Baring tat seine Seelsorgerpflicht, um den gewissenskranken Mann zu heilen. „Hast du eines andern Weib nur begehrt? Nein! Hast du Quentin zur Verzweiflung, zum Wahnsinn getrieben? Nein, mein Sohn, und sein Weib hat jetzt vor ihrem Richter gestanden und Gnade gefunden.“

Dennoch klagte der Kranke sich an. „Ich hätte nicht ins Forsthaus gehen dürfen . . . das ist meine Schuld . . .“

Baring suchte in seiner Pastoraltheologie und sagte: „Wenn du auf deinem Herde Feuer anmachst und ein Funke fliegt zum Schornstein hinaus und setzt die ganze Stadt in Brand, so bist du der Anlaß des Städtebrandes, aber kein Brandstifter. Konstruiere dir keine Schuld! Kraft meines Amtes verkünde ich dir die Vergebung aller deiner, auch der eingebildeten Sünden. Du starker Held von Salamanca, steh' auf und iß, du hast noch einen weiten Weg vor dir!“

Willy von Wahren hatte eine Weile lebensmüde sich den Tod gewünscht, riß sich aus dem Trübsinn und rüstete seine Abreise. Mit jeder Meile, die er von Hasselhausen sich entfernte, nahm seine Genesung zu.

Über Holland reiste er nach Bexhill.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

# Die Beichte des sterbenden Helden von Waterloo.

Die Offiziere der deutschen Legion schmückten mit erbeuteten Trophäen — obgleich jeder Nagel einen Schilling Pön kostete —, auch mit plumpen, perspektivlosen Bildern vom spanischen Kriege die kahlen Wände ihrer Stube, kauften sich wohl einen Divan oder Schaukelstuhl — denn an Zeit zum Träumen und Schlummern gebrach es nicht — und hatten mit Humor und ohne Soldatenhoffnung sich häuslich in Bexhill eingerichtet. Die sogenannten Patrioten schimpften weidlich auf die Federfuchser, die mit ihrer teufelsschwarzen Tinte verdürben, was durch rotes Heldenblut errungen sei. Wild hatten sie über den Pariser Frieden, der dem unverschämten Frankreich einen Teil des Raubes schamlos ließ, geflucht. Wacker räsonnierten sie über die Diplomaten und Fürsten in Wien, die mit schönen Frauen tanzten und edle Weine tranken und die schändlichsten Kabalen und Intrigen spannen. Durch List und Bestechung suchte jeder Fürst und Staat ein möglichst großes Stück der alten Welt, die von neuem verteilt werden sollte, für sich zu erwischen. Bei der Wiener Weltteilung platzten schließlich Egoismus und Ländergier so hart aufeinander, daß die Bundesgenossen von 1813 sich in die Haare gerieten und der Friedenskongreß zu einem europäischen Kriege zu werden drohte.

England verstärkte sein Heer auf dem Festlande, um seinen nicht bescheidenen Wünschen Nachdruck zu geben.

Die Division in Bexhill erhielt plötzlich Befehl, sich nach Flandern einzuschiffen. Glaubte auch keiner, daß es einen Krieg geben werde, so gab es doch außerhalb Großbritanniens

erhöhten Sold und den fröhlichen Wechsel der Fremde. Der bequeme, faule Friede war allen ein unerwünschter Zustand, in der frischen Kampagne, im lustigen Zeltlager fühlten sie sich am wohlsten.

Die Legionäre marschierten nach Ramsgate, wo Transportschiffe die Truppen an Bord nahmen. Wegen konträren Windes mußten die Schiffe bei Deal vor Anker gehen und fünf Tage liegen, setzten dann die Segel und erreichten den Ausschiffungshafen Ostende. Infolge der Verstärkungen war jetzt eine bedeutende englische Armee in den Niederlanden, die in den flandrischen Quartieren monatelang untätig lag und den Mächten manifestieren sollte, daß England in den Angelegenheiten Europas mitzureden habe.

William von Wahren ennuyierte sich oft, wie er in seinen Memoiren bemerkt. Eine angenehme, wenn auch höchst anstrengende Abwechselung gewährte eine Reise nach St. Petersburg, wohin er mit geheimen Depeschen gesandt wurde. Der eigentliche Kurier, ein Major Ponsonby von der berittenen Leibgarde, war auf der Brüsseler Straße mit dem Pferde gestürzt und durch einen Schenkelbruch dienstunfähig geworden. Weil Wahren als tüchtiger Reiter bekannt und just in der Nähe war, wurde er zum stellvertretenden Kurier bestimmt. Die verschlossene Tasche, die er mit Leib und Leben zu beschützen eidlich verpflichtet war, trug er innerst auf der Brust. Die Reise zu Pferd und Wagen war auf den Wegen in Preußen, Polen und Livland eine greuliche Strapaze, aber sein Ehrgeiz erreichte kraft seiner starken Konstitution sechzehn Stunden vor der festgesetzten Frist St. Petersburg. Die Botschaft war eine hochwillkommene Note des Kabinetts von St. James, denn der Überbringer erhielt einen hohen russischen Orden, den ein Adjutant auf einem goldenen Teller brachte. Die großzügige Gastfreiheit, die aristokratischen Allüren der Moskowiter überraschten ihn sehr, auf kaiserliche Kosten wurde er im Winterpalais fürstlich verpflegt.

Die Rückreise wurde mit Weile gemacht. Wahren gab in London seine Depeschen ab und wollte mit einem Handelskutter nach Ostende fahren. Zwei Träger, Männer aus dem

niederen Hafenvolk, stritten und rissen sich um seine Bagage, die beide an Bord tragen wollten, und als er Halt gebot, fingen die Streithammel mit fürchterlichen Fausthieben zu boxen an. Sie schlugen sich um des Schillings willen auf Schädel und Kiefer, daß es krachte und die Zähne flogen. Es war ihm ein ekelhafter Anblick, aber im Nu sammelte sich eine freudige Menge, die dem Kampfe zusah und die Boxer anfeuerte. „Bill, give it to him! — Knock him down! — Right so, Pat, cut the brain out of him! — Hit him, hit him!“

Als ein Konstabler endlich die Boxer trennte, waren die Gesichter unkenntlich, und der eine mußte fortgefahren werden. Ein dritter Träger hob lachend — als tertius gaudens — die Bagage auf seine Schultern und verdiente sich den Schilling.

Der ordinäre cockney — d. i. Londoner — aus der Hafengegend ist ein unglaublich roher Patron, und der als Barbar verschriene Moskowiter, der russische Muschik, ist neben einer solchen menschlichen Halbbestie ein höflicher und gebildeter Mensch. — — —

Wahren war wieder bei seinem Bataillon, das am 28. Januar 1815 in Tournay eine nette Kaserne bezog. Einen Monat später, am 1. März, brachte Oberstleutenant von Ompteda ein Blatt Papier in die Messe mit, und das Blatt wirkte wie eine Pulverexplosion.

Napoleon hatte Elba verlassen und Frankreichs Boden betreten!

Der Kommandeur des Bataillons rief die sechs Worte: „Voilà la guerre! Vive la guerre!“

Der jüngste Fähnrich, der kürzlich eingetreten war, jubelte wie ein Kind, das ein schönes, unerwartetes Geschenk bekommen hat: „Nun gibt es Bataillen, hipp hipp hurra!“

Andre lachende Stimmen wurden laut: „Das bringt den Herren in Wien eine kleine Sürprise.“

„Der Korse hatte sich in seine Rolle als depossedierter Kaiser so schön hineingelebt, hielt mit seiner Leibwache Paraden, gab die Parole, saß am Tage auf seinem Miniaturthron, spielte abends Whist mit Madame Lätitia und erholte

sich von den Fatiguen der Jahre 12 und 13. Wer hätte das gehofft!",

„Für uns ist nicht viel zu hoffen. Der dicke Bourbone wird den dreisten Bonaparte einstecken lassen und den lästigen Konkurrenten schleunigst sich vom Halse schaffen, ja um einen Kopf kürzer machen."

Diese Ansicht wurde die vorherrschende bis zum nächsten Tag.

Jeder Tag brachte neue, unglaublich klingende, aber verbürgte Nachricht. Der vom Nimbus großer Erinnerungen unsterblichen Ruhmes umkleidete Name Napoleon war eine Macht, die noch einmal ganz Frankreich bezauberte. Die Regimenter gingen mit fliegenden Fahnen zu dem Vergötterten über. Den die Pariser Zeitungen bei seiner Landung als Tollhäusler und Ungeheuer tituliert hatten, hielt in Paris seinen Einzug, vom Volke umjubelt, von den Zeitungen als der allergnädigste und allergrößte Kaiser Frankreichs begrüßt.

Die Fürsten und Diplomaten in Wien stoben in alle Winde. Europa warf sich in Waffen, der Name Bonaparte bedeutete Krieg.

Wellington wurde zum Oberfeldherrn aller englischen Streitkräfte ernannt und traf bei der Armee in Flandern ein. Wahrens Bataillon wurde der dritten Division unter Generalleutenant von Alten zugeteilt, war bald auf kriegsmäßigem Fuß und wurde von Wellington gemustert. Bei der Parade richtete er sein Auge auf Wahren, den er offenbar wiedererkannte und nachher, als er die Offiziere um sich versammelte, durch einige Worte auszeichnete. Der große Lord sprach mit dem Kapitän, dessen russischer Orden ihm auffiel. „Wo haben Sie das schöne Ding bekommen?"

Wahren antwortete: „Als Kurier, durch die Schnelligkeit des Pferdes . . . mancher kriegt einen Orden und weiß nicht wie."

Der Lord verzog ein wenig die schmalen Lippen. „Sie sind nicht bloß ein gut empfohlener, sondern ein gut bewährter Offizier."

Das war ein hohes Lob in diesem lobkargen Munde und

hatte doch für Willy einen — natürlich ungewollten — kleinen, bittren Beigeschmack, da es ihn an das Mysterium seines Lebens erinnerte. —

In den Niederlanden war der erste Sturmanprall zu erwarten; man wußte, daß Napoleon ein zum großen Teil aus Kriegsveteranen bestehendes Heer mit der ihm eigenen Genialität zusammenbrachte. Blücher rückte vom Rhein her mit einer preußischen Armee in die Niederlande hinein, um Wellington die Hand zu reichen zum gemeinsamen Kampfe.

Bonaparte wandte seine alte Taktik — die seine Gegner inzwischen nicht nur erkannt, sondern zu durchkreuzen gelernt hatten — an und wollte die feindlichen Heere an der Vereinigung verhindern und einzeln schlagen, wollte zunächst mit allen Kräften auf Blücher sich werfen und dann die englische Armee vernichten.

Das erste Bataillon der Legion behielt in Ecosine bis in den Juni hinein Quartier. Jeder wußte, daß eine fürchterliche Entscheidungsschlacht, wo die Franzosen mit Verzweiflung fechten würden, demnächst zu erwarten sei, einige Offiziere ordneten ihre Angelegenheiten, aber die meisten lebten mit verdoppelter Lust, als wenn sie noch schnell den Becher des Lebens leeren müßten.

Willy suchte Friedsam auf, der zum Premierleutenant befördert war, und beglückwünschte ihn herzlich.

Der Freund dankte recht mürrisch, und jener glaubte, es sei vielleicht ein wenig Neid, weil Wahren schon Kompagnieführer sei. Doch im Laufe des Gesprächs äußerte Friedsam: „Hier sind fünf Pfund! Du sollst sie nehmen . . . nicht einmal der vierte Teil meiner Schuld ist abgetragen, scheußlich!“

„Never mind!“ bat Willy.

„Es würde meine Ruhe im Grabe stören, wenn du das mir großmütig geliehene Geld verlörest. Darum habe ich schon meinen Eltern geschrieben, daß von dem mir zufallenden Erbteil 480 Pfund außer den Zinsen an dich zu zahlen sind. Das ist, wie ich hoffe, geordnet und wird dir nach meinem Tode ausgezahlt.“

„Nach deinem Tode? Hast du wieder die Melancholie? Oder willst du dir das Leben nehmen?“

„Spotte nicht! Es wird bitterster Ernst werden, und viele Leutenants, die jetzt allzu lustig sind, werden am letzten Juni nicht mehr lachen. Willy, du hast meine Ahnungen verspottet, aber ich weiß, mein Schicksal ist beschlossen. 'Seit Jahr und Tag war ich ruhig geworden . . . ohne Gewissenspein konnte ich an die Spanierin, an Pepita Martinez, denken . . . sie ist das einzige Weib, das wahr und wahrhaft groß mich geliebt hat. Spotte meinetwegen! Pepita ist mir in zwei Nächten als Geist, aber leibhaftig erschienen . . . sie leidet in der Sternenferne und will mich nicht in diesem Leben lassen. So wie sie auf der Bahre lag, im bräutlichen Gewande, die großen, dunklen Augen voll Sehnsucht, betrachtete sie mich lange . . . .“

„Du hattest einen Traum.“

„Nein, nein! Ich wachte, es war kein Traum! Ob du an meinem Verstande zweifelst . . . ich stehe unter dem Bann der Toten, die mich zieht. Lieber Freund, wenn ich gefallen bin, befördere meine Bagage an meine Eltern, nimm aus dem Portefeuille die versiegelten Briefe — auch einer an den Priester Martinez ist darunter — und sorge für die Absendung!“

Willy hatte auch nicht das kleinste Lächeln, sondern war innerlich ergriffen, überwältigt. Es soll ja Menschen geben, die vor dem Tode hellsehend werden und in das unerforschliche Gebiet der übersinnlichen Welt einen Blick hineinwerfen.

Darum klang sein scherzender Ton gezwungen. „Wenn ich dich nach der Bataille knochenheil wiederfinde, zahlst du sechs Bouteillen.“

Friedsam wiegte den Kopf. „Qui vivra verra.“ — — —

Am 16. Juni in der ersten Tagfrühe erhielt Kapitän von Wahren den Auftrag, mit seiner Kompagnie alle irgendwie aufzutreibende Fourage und Brennholz für die Biwaks herbeizuschaffen und gleichzeitig in dem sehr großen Walde von Soignes, der zwischen Belle Alliance und Brüssel meilenweit sich dehnt, nach dem ihm mitgegebenen Kartenplane parallel der Hauptlandstraße neue Pfade auszuhauen, um für eine etwaige Retraite der englischen Armee mehr

und bessere Rückzugswege zu schaffen. Er führte es pünktlich aus, obgleich das Rechnen mit der Retirade ihn niederdrückte.

Der vorsichtige Wellington traf für alle Eventualitäten seine Vorsichtsmaßregeln, denn er wußte, daß Napoleon ihm weit überlegen war, und dieses Rechnen mit allen Möglichkeiten war seine Feldherrngröße.

Der Kapitän im Walde von Soignes hörte einen Kanonenschuß, der bald zur heftigen Kanonade im Südwesten wurde.

Das war der Geschützdonner der Schlacht von Quatrebras. Er trieb die Soldaten zur Eile an, um schnell zum Heere zurückzukehren und an der Bataille teilzunehmen, bestellte in der Waldschenke Branntwein — welches damals das schlachtbegeisternde Mittel war — für seine Leute; aber das Feuerwasser des Wirts, der ein Hundsfott von Belgier und Franzosenfreund war, brannte wie der greulichste Fusel. Darum warf Wahren mit der einen Hand ein Goldstück hin und setzte mit der andern seine Pistole auf die Brust des Wirts. „Schlechter Freund, den besten Branntwein her!“ Diese Soldatenansprache hatte eine sofortige Wirkung.

Kosziusko tat einen tiefen Zug und horchte. „Psa krew! Dort knallt es sich jetzt . . . das ist nicht Heer unsriges, Herr Kepten.“

Weit im Osten krachten die Geschütze, und tobte eine zweite Schlacht. Wurde Wellington von zwei Seiten unter Feuer genommen?

Das war die Schlacht bei Ligny, wo Blücher einen harten Stand hatte.

Wahren wußte das natürlich nicht, ahnte aber, daß der Teufelsbonaparte kraft seiner alten Strategie versuche, jeden Gegner einzeln zu vernichten. Er ging mit seinem Haufen im Laufschritt zurück, als wenn seine Kompagnie den Kampf entscheiden solle. Als er zu seinem Bataillon stieß, war die Schlacht von Quatrebras, die keine Niederlage und keinen rechten Sieg bedeutete, ohne ihn geschlagen. In den Lazaretten stöhnten die Schwerverwundeten.

Er fragte nach befreundeten Kameraden und wurde nach dem Lazarett der Offiziere hingewiesen. Unter einem Zelte

auf einem langen Tische lagen zwei gemarterte Gestalten, von Ärzten und Sanitätsleuten umringt. Die Beinsäge knirschte brutal und zerschnitt die Menschen bei lebendigem Leibe, oft bei vollem Bewußtsein.

Der Anblick jagte ihn von dannen, und noch lange nachher erfüllte ihn eine Säge, die er kreischen hörte, mit Abscheu und Ekel.

Wie viel besser als die Märtyrer der Schlacht, die unter dem Messer wimmerten, hatten es doch die stillen Toten, die vorbeigetragen wurden! Dieser hier, der von Leutenants getragen wurde, mußte ein hoher Militär sein.

Willy trat an die Tragbahre und schluchzte laut. Es war sein Herzog, den er wiedersah, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den bei Quatrebras die tödliche Kugel getroffen hatte. Der deutsche Held hatte an der Spitze seiner Truppe einen schönen Heldentod gefunden.

Willy erkundigte sich nach Dachenhausen und erhielt viel, aber falsche Auskunft, bis sein Bursche grinsend meldete: „Alles bien, Härr Premjärleutenamb von Dachenhausen ist sich gesund geblieben."

Friedsam Fürchtegott saß an einem Feuer und verzehrte tiefsinnig ein Beefsteak, das sein Bursche ihm am Ladstocke als Bratspieß oben schwärzlich, unten rötlich gebraten hatte.

„Voilà, du lebst! Vive la vie!"

Der Angeredete kaute eifrig und nickte düster. „Lache nicht zu früh! Der Tod wird morgen und übermorgen gute Tage haben . . . wir stehen vor einer schrecklichen Schlacht. Der Bonaparte spielt va banque, kämpft um Krone und Existenz und wird sein Letztes hergeben."

„Ja, wir stehen am Vorabend einer Völkerschlacht, wo Napoleon verzweifelt fechten und alles verlieren wird." — —

Am 17. Juni fiel kein Schuß. Wellington wußte nur, daß Blücher bei Ligny schließlich gewichen und nach Wavre zurückgegangen sei, hatte aber keine Nachricht, ob die preußische Armee sehr geschwächt und für eine große Bataille in den nächsten Tagen unfähig sei, oder ob er auf ihren Beistand rechnen dürfe. Er wußte aber bestimmt, daß er allein dem Gegner nicht gewachsen sei, und wählte klug und richtig die

Defensive — die seine Stärke war — und eine strategisch vortreffliche Stellung.

Bei Sonnenuntergang am 17. Juni ließ General von Alten den Kapitän von Wahren zu sich rufen und sagte: „Einer meiner besten Adjutanten ist gestern blessiert und heute amputiert worden, Sie werden Ihre Kompagnie abgeben . . . wen empfehlen Sie mir als Stellvertreter?"

„Premierleutenant von Dachenhausen."

„Gut, Dachenhausen soll die Kompagnie führen. Ich brauche einen Adjutanten, der vorzüglich reitet, Geistesgegenwart und Initiative besitzt und, wohin ich ihn mit einem Auftrag sende, eventuell selbständig handeln kann. Ich nehme Sie in meinen Stab."

Das war ein ehrenvoller Ruf; der Stab war die Stufenleiter zu den höheren militärischen Kommandostellen.

Willy hatte seinem Freunde ein selbständiges Kommando verschafft und wollte als erster die gute Botschaft bringen und dem kopfhängerischen Friedsam eine rechte Freude bereiten.

Der Gesuchte saß unter einem Baume und las in einem abgerissenen Buche, — in einem Neuen Testamente, das er unter seinen Rockschoß schob, als Willy salutierte und sagte: „Der Kapitändienst tuende Premierleutenant von Dachenhausen hat sofort meine Kompagnie zu übernehmen und morgen zum Siege zu führen."

Friedsams Gesicht fing an sich aufzuhellen, wurde aber sofort wieder finster. „Ich danke dir . . . wenn du auch nur meinem Schicksal dienstbar bist."

„Ich kann es noch widerrufen und Elderhorst vorschlagen."

„Nimmermehr, ich werde die Kompagnie führen! Seinem Fatum entgeht keiner, ob er Elderhorst oder Dachenhausen heißt. Ich werde meine Pflicht tun, bis ich falle."

Willy fühlte eine tiefe Traurigkeit, wandte den Kopf zurück und betrachtete lange seinen Kameraden. —

Der Abend sank, und einzelne Wolken zogen. Das englische Lager wand sich auf dem Felde hin wie eine leise raschelnde Riesenschlange mit den vielen glühenden Augen der Beiwachtfeuer. Dort drüben lag der gallische Lindwurm, hinter

Wald und Höhen geduckt, lautlos und auf der Lauer, nur ein roter Feuerschein, eines Pferdes Gewieher verriet die Anwesenheit von Menschen. Ein Unkundiger hätte es nicht geglaubt, daß dort 120 000 Krieger Gewehr im Arm lagen.

Willy schlenderte durch das Lager. In einem englisch-irländischen Regimente lärmten die Leute in der rüden Art des englischen Söldners, der meistens der Hefe des Volkes und oft dem Gefängnis entstammte. I bet you a big drink of brandy! — I bet your live! Das stritt und wettete um die niedrigsten Dinge.

Welch ein anderer Geist waltete in dem Lager der deutschen Legion! Über den Tausenden lag der edle Ernst der Morituri, die weihevolle Stimmung der Helden; die Gedanken waren auf die ferne Heimat, auf die ewigen Gestirne gerichtet. Selbst Koszuisko betete seinen Rosenkranz. In den Feuern verbrannten die zerrissenen Kartenblätter, die Marketenderei war ganz leer.

Der Kapitän wechselte mit dem Feldwebel Hagen ein paar Worte: „Sie haben Ihre Frau in diese Kampagne nicht mitgenommen?"

„Die Alte hat ein bißchen Fett und Bequemlichkeit angesetzt und kein rechtes militärisches Pläsier mehr . . . sie meinte: ‚Ihr werdet ohne mich fertig und flink den Bonaparte verkloppen und vor dem Herbste retour sein.' Auch hat sie ja die Kinder zu besorgen, darum blieb sie in Wolfenbüttel . . . die Burga ist ein liebes und schönes Mädel."

„Die Summe, die ich aussetzte, wird wohl für die Erziehung des Kindes nicht ausreichen?"

„O, Herr Hauptmann! Die Burga haben wir für eigen angenommen, für kein Geld gäbe meine Frau das Mädel weg, das ihr liebstes Kind geworden ist."

Wahren hatte einen guten Gedanken, den er nicht aussprach, und reichte dem braven Feldwebel die Hand. Fünf Minuten später lag er platt auf der Erde, sein Sattel diente als Schreibtisch, er schrieb nach sorgfältiger Überlegung Satz für Satz nieder, hatte seinen letzten Willen aufgesetzt und den größten Teil seines Vermögens seiner Mutter vermacht, aber auch die kleine Burga rechtskräftig als Erbin eines be-

deutenden Kapitals eingesetzt. Mit inniger Vaterliebe dachte er an das herzige Waisenkind, das in der ganzen Welt keinen Freund oder Verwandten besaß. Die Vorsehung hatte ihm Elternpflichten übertragen, und Burga hatte nicht nur durch ihre südländische Schönheit, ihre schwarzen Augen — wofür er allerdings eine alte Sympathie besaß — sondern auch durch ihre Unschuld und ihr zutunliches Wesen sich in sein Herz hineingeschmeichelt.

Über dem Gefilde von Waterloo verfinsterte sich der Himmel, die Wolken entleerten sich in Güssen und löschten alle Feuer aus. Der Regen strömte die ganze Nacht. Wahren rollte sich im Zelte zusammen und schlief auf einem immer weicheren Lager, in dem Morast der durchweichten Erde. Die armen Soldaten kauerten, bis auf die Haut durchnäßt, die lange Nacht, und keiner murrte. Am Morgen hörte der Regen auf, und graue Nebel woben aus dem feuchten Grunde, bis endlich die Sonne die Schwaden verjagte.

Es wurde neun, zehn Uhr. Das weite Gelände, auf dem 200 000 Gewehre und 400 Kanonen standen, war still und friedlich. Wollte Napoleon nicht die berühmte Verve und Offensivkraft seiner Armee ausnutzen und mit dem alten Ungestüm angreifen? Er hielt auf der Höhe von Belle Alliance, umgeben von seinen Marschällen. Sie warteten ungeduldig auf seinen Wink, auf das Zeichen zum Angriff, er aber wollte klüger sein und so lange harren, bis die Sonne die Erde getrocknet habe und seine Artillerie in dem weichen Grunde vorwärts käme. Hätte er sofort mit der ganzen Kraft seiner weit überlegenen Armeekorps die Engländer angegriffen, so wäre die Schlacht von Waterloo ohne Blücher von Wellington allein geschlagen und nach menschlicher Voraussicht verloren worden, so wäre die Weltgeschichte andre Wege gegangen.

Ney, der Liebling, wagte den selbstherrlichen Kaiser zu mahnen: Der britische Lord sei ein gewandter Stratege, die englische Infanterie eine in der Defensive hervorragende Kriegstruppe. Napoleon verhöhnte ihn: „Das sagen Sie, weil Sie in Spanien von den Engländern Schläge bekommen haben.“

Andre hohe Offiziere trugen ehrerbietig dem Großmächtigen ihre Bedenken vor: Blücher habe seine Retraite nach Wavre gemacht, könne aber sehr wohl von Wavre aufbrechen und im Laufe des Tages mit Wellingtons Heer sich vereinigen.

Napoleon lächelte spöttisch: „L'armée prussienne est complètement battue, elle ne peut pas se rallier en trois jours. J'ai 75 000 hommes, les Anglais en ont 50 000. J'attaquerai l'armée anglaise et je la battrai. La ville de Bruxelles m'attend à bras ouvert. Adieu, Coalition!"

Das war nicht mehr der große Bonaparte, der geniale Feldherr, der überall war, alles sah und untersuchte, nach dem Kleinsten sich erkundigte und danach seine Schlachtpläne schuf. Das war der selbstherrische Kaiser, der in echter Tyrannenbequemlichkeit und -verblendung die Verhältnisse nach seinem Wunsche zwingen und eigensinnig nur seine Ansicht hören wollte, das war der mit Dünkel gestrafte, mit Blindheit geschlagene Günstling des Kriegsglücks, der seinen eignen Untergang besiegelte.

Je kleiner der Korse, um so größer hat Wellington bei Waterloo sich gezeigt und alle Eventualitäten ins Auge gefaßt. Die Schliche des Galliers längst durchschauend, sah er die Angriffsweise des Gegners voraus und weissagte: „Ich möchte wetten, wenn Napoleon auf die Karte blickt und sieht, wie die Chausseen von Nivelle und Jenappes nach ihrer Vereinigung bei Mont St. Jean so schön gerade nach Brüssel laufen, so reißt es ihn unwiderstehlich zu seinem alten Lieblingsmanöver — das Durchbrechen des Zentrums — hin."

Darum ließ er sehr richtig zwei vorgeschobene Positionen vor seiner Schlachtordnung, nämlich das Gut Hougoumont und den Meierhof la Haye Sainte, besetzen.

Gegen 12 Uhr wurde der erste Kanonenschuß gelöst, und zwar von einer Batterie der deutschen Legion, welche somit die berühmte Schlacht eröffnete. Der Schuß war auf die Division des Prinzen Jerome, des Exkönigs Lustik von Westfalen, die einen Angriff auf Hougoumont machte, gerichtet.

Kapitän von Wahren hielt hinter dem Generalleutenant

von Alten und beobachtete durch das Fernrohr das wilde Hin- und Herwogen der stürmenden Franzosen, das Stürzen ganzer Reihen unter den Mauern des Gehöfts, das still und leer in dem Getöse zu liegen und nur durch kleine, aufzischende Rauchwolken so ungeheure, tödliche Wirkung auszuüben schien. Das Gut, in dem die unsichtbaren Verteidiger ihre Blitze schleuderten, hatte in seiner Ruhe etwas Spukhaftes.

Neue Angreifer — die ganze Division Foy — wälzten sich gegen das gespenstische Schloß. General von Alten verfolgte unruhig die Vorgänge. „Meine braven Kerle werden ganz dezimiert . . . Herrgott von Blenheim! Die Feinde forcieren das Tor, das Tor! Kapitän von Wahren, jagen Sie zum Höchstkommandierenden und melden Sie: Hougoumont müsse Verstärkung haben, oder sei in einer Stunde verloren. Bei Sr. Exzellenz, reißen Sie Ihr Pferd herum und suchen Sie Hougoumont zu erreichen, um den Braven in meinem Namen zu sagen, sie müßten um jeden Preis aushalten, bis Entsatz käme . . . die Position ist der Schlüssel der Stellung."

Willy fegte dahin. Wellington schaute ihn mit dem kalten Gesicht an und sagte, ohne Affekt zu verraten: „Ich habe zwei Armeekorps, und Napoleon hat vier . . . ich sende Sie als Verstärkung, bis ich ein Regiment entbehren kann."

Der Kapitän mußte mitten durch ausschwärmende feindliche Tirailleurs hindurch. Platt auf dem Halse des Pferdes liegend, raste er vorwärts, von Kugeln umpfiffen. Sein Roß bäumte sich, machte fünf, sechs Sprünge und kollerte vornüber. Der Reiter flog durch die Luft, sprang aber sofort auf die Füße und rannte dem Tore zu, das ihn aufnahm.

Das Gut, ein Viereck von Gebäuden, das eine natürliche Festung war, wurde mitsamt dem Garten, den eine Steinmauer umgab, von einem Bataillon der Legion und britischer Garde gehalten.

Hinter dem Tore stand Dachenhausen, vom Pulverrauch geschwärzt, die eine Achselklappe abgerissen, den Ärmel aufgeschlitzt, und der Chirurg verband ihm den Arm.

„Friedsam, gehe mit der Wunde ins Lazarett!" rief Wahren.

Jener erwiderte: „Um die Bagatelle? Ich fechte weiter,

bis ... es ist eine wackre Kompagnie, die du mir gabst, eine, mit der sich sterben läßt."

Ein Eisenhagel ging nieder, auf den Scheunen, dem Schlosse züngelten die Flammen. Auf drei Seiten drohten die feindlichen Gewehrläufe, vom Himmel fiel das Verderben auf die Schar.

Wahren riß einem Soldaten den Feldkessel vom Tornister, füllte ihn am Brunnen und fing an zu löschen. Andre folgten seinem Beispiel, bald hatte sich eine Feuerwehr gebildet, die den unteren Teil des Schlosses rettete.

Die meisten Verteidiger drängten und deckten sich unter der Gartenmauer, in die man Schießscharten geschlagen hatte, und schossen nur auf nahes, sichres Ziel.

Immer wieder stürmten die feindlichen Divisionen bis zur Mauer und wogten zurück, mit dem hartnäckigsten Heroismus wurde um Hougoumont gekämpft.

Wahren rief den Tapfren zu: „Werdet ihr euch von den Halunken unterkriegen lassen?"

„Solange wir Munition haben, kommt keiner über die Mauer," antworteten die Legionäre, „das können Sie dem General bestellen."

Der Kapitän erhielt ein neues Pferd und erreichte glücklich den Generalstab.

Wellington war abgestiegen und vertrat sich unter dem Baume, der nach ihm genannt worden ist, die Beine. Er antwortete bei dem Rapport nur: „All right!"

Leider war nicht alles in Ordnung. Die zweite ebenso wichtige Position, der Meierhof la Haye, wurde von der Brigade Quiot schwer bedrängt. Ein Offizier jagte in Karriere heran — es war der Adjutant Rieffkugel, der am Bein blutete und im Namen des Majors Baring, der das Bataillon der Legion in La Haye befehligte, erhitzt und hastig meldete: „Die Munition ist verschossen, die Besatzung kann sich keine Stunde halten, wenn nicht ..."

Wellington bewegte nur die Brauen ein wenig und sagte gemessen, ja geschäftsmäßig: „Lassen Sie sich verbinden! Kapitän von Wahren, wollen Sie sofort nach La Haye Munition überführen!"

Wahren legte die Hand an den Tschako und trieb sein Pferd an, wurde aber zurückgerufen. Riefkugel stand vor Wellington in strammer Haltung und sagte stockend, aber stolz: „Exzellenz, ich bin mit Gefahr hierher geritten, und ich gehöre zu meinem Bataillon . . . ich . . . ich habe ein Recht darauf, die Munition unsern Leuten zu bringen . . . die Schramme hat nichts zu sagen."

Der Oberfeldherr grüßte sehr höflich. „Ich bitte Sie, die Munition nach La Haye zu schaffen." — Und er, der die Deutschen nicht liebte, aber schätzte und an die gefährlichsten Punkte schickte, wandte sich an seine englische Suite. „The Germans are born for the war."

Obgleich der Lord eine beispiellose Kaltblütigkeit besaß, konnten doch kundige Augen eine gewisse Unruhe ihm anmerken. Er zog mehrmals die Uhr — die dritte Nachmittagsstunde war überschritten, und die Schlacht stand trotz schwerer Verluste noch völlig unentschieden. Er nahm das Fernrohr und bemerkte große, dunkle Kolonnen hinter Mont St. Jean und Belle Alliance.

Napoleon hatte noch ganze Brigaden und seine gesamte Garde, hatte an 40 000 Mann, die noch keinen Schuß getan, und die er wahrscheinlich für eine effektvolle, entscheidende Massenattacke aufsparte. Solchem Angriff war die englische Armee nicht gewachsen.

Wellington wußte das und schaute oft nach Osten, wo gar kein Renkontre war, er sagte keinem, was seine Sorge sei, bis er plötzlich Wahren heranwinkte und im gedämpften Tone redete. „Sie sind Deutscher . . . versuchen Sie Ihr Bestes und sehen Sie irgendwo und -wie Blüchers Armee zu erreichen . . . sagen Sie dem preußischen Marschall, der mir unbegreiflicherweise keinen Boten sendet" — es zeigte sich nachher, daß der abgeschickte Adjutant erschossen worden war —, „sagen Sie ihm von mir, es sei hohe Zeit, in die Bataille einzugreifen und mir Beistand zu bringen. Ja, sparen Sie das Pferd nicht!" Wellington sagte noch leiser und fast vertraulich die letzten Worte: „Bringen Sie Blücher heran, oder die Schlacht geht verloren!"

Willy ließ sich ein englisches Rassepferd geben und jagte

ventre à terre in der vermutlich richtigen Himmelsgegend, an der rechten feindlichen Flanke vorbei. Die war beinahe ungedeckt gelassen und sehr salopp mit einigen Reiterschwadronen besetzt. Das war der unbegreiflich grobe, strategische Fehler des Schlachtenlenkers, und Willy erkannte sofort diese Achillesferse der französischen Schlachtordnung.

Sechs Husaren verfolgten den einzelnen englischen Offizier, der lachend mit dem Säbel ihnen winkte. Er foppte sie eine Zeitlang; wenn sie mit Geschrei ihre Mähren antrieben und näher kamen, ließ er sein edles Roß einige Sprünge machen, kehrte sich im Sattel und rief: „Approchez-vous! Messieurs!"

Das Dorf Frichermont blieb rechts liegen. Willy ritt durch einen endlosen Forst, den sogenannten Pariser Wald, und horchte angestrengt nach vorne, ob nichts vom Heranmarsch eines Heeres zu merken sei. Hier im grünen Laubwalde herrschte tiefstiller Friede, die Finken zwitscherten, und der Specht hämmerte eifrig.

Ach, kein Hufschlag, kein Knarren von Rädern, keine Trompete erklang. Traurig galoppierte er weiter, immer enttäuschter und überzeugter, daß Blücher vom feindlichen Korps aufgehalten oder geschlagen sei.

Stimmen wurden laut . . . Menschenstimmen. Was war das? Freund oder Feind?

Plötzlich tauchten Husaren auf, denen er vorsichtig sich näherte.

Hurra! Es war die preußische Vorhut, nein, das ganze Armeekorps Bülows, des Dennewitzers, bei dem auch der greise, ungeduldig drängende Marschall sich befand.

Blüchers verschrumpftes Gesicht erhellte sich und bekam einen pfiffigen Zug, als er vernahm, daß Bonaparte seine rechte Flanke nicht gedeckt habe. „Der schlaueste Fuchs macht eine Dummheit und vergißt seine Losung zu verscharren . . . wir wollen jetzt den Höllensakramenter von zwei Seiten aus Belle Alliance ausräuchern . . . mein Sohn, sage meinem Bruder Wellington, der Blücher werde in einer Stunde auf die Hundsfötter einhauen . . . reit' in Teufels Namen, damit

die Engländer nicht die Kurasch verlieren! Vorwärts, ihr Kerle! Heute muß der Bonaparte ganz perdü gehen."

Der Alte trieb die schmutzstarrenden, total erschöpften Soldaten an und holte die letzte Kraft und den letzten Atem aus seinem Heere heraus. Bald stürmte er das Dorf Planchenoit.

Um diese fünfte Nachmittagsstunde bemerkte Napoleon mit seinen scharfen Augen auf den Höhen diesseits des Pariser Waldes den Rauch von Geschütz- und Gewehrfeuer, schlug sich auf die weiße Lederhose und rief lustig: „Das ist der brave Grouchy!" Der Kaiser hatte nämlich den Marschall Grouchy mit seinem Korps ausgesandt, um Blücher zu verfolgen, und glaubte nun hocherfreut, Grouchy habe die Preußen geschlagen und sei jetzt, durch den Kanonendonner herbeigerufen, auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance erschienen. Dann wäre der französische Sieg und die völlige Niederlage Wellingtons nicht mehr zweifelhaft gewesen.

Napoleon hüpfte auf einem Bein und frohlockte: „Ce brave Grouchy! La bataille est gagnée, il faut forcer les Anglais et les jetter dans les défilées de Wavre. Allons, la garde en avant!"

O, welch ungeheurer Irrtum, welch eine blutige Ironie des Schicksals! Das Geschützfeuer, das der Kaiser mit Jubel begrüßte, war der erste Schlachtgruß der Preußen, die in seine rechte, schlecht gedeckte Flanke hineinstürmten. Als Napoleon seinen entsetzlichen Wahn erkannte, wurde sein Gesicht stockfinster und sein Blick unheimlich düster. Mit eisigem Grauen fühlte er, daß sein Geschick besiegelt, sein Stern, sein Ruhm und Name ausgelöscht sei.

Aus seinem Brüten erwacht, und wie im Sprunge der Verzweiflung, um über den Abgrund sich zu retten, schrie er den Befehl: La garde en avant!

Er warf seine geliebte, geschonte, verhätschelte Garde in die Feuerschlünde, in den Tod. —

Der Kapitän von Wahren hatte sein erschöpftes Pferd gespornt, geschlagen — was galt ein Tier, wo um tausend Menschenleben gewürfelt wurde! — und sprang, als es stürzte, rechtzeitig aus dem Sattel. Jetzt rannte er tot-

bespritzt, schweißtriefend den kürzesten, ach so langen Weg zum Stand des Oberfeldherrn. Immerzu, atemlos, mit pochendem Herzen und stechender Milz lief er querfeldein, keuchte, schwankte, taumelte er die Höhe hinauf. Vor Wellington stand der Kapitän, schrecklich anzusehen, das von Schmutz und Schweiß geschwärzte Gesicht verzerrt und fahl, und er salutierte mit einer letzten Kraftanstrengung: „Blücher ist . . . da . . . und greift sofort an."

In dem Augenblick stürzte der Marathonbote bewußtlos zu Wellingtons Füßen hin. Die Ärzte bemühten sich um ihn mit Kognak und Kampfer, und seine robuste Natur überwand schnell die Schwäche, die Folge der übermenschlichen Anstrengung.

Wellingtons ernste, unbewegliche Züge wurden von dem hellen Schimmer einer hohen Freude erleuchtet; keiner hatte jemals einen solchen Glanz auf diesem kalten, ehernen Antlitz gesehen. Der Sieger von Waterloo wußte in dem Augenblick, wo ihm die Botschaft von Blüchers Angriff gebracht wurde, daß sein Stern am höchsten gestiegen und der Kranz der Unsterblichkeit um seine Stirn gelegt sei.

Die hohen Offiziere und eleganten Lordssöhne des Hauptquartiers wollten ihren Augen nicht trauen — Lord Wellington nahm seinen eignen Feldstuhl und nötigte den deutschen Hauptmann, sich zu setzen und auszuruhen.

Sobald Willy wieder imstande war, das Fernglas zu halten, überblickte er von dem Hügel ein fast zwei Meilen langes und eine halbe Meile breites Schlachtfeld, in der Mitte von Toten und Blessierten bedeckt; hüben und drüben standen dezimierte, erschöpfte Regimenter, die seit Mittag gerungen hatten.

Was rückte dort heran, wie ein dunkler, geschlossener Wald von hochstämmigen Gestalten? Eine kompakte, wie auf dem Paradeplatz geordnete Masse von vielen Regimentern, ein ganzes Armeekorps, das heute noch keine Kugel bekommen und nie eine Schlacht verloren hatte! An den hohen Bärenmützen wurden sie erkannt, die Veteranen der napoleonischen Elitetruppe. Das war die alte, berühmte, noch unversehrte Garde, die letzte Reserve Frankreichs, die zum Sturme vor-

ging. Das war die letzte Karte, die der Kaiser zu werfen hatte und ins Geschützfeuer warf.

Von Gewehrsalven und Granaten überschüttet, unerschütterlich, großartig, mit heroischer Ruhe rückten die Bärenmützen vor, näher und näher, unaufhaltsam, sofort die Reihen schließend, eine stürmende Menschenmauer.

Die englischen Kanoniere ließen ihre Geschütze stehen, liefen davon und in die Karrees ihrer Infanterie schutzsuchend hinein.

Aber die englischen Vierecke standen mit gesenktem Bajonett.

Fürchterlich war der Zusammenprall.

Willy stand auf der Höhe und hatte Angst um seine Armee.

Nein, die englischen Kolonnen standen — die Angreifer wogten auseinander und wankten — sie wichen. Ein Haufe von Bärenmützen lief die Anhöhe hinunter, dann zwei, vier rennende, fliehende Trupps — zuletzt rannte, stürzte eine große, aufgelöste Masse rückwärts.

Ein Bataillon retirierte und riß die andern mit.

Die Garde flieht, die Garde flieht!

Wellington benutzte die Minute, den ungeheuer deprimierenden Eindruck, den die Retirade der unbesiegten Elitetruppe auf das französische Heer machte, um das Zeichen zum Angriff auf seiner ganzen Linie zu geben.

Die Garde retiriert! Rette sich, wer kann! Jene feige, schreckensbleiche Panik, die eine plötzliche Massenhypnose des Entsetzens ist, faßte das ganze französische Heer, das in wilder Flucht auf den Straßen und Feldern hinter Belle Alliance flutete, sein Schicksal und seinen Kaiser verfluchte.

Wellington und Blücher reichten sich in dunkler Nacht die Hände, und der weiße Schnauzbart des Marschalls Vorwärts zuckte vor Bewegung, während der Engländer die kalte Ruhe bewahrte.

Willy, der die letzte Attacke mitgeritten hatte, sah die beiden hinter Belle Alliance und fühlte mit heiligem Schauer die unsterbliche Größe des Tages von Waterloo. Heute war das große Werk vollendet, hier und heute der Höhepunkt seines Lebens, darüber hinaus es nicht Hehreres gab. Das

beispiellose Abenteuer des Advokatensohnes von Ajaccio war gescheitert und für immer zu Ende, die Gottesgeißel der Völker, der Erzfeind und Verderber des deutschen Vaterlandes gestürzt, gebunden. Bonaparte war fortan wie ein toter Mann.

Ein Triumph- und Dankgefühl erfüllte Willys Seele. Er, der überzeugte, grimmige Bonapartefeind, hatte gesiegt und die Welt vom Tyrannen erlöst. Er war der Sieger geblieben und haßte nicht mehr den geschlagenen, ohnmächtigen Gegner, den verfemten Flüchtling, der den Schergen und Verrätern anheimfiel, der höher gestiegen und jetzt tiefer gestürzt war, denn je ein Mensch.

Willy fragte einen Leutenant, ob er von Dachenhausen Bestimmtes wisse. Ja, er habe gesehen, daß Dachenhausen blessiert und von zwei Soldaten fortgetragen sei, aber wohin, sei ihm unbekannt.

Der Kapitän stützte die Hand auf Mähne und Hals des Pferdes und hatte traurige Gedanken. War Friedsam auf dem Felde der Ehre geblieben, wie er so oft vorhergesagt?

Willy mußte über das Schicksal des Freundes Gewißheit haben, nahm seinen Burschen und seinen Hund mit und ritt nach dem Feldlazarett der Legion. Hier war Dachenhausen nicht eingeliefert worden, und niemand konnte eine andre als die negative Auskunft geben: Einen verwundeten Offizier hätte man in Hougoumont ganz bestimmt nicht zurückgelassen, Tote freilich lägen in schauerlicher Menge in dem Gehöft.

Der Kapitän wurde sehr niedergeschlagen, winkte seinem Kosziusko und sagte tonlos: „Er wird nicht mehr unter den Lebenden weilen ... wir wollen seinen Leichnam bergen ... hole irgendeinen Leuchter!“

Der brave Pole gehorchte schnell, hätte keinen Leuchter für schweres Geld bekommen, wußte sich aber zu helfen und stahl eine Wagenlaterne, die zur Equipage des Generals Hill gehörte.

Im Nachtdunkel ritten sie über das von Pulver- und Blutgestank geschwängerte Schlachtfeld, über ein gespenstisches Leichengefilde. In Hougoumont, wo der furchtbarste Kampf

gewütet hatte, stiegen sie vom Pferde, um stundenlang zu suchen. Immer wieder ließ der Bursche den Lichtschein auf ein verzerrtes Totenantlitz fallen, monoton, enttäuscht, zuletzt ganz ärgerlich klang seine Meldung: „Is sich nicht Härr Leutenamb von Dachenhausen."

Es war eine ganz entsetzliche, erfolglose Suche. Willy schloß jedesmal die Augen, weil der Leichenblick durch Mark und Bein ihm schauerte. Sie durchstöberten zuletzt ohne viel Hoffnung das halbverbrannte Herrenhaus, weil man die Verwundeten aus dem brennenden Gebäude getragen hatte.

Der Hund suchte und spürte eifrig und schlug plötzlich laut an.

Auf einem Kanapee lag eine Gestalt, so wie man sie vor Stunden hingelegt hatte.

Es war Friedsam Fürchtegott, der mit ganz erloschener Stimme murmelte: „Willy . . . du bist es! Ich wußte, daß du kommen würdest . . . ich, ich habe Recht behalten . . . Pepita ruft mich, holt mich . . . ich muß sterben . . . und ich kann nicht sterben . . . vor fünf Stunden legte man mich zum Sterben hin . . . o!"

„Mein lieber Freund, fasse Mut! Wir bringen dich ins Lazarett, du wirst verbunden . . . trinke erst!"

Der Ärmste vermochte kaum noch zu schlucken, jedoch die Tropfen labten ihn, er sprach lebhafter. „Jede kleinste Bewegung bereitet mir eine ungeheure Qual, eine schneidende Höllenpein . . . o meine Wunde ist fürchterlich . . . ich will sterben und kann nicht sterben."

Willy hob behutsam den Mantel empor, um zu sehen, ob es sehr schlimm oder ein Transport möglich sei, und wäre fast bei dem Anblick in Ohnmacht gefallen.

Selbst der starknervige Pole schüttelte sich und schluckte: „Jesus Mari und Joseph! Alle Nothelfer können nicht helfen dem Härrn Leutenamb."

Die Wunde war schauerlich, ein Granatstück hatte den ganzen Unterleib aufgerissen, so daß alles ein blutiges Loch war, in dem die Eingeweide lagen. Hier war jede Hilfe und Rettung ausgeschlossen und nur ein baldiger Tod dem armen Freunde zu wünschen.

Willy streichelte Friedsams Stirn und weinte: „Ich will dir nichts vortäuschen, sondern bei dir bleiben, bis die Erlösung kommt. Gott helfe dir! Hast du noch Wünsche?"

„Ja, ja, einen großen, letzten Wunsch! Willst du ihn mir erfüllen, den letzten Wunsch?"

Dem Blessierten fiel das Sprechen äußerst schwer, darum setzte sich der Kapitän auf die Erde und näherte sein Ohr den bläulichen, bebenden Lippen. „Friedsam, ich will alles tun, was du wünschst!"

Das Gesicht war ein gelblich weißes Totenantlitz, nur die Augen waren noch voll Leben und hatten einen unsagbar gequälten, angstvoll flehenden Ausdruck. „Du willst meinen letzten Wunsch erfüllen, ich weiß, du hältst Wort . . . Willy, Willy, meine letzte Bitte . . . du sollst durch eine sicher gezielte Kugel hier" — sein Finger zeigte auf die Schläfe — „meine unerträgliche Pein, meinen langen Todeskampf enden."

Willy schnellte entsetzt empor. „Nein, das nicht . . . meinen Freund töten . . . das kann und darf ich nicht! Friedsam, fordere nicht Unstatthaftes, Unmögliches, Unmenschliches von mir! Ach, wie soll und kann ich deine Leiden lindern? Trinke!"

„O, ich kann nicht sterben . . . soll ich noch Stunde um Stunde die schauerliche Marter leiden? Wie grausam, o, wie grausam!"

Das fahle, bisher reglose Gesicht verzerrte sich, doch nicht im Todeskampfe, sondern von der großen Pein der grausigen Wunde. Friedsam stöhnte und wimmerte: „Es brennt ein Feuer in mir . . . man schneidet mich mit Messern bei lebendigem Leibe . . . o Willy, du bist grausam . . . meinen letzten, letzten Wunsch . . . ich kann die Schmerzen nicht ertragen. Ich muß sterben und schlafen und Ruhe haben . . . lade mir wenigstens die Pistole, so will ich . . . mit meiner zitternden Hand selbst . . . es versuchen . . . gib mir die Ruhe, die einzige Rettung!"

Wahren stand in düstrem Sinnen am Kopfende und kämpfte mit seinem Gewissen und Herzen einen harten Kampf. Das Gesetz der Menschen verbot es ihm, einem Sterbenden die Todesqual zu verkürzen; aber unsagbar grausam ist das

Gebot, und das erbarmende Gefühl bäumt sich dagegen auf. Sein Herz, das bei dem Anblick des aufgerissenen Menschenleibes, des stundenlangen Ringens mit dem Tode blutete und aufbegehrte, befahl ihm, dem Todeskampfe ein Ende zu machen und dem unglücklichen Freunde die erflehte, allein schmerzstillende Arznei der Todesruhe zu reichen.

Dennoch graute ihm vor der todbringenden Tat, die er nicht mit fester Hand zu vollführen vermochte.

Der wackre Pole trat, eine Träne im Auge, an seinen Herrn heran und flüsterte: „Dem armen Leutenamb ist sich nicht zu helfen, ich kann es nicht sehen ... Mari und Joseph, den kann nur eine Kugel in Herz oder Kopf kurieren ... ich kann es nicht sehen."

„Willst du es tun?" fragte der Kapitän ganz leise.

Der rauhe Soldat schluchzte ein paarmal und kraute sich. „Zu Befähl, Härr Kepten! Is sich zwar eine schlechte, eine sähr schlechte Arbeit für einen alten Soldaten, aber dem ist nur durch eine Kugel zu helfen. Die polnische Muttergottes vergebe es mir! Kosziusko wird es besorgen."

Willy ergriff tiefernst die Hand des Freundes, der das Gesicht verzog und Schaum auf den Lippen hatte. Ob nicht der Tod von selbst die Lider schließen und die Schmerzen enden wird? Mit dieser Hoffnung im Herzen sagte er: „Besprich es noch einmal mit deinem Gott! Wenn dann dein Wunsch unabänderlich ist, will mein Bursche die furchtbare Bitte erfüllen."

Da war die Hoffnung hin. Bei dem Versprechen schien der Verwundete neu aufzuleben, der flackernde Blick wurde freundlich, er drückte Willys Hand und dankte innig. „Du bist mein treuer Freund, immer mein wahrer Freund gewesen. Jetzt gib mir zu trinken! Ich habe noch viel zu sagen ... denn ich habe viel und schwer an dir gesündigt. Willy, vergib mir meine schwere, scheußliche Sünde! Ich bin nicht immer dein Freund gewesen und habe einmal wie dein ärgster Feind an dir gehandelt und deine edle Freundschaft übel dir vergolten."

„Was denn? Was denn? Um Gottes willen!"

„Hast du von meiner Niedertracht nichts geahnt? Hast

du in Hasselhausen nichts gemerkt? Ich hatte als junger Mensch in Isabellas Schönheit mich verliebt, doch sie wies lachend mich zurück, als wenn's ein dummer Witz von mir gewesen wäre . . . sie refüsierte mich und wählte dich . . . die Enttäuschung, die Verliebtheit hatte bald in mir ausgetobt . . . aber die verletzte Eitelkeit, der ekle Neid, das bittre Gefühl . . . daß du der Bevorzugte, Beglückte und ich der Verschmähte sei, das hat jahrelang in mir gewurmt."

„Du haßtest mich und hast jahrelang Freundschaft geheuchelt?"

„Nein, nein, bei dem allsehenden Gott! So weit mein allzu selbstsüchtiges Herz der Freundschaft fähig war, habe ich dich geliebt . . . du bist mein bester, einziger Freund gewesen . . . aber ihr, ihr gönnte ich nicht das Glück . . . ich wollte dich für mich allein haben und gönnte dich nicht dem Weibe . . . o, obgleich mein guter Geist mich warnte, befahl mir doch der böse Geist, die Liebe zu trennen, das Glück Isabellas zu zerstören. Wenn ich sah, daß sie dir schrieb, empörte sich etwas in mir . . . ich wollte nicht den Frevel begehen, und doch hat meine Hand heimtückisch, ja teuflisch gehandelt."

„Was hast du mir getan?"

„Ja . . . nicht umsonst leide ich diese Pein . . . ich kann nicht sterben, bevor du mir das Verbrechen vergibst . . . ich habe in Spanien zwei Briefe von Isabella, an dich gerichtet, in deinem Zelte gefunden und beide gestohlen und vernichtet."

Wahren prallte entsetzt zurück. „Das ist des Rätsels Lösung! Nur zwei, nicht drei Briefe?"

„Nur zwei! Ist es nicht genug der Schuld? Verzeihe, vergib mir, damit ich in Frieden scheiden kann!"

Willy trat ans Fenster, um seiner Seelenerschütterung Herr zu werden. Der Zorn, daß sein Freund der falsche Verderber seines Glücks gewesen, verflog angesichts des Todgeweihten, und das Erbarmen blieb, voll Edelmut und Ernst kehrte er zum Lager zurück. „Ich bin nicht dein Richter, Friedsam, ich habe dir die böse Tat vergeben . . . Gott möge deiner Seele gnädig sein! Hast du noch mehr mir zu sagen, um deine Seele zu erleichtern?"

In dem leichenfahlen Antlitz blickten die Augen ängstlich empor. Dachenhausen schien zu befürchten, daß Willy vielleicht nicht sein Versprechen halten werde. „Willst du mir die Ruhe, die Erlösung verschaffen, so möchte ich noch eins bekennen und das Rätsel deiner Geburt dir lösen."

„Du weißt, wer mein Vater ist . . . sprich, sprich schnell, mein Freund!" rief Willy in höchster Erregung.

„Gib mir die Hand darauf, daß du den raschen Tod mir gibst ... gut, nun will ich reden, obwohl ... jedes Wort mir Marter macht ... bitte, Wasser ... mehr, um die Glut hier zu löschen."

Die Tropfen, die der Ärmste zu schlucken vermochte, erquickten und belebten ihn, so daß er stoßweise zu erzählen vermochte. „In Hasselhausen stöberte ich einmal in Pastor Barings Abwesenheit in seinem Schreibtische herum, und . . . meine strafwürdige Neugier wurde befriedigt . . . ich fand einen Brief deiner Mutter, darin sie dem Pastor das Mysterium deiner Geburt offen darlegte. Ich war in die interessante Lektüre so vertieft, daß der Pastor . . . mich bei meiner unbefugten Tätigkeit überraschte ... und am Schopfe packte. Nach einer langen Strafpredigt . . . nahm er dem dummen Bengel, der die Hand auf die Bibel legen mußte, einen heiligen Eidschwur ab . . . ich mußte beschwören, bis zu meiner Sterbestunde . . . unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten . . . ich versprach ihm, bis zu meiner Sterbestunde dir nichts zu verraten . . . und ich hielt Wort, das weißt du . . . Jetzt ist unzweifelhaft meine letzte Stunde gekommen, und meine Lippen sind nicht mehr gebunden, nicht wahr? Ich darf das Geheimnis dir kundtun."

Wahren schwankte und war in einer schweren Not, sein Auge hing starr an den bläulichen Lippen, und sein Mund blieb verschlossen.

Friedsams Züge verzerrten sich von dem furchtbaren Schmerz, aber er überwand mit Heroismus die Schwäche und flüsterte hastig sein Geheimnis: „Du bist der Sohn des Herzogs von Cornwall."

Willy schlug beide Hände gegen die Stirn und schrie wehevoll: „Der natürliche Sohn des Herzogs . . . ich ahnte lange die Schmach . . . ich bin unehelich, unehrlich!"

„Nein, nein . . . höre mich an . . . der Herzog lernte auf den Hofbällen in Herrenhausen das Fräulein von Wahren kennen . . . verliebte sich in ihre Jugend und Anmut . . . da sie zu stolz, zu keusch oder zu klug war . . . um seine Geliebte zu werden . . . hat er in seiner Leidenschaft eine übereilte Ehe geschlossen . . . deine Mutter wurde ihm vor zwei Zeugen von dem Pastor Pieper zur linken Hand angetraut."

„Gottlob, Gottlob! Die elende, ewige Angst fiel jetzt von meinem Herzen." Dem Kapitän flossen Tränen über die Wangen.

„Der Herzog wurde von dem König . . . dem die morganatische Ehe sehr mißfiel . . . nach England gerufen . . . bereute bald den Liebesroman . . . und ließ es sich gern gefallen . . . daß König Georg kraft eines Machtspruchs die Ehe mit dem Fräulein von Wahren auflöste . . . einfach für null und nichtig erklärte. Deine arme Mutter wurde mit kargen Abfindungs- und Alimentationsgeldern abgespeist . . ."

Der Verwundete fiel erschöpft zurück, fuhr aber nach ein paar Minuten mit dem Kopfe empor, krallte die Hände in den Mantel und schrie: „Halte dein Wort, Willy! Hilf mir . . . heile mich . . . o . . ."

Die wütenden Schmerzanfälle, das Wimmern war unerträglich.

Wahren gab dem Burschen einen Wink und trocknete behutsam den Schweiß von der Stirn des Todgeweihten. „Du hast mir heute eine große Erlösung gebracht . . . mein lieber Freund, ich will dich erlösen und den letzten Liebesdienst dir erweisen. Bete zu Gott und befiehl ihm deine Seele!"

Der rauhe Pole trat zartfühlend in den Hintergrund, nahm die Pistole, setzte, diskret abgewandt, die Ladung sorgfältig fest, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und trat sich bekreuzigend ans Lager heran.

Friedsam blickte fest in die Mündung der Waffe, sah den Polen freundlich an und sagte: „Dank dir, Kamerad, für den Schuß! Nimm dafür meine Börse hier! Setze die Pistole an meine Schläfe und zittre nicht . . . in Gottes Namen! Herr Gott, nimm meine Seele gnädig auf!"

Willy hielt beide Hände des Freundes und schloß die Augen

Ein Blitz, ein Knall! Der gut Getroffene, der nicht leben und nicht sterben konnte, war still und litt keine Qualen mehr, ja auf dem weißen Antlitz schien ein dankbares Lächeln zu liegen.

Kosziuskos vierschrötige Gestalt zuckte heftig; in tiefer Bewegung sprach er die Worte: „Friede sei mit dem Härrn Leutenamb von Dachenhausen . . . Härr Kepten, davon wird sich nichts rapportiert . . . aber für den Schuß wird die Muttergottes ein paar Jahre Fegfeuer, die durch verdammtes Saufen meiniges verdient sind, mir schenken.“

Wahren nickte. „Ja, es bleibt wohl besser unter uns, mancher würde es mißverstehen . . . was soll ich mit der Börse?“

Der einfache, wahrhaft edle Kosziusko bestand darauf, daß das ihm geschenkte Geld dem Fonds für invalide Soldaten zugeführt werde.

In tief wehmütigen und doch erhebenden Gedanken ritt Willy über das Leichenfeld von Waterloo und nach dem Lagerfeuer. Er allein — Kosziusko war nur sein Werkzeug gewesen — hatte den erlösenden Schuß abgegeben, und er wollte es tragen vor Gott und Menschen.

Hatte er recht gehandelt vor Gott und dem Gewissen? Und war er nicht strafbar und verfallen dem starren Buchstaben des Gesetzes, welches befiehlt: Du sollst nicht töten!? Nein, sein Gewissen strafte ihn nicht, und sein Herz tröstete ihn sogar: Du bist dem Mitleid und der Menschlichkeit gehorsam gewesen, du hast getan, was die Liebe und das Erbarmen dir zu tun befahl. Die Barmherzigkeit ist das höchste Gesetz und die Herrin aller Gebote.

Dennoch bat er den General von Alten um Gehör, schilderte seinem Vorgesetzten freimütig den Hergang der Hougoumonter Tragödie und bat, wenn es erforderlich sei, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Der General mit dem deutschen Gemüt legte die Hand auf das Achselstück des Kapitäns und sagte: „In den vielen Schlachten der letzten 15 Jahre erfuhr ich mehr als fünfzehnmal, daß ein treuer Freund seinem sterbenden Kameraden diesen letzten schweren Liebesdienst erzeigte . . . das ist eine Sache, die vor kein Kriegsgericht, sondern vor das Höchsten-

gericht des Herrgotts gehört ... und der arme Dachenhausen, der vor seinem Richter steht, wird Sie nicht verklagen.“ —

Willy stand fern von dem Menschenlärm des Lagers, das den großen Sieg feierte, in eigenen, erhebenden Gedanken; er betete für die Seele seines Kameraden und dankte den ewigen Mächten, die das kleinste Menschenschicksal lenken. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, und hier bei Waterloo war seines Daseins Höhepunkt. Das Mysterium seiner Herkunft war weit über Hoffnung gelöst, das Dunkel seines Lebensanfangs, das so viel Furcht und Fragen ihm gemacht hatte, war ehrenhaft gelichtet und die Stelle, wo er empfindlich und sterblich war, geheilt. Er, William von Wahren, war der legitime Sohn des Herzogs von Cornwall, des englischen Welfenprinzen, der seine Gattin bald verlassen und durch königlichen Willkürakt die Ehe gelöst hatte. O, er hatte seiner Mutter, die ein herbes Los getragen, durch Mißtrauen und Zweifel schweres Unrecht getan und sehr viel ihr abzubitten.

Eine frohe, tiefe Ruhe legte sich auf sein Gemüt, als wenn jetzt sein Kampf zu Ende und für die ganze Welt der Völkerfriede errungen sei. Er schlief auf der bloßen Erde, wo die 100 000 Sieger von Waterloo lagen, den festen Schlaf des Todmüden, der ein volles Tagewerk getan. —

Das englische und preußische Heer marschierte in Frankreich hinein, ohne erheblichen Widerstand zu finden; seit der Panik von Belle Alliance war der gallische Mut gebrochen.

Nach einer Heerschau hinter Lille überreichte General von Alten dem Kapitän von Wahren die Tapferkeitsmedaille von Waterloo. Der Empfänger des Ordens war sich nicht bewußt, daß er in der berühmten Schlacht eine besondere Bravour bewiesen habe, und daß ein rascher Ritt eine Auszeichnung verdiene. Doch der General als alter Praktikus erklärte dem Bescheidenen: „Die Menschen belohnen nie die Tat selbst, sondern stets nur den Erfolg, den sie hat ... die Botschaft, die Sie von Blücher brachten, war von größter Tragweite für den Ausgang der Schlacht.“

Noch Besseres war dem Glücklichen von der Kriegsfortuna und dem englischen Kriegsministerium bestimmt.

Der Erzfeind Bonaparte war eine endgültig abgetane, tote Größe. Für sein Leben fürchtend, floh der größte Aventurier der Weltgeschichte auf das englische Schiff und in die lebenslange Haft von St. Helena. Die alliierten Heere hielten ihren Einzug in Paris.

Hier empfing Wahren sein Patent als überzähliger Major in Anerkennung eines bedeutenden Dienstes, den er in einem entscheidenden Momente der Schlacht der obersten Heeresleitung geleistet habe, wie das Begleitschreiben ehrenvoll hervorhob. Der junge Major warf noch einmal die oft gestellte Frage auf, ob er diese ungewöhnliche Laufbahn seinen Heldentaten oder seiner hohen Herkunft zu verdanken habe. Mit dem Stolz des Mannes, der seinen Wert nicht über- noch unterschätzt, durfte er sich die Antwort geben: Wenn ich nicht vier feste Plätze gestürmt, in sechs Schlachten tapfer gefochten, eine reiche Kriegskasse erbeutet und den bedeutungsvollen Ritt bei Waterloo gemacht hätte, wäre ich zur Stunde ein Premierleutenant, wie die andern Kameraden, und kein Stabsoffizier.

Der Marschallsstab war dem Major von Wahren nicht mehr ein nebelhafter Traum, sondern eine helle Möglichkeit und ein erreichbares Ziel. — — —

Die deutsche Legion blieb vom Juli bis zum Dezember 1815 in Paris und marschierte nach dem Friedensschlusse über den Rhein und Aachen nach ihrem Heimatlande Hannover. Ihr Marsch über Nienburg und Neustadt durch das ganze hannöversche Land glich einem Triumphzuge, überall wurden die Helden mit Glockengeläut, Ehrenpforten und Ehrenjungfrauen, Blumen und Kränzen empfangen. Hochgemut, aber auch wehmütig war den Kriegern ums Herz. Sollte doch die tapfre Legion, die ihre Pflicht gegen das Vaterland getan hatte und jetzt gehen konnte, aufgelöst und die Soldaten, die im jahrelangen Kriegslager des Friedens Hantierung verlernt hatten, entlassen werden.

Im März trafen die Bataillone in Hannover ein, der Herzog von Cambridge ritt ihnen entgegen, setzte sich an ihre Spitze und führte sie in die Stadt. Am Steintore wurden die Helden von Salamanca, Vittoria und Waterloo von

dem Magistrat und den Bürgern, während die Glocken tönten und die Salutschüsse krachten, mit dem Gruße empfangen:

Solang' auf deutscher Zunge nicht erstirbt
Das heil'ge Lied von vaterländ'scher Treue,
Solang' ein Volk noch um die Freiheit wirbt
Und nicht im feigen Knechtessinn verdirbt, —
Solang' erschallen wird's im Siegeston:
Das war des Königs deutsche Legion.

Junge Damen bekränzten die pulvergeschwärzten, von Kugeln zerfetzten Fahnen — und die lorbeergeschmückten wurden im Palais des Herzogs untergebracht und zur Ruhe gesetzt. Die Legion ist mit einem dreifachen Hurra aufgelöst worden.

William von Wahren bemerkt, es sei ein forciertes und gezwungenes Hoch gewesen, und manchem Tapfren rannen die Tränen über die wettergebeizten Wangen. Trotz allem Bekränzen und Fetieren war es ein trauriger Tag für Tausende, die nur das Kriegshandwerk kannten, in den Frieden sich nicht zu schicken wußten und die bange Frage Was nun? nicht beantworten konnten.

Die gemeinen Soldaten, die ihre Glieder behalten hatten, mochten sehen, wo sie blieben. Viele Offiziere wurden von der englischen Regierung auf half pay — Halbsold — gesetzt, und die Glücklichen, die im Dienst blieben, bekamen den viel schlechteren Friedenssold.

Die große, herrliche, hehre Zeit der Befreiung endete für sehr viele mit einer großen Enttäuschung.

Willy war auch nicht frohen Muts und wurde doch von den Kameraden beneidet, denn er wurde sofort zu einem hannöverschen Regimente versetzt, wo er allerdings bei der Überfülle an höheren Militärs, obgleich Major, mit einer Kompagnie sich begnügen mußte.

Er schimpft und flucht nicht, wie die andern, über den Malefizfrieden, sondern schweigt diskret und wehmütig über die kleine Zeit nach den großen Tagen. Aus den Jahren, wo er bei den Gardejägern „Kommißhengst" war und Gamaschendienst tat, wissen seine Memoiren nichts Denkwürdiges, weder Böses noch Gutes, zu berichten.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

# Der Bonapartefeind bekommt einen englischen Vater, eine französische Frau und 24 deutsche Kinder.

Zwanzig Jahre lang hatten die Waffen in Europa nicht geruht. Jetzt war es nach der lärmenden Zeit der Unruhe tiefstill geworden in allen Ländern der alten Welt; und Friede, Friede herrschte vom Tajo bis zur Wolga, vom Kattegatt bis zum Schwarzen Meer. Aber die Menschen wurden des großen Völkerfriedens nicht froh, die Hoffnungen der großen Befreiungszeit erfüllten sich nicht.

Die alte schlechte Zeit mit ihrem Fürstenregiment und ihrer Freiheitsfurcht, mit ihrem Schlendrian und Schlaf, schien, besonders im deutschen Bunde, zurückgekehrt zu sein, ganz als ob die wunderbaren Jahre des Abenteurers von Ajaccio gar nicht oder nur ein wilder Traum gewesen seien. Die Helden von 1813 und 1815, die für Vaterland und Freiheit ihr Leben und ihre Glieder gewagt hatten, sahen mißmutig-verdrossen, daß sie nicht die schöne, ersehnte Zeit erstritten, sondern nur das vorige Jahrhundert mit seinen alten Zöpfen, mit seinen kleinlichen, beschränkten Zuständen zurückerkämpft hätten. Nach dem brausenden Viktoriageschrei von Leipzig und Waterloo war es kirchhofsstill geworden im Lande, kein Aufschwung, keine Erhebung, nichts Erhofftes war gekommen oder zu erwarten, in dumpfer, stumpfer Resignation ließen die Besten ihre Hände müde, mutlos und pessimistisch sinken.

Der Major von Wahren fühlte schwer den ungeheuren Kontrast zwischen der großen Vergangenheit und der kleinlichen Gegenwart. Einförmig und träge flossen ihm die Tage

dahin im langweiligen Soldatendrill, und wieder regierte der Korporalstock.

Der in sein Reich zurückgekehrte Kurfürst wollte den Statusquo wiederherstellen und alles Alte restaurieren, just als wenn die Welfenherrschaft und das Gottesgnadentum gar nicht durch die bösen Bubenstreiche eines Bonaparte gestört worden sei. Die einstigen militärischen, veralteten Institutionen, die alten, lieben, unpraktischen Uniformen wurden tunlichst erneuert; wenn es möglich gewesen, wäre auch der soldatische Zopf wieder eingeführt worden.

Weil jetzt der ewige Friede verbürgt schien, wurden die stehenden Cadres der Regimenter, um das geschädigte Welfenvermögen zu restituieren, tunlichst beschnitten. Die Leute der sogenannten Landwehrregimenter sollten nicht mehr zu kostspieligen Übungen einberufen werden, sondern, um geschmeidig zu bleiben, alle Sonntage nach dem Gottesdienste vor der Kirche eine Stunde paradieren und exerzieren.

Wahren wurde einmal abkommandiert, um über das Landwehrregiment Osnabrück in den verschiedenen Dörfern nach dem Kirchgang Revue abzuhalten und einen Bericht einzureichen. Die Übungen waren zum Lachen oder zum Weinen. Voll Überdruß schrieb er bündig an das Generalkommando: Die Übungen seien ein militärisches Affenspiel gewesen, die Landwehrleute des betreffenden Bezirks seien im Fall einer Kampagne nur als Trainknechte, Marodeure und Ausreißer wohl zu gebrauchen.

Der Bericht hat des Majors Beförderung nicht befördert. Mit dem Avancement hatte es lange Aussichten sowieso, er hätte alt werden müssen wie Methusalem, um es durch Anciennität zum General zu bringen. Zahllose überzählige Stabsoffiziere waren durch ihr Dienstalter ihm voraus, im Frieden waren keine Festungen zu stürmen, keine Kassen zu erbeuten, und ging es im Kurfürstentum hübsch nach der Anciennität oder — nach Gunst und Fürsprache. Willy war viel zu stolz und vornehm von Gesinnung, um in Herrenhausen zu antichambrieren und den Herzog von Cambridge, der dort residierte, zu umschmeicheln.

Der Held der Memoiren greift selten zur Feder, in den

ereignislosen, dürftigen und ledernen Zeiten passiert sehr wenig, was denkwürdig und des Aufschreibens wert ihm dünkt. Er sagt einmal:

„Ein Tag ist akkuratemang wie alle ... habe wieder einmal vierzehn Stunden mit wachen Augen, auf dem Exerzierplatze schimpfend, in der Messe kauend und meine halbe Bouteille trinkend, hinter einer faden Zeitung gähnend, verschlafen. Gott gebe uns eine gesunde Kampagne, oder ich nehme meinen Abschied. Valet o Marschallsstab! Der Teufel schlage die Friedenseselei 200 Klafter tief in den Erdboden hinein! In zehn geschlagenen Jahren haben nur drei Begebenheiten mein Gemüt etwas affiziert und mein Geblüt, das dick wird — obschon ich jeden Lenz und Herbst mir eine Ader stechen lasse — ein wenig in Wallung gebracht."

Nur drei Erlebnisse in zehn Jahren!

Willy hatte lange gezögert, ehe er sich mit seiner Mutter offen über seine Herkunft aussprach. Aus Furcht vor der Alteration und mit Vorsicht wählte er einen günstigen Tag, an dem Frau von Hinüber in „Humör" sich befand.

„Mutter," begann er, „ich habe für einen bösen, ungerechten Verdacht Abbitte zu tun ... ich fürchtete, daß ich von fragwürdiger Geburt sei ... jetzt weiß ich, daß ich der eheliche Sohn des Herzogs von Cornwall, daß ich ein Welfe bin ... warum hast du mir verheimlicht, was dir nur zur Ehre und mir nicht zur Schande gereicht?"

Die Frau, die mit dem Alter abgeklärter geworden war, weinte leise, doch es waren stille Tränen, und sie erklärte ihm ihre peinliche Lage und Lebensnot.

„Die Großmutter hatte sehr wenig Kapital, und ich war ganz unvermögend, mußte aber mit dem Kinde leben und das hingeworfene Geld annehmen, um nicht zu verhungern. Das war die bitterste Demütigung meines Lebens. Als ich die recht karge Summe und das Versprechen einer laufenden, stets bei Nichtwohlverhalten widerruflichen Unterstützung von dem Herzog von Cumberland, den der Cornwaller mit der Regelung beauftragt hatte, erhielt, hatte ich schriftlich versprechen müssen, das Kind Wahren zu nennen, die Herkunft desselben ihm selbst und jedermann zu verschweigen

und den Herzog hinfüro in keiner Weise zu inkommodieren, geschweige denn zu kompromittieren. O die infame Lüge, zu der man mich zwang! Ich mußte heucheln, heucheln und mein Kind belügen . . . o zwiefache Niedertracht!"

„Als ich zu Verstand kam, hättest du reden können, reden müssen."

Sie errötete, als wenn sie etwas sehr Peinliches sagen müsse. „Höre mich! Ich wollte es nicht . . . aber du wolltest durchaus Offizier werden . . . dein seliger Stiefvater hatte für mich und die Kleinen zu sorgen und nicht die Mittel, dir das Patent zu kaufen und die Zuschüsse zu geben. Trotz meines Widerwillens wandte er sich an den Herzog von Cornwall . . . des Cumberlanders Hofmarschall antwortete uns im Auftrage eines, den es angeht . . . man würde für deine militärische Ausbildung und Zukunft Sorge tragen, doch nur unter der striften, strengen Bedingung, daß die Affäre geheim bliebe, du nichts von deiner Herkunft erführest, noch je als Sohn des Herzogs dich geriertest . . . alle Ehepapiere mußte ich vorher einsenden, damit du nie irgendwelche Prätensionen, dem königlichen Hause anverwandt zu sein, erheben könntest."

Der Sohn sprang auf die Füße und reckte sich. „Ha! Dennoch bin ich ein Welfe! Trotz königlichen Machtspruchs und Annullation der Ehe ein vollbürtiger, ehelicher, echter Welfe, und nicht von Wahren, sondern William von Welf müßte mein Name sein."

„Bedenke, daß du ein Offizier Sr. Majestät bist!" dämpfte die ängstliche Frau, „du könntest die Uniform verlieren, wenn du von deiner Abstammung . . ."

„Ach, die Uniform werde ich ihnen bald vor die Füße werfen, ich bin kein Friedenssoldat . . . doch fürchte nur nicht, daß ich jemals an meinen sauberen Herrn Vater und das königliche Haus Ansprüche stellen werde, niemals würde ich meinen Vater um eine Audienz, eine Fürsprache, ein Wort bitten." — — —

Major von Wahren hielt sich geflissentlich vom Hofe in Herrenhausen fern. Er, dem man eine große Karriere prophezeit hatte, war der jüngste vom Stabe, war und blieb

Major, wenn auch mit eignem Bataillon. Zu viele warteten ungeduldig-gierig auf den Tod ihrer Vordermänner und ritten auf den Exerzierplatz hinaus, bis sie weiß und greis wurden und der Reitersmann mit der Hippe sie holte. —

Kurz vor Ostern erhielt Willy von seinem alten Feldwebel einen Brief, der ihn sehr interessierte. Der Feldwebel Hagen, der das in den Trümmern von Burgos gefundene Waisenkind als eigen angenommen hatte, war seit Jahren als Förster in der Nähe von Andreasberg im Harze tätig und schrieb alljährlich an Wahren. Er meldete heuer schlicht und zufrieden, wie einen soldatischen Rapport: Die Försterei sei ein gutes Amt und Brot und durch die Ökonomie recht einträglich, er habe 2 Pferde, 10 Rinder, 6 Ziegen und 40 Hühner. Die Kleine, die jetzt eine große, schlanke Burga sei, solle auf Palmarum konfirmiert werden, obgleich sie wahrscheinlich — man wisse ja ihr Alter nicht genau — knapp und kaum vierzehn Jahre zähle. Es sei halt nicht mehr gegangen, sie als Kind ins kurze Röckchen zu stecken, da sie sich beispiellos frühreif entwickelt habe und eine völlige, komplette Demoiselle geworden sei, so daß die Leute auf der Straße ihr nachgafften und ein naseweiser Fremdling dem schmucken Kinde den Namen „Scharmante Waldfee“ gegeben habe. Die Burga sei aber Gottlob keine eitle Affin, arbeite in Haus und Garten und scheine von ihrer Schönheit selbst nichts im Spiegel gesehen zu haben.

Wahren ging sofort in die Stadt, kaufte eine goldene Kette mit Kreuz und sandte das Konfirmationsgeschenk an die kleine Burga, die er sich nur als Kind und kleinen Engel mit großen, dunklen Augen vorzustellen vermochte. Von Stund an beschäftigten sich seine Gedanken immer häufiger mit seinem Findelkinde, er hatte eine Sehnsucht nach der Kleinen, ein Heimweh nach der Kindheit und Unschuld, und er beschloß, zum Frühsommer Urlaub zu nehmen und eine Harzreise zu machen. —

Major von Wahren hielt sich von dem Hofe in Herrenhausen stolz fern. Trotzdem erfuhr er eines Tages, daß er zum Ritter des Guelphenordens ernannt sei. Am 12. August,

welches der Geburtstag Sr. Majestät des Königs Georg IV. war, wurde mit dem üblichen Pomp und Aufzug ein Kapitel des Guelphenordens im Schlosse abgehalten.

Wahren beobachtete mit einem stillen, inwendigen Lächeln alle so ernsthaft, ja feierlich vollzogenen Einzelheiten der Zeremonie, die wie eine Staatsaktion sich abspielte und doch mit ihren alten Trachten, ihrem Tand und Hokuspokus wie eine groteske Mummerei anmutete, und er erhielt von dem Herzog von Cambridge, der mit dem Schwert unmerklich oder gar nicht seine Schulter berührte, höchsteigenhändig den Ritterschlag. Nachher war großes Diner für die alten und neuen Ritter im Schloß zu Herrenhausen; bei dem Festessen präsidierten zwei Prinzen von Welfengeblüt, zwei Königliche Hoheiten. Wahren kannte das Äußere des Cumberlanders, den er bei der Ausfahrt in London mit seinem Leibmops gesehen hatte, und richtete einen schrägen, unruhigen Blick auf die Mitte der Hufeisentafel. In ihm stockte etwas, seine Hand zitterte, sein Löffel klirrte gegen den Teller. Nach einer Minute kehrte er den Kopf nach links, um ein gedämpftes Gespräch anzufangen; der trotzige Zug am Munde kontrastierte seltsam zu dem verbindlichen Tonfall der Stimme.

Sein Nachbar neigte sich ihm zu und antwortete leise: „Der stattliche Herr in der Uniform der Royal Dragoons mit dem stolzen Gesicht ist der Herzog von Cornwall . . . jeder Zoll an ihm ist ein Grandseigneur und ein Engländer. Englisch in seinen Äußerlichkeiten und seinem Herzen, in seiner Gesinnung und Sprache, soll er seit mehr als 25 Jahren Hannover gemieden haben und vor allem, was deutsch ist, einen kleinen dégoût besitzen.“

Was er von der Engländerei des Herzogs hörte, weckte Wahrens Antipathie; er raunte ironisch: „Sehr schlimm für ihn! Dann muß der arme Mann ja sich selbst degoutieren und verachten, da er ein deutscher Prinz aus dem deutschen Hause Braunschweig-Lüneburg ist.“

Der Nachbar schaute sich ängstlich um und hüstelte erschrocken hinter der Serviette: „Sttt, mein Herr!“ Nach einer Weile jedoch wisperte er: „Es ist eine lächerliche Ta-

sache, daß er kein korrektes, sondern nur ein kurioses, englisch konstruiertes Deutsch sprechen kann."

Wahren schwieg, sah auf den Teller und aß mechanisch die Leckergerichte des langen Diners. Bei dem Toast, den der Prinz ausbrachte, wandte der Major den Kopf, eingehend musterte sein düstres Auge Gestalt und Gesicht der Königlichen Hoheit. Hier ist kein Zweifel, sagte er sich. Das ist dasselbe regelmäßige, aristokratische Antlitz mit den hochfahrenden Augen und kalten Lippen, das ich auf dem Elfenbeinporträt meiner Mutter gesehen habe, sogar das Haar wallt genau so üppig, wenn auch ergraut, über der hohen Stirn . . . dieselbe wahrhaft fürstliche, noch immer schöne Erscheinung, aber um viele Jahre gealtert und durch harten Stolz abstoßend! Wie rank und ritterlich seine Haltung, wie königlich jede Geste ist, wenn er spricht! Obgleich sein schlechtes Deutsch Lachen erregen müßte, blickt alles ernst und devot auf ihn. Das ist mein Vater . . . der Vater, der Weib und Sohn verließ und verstieß. Ein krasser, übler Egoist! Das Gesetz der Fürsten befiehlt ihnen die ebenbürtige Ehe . . . und er ist nachher unvermählt geblieben! Habe ich in sein Herz hineingeschaut und seine Kämpfe gesehen? Er ist der Imposanteste von allen Welfen, in jeder Bewegung und jedem Blick ein König und müßte Kurfürst von Hannover sein.

Daß der Herzog von Cornwall ein so schöner, hochgebietender Mann war, übte auf Willy eine sympathische, merkwürdig versöhnende Wirkung aus; er suchte und fand Milderungsgründe für das unverzeihliche Verhalten seines königlichen Vaters, der unerbittlichen Standesgesetzen unterworfen sei und mit andrem Maßstabe, als die gewöhnlichen Menschen, gemessen werden müsse.

Nach dem Essen hielten die Prinzen im Nebensaale Cercle ab, und die neuen Ritter des Guelphenordens wurden dem Range nach ihnen vorgestellt.

Willys Herz klopfte heftig, seine Farbe wechselte ein paarmal. Als er aber vortrat, um tief sich zu verbeugen, hatte er die würdevolle Haltung des höheren Offiziers und die volle Selbstbeherrschung des Weltmannes.

Der Hofmarschall präsentierte: „Herr Major von Wahren!“

Vater und Sohn standen sich gegenüber und sahen sich zum erstenmal ins Auge. Obgleich der Name Wahren überraschend ans Ohr des Herzogs klang, zuckte er mit keinem Nerv und keiner Wimper, sondern sein Auge betrachtete gelassen und mit der stereotypen Wohlgeneigtheit, aber doch weit aufmerksamer und interessierter, als alle andern, den jetzt vorgestellten Offizier. Der illegitime, aber stattliche, vielfach dekorierte Sohn, der sich im Felde ausgezeichnet hatte, war ihm sympathisch, er fand Gefallen an dem Major und redete ihn leutselig an, mit dem Finger auf einen Orden zeigend: „Für was haben Sie gekriegt das thing da?“

„Weil ich an dem Sturm auf Badajoz teilnahm.“

„Und dieses Dekoration hier?“

„Nach der Schlacht bei Salamanca.“

„Very well, Sie seien gewesen sehr tapfer ... wenn ich remember recht, im Schlachtrapport von Waterloo ... hat nicht gestanden Ihr Name sehr rühmlich in dem Rapport von Wellington? Sie haben da gemacht ein ... ein Heldentum ...“

„Mein gutes Pferd hat das meiste gemacht ... Dank der Ausdauer meines Rosses und meiner Beine hatte ich das Glück, Blücher zu erreichen und unsrem Feldherrn die Nachricht zu bringen, daß die Preußen sofort ...“

„Well, das war von... von great importance... wenn Sie nicht wären gekommen at time, wäre Wellington retiriert und das ganze Schlacht verloren.“

Keiner lächelte ob des schlechten Deutsch, und der Prinz blieb trotz der Sprachschnitzer die Königliche Hoheit. Plötzlich stellte er die Frage: „Wie alt seien Sie, Major?“

Wahren sagte sein Alter und schaute absichtlich und eigentümlich fest dem Cornwaller ins Auge. Der Prinz nickte gedankenvoll und murmelte mit sich selber: „So many years ... so many years since ...“ Er bewegte die Hand, als wenn er eine Erinnerung, die seine Seele anflog, schnell verscheuche, und fragte, unwillkürlich englisch denkend: „How is ... wie ist Ihr Avancement?“

„Ein Avancement gibt es nicht seit dem Frieden."

„Why ... wollen Sie nicht sein versetzt zu einem inglischen Regiment?"

Wahren antwortete mit Nachdruck: „Ich bin ja kein Engländer, sondern ein Deutscher."

Die Königliche Hoheit lächelte sarkastisch und ging weiter, kehrte aber den Kopf und sagte freundlich: „Mein Major, ich wünsche Sie zu kommen zu mir morgen um zwölf Uhr, in Monbrillant, please."

Die Höflinge horchten auf und zeigten fortan dem Major, daß er ihre ganze Hochachtung besitze.

Wahren war für den folgenden Tag nach dem Schlößchen Monbrillant in Herrenhausen, das der Herzog von Cornwall bewohnte, zur Audienz befohlen worden. Er fuhr in Galauniform hinaus und ging mit großer Fassung, Reserve und Ruhe der Aussprache entgegen. —

Der Herzog winkte nur in seiner unnachahmlichen Weise mit den Brauen, und der Lakai flog hinaus, die Flügeltüren fest hinter sich zumachend. Vater und Sohn waren unter vier Augen allein.

Sie sahen einander an, als wenn jeder in der Seele des andren lesen möchte, und schwiegen eine Weile, als wenn sie das erste Wort nicht finden könnten.

Der Prinz stotterte weiß Gott; obgleich er Air und Attitüde des Grandseigneurs zur Schau trug, sprach er unsicher. „Sie haben bekommen regelmäßig den Scheck, nicht wahr? Sie tun doch wissen, daß ich ... daß ich habe gemacht Ihre militärische Ausbildung ...?"

„Das war Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit," polterte eine rauhe, unhöfische Stimme, „das war eine Ihrer Vaterpflichten gegen den Sohn, den legitimen Sohn aus legitimer Ehe."

Der Herzog von Cornwall wurde nicht schroff, kühl und königlich bei diesen schroffen Worten, wie Willy erwartet hatte, sondern ein wohlwollendes, leicht ironisch belustigtes Lächeln umspielte seine Lippen. „So I like you, my son! You are a man! You blame me because ... Sie machen mir Vorwürfe, weil ich verließ Ihre Mutter ... es war eine

reguläre marriage . . . it was the best, but the shortest time of my live . . . wissen Sie, was ein königlicher Prinz ist? Ich will es sagen Ihnen! Ein Prinz ist ein totaler Knecht des höchsten Agnaten, des Königs, ein Prinz ist ein miserabler Sklave der Hausgesetze, ein Sklave der Etikette, der Ebenbürtigkeit. A royal slave is not allowed to marry but by consense of his master! Tun Sie wissen, was S. Majestät sagte zu mir? Lösen Sie die Liaison right away, oder legen Sie nieder Ihren Stand, Rang und Titel, Ihr Amt und Ihre Apanage, do now, as you please! Was tat ich tun? Ich hatte nicht mehr Kapital und Rente für einen königlichen Prinzen, als ein Major, der leben soll von vierzig Pfund, aber ich hatte Wechsel, you know, viele Wechsel. Wenn ich verlor meine Apanage, meinen militärischen Sinekûren, ich wäre gewesen ein beggar, ein Bankerotteur. Verurteilen Sie mich?“

„Ja!“ rief Wahren energisch. „Ein Mann hätte in dem schweren Konflikt seine ehrenhafte Gesinnung und unbeugsame Charakterstärke bewiesen und gegen den Widerstand einer Welt zu seinem Weibe gestanden.“

Die Königliche Hoheit ließ das hochfahrende Kinn sinken und murmelte kleinmütig: „Sie hätten gehandelt so . . . der Sohn ist may be größer und stärker als der Vater . . . you are a man . . . but do not forget, my son! Ein Prinz wird erzogen am Hofe, nicht zum Menschen, zum Manne, sondern zur Marionette, die gelenkt wird von der Etikette und jede eigne Bewegung und Regung verlernt. Genug . . . never mind!“

Noch nie hatte der Herzog ein andres Auge in sein von Hoffahrt und Hoheit umpanzertes, von Welt- und Menschenverachtung erfülltes Herz hineinblicken lassen, schnell warf er die Frage hin: „How . . . wie ist Ihre Frau Mutter? Was kann ich tun für Ihre Mutter?“

Der Sohn fing in seinem Herzen an seinen Vater zu entschuldigen und verstand wohl, daß ein Fürst in einer ganz andren Weltauffassung, ja Luft und Atmosphäre lebt und daher mit andrem Maßstabe gemessen werden muß; er gab aber die herbe Antwort: „Wie ist es möglich, daß ein Prinz,

der auf der Höhe der Menschheit steht, seine ersten und einfachsten Menschenpflichten vergißt? Haben Sie bisher nichts für meine Mutter getan, sollen Sie auch in Zukunft von jeder Sorge befreit bleiben."

Der Herzog, der die Macht des Geldes kannte, lächelte überlegen. „Es ist mein Ernst . . . I want to do something for you and your mother . . . ich war ein armer Prinz, und S. Majestät hat gekürzt damals meine Apanage, um die Zügel kurz zu halten . . . jetzt hat ein Onkel mich gemacht zum Erben . . . ich möchte aussetzen ein Kapital für Ihre Mutter und für meinen Sohn."

„Nein, keinen Sixpence werden wir nehmen! Ich habe meinen Sold, meine Wundenpension und ein kleines Vermögen, das mein und meiner Mutter Zukunft sicher stellt."

Der Herzog beendete nicht durch einen Wink die Audienz, die einen für ihn unliebsamen Verlauf nahm, sondern betrachtete mit einem wohlwollenden und freudig strahlenden Blick die stolze Miene des Sohnes. „O, I like you, I like your pride! You are my right son! Was kann ich tun für Sie, mein Sohn?"

„Nichts, nichts! Meine Ehre verbietet mir, von dem Manne, der von meiner Mutter geschieden ist, irgend etwas anzunehmen."

„Sie wollen keinen Zuschuß, keine Rente, aber vielleicht eine Beförderung . . . ich wünsche zu machen Ihnen eine Freude."

„Nur die Beförderung, die ich mir selbst verdiente, hat einen Wert für mich."

Der Herzog drückte die Hand des Majors und sagte mit wahrer Herzlichkeit: „Grüßen Sie Ihre Mutter, und sagen Sie ihr: Die kurze Zeit meiner Ehe ist gewesen die glücklichste Zeit meines Lebens. I shall not forget you, my son . . . farewell, my William!" Durch die letzten Worte klang ein väterlicher Herzenston.

Wahren erwiderte den Druck der Hand und ging ohne Groll, ja versöhnt von dannen.

Vater und Sohn haben sich nie wieder gesehen. Bald nach seiner Rückkehr wurde der Herzog von Cornwall auf seinem

englischen Landsitze von einer kontagiösen Krankheit befallen, die ihn in drei Tagen dahinraffte.

Als sein kurz vor dem Tode gemachtes und unterzeichnetes Testament eröffnet wurde, vernahmen die Höflinge mit Verwunderung, daß der hochselige Herr einem gewissen Major William von Wahren ein Kapital von 30 000 Pfund Sterling ohne jeden Vorbehalt testiert habe. Jetzt erst forschte und flüsterte und erfuhr man in Hofkreisen, daß der Herzog von Cornwall aus einer morganatischen Ehe irgendwo in Hannover irgendeinen Sohn habe.

Willy war ein Glückskind und erwachte eines Morgens als reicher Mann, denn in jener genügsamen, geldarmen Zeit waren 30 000 Pfund Sterling ein großes Vermögen; und die vielzüngige Fama der guten Stadt Hannover erzählte in allen Gassen, daß der Major von Wahren, den man als Abcschützen der Gumperfeldtin gekannt habe, ein Seitensproß des edlen Welfenhauses sei und von seinem hochseligen Vater fünf Tonnen Goldes geerbt habe.

Die ersten und altadligsten Familien der Residenzstadt, die mit Kindern und Töchtern gesegnet waren, luden den Major zu ihren großen und kleinen Traktements, zu ihren Tänzen en famille und ihren Thé dansants so fleißig ein, daß er sich vor Invitationen nicht zu helfen wußte und, um keinen vorzuziehen oder hintenanzusetzen, von allen Familienfeten und Ehefangnetzen mit höflichem Dank sich fernhielt. Er hatte kein Auge für die schönen Töchter des schönen Hannoverlandes, die Mütter nannten ihn einen gutherzigen, aber kaltherzigen Mann. Irgendeine schwatzhafte Dame brachte das Gerede auf, bald flüsterten und fabulierten alle Madamen und Demoisellen von dem sechsunddreißigjährigen Major, daß er in Hispanien eine unglückliche Amour gehabt und derhalben unvermählt zu bleiben und keusch als wie ein Mönch zu leben und zu sterben beschlossen habe.

Den wahren Sachverhalt ahnte seltsamerweise keine wißbegierige Neugier der kleinen, klatschfrohen Residenzstadt, und von dem Fräulein d'Armand wisperte keine Zunge, obgleich Willy alle Jahre zum Todestage Isabellas nach Hasselhausen fuhr, ihr Grab mit Blumen schmückte und eine wehmuts-

volle Gedächtnisfeier hielt. Er wollte dem Andenken der Ersten und Einzigen die Treue halten bis zu seinem Tod.

Wahren lebte als Junggeselle im eignen, geräumigen Hause, das Treu der Zweite zehn Jahre lang bis zu seinem Ableben bei Tag und Nacht bewachte. Ein sogenanntes besseres Frauenzimmer führte die Wirtschaft, aber Diener und Koch, Kastellan und Faktotum war und blieb der Bursche Kosziusko, der sich von seinem Herrn und dem Hunde nicht trennen konnte. Der edle Pole war dem Major mehr ein Freund als ein Diener geworden, und jedermann drückte ein Auge zu, wenn die verhängnisvollen Tage, wo der Vollmond hell schien und der Wodka ihn illuminierte, regelmäßig kamen und gingen. — — —

Als das Jahr 1826 in Lenzgrün und Blütenpracht prangte, wurde dem Major ein Rekreationsurlaub bewilligt, und die lang geplante Harzreise ist ausgeführt worden. Willy besichtigte mit viel Genuß und einiger Hast das berühmte Bodetal und den sagenreichen Blocksberg, doch das eigentliche Ziel, dem er mit instinktiver Unruhe und klopfender Erwartung zustrebte, war die Bergwerksstadt Andreasberg.

Dort wohnte der Förster Hagen, dem er die ungefähre Stunde seiner Ankunft angezeigt hatte. Bei Oderberg wurde die Expreßpostkutsche, darin der Herr Major allein und standesgemäß saß, angehalten, eine junge, schlanke, geschwinde Maid war die Wegelagerin, die dem dicken Schwager Halt zu machen winkte, mit einem Satz in den Wagen hüpfte und die Hand des baß erstaunten Reisenden herzhaft-kindlich-dankbar küßte.

„Ich bin die kleine . . . große Burga . . . Ihr kennt mich nicht wieder, Herr . . . Herr Vater . . . oder soll ich Herr Major sagen?“

Ehrfürchtig betrachtete sie seine Orden und Epauletten.

Der ganz überraschte und halbverwirrte Held von Salamanca konnte sich ein Weilchen nicht fassen noch Worte finden. Diese kaum sechzehnjährige Burga war eine voll entwickelte, vollendete Schönheit, eine schwarzlockige, lebhaft feurige, glutäugige Tochter des sonnigen Südens.

Weil er stumm das leibhaftige Mirakel, das vor ihm stand,

anstarrte, fragte sie knixend und mit possierlichem Respekt: „Darf ich mich an Hochdero Seite setzen, Herr Vater . . . Herr Major . . .?“ Burga wurde rot und fragte offen: „Wie soll ich Euch nennen und geziemend titulieren?“

Flink hatte er die Sprache und Kontenance wiedergewonnen, um die eilige Erklärung abzugeben: „Dir bin ich weder Vater noch Major . . . nenne mich Wahren!“

Diese Titulation schien dem Mägdelein wohl zu gefallen, und er setzte verständig hinzu: „Ich könnte zwar dein Vater sein, aber ich bin es nicht.“

Burga saß an seiner Seite und weidete mit unverhohlener Überraschung und Freude ihr Auge an der stattlichen Offiziersgestalt, sie lachte, in die Hände klatschend, kindlich-neckisch und naiv: „Ich hatte einen alten, guten, grämlichen Oheim erwartet und finde einen jungen, artigen Offizier . . . o ich habe Euch jetzt schon sehr gern und werde Euch alle Tage lieb und lieber gewinnen, Herr von Wahren.“

Auch der Herr Major, dessen Herz rasch und immer rascher pochte, erlebte eine gar große, gewaltig angenehme Enttäuschung. Er hatte ein süßes, unschuldvolles Kind vermutet und ein vollreifes, vollendet schönes Weib gefunden. Sein Auge betrachtete Burgas süßes Antlitz, jeden Zug, jeden Schmelz und Schimmer von dem zierlichen Kinn bis zum schwarzglänzenden Haar, und sein Herz wallte bei der Prüfung immer heißer und erregter, immer wirrer und beklommener. Welche frappierende Ähnlichkeit! War nicht Isabella d'Armand, wie sie in ihren glücklichsten Tagen leibte und lebte, lächelte und lachte, wieder auferstanden in diesem blühenden, unschuldigen Kinde, das auch in seinen Adern das französische Blut und in seinem Blick die Glut des Südens hatte? Nur der blasse, krankhaft zarte und schreckhafte Zug fehlte gänzlich in dem Bilde der von Kraft und Gesundheit sprühenden Burga. Aber ihre Augen mit dem wunderbaren Glanze waren Isabellas leuchtende Sterne, waren die unvergeßlichen Glücksgestirne seiner Jugend. Sollte sein Stern ihm wieder strahlen und ein spätes Glück ihm aufgehen in der Mitte der Jahre? Er war ein verständiger, gesetzter Mann, der nicht mehr törichte Träume spann. — —

Willy weilte vierzehn Tage in dem Forsthause und hatte weithin das waldreiche, liebliche Gebirge durchwandert, Burga war seine unzertrennliche Führerin gewesen und nicht von seiner Seite gewichen. Auf ihren Vorschlag beschloß man, das Silberbergwerk bei der Stadt zu besichtigen und unter Tag zu fahren. Auf sehr steilen Leitern stiegen sie Hunderte von Ellen in die nur vom kärglichen Grubenlicht gespenstisch erhellte, furchtbare Tiefe hinab, ein Steiger führte, der Major folgte und achtete darauf, daß Burgas Fuß die Leitersprosse richtig fand.

Plötzlich flog eine aufgeschreckte Fledermaus dem Mädchen gerade ins Gesicht; sie, die vor manchem kleinen Getier einen Abscheu hatte, stieß einen Schrei aus, verlor den Halt und stürzte. Wahren griff sie im Falle auf und trug sie in seinen Armen, an seiner Brust, seinem Herzen die Leiter hinab, bis der feste Grund des Schachtes erreicht war. Da ging von ihrem warmen Leibe eine Glut aus, und, ob er sich auch wehrte, wurde sein Herz doch von einer heißen, lange glimmenden Leidenschaft zu dem unschuldigen Kinde entzündet.

Rasch setzte er das Mädchen, das sich an ihn schmiegte, auf einen Hund — eine Bergwerkskarre —, und Burga erholte sich schnell.

Der verständige Wahren aber sagte zu seiner Seele: Das muß ich löschen, bevor ein heller und törichter Brand daraus entsteht; ich will stracks und schleunig meinen Abschied von Andreasberg machen.

Schon des andren Tages packte er den alten Seehundskoffer, der ihm lieb und ein Veteran aus dem spanischen Feldzuge war.

Da ereignete sich die dritte und größte der drei Begebenheiten, die er in seinen Memoiren erwähnt, jene große, zumeist einmalige Begebenheit, die der Mensch das wichtigste, größte, glücklichste oder auch unseligste Ereignis in seinem ganzen Leben nennt.

Burga stürzte ins Zimmer, ergriff seine Hand und weinte wie ein Kind. „Ihr wollt gehen . . . nein, nein . . . nimm mich mit!“

Es verwirrte ihn, der Major stotterte, weiß Gott, wie ein Jüngling, dem zur rechten Zeit die rechten Worte fehlen. „Ich . . . ich könnte ja dein Vater sein . . . und . . . und dich als Tochter mitnehmen und adoptieren . . . aber das . . . das Verhältnis . . .“

„Nein . . . nicht als Tochter!“ Burga, deren heißes, südländisches Temperament ungezügelt zum Ausbruch kam, stampfte ein wenig mit dem Fuße und schluchzte eigensinnig. „Nimm mich mit! Nimm mich mit!“

„Ja . . . hast du denn nicht deine Pflegemutter und deinen Pflegevater lieb?“ redete er vernünftig und väterlich ihr zu.

„Ja, aber ich habe Euch noch viel lieber . . . nehmt mich mit!“

Zögernd fragte er: „Dann müßtest du schon als mein Weib mit mir gehen . . .“

Weiter gelangte er nicht mit seiner Rede; denn Burga warf sich an seine Brust und weinte vor Freuden. „Ja, als deine Frau will ich immer mit dir gehen, immer bei dir bleiben.“

Er wehrte nicht mehr der Leidenschaft, die ihn von dannen getrieben hatte, noch dem Glücke, das sich ihm lachend bot.

Ohnegleichen, groß und herrlich ist die erste Liebe, aber die späte Liebe ist gleichwie der Mann, der die Anfechtung erduldet hat, innig und edel, unwandelbar, stark und treu bis zum Tod.

So hat der Bonapartefeind eine Französin geehelicht.

Die Zungen in Hannover schwatzten, die Madamen und Mütter der Residenz, die selbst Töchter und keinen Eidam hatten, weissagten dem ungleichen Paare nicht viel Gutes.

Es ist trotz des Altersunterschiedes von zwanzig Jahren eine sehr glückliche Ehe geworden und geblieben.

Dem Glück der beiden fehlte nur ein Kind, ein Sohn und Erbe. Siebenmal kam der Lenz vom Süden, und die Störche flogen durch Hannoverland und an dem Hause Wahren, ohne Einkehr zu halten, vorüber. Kein winzig dünnes Stimmlein schrie gegen die Wände des Schlafgemachs.

In stiller Entsagung hatte Willy längst die schönste Hoff-

nung des Gatten aufgegeben, auch auf den Traum vom Marschallstabe mit Gleichmut verzichtet und, des öden Gamaschendienstes überdrüssig, als Oberstleutenant einen ehrenvollen Abschied genommen.

Bald ist aber der Muße, des otium cum dignitate, zu viel geworden, sein tatkräftiger Sinn sehnte sich nach einer Tätigkeit, einer Aufgabe, einem hohen, der Allgemeinheit dienlichen Zweck. Weil ihm große Mittel zu Gebote standen, hat er seinen Reichtum edel schlicht in den Dienst der Humanität gestellt. Die Leute zwar tuschelten und lachten und machten ihre törichten Glossen, da der Oberstleutenant in einer Zeit, die eine soziale Fürsorge, eine Linderung der großen Menschennot kaum kannte, als der Ersten und Edelsten einer arme, verlassene, vaterlose, uneheliche Kinder, Säuglingskinder, in seine Wohnung nahm und sein großes Haus zu einem Kinderheim machte. Er selbst hatte, freilich in Irrtum befangen, alle traurigen Folgen, alle Furcht und Angst der unehelichen Geburt an seinem Leibe erfahren, erlebt und durchgekostet, auch fehlte ihm die hohe Elternfreude, Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut ans Herz zu drücken. Darum hat er ein gutes Beispiel gegeben und nicht weniger als zwanzig vaterlose Kindlein in sein Haus und an sein Herz genommen. Die Lacher verstummten bald, die Leute haben ihn noch bei seinen Lebzeiten als einen Wohltäter der Menschheit gepriesen.

Das Ehepaar von Wahren erfreute sich eines reichen, wenn auch adoptierten Kindersegens.

Da hat die gütige Vorsehung sich den fröhlichen, göttlichen Scherz gemacht und nach vollen zehn unfruchtbaren Jahren die eigene Ehe des Herrn von Wahren spät und reichlich gesegnet. Viermal hielt der Storch im Hause Einkehr und brachte, damit die Freude nicht allzu groß sei, zuerst ein zartes Mägdelein. Dann aber kam ein Sohn zur Welt, der als Stammhalter den Namen Welf von Wahren erhielt.

Die Welfe von Wahren sind ein hannöversches Edelgeschlecht, das an Aller und Leine grünt und frische Sprossen treibt bis auf den heutigen Tag.

---

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.